Pracownia Śląska



SCHLESIENS VOLKSTVMLICHE ÜBERLIEFERVNGEN

SCHLESISCHE SAGEN III

ZAVBER-, WVNDER- VND SCHATZSAGEN

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen

Sammlungen und Studien
der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde
begründet von Friedrich Vogt

herausgegeben von

Theodor Siebs

Band V: Schlesische Sagen III

Druck und Verlag von B. G. Teubner Leipzig und Berlin 1913

Schlesische Sagen III
Zauber-, Wunder- und Schatzsagen

Von

Richard Kühnau

Mit einer Abbildung im Texte

Druck und Verlag von B. G. Teubner Leipzig und Berlin 1913

SL 9c 1

144651.3
II

K-69/3326
21.3.69 100,- (Fr.)



Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Meinem lieben Vater

Vorwort.

Mit vorliegendem dritten Bande erreicht das Schlesische Sagenwerk seinen Abschluß. Es enthält eine geordnete Sammlung derjenigen Sagen, die man mit gutem Grunde als „mythische" zusammenzufassen pflegt, seitdem W. Schwartz die „Niedere Mythologie" entdeckte. Die allgemeinen mythischen Volksanschauungen bilden die Kette, die örtliche Anlehnung und persönliche Sonderform den Einschlag. Ist aber eine Sage anders entstanden, ist irgend ein auffallender Ausdruck oder Gegenstand, eine eindrucksvolle Persönlichkeit der Ausgangspunkt der Sage, deutet sie das Auffallende (wie in den etymologischen und ätiologischen Sagen) oder hält sie den Eindruck in ihrer Weise fest und führt ihn aus (historische Sagen, Legenden), so suche man eine solche nicht in diesem Werke.

Sagen sind es, die ich gesammelt habe. Wer aber weiß, daß Sage nichts ist als Volksglaube, durch einen besonderen Fall erklärt, der wird es nicht auffallend finden, wenn der Volksglaube nicht grundsätzlich aus dem Sammelwerke verwiesen ist. Wächst doch gerade die echte Volkssage in der Weise aus dem mütterlichen Boden empor, daß ein allgemeiner Glaubenssatz vorangestellt und zu seiner Erläuterung ein Beispiel aus der eigenen oder aus fremder Erfahrung mitgeteilt wird.[1]) Wenn der Glaube schwindet, siecht auch die Sage hin und verkümmert, oder sie wird losgerissen und oft zu üppiger Entfaltung gebracht — aber durch künstliche (literarische) Züchtung.

Eine ähnliche Flüssigkeit der Grenzen besteht auch zwischen Sage und Märchen, und es kann bisweilen zweifelhaft sein, welcher Art ein Gebilde des Volksgeistes zuzurechnen ist. Ich habe mich in diesem Falle entschlossen, nicht engherzig zu sein und überall den praktischen Gesichtspunkt voranzustellen. Das Werk will in erster Linie ein gesichertes volkstümliches Material bieten und alles künstliche Machwerk ausscheiden, nur so kann

1) Ein typisches Beispiel ist Nr. 1538.

es dem Endzwecke der Sagenforschung dienen, die echten Volksanschauungen, also wieder den Volksglauben, festzulegen.

Indem ich die Feststellung des Stofflichen überall als Hauptziel betrachtete, war mir doch die sprachliche Form keineswegs Nebensache. Das volkstümliche Gewand, so rauh und verschoben es auch sein mochte, war mir immer das schönste. Warum ich nun trotzdem die mundartliche Überlieferung nicht beibehalten, sondern ins Hochdeutsche umgesetzt habe, dazu veranlaßte mich folgende Überlegung. Das Sagenwerk wendet sich nicht bloß an die Provinz Schlesien oder den seine Grenzen überschreitenden Herrschaftsbereich schlesischer Sprache, es dient der Sagenforschung und dem Sageninteresse im allgemeinen. Es will dem Dialektforscher nicht Sprachproben geben — diese findet er in den Veröffentlichungen mundartlicher Sagen, die überall im Sagenwerke zitiert sind. Es will aber dem der schlesischen Mundart nicht Kundigen die Möglichkeit leichten Verständnisses geben und diese bietet die hochdeutsche Sprachform, die sich immerhin an die mundartliche Fassung so eng als möglich anlehnen mag. Ich verstehe es freilich, daß der Schlesier nicht gern auf seine heimatlichen Klänge verzichtet.

Bei der riesigen Fülle des zu bewältigenden Stoffes habe ich mir von vornherein nicht eingebildet, daß ich überall auch im einzelnen zum tadellosen Abschluß kommen würde. Dankbar bin ich für manche Angabe, die sich leicht an der betreffenden Stelle einfügen lassen würde, die ich aber jetzt nach dem Abschlusse zurücklegen muß. Daß auch in der Anordnung der Sagen, die so äußerst schwierig ist, nicht restlos alle Bedenken zu lösen sind, habe ich schon in der Einleitung zum ersten Bande angedeutet. Wünsche werden immer bleiben. Ich hoffe aber, daß das in Arbeit befindliche eingehende Sachregister, das mit Literatur-, Orts- und Personenverzeichnis an das dreibändige Werk sich anschließen soll, allen berechtigten Wünschen entsprechen und den ganzen Stoffreichtum der Wissenschaft erst richtig erschließen wird.

Ich will nicht schließen, ohne dankbar der zahlreichen anerkennenden Besprechungen zu gedenken, die den ersten beiden Bänden des Sagenwerkes gewidmet worden sind und die mir

Freude und Trost in schwerer Arbeit waren. Nicht aus Schlesien allein, aus ganz Deutschland und dem Auslande drangen die Stimmen an meinen Arbeitstisch und gaben mir Gewähr, daß ich nicht umsonst gearbeitet habe. Dank schulde ich auch denen, die mich bei Abfassung des dritten Bandes mit neuen Beiträgen unterstützt haben. Einen aber will ich besonders nennen, Herrn Franz Streit vom Bauernhof Traunfried in Ober-Österreich, weil sich in ihm die Liebe des Schlesiers zu seinem Heimatlande in besonderer Weise verkörpert. Geboren in Breitenfurt bei Freiwaldau in Österreichisch-Schlesien, hat er jahrelang als Farmer über See gelebt, bis er sich in Ober-Österreich ankaufte. Da hörte er von meinem Sagenbuche und kaufte es. „Verschlungen", schreibt er mir, habe er mit seinen Kindern, was hier von seiner Heimat geschrieben stand. Und nun setzte sich der alte Mann hin und schrieb mir alles auf, was er aus seiner Kindheit wußte. Einen Teil davon bringt dieser dritte Band.

Auch Herrn J. C. Hoffmann, städtischen Rentmeister in Zuckmantel, danke ich an dieser Stelle für die freundliche Überlassung seines Klischees vom Seehirten.

Und noch einen Dank muß ich aussprechen der B. G. Teubnerschen Verlagshandlung, die durch ihr opferbereites Entgegenkommen ihrem 100-jährigen Ruhmeskranze ein neues Blatt hinzugefügt hat.

Gewisse wiederkehrende Abkürzungen sind folgende:

Bzh. = Bezirkshauptmannschaft (Österreichisch-Schlesien und Böhmen).
Gl. V. = Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz. Bd. 1—10. 1881—1891.
K. = Kühnau (für Beiträge und Bemerkungen des Verfassers).
Kh. = Kreishauptmannschaft (Sachsen).
Mitt. = Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Bd. 1 (Heft 1 u. 2). 1896 usw.
Prov.-Bl. = Schlesische Provinzialblätter. Bd. 1—130. 1785—1849. Neue Folge. Bd 1—14. 1862—1875.
Z. f. V. = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Begründet von Karl Weinhold. 1. Jahrgang. 1891 usw.

Breslau, im April 1912.

Richard Kühnau.

Inhaltsverzeichnis.

[S = Schlesien, ohne nähere Ortsangabe, L = Lausitz, MG = Mittelschlesien d. h. Schlesien vom Queis-Bober bis zur polnischen Sprachgrenze, Gebirge und Gebirgsvorland links der Oder, MF = Mittelschlesien, Flachland, P = Polnisch-Oberschlesien, Ö-S = Österreichisch-Schlesien, GG = Grafschaft Glatz, Ma = Mähren, B = Böhmen, die deutschen Gegenden im Nordosten des Landes.]

Seite

Vorwort VII

Erläuterungen zur Gruppierung der Zauber-, Wunder- und Schatzsagen XXXII

Zaubersagen.

I. Hexen und Hexenwerk.

Hexenprozesse und Hexengeschichten vom 16. bis 18. Jahrhundert.

S 1350. Der in einen Esel verwandelte Bräutigam 1

MF 1351. Die Hexen zu Grünberg 3

MG 1352. Die Hexen zu Leobschütz im Jahre 1581 6

1353. Hexenprozesse in der Leobschützer Gegend gegen Ende des 16. Jahrhunderts 6

MF 1354. Eine besessene Fürstin, die beständig reist 7

1355. Verbrennung von Hexen im Fürstentum Öls 8

1356. Hexen martern eine Schwangere 8

P 1357. Das Hexenbad 9

Ö-S 1358. Hexereien zu Wildgrub, Würbenthal und zu Kröbnig 9

1359. Der Peterstein ein Hexensammelplatz 10

1360. Das Hexenwesen in Jauernig und Umgegend 11

GG 1361. Die im Jahre 1579 zu Glatz verbrannten Hexen (Pilweissen) 12

1362. Hexe erscheint als Hase im Jahre 1648 bei Glatz . . . 13

1363. Das Hexenmal 13

1364. Hexen zu Habelschwerdt im 17. Jahrhundert 14

1365. Die Hexe in Gänsegestalt zu Habelschwerdt 15

1366. Alraunen im Besitze einer Hexe 16

1367. Prozeß gegen Joseph Ignaz Schiller zu Lewin . . . 16

B 1368. Die ältesten Hexenprozesse in Nachod und Umgegend (Liebeszauber) 17

1369. Hexenprozeß in Solnitz bei Reichenau gegen die Schafferin im Jesteticzer Schlosse 18

1370. Die alte Backofenfrau zu Braunau 20

Neuere Hexengeschichten.

L 1371. Die Hexen in der Lausitz 21

1372. Die Hexenkur 22

MG 1373. Der Hexenstein bei Michelsdorf 22

1374. Die Hexe im „Zwirbel“ 23

Seite

1375. Die unheimlichen Katzen in der Mühle 23
1376. Mittel gegen den Viehzauber einer Hexe 24
1377. Der Bär im Kuhstall als Hexenspürer 25
1378. Die Hexe im Staubwirbel 26
1379. Die Teufelssalbe und das Teufelsbuch 26
1380. Das Hexengeschirr der Bauersfrau 27
1381. Die Hausfrau mit der abgehauenen Hand 28
1382. Das Katzenkonzert bei Klein-Bielau und der Meermauer in der blauen Marie 29
1383. Die Hexenkatze kratzt ihrem Herrn die Augen aus . . . 30
1384. Kalb, Hund und Metzgergeselle im Gefolge der Hexe . 30
1385. Der Bauer auf der Hexenfahrt und als Eselsmensch . 31
1386. Die Hexenkiefer auf dem Pangel bei Nimptsch 33
1387. Die Hexen zu Olbersdorf in der Walpurgisnacht . . . 33
1388. Hexen als Katzen auf den Apfelbäumen 34
1389. Die blühenden Kirschenzweige in der Christnacht . . . 34
1390. Die Woitzer Hexe stürzt ein Getreidefuder um 35
1391. Die Woitzer Hexe hext ein böses Bein und muß es wieder enthexen 36
1392. Mittel gegen Hexen im Grottkauer Oberkreise 38
1393. Die Hexen sind auf hundert Jahre verbannt 39
1394. Mittel gegen die Hexen in der Johannisnacht 39
1395. Musizierende Hexen 39
1396. Die Überführung einer Hexe zu Langendorf 40
1397. Die Hexen in der Neisser und Leobschützer Gegend und Abwehrmittel gegen sie 41
1398. Die Butterhexe und das Teufelsbuch zu Langenbrück . 41
1399. Hexenzauber und Gegenzauber in Fürstlich-Langenau . 42
MF 1400. Die Butterhexerei 43
1401. a) Die alten Jungfern kehren die Magdalenenbrücke . 46
1401. b) Die alten Jungfern waschen den Patschkauer Turm 47
1402. Die Hexe als Wöchnerin in Klein-Ellguth 47
1403. Der Hexenberg bei Bernstadt 48
P 1404. Das Buttermachen mit Hilfe des Teufelspulvers . . . 48
1405. Hexen zu Kostenthal 49
1406. Hexen in Czissowa 49
1407. Hexen in Rokitsch 50
1408. Der feurige Wagen bei Matzkirch 50
1409. Die drei Butterhexen am Zülzer Wasser in Polnisch-Rasselwitz 50
1410. Die Hexe mit den roten Augen zu Kramelau. 51
Ö-S 1411. Der Haushalt der Hexe 52
1412. Eine Hexe in Krötengestalt als Feldschädigerin 53
1413. Die Butter schlagenden Hexen an der Beierbrücke in Petersdorf 54
1414. Hexen schneiden den Kühen das Fleisch aus den Hinterschenkeln 54
1415. Die Katzen beim Grondfloße zu Breitenfurt 55
1416. Behexung durch zusammengebundene Haselsträucher zu Breitenfurt 55
1417. Der Katzenlärm auf dem Hausboden zu Niklasdorf . . 56

Seite

1418. Viehbehexung in Niklasdorf und Rosenthal 57
1419. Anhexen eines bösen Beines zu Zuckmantel 59
1420. Fingerbehexung zu Zuckmantel 60
1421. Die alte Stellmacherin zu Adelsdorf 61
1422. Der Hexentanz der Katzen 64
1423. Die Hexen und der Baßgeiger 64
1424. Das Hexengericht 65
1425. Die Katze hext dem Knecht ein böses Bein an 66
1426. Die Hexe bringt die Weidburschen ihres Mannes um . 66
1427. Das Hexengeschirr der Bauersfrau 68
GG 1428. Die Hexen in der Walpurgisnacht 69
1429. Das Buttern mit Hilfe des Hexenbüchels 70
1430. Die Hexe mit dem blauen Steinchen zu Lewin . . . 70
1431. Die Lewiner Hexe gebietet über den Graswuchs . . . 71
1432. Wie das verhexte Butterfaß zu Lewin entzaubert wird 71
B 1433. Heutiger Hexenglaube in Zöllnei und Umgegend . . . 72
1434. Wie die Hexe in der Waldmühle verbrannt wird . . . 73
1435. Der neugierige Knecht 77
1436. Die verhexte Butter 79
1437. Katzen als Hexen 82
1438. Aus Rache angehextes Ungeziefer 83
1439. Herbeigehexte Milch 84
1440. Verbannung der Schönauer Hexe 85
1441. Butterbereitung der Schönauer Hexe 86
1442. Die Hexe von Schönau wird von Grunde ausgerottet 87
1443. Hexen in der Christnacht 87
1444. Hexenrache 89
1445. Bändigung einer Hexe in Großdorf 90
1446. Gezauberte Milch 93
1447. Wie eine Hexe in Hauptmannsdorf gebändigt wird . . 94
1448. Die Hexe zu Barzdorf und ein Mittel gegen Viehbehexung 96
1449. Körperbehexung 98
1450. Hexenmeister, die aus einem Messergriff oder einem Hackenstiel melken 98
1451. Mittel gegen Viehbehexung 99
1452. Ein Mittel gegen Behexung des Viehs 99
1453. Schutzmittel gegen die Hexen 100
1454. Die verunglückte Hexenfahrt 100
1455. Ein Hexenritt im Isergebirge 102
1456. Die aus dem Axtstiel gemolkene Milch 104

II. Alp, Werwolf, Doppelgänger.

Der Menschen drückende Alp.

L 1457. Der Alp, Murava, in der Lausitz 105
MG 1458. Alp als Zugwind in Kunzendorf 106
1459. Alpsprüche zum Schutze gegen den Alp 107
1460. Vom Bannen des Albes im Deichsatale 108
1461. Allgemeines vom Albe in der Striegauer Gegend. . . 109
1462. Die Seele des Nachtwächters geht in Mausgestalt drücken 109
1463. Dem Alp muß man etwas versprechen 110

Seite

1464. Alp als kleines graues Männel zu Peterswalde . . . 110
1465. Alp in Mausgestalt zu Schlaupitz 111
1466. Der Alp als Maus zu Peilau 111
1467. Seele in Mausgestalt zu Peilau 112
1468. Alp in Apfelgestalt in der Schlaupitzer Gegend 112
1469. Alpschutz in der Zobtengegend 113
1470. Verschiedene Versprechungen, die man dem Albe macht 113
1471. Der Alp in Hundsgestalt zu Zinkwitz 114
1472. Alp als altes Weib mit langer Nase zu Zinkwitz . . . 114
1473. Das in die Fußtapfen Treten und das an die Wand Nageln des Strohhalms 115
1474. Bannen des Albes in der Strehlener Gegend 115
1475. Der Alp in Weibsgestalt mit großen Augen 115
1476. Der Alp stellt einer Wöchnerin nach 116
1477. Zwei Mädchen zu Woitz gehen als Alp drücken 116
1478. Den Gedrückten soll man beim Namen rufen 117
1479. Dem Alp muß man ein Kleinbrotel versprechen . . . 117
1480. Mittel, den Alp loszuwerden 117
1481. Warum die Alber heutzutage sich verzogen haben . . . 118
1482. Der affenähnliche Alp zu Lindewiese 118
1483. Tierverwandlungen des Albes zu Langenau bei Katscher 118
1484. Die Seele einer Magd zu Langenau bei Katscher in Mausgestalt 119
MG, MF 1485. Alp in Pferdegestalt 120
MF 1486. Alp in jugendlicher Mädchengestalt zu Mühnitz 120
1487. Der Alp holt sich ein Stückel Weichbrot zum Frühstück 120
1488. Der Alp-Strohhalm wird in die Wagenachse geklemmt 121
1489. Die Seele wandert als Mäuschen aus zu Kritschen . . 121
1490. Alp mit lockigem Kinderkopf zu Klein-Ellguth 121
1491. Der Alp in Katzengestalt 122
1492. Was man dem Albe versprechen muß 122
S 1493. Alp dringt als blauer Rauch durchs Schlüsselloch . . . 123
P 1494. Die Mora 124
1495. Der Alp in Oberschlesien 125
1496. Die Mora saugt an der Brust des Menschen 126
1497. Die Alp-Hexe von Chronstau 126
1498. Ein Dienstmädchen zu Gleiwitz als Mora. 127
1499. Die Mora als Strohhalm 128
1500. Die Mora zu Tarnowitz und zu Bismarckhütte 128
1501. Das Vornageln des Besens vor die Tür 129
1502. Der Alp zu Matzkirch 129
1503. Dem Albe verspricht man Brot und vertreibt ihn mit dem Besen 129
1504. Ein junges Mädchen zu Ratibor als Mora 130
Ö-S 1505. Das Alpdrücken und Schutzmittel gegen den Alp . . . 130
1506. Das Alpgebet in Gurschdorf 131
1507. Alp als kleines graues Männel in Freiwaldau 131
1508. Ein Kleinbrotel geben und mit dem Besen hinausjagen 132
1509. Der Alp saugt neugeborenen Kindern an der Brust . 132
1510. Eine Seele geht als Maus drücken 132
GG 1511. Der Alp als Henne 133

Seite

1512. Das Pferd als Alp in Gestalt eines Strohhalmes . . . 133
1513. Bannspruch gegen den Alp in Brzesowie 134
B 1514. Alp als kleines buckliges Männchen zu Trautenau . . . 134
1515. Ein „Pôksla" frisches Brot versprechen 135
1516. Der Alp hat Plattfüße 135
1517. Der Alp saugt den Kindern die Muttermilch aus der Brust 135
1518. Wie man sich im nordöstlichen Deutschböhmen gegen den Alp schützt 136
1519. Wie man den Alp im nordöstlichen Deutschböhmen vertreibt 136

Der Tiere drückende Alp.

P 1520. Die drei Arten des Albes 137

Der Bäume drückende Alp.

MG 1521. Eine Frau drückt eine Birke am Feldrain bei Reimswaldau 138
1522. Die Seele drückt in Mausgestalt eine Weide 138
1523. Zwei Wirtstöchter drücken die eine die Kreuzlinde, die andere die Teichbirke 139
1524. Ein Greis muß eine Weide drücken 139
1525. Bauersfrau drückt eine Birke 139
1526. Bäuerin muß im Walde die Kiefern drücken 140
MF 1527. Die Seele eines Mädchens muß in Mausgestalt eine hohle Weide besuchen 140
P 1528. Nächtliche Wanderung der Seelen dreier Kretschmerstöchter 141
1529. Junge Frau drückt als Mora eine Eiche 141
Ö-S 1530. Junge Frau muß eine Birke an der Grenze drücken 142
GG 1531. Derselbe Alp drückt erst einen Menschen und dann einen Birnbaum 143
B 1532. Junge Frau drückt eine Birke im Walde bei Borowitz 144
1533. Ein Bursche muß eine Birke bei Gabersdorf drücken 145

Alpkinder und Wechselbälge.

MG 1534. Kinder, die zu Albern werden 146
P 1535. Die Mora mit ihren Jungen in Keltsch 146
GG 1536. Welches Kind ein Alp wird 146
B 1537. Der Alp bildet ein Kind aus Lehm in Klein-Borowitz 147
1538. Der Alp wechselt ein Kind aus zu Gabersdorf 148

Der Werwolf.

MG 1539. Der Werwolf in Fellhammer und Umgegend 150

Doppelgänger.

MG 1540. Der Doppelgänger zu Goldberg 150
MF 1541. Der Doppelgänger zu Breslau 152
MG 1542. Der Doppelgänger zu Neisse 154

III. Schwarzkünstler.

L 1543. Der Feuersegen des Zigeuners zu Budissin 158
1544. Martin Pumphut 160
1545. Pastor Pech zu Neukirch am Hochwalde, der Hexenmeister 163

Seite

1546. Der Teufelsbanner Huser zu Sorau 166
1547. Die Krabatsagen der Lausitz 166
1548. Von einem bösen Herrn in Großsärchen 173
1549. Valentin Dominus und der Görlitzer Henker 174
1550. Zwei Bauern zu Friedersdorf können mehr als Brot essen 175
1551. Die Kerbemühle bei Markliſſa 175
MG 1552. Die Sagen von den Tappern in Groß-Iser 176
1553. Vom Barbierla in Petersdorf 178
1554. Ein Geiſtlicher bannt einen Poltergeiſt in der Gnadenkirche zu Landeshut 180
1555. Die Zigeuner gebieten über das Feuer und wiſſen Brände voraus 182
1556. Magiſter Feige zu Wüſtewaltersdorf und ſein „ſchwarzes Buch“ 183
1557. Der geheimnisvolle Kalender zu Volkenhain 184
1558. Der Alchimiſt und der junge Lindwurm 184
1559. Ein Feuerzauberer 186
1560. Der „Scharfrichter“ in Reichenau macht eine Hexe unſchädlich 187
1561. Der Scharfrichter in Reichenau und das Anbinden . . 189
1562. Die Teufelskünſte des Chriſtian Gloger aus Türpitz 190
1563. Ein verſtorbener Böſewicht wird aus der Hölle zitiert 191
1564. Der Teufelsmüller in der Puſchmühle bei Dürrkamitz 192
1565. Der Rotbart-Kehrab im alten Schloſſe bei Oſſeg . . . 193
1566. Vom Mitſpielen und Aufſtechen 194
1567. Die Zigeuner können mehr als Brot eſſen 195
S 1568. Die Ziſterzienſer 197
MF 1569. Sander der Müller und John der Brauer 197
1570. Ein Jäger ſchießt allerlei Wild auf Meilen weit . . . 198
1571. Der Schäfer als Hexenbanner 198
P 1572. Der Zauberer Barthek 199
Ö-S 1573. Die beſtrafte Müllerin oder die verhexte Mühle . . . 200
1574. Ein verſtorbener Fabrikherr zu Jägerndorf wird zitiert. 202
1575. Ein Schäfer übt durch Stockſchläge einen Fernzauber. 203
1576. Der Sichtſpiegel des Mannes in Schwarzwaſſer . . . 203
1577. Der Mann zu Schwarzwaſſer befragt den Sichtſpiegel zum letzten Male 204
1578. Der Franzoſentonesel zu Niklasdorf 206
1579. Begräbniszauberei der Kiſtlerjungen zu Freiwaldau 209
1580. Wie der Scharfrichter die böſe Priesnitzin zu Böhmiſchdorf begräbt 213
1581. Das Zitieren der böſen Priesnitzin zu Böhmiſchdorf 214
1582. Doktor Theophraſtus. Sein Spiritus und ſein Tod . . 215
1583. Schabernack, den ein zauberkundiger Förſter einem Wilddiebe ſpielt 218
1584. Der Zigeuner behext eine Bauerstochter 219
GG 1585. Der Scharfrichter in Landeck als Zauberkundiger . . . 220
1586. Vom alten Jägerpeter 223
1587. Das verhexte Gewehr 227
1588. Ein Aſtrolog in Glatz ſagt einem Mörder ſeine Todesart voraus 228

Seite

1589. Eine Frau in Reinerz ans Waschschaff gebannt 229
B 1590. Der zaubernde Gaukler in Altenbuch 230
1591. Der Schinder von Schwarzenthal und die an den Grenzpfahl gebannte Hexe 231
1592. Der Schwarzenthaler Schinder macht eine Hexe unschädlich 232
1593. Der in seiner Stellung gebannte Bettelvogt 233
1594. Vom alten Lux zu Göhe, der hexen konnte 234
1595. Der Brechschmied. Ein Faust aus dem Handwerkerstande 234
1596. Der in seiner Stellung gebannte Holzhacker 241
1597. Die aus Werg gezauberten Eichkätzchen 242

Freimaurersagen.

MF 1598. Von der Aufnahme unter die Freimaurer . . 243
MF, GG 1599. Aufnahme in den geheimen Bund der Freimaurer 244
GG 1600. Der große graue Brief des Freimaurers . . . 244
MF 1601. Die Freimaurer bestrafen den (drohenden) Verrat mit dem Tode 245
1602. Die geheimen Sitzungen der Loge und der Verrat ihrer Geheimnisse 246
1603. Die Freimaurer darf man nicht belauschen . . 247
1604. Ein Freimaurer aus Hartlieb auf der Fahrt zur Loge in Breslau 247
MG, MF, P 1605. Der Teufel als Begleiter der Freimaurer . . 247
MF 1606. Umzug der Loge 249
MG,MF,GG 1607. Über den Reichtum der Freimaurer 249
GG 1608. Wie die Freimaurer reich werden 250
S 1609. Die Freimaurer als Goldmacher 250
MF 1610. Freimaurer können nie völlig verarmen . . . 250
1611. Die Freimaurer sind geheime Zauberer . . . 251
1612. Ein Freimaurer dämpft durch Zauber die Feuersbrunst 252
MG 1613. Der Freimaurer als Banner 252
S 1614. Die Freimaurer müssen immerfort bauen . . 253
MG,MF,GG 1615. Der Tod der Freimaurer 253
MG, Ö-S 1616. Der Arnoldsdorfer Graf oder der Tod eines Freimaurers 256
MG 1617. Der kranke Freimaurer wird vom Teufel geholt 257

IV. Zaubermittel.

Die Anwendung der Zaubermittel.

L 1618. Der Liebeszauber am Weihnachtsabend 257
1619. Der Zauberspiegel zu Görlitz 258
1620. Von dem Kräutlein Sonnentau 259
1621. Die Mordsuppe der Räuberbande in der Gegend von Marklissa 259
MG 1622. Wie man Freikugeln gießt 260
1623. Der Zauber in der Neujahrsnacht (Christnacht) 260
1624. Das schwarze Buch des Doktors zu Königswalde . . . 262
1625. Das schwarze Buch des Schmiedes in Weißkirschdorf . 262
1626. Das Zupfen beim Schneiden der Wünschelrute 263

Seite

1627. Wie man die Wünschelrute gewinnt 264
MF 1628. Die Galgenhand 264
1629. Das Hexenbuch und das Männlein 266
1630. Der Teufel als Bock und das Herbeikochen des Schatzes 266
1631. Ein Mittel gegen die Schlafkrankheit in Bankwitz . . 267
P 1632. Mittel gegen böse Geister 268
Ö-S 1633. Der Höllenzwang in Woitzdorf 269
GG 1634. Die Teufelsnägel zu Königswalde 270
1635 Der Teufelszwang im Besitze eines Ludwigsdorfer Bauern 272
B 1636. Der Höllen- oder Teufelszwang in Klein-Borowitz . . 274

Der Fluch und der Wunsch.

L 1637. Die große Linde auf dem Nikolaikirchhofe zu Görlitz 275
1638. Grasloser Fleck im Muskauer Parke 278
1639. Der Burgsberg zu Schönberg und der Fluch des Schweden 279
1640. Verfluchter Fleck auf dem Burgsberge bei Schönberg 280
MG 1641. Die drei Fichten am Burgberge von Lähnhaus . . 280
1642. Die Wunderkiefer in Bremberg 281
1643. Die Linde zu Güttmannsdorf 281
1644. Der Kuhnauer Birnbaum 282
P 1645. Eine Verwünschung als Ursache des Wassermangels . . 282
1646. Der Jungfernkranz an der Kirche zu Lubetzko 283
1647. Der Mutter Fluch verwandelt die Tochter in Stein . 286
1648. Der immergrüne Fleck bei Ellguth 286
1649. Die wunderbar entsprossene Eiche in den Erlen bei Oberglogau 286
Ö-S 1650. Die Wundersäule zwischen Gostitz und Überschar . . . 288
GG 1651. Der eingemauerte Totenkopf 288
1652. Der erfüllte Fluch 290
1653. Fluchen hilft 291
B 1654. Der Blutteich bei Braunau 292
1655. Burg Wallenstein vom ewigen Juden verflucht 292
1656. Das Erdbeermädchen, durch den Fluch der Großmutter in Stein verwandelt 293
1657. Die Blutnelken bei Nixdorf 295

Verbannung von Tieren.

L 1658. Im Dorfe Sorah sind die Sperlinge verbannt 295
MG 1659. Die heilige Hedwig verbannt die Nattern und Schlangen 296
1660. Die Verbannung der Sperlinge in Neugericht 296
1661. Verbannung der Frösche in Tschammerhof 297
1662. Verbannung der Fliegen zu Bielau und der Ottern zu Bernsdorf 297
1663. Ein Müller verbannt die Sperlinge in Wildgrund . . 298
P 1664. Der heilige Adalbert und die Frösche 298
1665. Der heilige Adalbert und die Schlangen 298
1666. Der heilige Hyacinth und die Elstern zu Groß-Stein . 299
1667. Der selige Ceslaus verwünscht die Elstern 300
1668. Der heilige Hyacinth und die Schalastern 300
1669. Ein Geistlicher verflucht die Schalastern in Beuthen O.-S. 300
B 1670. Die Verbannung der Lerchen zu Höflitz 301

Wundersagen.

I. Die Unterwelt.

Die Unterwelt und ihre Bewohner.

Unterirdische Gewässer.

Seite

MG 1671. Der schwarze Wog bei Schreiberhau 302
1672. Die breiteste Brücke in Schlesien 302
1673. Die Meeresader am Breiten Berge 303
1674. Das unergründliche Wasserloch auf der Thielaukoppe bei Seitenberg 303
1675. Der Escherbrunnen in Kreuzendorf 304
P 1676. Unterirdische Verbindung zweier Quellen 305
Ö-S 1677. Die Karpaten und das Meeresauge 305

Besuch der Unterwelt; Zauberschlaf.

S 1678. Marianes Aufenthalt bei dem gestorbenen Geliebten in der Unterwelt 305
P 1679. Gott als Schuldner 306
1680. Der Besuch im Jenseits 307
1681. Mit dem Feuermann in der Unterwelt 308
Ö-S 1682. Die Galgenmühle bei Troppau 310
1683. Die Hölle bei den Siebenkreuzen im Walde bei Weißbach 311
1684. Ein Spaziergang in die Unterwelt 311
GG 1685. Die Siebenschläfer 312
B 1686. Ein langer Schlaf 314

Beherrscher der Unterwelt.

MG 1687. Der Schatz im schwarzen Teiche auf dem Riesenkamme 315
1688. Rübezahl hat einen Kampf mit dem Meerkönige . . . 315
1689. Der Graurock im Sumpfe 317
MF 1690. Der Graurock im Walde bei Brauchitschdorf 318
P 1691. Ertrunkene weinen im Wasser 319
1692. Ertrunkene reden im Teiche miteinander 319
B 1693. Der Teich Peklo bei Polna 320

Versinken einzelner Menschen in die Erde, in Gewässer.

L 1694. Die versunkenen Menschen 321
1695. Graf Robert vom See 322
1696. Die Dorfbach zu Rengersdorf 324
1697. Die Herrenwiese bei Jauernick 325
1698. Das verlorene Wasser bei Penzig 326
1699. Der bestrafte Meineid zu Friedersdorf 327
MG 1700. Das Jungferngründel bei Langenöls 327
1701. Das Zetergeschrei in Peiswitz 327
1702. Woher ein Hügel bei Reichenbach Verlorensberg heißt 329
1703. Das Pentschemännchen bei Plottnitz 330
1704. Versinken eines Fuhrwerks auf dem toten Mann in Brüchtig bei Neuhaus 330
1705. Im Sumpfe bei Patschkau versunkene Familie 331
1706. Versinken eines Brotwagens bei Lobedau 331

Seite

1707. Der versunkene Fuhrmann bei Sengwitz 331
1708. Versinken eines Fuhrmannes mit Roß und Wagen bei Deutsch-Rasselwitz 332
1709. Das Graupenbrünnel bei Leobschütz 332
1710. Der versunkene Brotfuhrmann und sein Hund bei Hohndorf 333
MF 1711. Der Schuß auf das Marienbild 334
Ö-S 1712. Der Weinbrunnen in Werdenberg 335
1713. Der verhängnisvolle Hemmschuh aus Brot 335
1714. Der versunkene Kuhhirt bei Lindewiese 336
1715. Der Jehoimann bei Alt-Rotwasser 336
1716. Die Salzsümpfe bei Sörgsdorf 337
GG 1717. Brotfrevel eines Hütejungen in Albendorf 337
1718. Der Jochhoimann oder der versunkene Fuhrmann im Hahnloch 338
1719. Der Quickenteich bei Rückers 338
B 1720. Der Kolbapusch bei Grulich 340
1721. Der Judenteich bei Bergersdorf 340
1722. Der versunkene Ritter bei Schwarzenthal 341
1723. Versunkene Kutsche im schwarzen Teiche bei Böhmisch-Kamnitz 342

Versunkene Bauwerke, Dörfer, Städte.

L 1724. Das versunkene Schloß bei Wittichenau 342
1725. Das versunkene Schloß bei Cosel 342
MG 1726. Der Untergang des Dorfes Haderwiese 343
1727. Die Laurichenburg 344
1728. Das versunkene Kloster und die Kiefer auf dem Breiten Berge 348
1729. Der Untergang von Hahndörfel 349
1730. Das untergegangene Dorf im Walde bei Nieder-Hermsdorf 349
1731. Das versunkene Schloß bei Ziegenhals 350
1732. Das versunkene Schloß im „gelben Loche“ zu Friedland 354
1733. Die beiden untergegangenen Dörfer in den Schmeisdorfer Erlen 354
MF 1734. Versinken eines Dorfes mit Kirche in einem See bei Breitenau 355
1735. Versinken eines Klosters im großen Waschteiche zu Breslau 356
1736. Versunkene Wohnstätten in der Umgegend von Bernstadt 356
1737. Bevorstehender Untergang von Paulsdorf 357
P 1738. Das im See bei Klein-Schimnitz versunkene Dorf . . 357
1739. Das untergegangene Schloß bei Murow 357
1740. Die untergegangene Stadt bei Königlich-Neudorf . . . 358
1741. Das untergegangene Gasthaus und die wunderbare Hand im Teiche bei Halbendorf 358
1742. Das versunkene Gasthaus bei Derschau 359
1743. Das versunkene Schloß auf dem Grojetzberge bei Lubschau 360
1744. Das untergegangene Gasthaus in Rybna 363
1745. Versunkenes Dorf Jendrichow 364
1746. Das versunkene Kloster bei Beuthen O.-S. 364
1747. Untergang eines Kretschams in Rydultau bei Ratibor 365

Seite

1748. Das versunkene Schloß bei Ottmuth 366
1749. Die untergegangene Stadt im Koloteiche bei Sandowitz 366
1750. Versinken eines Gasthauses oder einer Mühle im Sumpf 367
1751. Das versunkene Schloß in den „Erlen" bei Oberglogau 367
1752. Die beiden Teiche bei Stöblau, wo ein Schloß und eine Schmiede versunken sind 369
1753. Untergang eines Gasthauses und einer Mühle in Wilkau 369
Ö-S 1754. Das versunkene Zebraner Schlössel bei Wagstadt . . 370
1755. Die versunkene Mühle in Stubendorf 370
1756. Der Untergang der „Hunstadt" in Moosebruche bei Reihwiesen im Altvatergebirge und die Wunder der Tiefe . 371
1. Der Untergang der „Hunstadt" und die Entstehung des Moosebruches bei Reihwiesen 371
2. Eine andere Sage über die Entstehung des Moosebruches. Der Seehirt 374
3. Die Schätze des Moosebruchteiches und des Wälschen Tauchversuche 378
4. Der im Moosebruche gefundene Binderschlägel . . . 381
1757. Das verbrannte Schloß und der Schwarzteich im Ferchauer Grunde bei Freiwaldau 382
B 1758. Der verwunschene Teich bei Deutsch-Gießhübel 383
1759. Der Untergang der Tanzburg bei Hermanitz 386

II. Verschiedene Wunder zwischen Himmel und Erde.

Verwandlungen in Stein.

MG 1760. Die steinerne Spinnerin 387
1761. Der böse Schäfer auf dem Verlorensberge 388
P 1762. Die Kinder aus Halbendorf laufen einem Reiter nach und werden in Stein verwandelt 388
1763. Wie das Kuhtal am Annaberge zu seinem Namen kam 389
1764. Verwandlung einer Sonntagsschänderin in ein Steinkreuz bei Matzkirch 389
Ö-S 1765. Der steinerne Junge bei Jungferndorf 390
1766. Der Fuhrmannsstein im Altvatergebirge 391
GG 1767. Die Hirtensteine bei Kieslingswalde 393
1768. Versteinerte Stadt und versteinerter Hirt auf dem Käsebrett im Heuscheuergebirge 397
B 1769. Die drei Jungferstein bei Ringelshain 398

Wunderbare Bestrafungen verschiedener Art.

L 1770. Göttliche Strafe an einer Meineidigen 399
1771. Der Alex zu Horka 400
1772. Das Loch in der Kirchtüre zu Kohlfurt 401
1773. Der Schwedenschuß auf das Rochuskreuz bei Sagan . 402
S 1774. Göttliche Strafe einer hartherzigen Landfrau 402
1775. Wunderbare Bestrafung eines hartherzigen Reichen . . 403
MG 1776. Ein Eiferer gegen Luther verfällt der Schlafkrankheit . 404
1777. Der Schüttel-Hoffmann zu Pfaffendorf 404
1778. Der Gottesfrevler zu Waldenburg 405

Seite

1779. Der lästernde Burgherr vom Hornschlosse 405
1780. Der bestrafte Falscheid zu Neisse 406
1781. Dämonische Strafen für Falschschwur und Sonntagsentheiligung zu Langendorf 406
MF 1782. Das Gottesgericht zu Glogau 409
P 1783. Die Kröte auf der Zunge 410
GG 1784. Die Pulverkerzen zu Albendorf 410
1785. Das durchschossene Muttergottesbild zu Agnesfeld . . 412
1786. Das Gottesgericht zu Glatz 412
1787. Hussiten erblinden beim Blick auf die Alt-Wilmsdorfer Kirche 412
B 1788. Der Schwedenhieb an der Friedhofskirche zu Braunau 413

Der wunderbare Zahn.

MG 1789. Der goldene Zahn zu Weigelsdorf 415

Wunderbare Erscheinungen an Leichen.

L 1790. Die verfluchte Hand des Muttermörders 420
MG 1791. Freikugelngießen und der immer wiederkehrende Totenkopf 420
1792. Der immer wiederkehrende Totenkopf und seine Bannung 421
1793. Der Ritter Hans von Mühlheim 423
Ö-S 1794. Das schwer bewegbare Totengerippe 426
GG 1795. Der Erbschlüssel und der Strick des Gehenkten 427
1796. Pater Faulhabers Tod und Leichenwunder 428

Blutwunder.

L 1797. Vom blutigen Brei 429
1798. Von einem blutenden Totenknochen 429
1799. Blut im Wasser 430
1800. Von blutenden Kornhalmen 430
MG 1801. Die blutige Hand am unterirdischen Gange zu Falkenberg 431
MF 1802. Der Mäuseteich zu Breslau 431
GG 1803. Die blutende Linde 432
1804. Der steinerne blutige Wenzel bei Gläsendorf 432
B 1805. Das Blut im Ofentopf 433

Bauwunder.

MG 1806. Warum die St. Josephs-Kirche zu Grüssau keinen Turm hat 433
1807. Die alte Kapelle bei der alten Kirche 434
1808. Prophezeiung vom Keller des Wankerschen Hauses zu Leobschütz 435
1809. Der Kirchenbau zu Kreuzendorf 435
MF 1810. Die neunundneunzig Windmühlen um Guhrau 435
1811. Erbauung der Wallfahrtskirche zu Hochkirch und Herkunft des Marienbildes 436
1812. Bau der Kirche zu Klein-Kreidel 439
P 1813. Bau der hölzernen Rochuskapelle bei Groß-Döbern 439
1814. Gründung der Kirche zu Lubetzko 439
1815. Gründung der Koschentiner Trojca-Kirche 440
1816. Gründung der Lubschauer Kirche 442

		Seite
Ö-S	1817. Vom Bau der Breitenfurter Kirche	442
GG	1818. Von der hl. Katharina und dem Kirchbau in Sackisch	442
	1819. Vom Bau des Kirchhofs in Brzesowie	443
B	1820. Sage von der Erbauung der Friedhofskirche in Braunau	444
	1821. Die Friedhofskirche zu Braunau duldet nur Holzbau	446
	1822. Die Liebfrauenkirche zu Braunau duldet keine Veränderung	447
	1823. Der Ober-Wernersdorfer und Hermsdorfer Kirchenbau	447

Wunderbare Erscheinungen im Luftreich.

L	1824. Manna fällt vom Himmel in Sorau	448
	1825. Fischregen bei Sorau	448
	1826. Blutregen in Zittau und Görlitz	448
	1827. Schwefelregen zu Görlitz und Zittau	449
	1828. Von einigen himmlischen Wunderzeichen in der Lausitz	449
	1829. Das blutende Kreuz am Himmel	451
	1830. Getreideregen um Görlitz und Lauban	451
	1831. Steinregen zu Gräfenhain	452
MF	1832. Ein wunderbar Luftgesicht zu Sagan	452
MG	1833. Der Wanderstein in der Agnetendorfer Schneegrube	453
	1834. Die Himmelsziegen	454
	1835. Getreideregen bei Dittmannsdorf	455
MF	1836. Himmelserscheinung über Vielguth	455
P	1837. Der feurige Wagen bei Tarnowitz	455
Ö-S	1838. Das singende Ding auf den Feldern bei Sandhübel	455
	1839. Das Ding mit der unheimlichen Nase und der Schuhmacher	456
	1840. Der Donnerkeil und der hüpfende Stein	457
B	1841. Der Gewitterstein in der Adersbacher Felsenstadt	457

Wunderbare Tiere.

Verwunschene Tiere.

L	1842. Das spukende Kalb bei Quitzdorf	459
	1843. Der verwünschte Hecht in Melaune	460
	1844. Elvils Zauberpferd	460
MG	1845. Der Karpfen mit dem goldenen Ringe	462
	1846. Die Kalbe auf den Weißbacher Bergen als Warnungszeichen	462
	1847. Die verwunschenen weißen Gänse im Dorfbache zu Olbersdorf	463
	1848. Die schneeweiße Gans im Felde	463
P	1849. Das Märchen von der Gansjungfrau	463
Ö-S	1850. Goldene Gans und schwarzes Huhn im Schlosse zu Bransdorf	465
GG	1851. Die große Mäuseplage in der Grafschaft Glatz im Jahre 1623	466
B	1852. Zauberische Gänse	468

Menschlich beseelte Tiere.

S	1853. Pferde reden am hl. Abend	468
MG	1854. Sprechende Pferde am Weihnachtsabend	469
	1855. Was die Pferde am hl. Abend sagten	469

Seite

1856. Die Bienen schwärmen hinter dem Sarge des Hausherrn 470
MF 1857. Eine Taube zeigt den Platz zur neuen Glogauer Domkirche 470
P 1858. Sprechende Hunde 472
1859. Die Pferde verkünden den Tod des Herrn 472
1860. Ochsen zeigen der Leiche ihre Grabstelle 473
1861. Frösche fressen einen Fuhrmann auf 473
Ö-S 1862. Herzogin Katharina Sidonia von Teschen als Leiche von Stieren gezogen 473
P 1863. Taube zeigt einen Schatz im Münster zu Krakau . . . 474

Wunderbare Pflanzen.

L 1864. Die Wunderblume auf dem Schalkfteine 475
1865. Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge 476
1866. Das Veilchen vom Tschernebog 478
MG 1867. Von einem ehemals in Schlesien aufgefundenen Semmelgewächse 478
1868. Frauenähnliche Wurzel im Riesengebirge 479
1869. Der trauernde Weidenbaum 480
1870. Der Hollunderbaum in Schwammelwitz 480
1871. Die drei seltsamen Schwerter am Hollunderstrauch . . 480
MF 1872. Der Ebereschbaum auf dem Kirchhofe zu St. Nicolai in Groß-Glogau 481

III. Vorbedeutungen und Prophezeiungen; Propheten.

Vorbedeutungen, namentlich Unglücks- und Todeszeichen.

L 1873. Weissagung der Jungfer Ursel über die Sechsstädte . . 482
1874. Vorzeichen des Todes der Budissiner Ratsherren . . . 483
1875. Eine Teufelsdohle besucht die oberlausitzischen Stände 484
1876. Zersprungenes Glas als Todeszeichen 484
1877. Der Traum vom Tode des Vaters 485
1878. Vorzeichen einer Feuersbrunst in Sorau 485
1879. Das zersprungene Arzneiglas ein Todeszeichen 486
1880. Die bedeutungsvollen Trommelschläge zu Rothenburg 486
1881. Die weiße Taube auf dem Schlosse zu Muskau . . . 487
1882. Prophezeiung vom Weltuntergange zu Görlitz 487
1883. Vorboten einer großen Teuerung 488
1884. Vorzeichen des Todes der Görlitzer Bürgermeister und Geistlichen 489
1885. Vorboten der Pest zu Görlitz 489
S 1886. Heuschreckenschwärme als Hungerboten im Jahre 1693 490
MG 1887. Das graue Männchen zu Erdmannsdorf sagt den Krieg von 1870 voraus 491
1888. Das prophezeiende Pferd im Kronleuchter der Gnadenkirche zu Landeshut 492
1889. Vorzeichen für die spätere Erbauung der evangelischen Kirche zu Landeshut 492
1890. Der Traum vom Einsturz des Hauses 493
1891. Der Neuhauser Ring 494
1892. Zum Opfer des Blitzes bestimmt 494

			Seite
	1893.	Der Heiland verkündet den Untergang der Welt	495
	1894.	Der Ring im Karpfen und der Untergang der Stadt Liegnitz	496
	1895.	Das Licht im Rathause zu Schweidnitz	496
	1896.	Das schwankende Richtschwert zu Frankenstein	497
	1897.	Das Licht auf der Kirchhofsmauer und der Tod des Freiherrn Sweerts von Reist	499
	1898.	Das kleine Graumännel als Unglücksprophet	499
	1899.	Erscheinung beim Tode eines Menschen	500
	1900.	Himmlische Offenbarung von Hunger, Pest und Krieg	500
	1901.	Der Antichrist in der Teufelskutsche	501
MF	1902.	Vorzeichen des Todes	501
	1903.	Ankündigung des Todes durch weiße, kopflose Gestalt	502
	1904.	Die weiße Rose im Dome zu Breslau und Bischof Laurentius	502
		1. Die weiße Rose im Chorstuhl	502
		2. Bischof Laurentius und die Rosen	503
		3. (Bischof) Laurentius findet eine weiße Rose im Dom zu Breslau	504
	1905.	Von der Rose bei St. Johann in Breslau und dem Läuten einer Glocke, wenn ein Domherr oder Kanonikus sterben soll	506
	1906.	Prophezeiung vom Untergange Breslaus	507
	1907.	Die Weiden tragen Rosen	508
	1908.	Die drei Hände auf dem Kirchhofe zu Postelwitz	508
	1909.	Die Piasteneiche bei Scheidelwitz	508
P	1910.	Hundegeheul bedeutet Unglück	509
	1911.	Das blutgierige Richtschwert zu Alt-Berun	509
	1912.	Das Vorzeichen eines Brandes in Czissowa	511
	1913.	Erscheinung beim Tode eines Menschen	511
	1914.	Ein Tischler fertigt unbewußt seinen eigenen Sarg	511
Ö-S	1915.	Des Vogels Warnungsruf	512
	1916.	Das warnende Vöglein	512
GG	1917.	Der Sarg auf dem Boden als Todeszeichen	513
	1918.	Todesvorzeichen im Laufe des Jahres	514
	1919.	Die stillstehende Sonne bei Reinerz	514
B	1920.	Das Totenglöcklein im oberen Kamnitztale	514
		Prophezeiungen von der großen Zukunftsschacht.	
L	1921.	Die rumorenden Reiter in der Landskrone bei Görlitz	515
MG	1922.	Der Fürst vom Morgenlande am Koischwitzer See	516
	1923.	Die große Zukunftsschlacht am Seeborn bei Kolbnitz	516
	1924.	Die Siebenschläfer im Zobten und der Weltuntergang	517
	1925.	Schloß Camenz darf nicht ausgebaut werden	517
MF	1926.	Der Türkensultan zu Winzig und an den Dreigräben	517
	1927.	Das Heer unter der Trebnitzer Kirche	518
P	1928.	Das Heer der heiligen Hedwig bei Schönwalde	518
	1929.	Das Heer der heiligen Hedwig zu Lassowitz	519
	1930.	Das Heer der heiligen Hedwig bei Beuthen O.-S.	520
Ö-S	1931.	Die neun Linden zwischen Troppau und Jägerndorf	520
GG	1932.	Die große Linde bei Eisersdorf und die Türkenschlacht bei Glatz	520
B	1933.	Der jüngste Tag und die große Schlacht auf der Walkbrücke	521

Propheten. Seite

L 1934. Wie aus dem Görlitzer Schuster Jakob Böhme ein berühmter Prophet geworden. 522
MG 1935. Der Prophet Rischmann von Lomnitz 524
1936. Die Rißmannsche Prophezeiung zu Liebau 532
MF 1937. Der Prophet von Sprottau, Christoph Kotter 533

Schatzsagen.

I. Glockensagen.

MG 1938. Die Glocke zu Seidorf 535
1939. Der Katternberg bei Deutsch-Wette und die Glocke des versunkenen Katharinenklosters 535
1940. Die Glocke auf dem Kirchturme zu Tharnau bei Grottkau 536
1941. Die ausgewühlte Glocke von Deutsch-Neukirch. 538
MF 1942. Ein Eber wühlt die Glocke der verschwundenen Kirche zu Gläsersdorf aus 538
1943. Die verzauberte Glocke in der Bartsch 539
1944. Die Glocke des Kirchturms zu Bogschütz 541
1945. Die Glocken der Ritschener Kirche 541
P 1946. Die verschwundene Glocke zu Pawonkau 542
1947. Die Glocken der Lubschauer Kirche 543
1948. Die bei Ellgoth (Pleß) ausgewühlte Glocke auf dem Kirchturme zu Preiswitz bei Gleiwitz 543
Ö-S 1949. Die in „Altstadt" ausgewühlte Glocke der Kirche zu Freistadt 544
1950. Die Glocke des versunkenen Dorfes Matzdorf von Schweinen ausgewühlt 545
1951. Die Altstädter Glocke 546
1952. Die Glocke in der Tropplowitzer Kirche 547
1953. Die Ober-Thomasdorfer Glocke 547
1954. Die große Glocke in Niklasdorf 547
GG 1955. Die Krainsdorfer, aus dem Acker gezogene Glocke. . . 548
1956. Die Waldglocke unter dem Ottensteine bei Hausdorf . 548
1957. Salowien, seine Bewohner und seine vergrabenen Glocken 549
1958. Die Säuglocken zu Lichtenwalde 551
B 1959. Die versunkene Glocke im Viehwigswalde zu Bärnwald 552
1960. Die wandernde Kirchenglocke von Hennersdorf 553

II. Eigentliche Schatzsagen.

Schätze in Burgen und Bergen.

Schätze in alten Burgen und Schanzen, namentlich Ruinen.

L 1961. Die Goldquelle in den Ruinen der Nicolaikirche zu Budissin 554
1962. Der Schatz im Berge Oybin 555
1963. Schatzheben beim Quitzdorfer Raubhause 557
1964. Der Schatz auf der Landskrone 557
1. Jakob Böhme, Schatzgräber und Mittel zur Schatzhebung 557
2. Mutter und Kind in der Landskrone 559
3. Der Postillon Matthes. Die drei schwarzen Tiere 559

Seite

1965. Der Schatz auf dem Schönberger Burgsberge 560
1966. Der Schatz auf dem Zangenberge und zwei Hebungsversuche 561
MG 1967. Der Schatz bei Warthau und das Männlein auf dem Ziegenbocke 562
1968. Der Schatz im Keller der Ruine Lähnhaus 563
1969. Mutter mit Kind in der Brauerei des zerstörten Dorfes Bronsdorf 564
1970. Die Schätze des Hausberges und der Perückenmacher Kilian 565
1971. Das Bolzenschloß und seine Schätze 567
1972. Das Molkenhaus und seine Schätze 569
1973. Die geheimnisvollen Männer in der Ruine der Hedwigskapelle bei Röchlitz 570
1974. Der Porprichkeller auf dem Burgberge bei Buchwald und der unheimliche Schlüssel 571
1975. Der sargförmige Stein auf dem Burgberge bei Buchwald bedeckt einen Schatz 572
1976. Die Schätze in der Bolkoburg 572
1977. Das Goldstübchen auf Burg Nimmersatt 573
1978. Der Schatz auf der Kynsburg 573
1979. Die Schätze auf der Burg Neuhaus bei Waldenburg 573
1980. Der verhängnisvolle Nachtwandel zur Ruine Neuhaus 575
1981. Der Goldberg bei Görbersdorf 578
1982. Mutter und Kind im Frankensteiner Schlosse nebst anderen Schatzgeschichten 578
1983. Schatzhebung in den Ruinen des Schlosses Neuhaus bei Patschkau 579
1984. Der goldene Esel im Pelkeberge bei Patschkau 580
1985. Schätze in der Schwedenschanze im Zülzwalde 580
1986. Schatzheben am Burgsberge bei Striegendorf 581
1987. Die Schätze im alten Schlosse auf den Winzenberger Wiesen 581
1988. Vergrabene Kriegskassen 582
1989. Der Schatz in den alten Brennereikellern zu Kirchberg 583
1990. Der Schatz im Burgberge bei Deutsch-Rasselwitz . . . 584
MF 1991. Der Diebskeller im Burgsberg im Zöllinger Forst . . 584
1992. Vereitelte Schatzgräberei auf dem Geldberge bei Zworno-Goschütz 585
1993. Der versunkene Schatz zu Klein-Ellguth 585
P 1994. Das Männlein und der Schatz im Pulverturm zu Oppeln 586
1995. Die (goldene) Ente auf den goldenen Eiern unter dem alten Schlosse zu Tost 588
1996. Ein Schaf weist den Schatz in der Ruine Landeck. . 590
Ö-S 1997. Schatzhütende Geister in den Kellern des alten Schlosses bei Polnisch-Ostrau 591
1998. Die Zwerge in den Kellern des Schlosses Polnisch-Ostrau 593
1999. Burg Wiegstein und ihre Schätze 595
2000. Das Schloß Odrau und das Schloß auf dem Milchberge 596
2001. Mutter und Kind im versunkenen Schlosse bei Wischkowitz 596

Seite

2002. Der Schatz unter dem Schlosse der Wüstung Jockelsdorf (Jocksdorf) 597
2003. Der Schatz in der alten Burg zu Endersdorf 598
2004. Der Schatz im Kaltenstein bei Friedeberg 599
2005. Der Kaldenstein (Kaltenstein) bei Friedeberg und die Mutter mit dem Kinde als Schatzsucherin 599
2006. Der feurige Pudel als Schatzhüter am Hausberge bei Hennersdorf 601
GG 2007. Die Schätze im Wagnerstein 601
2008. Mutter und Kind im Karpenstein 602
2009. Die Keilburg und ihre Schätze 603
2010. Burg Schnallenstein und seine unterirdische Schatzkammer 603
2011. Der Schatz im Schnallenstein 604
2012. Die Mutter mit ihrem Kinde im Hummelberge . . . 605
2013. Die Schätze in den Kellern der Kningenburg 607
B 2014. Mutter mit Kind als Schatzsucherin im Burghügel bei Schwarzenthal und an anderen Orten derselben Gegend 607

Schätze in Berg, Fels und Hügel.

L 2015. Schatzheben im Dittersberge auf dem Eigen 609
2016. Der Schatz im Venusberge bei Ostritz 610
2017. Die verirrte Kuh und der Goldkeller am Frageberge 610
2018. Das Teufelsfenster am Tschernebog und die Mutter mit ihem Kinde als Schatzsucherin 611
2019. Der Geldkeller auf dem Löbauer Berge 612
2020. Der Schatz auf dem Stromberge 617
1. Schatzheben auf dem Stromberge 617
2. Der Schatz verläßt den Stromberg 619
2021. Schatzheber auf dem Schafberge bei Baruth 620
2022. Schatzheben auf dem Kommenauer Berge bei Königswartha 620
2023. Schätze bei Muskau 621
2024. Der Schatz auf dem Birkberge bei Langenau 621
2025. Die Braupfanne voll Gold am Steinberge bei Lauban 622
MG 2026. Schätze der Abendburg 622
2027. Der Turmstein mit seinen Spukgestalten und Schätzen . 623
2028. Der kalte Buchenstein oder Geldstein 625
2029. Spuk und blitzendes Edelgestein in der Agnetendorfer Schneegrube 625
2030. Die Karre voller Goldstücke auf dem Matzlerberge bei Agnetendorf 626
2031. Agnetendorfer Schatzgräber beim Geldstein am Hummelberge 626
2032. Die weiße Frau am Breiten Stein 627
2033. Der Schatz auf dem Hellberge (Helaberge) bei Lomnitz 628
2034. Mutter und Kind im Rabensteine 630
2035. Der Schatz auf dem Lindenberge bei Liebau 631
2036. Eine feurige Goldtonne rollt von den Reich-Hennersdorfer Bergen 632
2037. Der Mann mit der Radwer 633
2038. Die Geldlade am Scholzenberge bei Ober-Blasdorf . . 633

Seite

2039. Die Schatztruhe auf dem Kirchberge bei Landeshut . . 634
2040. Die Rabendocke und ihre Schätze 634
2041. Eine Mutter mit ihrem Kinde bei den Schätzen der Rabendocken 637
2042. Bauwerk und Schatz auf den Striegen-Bergen 638
2043. Die Schätze im Breiten Berge bei Striegau 639
2044. Der Schatz im Breiten Berge bei Striegau 639
2045. Mutter und Kind im Breiten Berge bei Striegau. . . 641
2046. Der Vogelnestsucher in der Schatzhöhle auf dem Zobten 646
2047. Der Besuch im Zobtenberge oder Die Zweige mit dem goldenen Obste 647
2048. Die Geisterseherin und der Schatz auf dem Zobten 647
2049. Der Semmeljunge und die Männer im Zobten. . . 649
2050. Mutter und Kind im Zobtenberge. 650
2051. Frau und Kind in der Höhle des Grochberges 652
2052. Schatzhütende weiße Frau im Hügel beim Eichvorwerk 654
2053. Die Dirschelmutter als Schatzspenderin 654
P 2054. Das vergessene Kind im Walde von Panewnik 658
Ö-S 2055. Der feurige Stier als Schatzhüter auf dem Milchberge bei Odrau 661
2056. Die weiße Frau bei Petersdorf 661
2057. Die Salzlehne am Spitzberge 661
2058. Der Harrichstein und seine Schätze 662
2059. Mutter und Kind im Berge bei Altrothwasser 663
Mä 2060. Altvater und der habsüchtige Schäfer 663
GG 2061. Mutter und Kind in der Felsenhöhle der Heuscheuer . 664
B 2062. Die Zwerge und ihre Schätze im Hohen Stein bei Starkstadt 667
2063. Der Ballenstein und seine Schätze 668
2064. Mutter und Kind im Harfenstein 669
2065. Der Felsblock im Polzentale mit seinen Schätzen . . . 670

Schätze im Erdboden an verschiedenen Stellen in und außer dem Hause.

L 2066. Die Weihnachtsbescherung im Krischaer Wäldchen . . . 671
2067. Der im Traum gezeigte Schatz 672
2068. Der Schatz auf dem Junkersberge bei Lauban 675
MG 2069. Schatzanbietende Geister zu Hernsdorf 675
2070. Die weiße Frau und die Gespensterflamme bei Petersdorf 676
2071. Der Schatz in Giersdorf 677
2072. Vereitelte Schatzgräberei in Brückenberg 678
2073. Der Wagen mit der Kriegskasse zu Landeshut 679
2074. Der Schatz bei Hermsdorf-städtisch und der Ritt auf dem Ziegenbocke 679
2075. Die zwölf silbernen Apostelstatuen des Klosters Grüssau 680
2076. Der Schatz in einem Keller zu Grüssau 682
2077. Anweisung zum Schatzheben 683
2078. Das Schatzgraben zu Groß-Rosen unter Donner und Blitz 683
2079. Vom Steigen und Sinken der Schätze 684
2080. Spuk und Schatzhebung an einer Kapelle bei Frankenstein 684
2081. Schätze in und um Kirche und Kloster Heinrichau . . 686

Seite

2082. Die sieben Marktkasten voll Geld im Eichauer Grunde . . 687
2083. Der Geldfund im Felde bei Bernsdorf 687
2084. Schätze beim Baumkreuz zwischen Patschkau und Alt-Patschkau 688
2085. Der vermauerte Schatz und Schlüssel in der Pfarrkirche zu Neisse 688
2086. Der Glaube an verborgene Schätze in Schlesien, besonders in Kreuzendorf 690
2087. Der Teufel hindert als Briefträger die Hebung des Schatzes 692
2088. Brennendes Geld auf der Wiese bei Katscher 692
MF 2089. Der Schatz im See 693
2090. Der Geist zu Märzwiese 693
2091. Schatzgräberei zu Kaltwasser 694
2092. Brennender Schatz zu Schebitz 694
P 2093. Mittel, versunkene Schätze zu heben 695
2094. Das brennende Geld hinter der Scheune zu Zlönitz . 695
2095. Die Schatzgewinnung zu Derschau 696
2096. Ein Schatz wird bei Derschau dem Teufel abgerungen 697
2097. Mutter und Kind beim Schatzsuchen auf dem Felde . 698
2098. Die Maus als Schatzspenderin 699
2099. Der brennende Geldschatz bei Czissowa 699
2100. Eine Schatzerwerbung, verbunden mit der Erlösung einer Seele im Dobrauer Forste 700
2101. Die drei schatzhütenden Zwerge zu Klein-Strehlitz . . 701
Ö-S 2102. Das Geldwittern und das Bannen der Schätze 702
2103. Die Herzen von neun Brüdern und der gehobene Schatz 702
2104. Der gehobene Geldkasten bei Johannesthal 704
2105. Der Seehirt als Fischer 704
2106. Der versiegelte Schatz in der Scheuer 705
2107. Schatzgräber und Galgenerbauer zu Gurschdorf 706
2108. Die Schatzgräber und des Teufels dreifaches Blendwerk zu Gurschdorf 706
2109. Die Schatzgräber und der Hase auf dem Butterstriezel . 707
2110. Brennende Schätze 708
2111. Der wunderbare Geldvorrat unter dem Pflastersteine . 709
GG 2112. Der vergrabene Schatz an der Kaiserlehne 709
2113. Das Geld reinigt sich 710
2114. Der Teufel als schwarze Henne 711
B 2115. Brennende Schätze zu Braunau 711
2116. Der gefundene Schatz 712
2117. Schatzspender an der Hundepforte zu Braunau 712
2118. Der in die Tiefe plumpsende Schatz 714
2119. Häuser zu Braunau mit verborgenen Schätzen 715
2120. Das graue Männlein beim Schatzfeuer. 715
2121. Das Geld im Feuer bei Schippenhof 716
2122. Das Geld im Kessel zu Deutsch-Gießhübel 717
2123. Der schwarze Pudel in Weigelsdorf als Schatzhüter . . 718
2124. Der Schatz im Brunnen 719
2125. Schatzfeuer unter dem Haselstrauche zu Trautenau . . 719
2126. Fälmännlein weist einen Schatz zu Oels bei Arnau . . 720
2127. Das Fälmännlein bei der Kapelle in Oelse bei Arnau . . 721

Seite

2128. Fälmännlein verleiht einen Schatz zu Borowitz 722
2129. Schatzheben mit drei schwarzen Böcken 723
2130. Der Knabe mit dem Geldkasten 724
2131. Gespenstische Laute hinter einer Schatzheberin 724
2132. Schatzhebung zu Groß-Aupa 724
2133. Der grüne Reiter auf dem Ziegenbocke 725

III. Bergmännische und Walensagen.

Bergmännische Sagen.

L 2134. Das Versiegen des Bergbaus bei Löbau 725
MG 2135. Das goldene Lamm in der St. Annakapelle (Bem guda Borne) 726
2136. Die goldene Wurzel in der Agnetendorfer Schneegrube 726
2137. Das Hirschbergische Goldbergwerk bei Grunau verschüttet 727
2138. Der goldene Esel im Kittnerberge 727
2139. Die heil. Anna weiß die reichste Eisengrube im Habichtsgrunde zu Schmiedeberg 728
2140. Laurentius Angel und der Bergbau zu Schmiedeberg und Kupferberg 729
2141. Die Goldlöcher bei Haselbach 732
2142. Der goldene Ochse im Rabengebirge 732
2143. Der Goldbergbau in der Goldberger Gegend 733
2144. Der goldene Ochse bei Goldberg 734
2145. Das Eselsfüllen und seine Mutter auf der Kynsburg . 735
2146. Der goldene Esel zu Reichenstein 737
2147. Der goldene Esel und die Mutter mit dem Kinde im Pelkenberge bei Patschkau 738
2148. Das Goldbergwerk bei Ziegenhals und die Teufelskanzel 739
P 2149. Aufhören des Silberbergwerkes zu Beuthen O.-S. . . 739
SMä 2150. Goldener aus der Erde wachsener Draht 740
GG 2151. Der goldene Reiter auf dem goldenen Pferde im goldenen Stollen bei Reinerz 741
2152. Verzauberung des Bergbaues zu Hammer, Stuhlseifen und Peucker 742
2153. Das verwunschene Salzbergwerk bei Rosenthal 742
B 2154. Das verwunschene Bergwerk bei Deutsch-Gießhübel . . 743
2155. Die Verwünschung des Bergbaus im Jürgengraben bei Johannisbad 744

Walensagen und ihre Nachklänge.

L 2156. Das gute Bergmännlein auf dem Hochwalde 745
MG 2157. Der Ziegenbock des Venedigers 747
2158. Die Abendburg im Isergebirge und ihre Schätze . . . 747
1. Die Abendburg im Isergebirge 747
2. Der Flinsberg oder die Abendburg 748
3. Die Abendburg am Johannistage sichtbar 748
4. Wann die Abendburg offen steht 749
5. Die Abendburg und ihre Schätze am Johannisabend 749
6. Wie man die Schätze der Abendburg findet 749
7. Gespenstischer Mann bei der Abendburg 752

Seite

8. Der gespenstische Bär an der Abendburg 752
9. Der Zauberer in der Abendburg und seine drei Fragen 752
10. Die verzauberte Tochter des Schloßherrn als Schatzhüterin in der Abendburg 753
11. Schatzhütendes Kind oder Mutter mit Kind in der Abendburg 754

2159. Der Stein mit den sieben Ecken 755
2160. Das graue Männdel als Schatzspender 756
2161. Die nicht wiederzufindende Schatzhöhle hinter dem Kynast 757
2162. Der Goldsucher in den Bärlöchern 759
2163. Der vom Messer getroffene Welsche in Agnetendorf 760
2164. Der Böttcherlehrling von Urlebrunn und die sieben Welschländer 761
2165. Der Italiener und die Schatzhöhle auf dem Zobten . 762
Ö-S 2166. Das gegen die Windsbraut geschleuderte Messer . . . 764
2167. Der Brautwinkel bei Saubsdorf und die mantelfahrenden Venediger 764
GG 2168. Der goldene Stollen bei Reinerz 766
1. Der gebannte Zauberer 766
2. Goldsucher im goldenen Stollen und Bannung des Goldes 767
3. Die Venediger und Jakob Wimmertalek im goldenen Stollen 768
Jakob und Hanne 771
4. Die drei Welschländer im goldenen Stollen 773
B 2169. Die Schatzkammer am Pantschefall im Riesengebirge 776

Erläuterungen

zur Gruppierung der Zauber-, Wunder- und Schatzsagen.

Von den Sagenbildungen des ersten Bandes (abgeschiedene Seelen) und denen des zweiten (Dämonen) unterscheiden sich die des vorliegenden dritten Bandes dadurch, daß sie Erscheinungen darstellen, deren persönliche Ursache oder treibende Kraft selbst im Hintergrunde bleibt, oft rätselhaft, bisweilen mehr oder weniger deutlich dem Dämonenreiche entstammend oder in dem Ringen der Seelen gegen die Gewalt der Dämonen bald diesen bald jenen entspringend, aber immer geheimnisvoll zurücktretend.

Zaubersagen.

Träger dieser Sagen sind lebende Menschen, die aber durch Kräfte wirken, deren Ursprung außer ihnen liegt und nicht in ihrem menschlichen Wesen. In der Regel ist es der Teufel, mit dem sie einen freiwilligen Pakt schließen, derart, daß er für die Verschreibung ihrer Seele ihnen übernatürliche Kräfte verleihe, oder sie geben sich ihm dadurch in die Gewalt, daß sie freiwillig Zauberhandlungen und Zaubermittel anwenden, die sie von der Gemeinschaft der Christenmenschen scheiden. So ist es bei den Hexen und den Schwarzkünstlern. Es gibt aber auch Menschen, die unfreiwillig unter dem Banne eines dämonischen Vermögens stehen, die oft von Jugend auf dem Zwange eines unseligen Triebes unterliegen, wie die Alber und Werwölfe. Ihnen gehören die Doppelgänger in dem Sinne zu, daß das Vermögen doppelt zu erscheinen sich nur auf gewisse Fälle von entscheidender Bedeutung beschränkt.

I. **Hexen und Hexenwerk.** Es erschien zweckmäßig, die hierher gehörigen Sagen in zwei Gruppen zu zerlegen.

Hexenprozesse und Hexengeschichten vom 16.—18. Jahrhundert bilden eine erste Gruppe, die dadurch gebunden ist, daß der Hexenglaube das Volk bis in seine höchsten Schichten durchdringt und in den Hexenprozessen seine staatliche Beglaubigung erhält. Der Teufel als Führer und Anstifter, als Herr über Leben und Tod der Hexen tritt viel mehr in den Vordergrund als in den neueren Hexengeschichten. Darin gipfeln ja alle Hexenprozesse, der Angeklagten den Verkehr mit den Teufel nachzuweisen, das ist der Inhalt der Anklage, das auch der Inhalt des von der Folter erpreßten Geständnisses. Merkwürdig, wie volkstümlich diese Geständnisse sind! Sie enthalten im wesentlichen immer wieder gleiche Meinungen, die auch sonst im Volke vertreten waren, und darin finde ich die Berechtigung, sie unter die Sagen aufzunehmen. Es ließe sich gewiß auch aus Schlesien noch

manche Volksmeinung aus Hexenprozessen gewinnen, wenn man die Akten der Hexenprozesse gründlich durchsuchte. Ich glaube aber nicht, daß viel wirklich neues Material gewonnen werden würde, das von mir beigebrachte scheint zu genügen.

Neuere Hexengeschichten sind in einer viel umfangreicheren Gruppe zusammengefaßt. Sie sind in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und später aufgezeichnet worden. Hexenprozesse giebt es nicht mehr, die oberen Schichten des Volkes sind vom Hexenwahn befreit. Aber in den niederen Kreisen, namentlich weltabgeschiedener Orte, haftet die Hexenfurcht auch heute noch. Nichts ist so böse wie die Hexe und nichts so groß wie der Haß, mit dem man sie verfolgt; erbarmungslos wie sie selber sind die Gegenmittel, um sie unschädlich zu machen. Der Teufel als Hexenführer tritt zurück, sie ist selber in ihrer Bosheit gleich dem Teufel, und wenn es auch noch Hexenfahrten, Hexenmahle und Hexentänze (oft in Katzengestalt) gibt, so ist doch der Teufel nicht mehr der notwendige Mittelpunkt. Der Bauer fürchtet sie am meisten als Schädigerin seines Viehstandes und neben diesem der eigenen Gesundheit. Feuer, besonders aber das Notkochen der Hexe, ist das wirksamste Gegenmittel. Selten kommt es vor, daß Männer Hexenwerk treiben, und sie haben nicht die Bosheit der Hexenweiber.

II. **Alp, Werwolf, Doppelgänger.** In diesen Gebilden ist klarer als sonst das Sonderleben der Seele gekennzeichnet, indem sie bisweilen den Leib verläßt und als Druckgeist einem ihr innewohnenden Triebe folgt (Alp) oder ihrem Wesen auch ihre Gestalt anpaßt (Werwolf) oder als zweites (seelisches) Wesen dem körperlichen gegenübertritt (Doppelgänger).

Alp. Das Wesen des Albes hat etwas Wandelbares und Flüssiges an sich. Auf der einen Seite nähert er sich den Hexen, wird selbst auch bisweilen Hexe genannt, denn wie diese hat er eine Lust daran, die Menschen zu quälen d. h. in nächtlichem Druck ihnen den Schlaf zu stören oder durch Saugen an der Brust ihnen die Kraft des Körpers zu rauben oder gar sie zu töten. Andererseits aber empfindet der Alp den innewohnenden Trieb zu drücken als eine Last, von der er gern befreit sein möchte. Das erzeugt in ihm bisweilen die Sehnsucht nach dem Tode. Auch in seiner Verwandlungsfähigkeit liegt dies Flüssige, er nimmt außer verschiedenen menschlichen Gestalten (altes Weib, alter Mann, Männchen, junges Mädchen) Tiergestalten an (Maus, Katze, Hund, Pferd, Gans, Schmetterling), erscheint als Zugwind, blauer Rauch, Strohhalm, Wollfaden, Wisch, Apfel. Man erkennt ihn am besten an seinen Plattfüßen (Truden- oder Krottenfüßen). Die Sagen sind zusammengestellt nach den Gegenständen, die seinem Druckbedürfnis ausgesetzt sind.

Der Menschen drückende Alp. Als solcher erregt er am meisten die Furcht und den Haß der Menschen. Sich gegen ihn zu schützen gibt es verschiedene Mittel, das verbreitetste ist das Versprechen eines Kleinbrotels. Am nächsten Morgen kommt er dann und steht an der Tür, im Besenwinkel, am Tisch und wartet meist stillschweigend, bis man ihm das Versprochene reicht. Oft wird er dann noch mit dem Besen hinausgepeitscht. Überhaupt aber spielt der Besen als Alpschutz eine große Rolle, indem man ihn in mancherlei Lage vor das Bett stellt oder legt. Erwischt man den Alp beim Drücken, so wird er sich meistenteils in einen Strohhalm verwandeln, den man dann irgendwo festnageln muß, um ihm die Wiederkehr zu verleiden. Auch das Alpgebet hilft, das ihm befiehlt, verschiedene zeitraubende Arbeiten zu verrichten. Das muß er dann tun, und mittlerweile vergeht die Nacht.

Der Tiere drückende Alp. Von diesem liegt eine ausgeführte Sage nicht vor, er ist aber durch Andeutungen erwiesen. Vergleiche auch Nr. 1457.

Der Bäume drückende Alp. In dieser Art des Albes tritt das Mitleidswürdige seines Daseins in besondere Erscheinung. Das Leben des Albes ist an das Leben des Baumes gebunden, und wer etwa diesen absägen wollte, der würde den Alp töten. Oft ist es eine weite beschwerliche Wanderung, die so ein armes Geschöpf allnächtlich antreten muß, um den ihm verwandten Baum zu erreichen. Aber es muß sein, und jeder Versuch des mitleidigen Gatten, den Weg durch Verpflanzung des Baumes oder Absägen und Hereinschaffen des Stammes in den Hof abzukürzen, bringt der geliebten Gattin den Tod.

Alpkinder und Wechselbälge. Menschliche Kinder werden zu Albern durch gewisse Fehler, die in ihrer ersten Kindheit mit ihnen begangen werden (Nr. 1534). Oft aber sind es Wechselbälge, die später als Alber umgehen, d. h. sie sind eigentlich Kinder des Albes.

Denn nicht bloß die Fenixmännchen wechseln Kinder ein (Band II S. 151—162), auch der Alp raubt Menschenkinder und legt dafür einen Wechselbalg in die Wiege. Dieser kinderraubende Alp ist schon ganz Dämon geworden und kann kaum noch als menschliches Wesen angesprochen werden. Eine polnische Mora erscheint sogar mit ihren Jungen (Nr. 1535).

Der Alp ist von allen Gestalten des Volksglaubens die lebendigste. Das ist sehr erklärlich. Wer kennt nicht das Gefühl des Alpdrucks, hat es nicht selbst an sich erfahren! Das ist der Grund der vielen Berichte von Selbsterlebtem, der vielen Mittel zur Abwehr des Albes. Der allgemeine Glaube und das Einzelerlebnis fließen ineinander über, und eine reinliche Scheidung von Sage und Volksglauben ist hier weniger durchzuführen als bei anderen Sagengebilden. Auch

die Sage (das Einzelerlebnis) selbst bleibt hier mehr als sonst in einem gewissen Anfangszustande, sie bleibt kurz und bündig, wird nicht gemodelt und wächst nicht, wie sonst, im Munde des Volkes; denn die knappe Wirklichkeit (des Alpdrucks) hält die Schwingen der Phantasie in ihren Grenzen. Aber schon beim Baumdruck fangen sie an sich zu regen.

Werwolf. Er muß in Schlesien als ausgestorbene Gestalt gelten. Es liegt nur eine einzige Sage vor, und diese stammt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Doppelgänger. Dieser lebt noch im Glauben des Volkes. In den drei mitgeteilten Sagen erscheint er in zwei Schattierungen. In der Goldberger Sage ist er die Verkörperung eines lebhaft erregten Gefühls, in der Breslauer und Neisser dagegen ist er ein warnender Vorspuk. Im ersten Falle wird die Gestalt von einer andern Person wahrgenommen, im zweiten sieht die doppelgehende Person ihre eigene Abgestalt.

III. **Schwarzkünstler.** Sie sind in gewissem Sinne das männliche Gegenstück zu den Hexen. Aber es fehlt ihnen die abgründige Bosheit jener, sind sie auch mit dem Teufel im Bunde, so gehen sie doch nicht grundsätzlich darauf aus Schaden zu stiften. Von dieser Art sind die Freimaurer, deren Sagen am Schlusse dieses Kapitels vereinigt sind. Das Geheimnisvolle ihres Treibens erzeugt im Volke meist Grauen, manchmal auch Mitleid, wenn sie als sonst gute Menschen doch dem Teufel verfallen sind.

Das Wesen und die Handlungsweise der Schwarzkünstler zeigt eine große Mannigfaltigkeit. Neben ausgesprochene Teufelsjünger treten solche, die an sich nicht bösartig sind, sondern durch Erlernung der Schwarzkunst, durch die Fähigkeit, ein gewisses Zaubermittel richtig zu gebrauchen, Zauber zu üben imstande sind. Dann liegt das Teuflische in dem Zaubermittel, und seine Anwendung ist immer gefährlich, weil sie dem Teufel Macht über die Seele des Zauberkundigen gibt. Aber er kann sich abwenden von dem Werkzeug des Teufels, ist es ein Zauberbuch, kann er es verbrennen oder ins Wasser werfen und so seine Seele retten. Selten wird der Zauber zu ausgesprochen bösem Zwecke angewandt, öfter handelt es sich um berechtigte Rache oder Schabernack, oft dient er zur Unschädlichmachung einer Hexe oder zur Entdeckung eines Diebes, eines verlorenen Gegenstandes, Zitierung eines Verstorbenen u. a.

Mannigfach sind auch die Personen, die des Zaubers kundig sind. Vor allem sind es wandernde Gesellen, Handwerksburschen von unbekannter Herkunft. Zigeuner haben besondere Macht über das Feuer. Gewisse Berufe treten hervor, wie Müller, Jäger, Schmiede, Schäfer, vor allem aber die Scharfrichter. Gelehrte und Geistliche verstehen an

sich schon die Schwarzkunst, haben sie doch die hohe Schule studiert, manchmal auch mehrere, ja bis 13 hohe Schulen. Manche von ihnen sind hervorragende Zauberer, wie der Doktor Theophrastus (Nr. 1582), der Pastor Pech (Nr. 1545), und das Barbierla in Petersdorf (Nr. 1553) hat sichs durch eigenes Studium angeeignet.

IV. **Zaubermittel.** Wenn eine Reihe von Schwarzkünstlern ihre Zauberkraft lediglich dem richtigen Gebrauche der Zaubermittel verdanken, so verdienen diese noch eine besondere Betrachtung.

Die Anwendung der Zaubermittel. Manche Sagen aus dem vorigen Kapitel handeln wohl auch davon, aber in ihrem Mittelpunkte steht eine zauberkundige Person. Hier kommen aber solche Sagen in Betracht, in denen das Zaubermittel allein oder vorzugsweise den Stoff der Erzählung bietet. Sie geben uns Kunde, wie ein Mädchen den künftigen Bräutigam sehen, wie man verlorene Sachen wiedererhalten, wie man sich hieb- und stichfest machen, Freikugeln gießen, gegen Gift und böse Geister sich schützen kann u. a. dgl. Weihwasser und geweihte Kreide sind Gegenmittel gegen böse Einflüsse; Wünschelrute, Galgenhand, Teufelsnägel und ganz besonders das „schwarze Buch" oder der „Höllenzwang", auch „Teufelszwang" genannt, dienen dem bösen Zauber und können den Unkundigen leicht selbst in Gefahr bringen.

Der Fluch und der Wunsch. Zauberhafte Kraft hat auch das Wort, wenn es unter besonderen Umständen gesprochen wird. Ein im Augenblicke des Todes ausgesprochener Fluch oder Wunsch erfüllt sich in wunderbarer Weise; wenn ein unschuldig Hingerichteter schwört, es werde hinfort auf dem Platze des Unrechts kein Gras mehr wachsen oder ein umgekehrt in die Erde gepflanztes Bäumchen werde weiter grünen und zum Baum werden als Zeichen seiner Unschuld, so erfüllt sich die Prophezeiung. Ein Fluch oder Wunsch, in großer seelischer Erregung ausgesprochen, geht in Erfüllung, der Fluch der Mutter wandelt die Tochter in Stein (Nr. 1647), die Selbstverfluchung eines Meineidigen wird wahr (Nr. 1651). Und wenn aus dem Blute unschuldiger Opfer Blumen sprossen (Nr. 1657), so liegt es nicht fern, auch darin den Wunsch zu leben verkörpert zu sehen.

Verbannung von Tieren. Eine besondere Art des Zaubers ist die Verbannung lästiger Tiere. Neben die zauberkundigen Personen des dritten Kapitels treten hier mehrfach Heilige[1]), deren Wort wie ein

1) Es ist selbstverständlich, daß Heilige ihre Kraft nicht dem Teufel, sondern Gott verdanken. Sie sind hier nur aufgenommen, weil ihr Wort dieselbe Wirkung wie der Zauber hat. Vgl. nächste Seite unter Wundersagen.

Zauber wirkt. Sperlinge, Schlangen, Frösche, Elstern, Fliegen, auch Lerchen werden davon betroffen, und seit dieser Zeit läßt sich keins der Tiere mehr an dem Orte sehen, aus dem sie gebannt sind.

Wundersagen.

Zauber und Wunder sind im Wesen nicht verschieden. Aber wenn wir in den Zaubersagen den *schen*, der den Zauber wirkt, in der Regel auch den, dem der Zauberer seine Kraft verdankt, den Teufel nämlich, lassen uns die Wundersagen im unklaren. Wunder ist das, dessen Ursache uns rätselhaft ist, wir sehen die Wirkung, ohne über den Urheber sicher zu sein. Unter diesem Gesichtspunkte sind die Wundersagen zusammengestellt. Indessen sei hier bemerkt, daß von den eigentlichen *christlichen* Wundersagen abgesehen ist.[1]) Zu diesen gehören aber solche Wunder nicht, die nur zufällig oder willkürlich durch das Eingreifen Gottes, eines Engels oder Heiligen erklärt werden, ohne daß dadurch das Rätselhafte ihres Wesens geklärt wird.

Trotz des Schleiers, der die Quellen der Wunder umhüllt, läßt sich doch ihre Verwandtschaft mit den Quellen des Zaubers feststellen. Ja, durch die Betrachtung gewisser Gruppen von Wundern läßt sich klarer als bei jenen die Erkenntnis eines Dämonenreiches gewinnen, eines Unterweltsreiches. Die Angehörigen dieses *Reichs* teilen sich in Herrschende und Beherrschte, Dämonen und Seelen. Es ist das Totenreich, wo die Seelen der Abgeschiedenen festgehalten werden, wohin ein Lebender nur selten sich verirrt und woher ein Toter ebenso selten auf kurze Zeit entlassen wird. Herrscher aber ist der Teufel mit seinen Gesellen oder manchmal ein ihm gleichartiger Dämon, der eifersüchtig wacht, daß keine der ihm verfallenen Seelen ihm entrissen werde, und ebenso eifrig danach trachtet, immer neue Seelen in den Bannkreis seiner Herrschaft zu ziehen.

I. **Die Unterwelt.** Unter der Erde befindet sich dieses große Reich, dem oberirdischen Reiche der Menschen ähnlich und bestimmt, ihre Seelen im Tode aufzunehmen.

Die Unterwelt und ihre Bewohner. Unterirdische Gewässer. Der Eingänge in das unterirdische Reich gibt es mancherlei.

1) Die heiligen Personen aus der Geschichte der christlichen Kirche, Jesus, die Apostel, Maria, die Heiligen, haben einen Kranz von Sagen um sich geschlungen, die an die in ihnen wirksame Gotteskraft anknüpfen. Die Wunder, die sie durch diese Kraft hervorbringen, sind der Inhalt der christlichen Wundersagen oder Legenden. Wollte man sie hier in unsere Sagensammlung einreihen, so würden die Legenden richtiger den Zauber- als den Wundersagen anzuschließen sein.

Besonders aber gelten Gewässer (Seen, Teiche, Brunnen, Löcher, auch Stellen in Flüssen und Bächen, Tümpel) dem Volke als Verbindungsgänge. Unergründlich tief, wie sie sind, führen sie hinab in das weitverzweigte unterirdische Wassernetz, das meilenweit sich ausdehnt, ja so weit, daß gewisse Teiche und Seen durch seine Kanäle mit der Ostsee oder dem Schwarzen Meere im Zusammenhang stehen.

Besuch der Unterwelt; Zauberschlaf. Für Lebende ist es gefährlich, hier einzudringen; denn leicht kann es kommen, daß sie den Rückweg nicht mehr finden, oder wenn sie die Oberwelt wiedersehen, so hat sich alles verändert. Der Wanderer glaubt, nur wenige Stunden oder Tage in dem Wunderlande zugebracht zu haben, und erfährt nun zu seinem Schrecken, daß er durch ein halbes, ein ganzes Jahrhundert (oder 200, 300 Jahre und mehr) von seinen Mitlebenden geschieden ist. Dann ist auch seines Bleibens nicht mehr auf Erden, denn wer das Reich des Todes gesehen hat, gehört ihm an und kann das Licht der Sonne nicht mehr vertragen. Wer ihn aber hineingeführt hat ins Unterweltsreich, das war ein Abgesandter jener Welt, der Zuwachs suchte zum Reiche der Toten. Bisweilen glaubt er nur einen kurzen Schlaf getan zu haben und hat doch Zeit und Welt verschlafen.

Beherrscher der Unterwelt. Wer die Unterwelt besucht, findet dort Verhältnisse, die den oberirdischen gleichen. Er sieht Häuser, Paläste, Kirchen, Gärten, aber schöner und glänzender als hier oben. Er sieht auch Menschen, in gleicher Weise lebend wie hier, aber es sind Abgeschiedene, und er wundert sich wohl, wie sie ihm als Lebende erscheinen können. So fanden sie die Besucher der Unterwelt, von denen die Sagen des vorigen Abschnitts erzählen. Die Unterwelt hat aber noch andere Bewohner, von denen die Sagen dieses Abschnittes berichten. Der Teufel ist es und seine höllischen Geister, der es nicht lassen kann, nach Seelen unter den Menschen zu jagen. Er zieht sie heimtückisch ins Wasser oder stürzt sich nach einem mißlungenen Versuche wütend in die Tiefe des Schloßweihers. Die Seelen weinen im Wasser und klagen: Graurock, Graurock, meiner armen Seele ist gar kein Rat. Wer ist der Graurock? Ein anderes dämonisches Wesen der Tiefe ist der Meerkönig, der unten seine Schätze hütet. Ein verwegener Welscher (auch der Rübezahl) wagt es, hinunterzutauchen und auf Tod und Leben mit ihm zu kämpfen, um ihm das Gold zu entreißen.

Versinken einzelner Menschen in die Erde, in Gewässer. Dem Glauben an das unterirdische Seelenreich entstammen auch die Sagen vom Versinken in Erde und Gewässer als Strafe für sündhaftes Tun. Die Strafe folgt der bösen Tat meist augenblicklich nach. Der gottlose Schuß auf das Marienbild, Meineid, Hartherzigkeit, gottloses Fluchen usw. läßt den Schuldigen auf der Stelle in die Erde sinken.

Der lästernde Insasse einer Kutsche und sei er selbst ein Graf oder eine Gräfin, versinkt mit Kutscher und Pferden in die Tiefe eines Sumpfes, eines Teiches. Nächtlicher Spuck macht den Ort für alle Zeiten verrufen, Stimmen aus der Tiefe des Gewässers schrecken den nächtlichen Wanderer. Häufig erzählen die Sagen von der Bestrafung eines Brotfrevels. Der Hirt, dem das mitgegebene Brot nicht zusagt, der in Wut darüber die liebe Gottesgabe zur Erde wirft, mit Füßen tritt, mit der Peitsche schlägt oder sonst verunehrt, sinkt mit Hund und Herde hinab in den Grund der Erde. Der Brotfuhrmann, der an einen Bach oder Sumpf kommt und Brote vom Wagen nimmt und unter die einsinkenden Räder steckt oder wie eine Brücke über das Wasser legt, sinkt mit dem ganzen Gefährt hinab in die Tiefe. Dann hört man nächtlich das Blöken der Tiere unter der Erde oder den Hilfe- und Schreckruf des Fuhrmanns aus dem Wasser.

Versunkene Bauwerke, Dörfer, Städte. Auch diese versinken zur Strafe für das sündhafte Treiben ihrer Bewohner, und meist bildet sich über der Stelle ein Teich oder ein Sumpf, aus dem oft zu nächtlicher Stunde Lärmen und Geheul ertönt, die Jammerschreie der Verdammten. Schlösser sinken in die Erde wegen der Zuchtlosigkeit des Herren und seiner Genossen, oft erhebt sich, wenn ihr freches Treiben den höchsten Grad erreicht hat, ein Gewitter, es dröhnt ein Donnerschlag, und hinab fährt das ganze Gebäude in den Schoß der Erde.[1]) Ebenso geschieht es mit Klöstern, in denen die Mönche in Lasterhaftigkeit versunken sind. Gasthäuser, in denen bei Spiel und Tanz der Gottesdienst versäumt wird und Spottreden und Fluchworte das Heiligste besudeln, eine Schmiede, in der der Schmied keinen Sonn- und Feiertag achtet, eine Mühle verschwinden vom Erdboden, und nur ein unheimlicher Sumpf deutet die Stelle an, wo sie einst gestanden. Auch Städte und Dörfer werden von diesem Schicksal betroffen. Die Sagen von versunkenen Dörfern knüpfen nicht selten an den historischen Untergang von Dorfschaften an, die in Kriegszeiten zerstört oder bei Epidemien ausgestorben sind. Anders ist es bei den Sagen von versunkenen Städten. Ihre Lage schon schließt aus, daß hier geschichtliche Erinnerungen zu Grunde liegen. In den Sagen von der Hunstadt, die im Sühnteiche bei Reihwiesen versunken sein soll, ist so ziemlich alles enthalten, was über die Unterwelt Sagenhaftes berichtet wird.

II. **Verschiedene Wunder zwischen Himmel und Erde.** Die Zusammenstellung der Wundersagen unter I ergab trotz vieles Rätselhaften im einzelnen doch das Bestehen eines großen Unter-

1) Auch der Fluch eines Menschen, wie in der Grojetzsage der Mutterfluch, kann ein Schloß zum Versinken bringen.

weltsreiches, des Herrschaftsbereiches lebenfeindlicher Mächte, des Teufels und seiner dämonischen Geister, des Aufenthaltes und Verbannungsortes der Seelen, in der Regel ihr Strafort. Keineswegs so deutlich markiert sich der Raum zwischen Himmel und Erde als Herrschaftsbereich einer bestimmten Macht. Freilich wirken die Unterweltsmächte auch herauf ins Licht des Tages. Sie begegnen aber hier einer anderen Kraft, der Kraft Gottes, die warnt und straft, aber auch belohnt und für ihre Zwecke bisweilen sich der Unterweltsmächte bedient. Und so ist der Luft- und Himmelsraum der Tätigkeitsbereich zweier verschiedenartiger Kräfte, und das Rätselhafte des Wunderbaren in diesem Raume beruht hauptsächlich darauf, daß sich nicht immer feststellen läßt, welche Kraft gerade im einzelnen Falle die wirksame ist. Die hier zusammengestellten Sagen zeigen eine große Mannigfaltigkeit, und nur ein gemeinsames Band hält alle diese Erscheinungen zusammen, ihre Sichtbarkeit und ihr Hineinragen ins Licht des Tages. Sie stellen gewissermaßen ein Sammelbecken dar von allem Wunderbaren, was hier auf Erden das Leben des Menschen umgibt und was ihn veranlassen muß, der Kraft des Guten sich zu vertrauen, um nicht in des Bösen Gewalt zu fallen oder, beizeiten gewarnt, ihm zu entrinnen.

Verwandlungen in Stein. Es ist eine Strafe für den Gottlosen, auch für den Unvorsichtigen, besonders für den Brotfrevler und Sabbatschänder, gleich dem Versinken in die Tiefe des Erdbodens, nur daß hier der betroffene Mensch und das ihn begleitende Tier im hellen Lichte des Tages als ein ewiges Warnungsmal von Stein vor den Augen der Menschen steht.

Wunderbare Bestrafungen verschiedener Art. Zum Versinken in die Erde, zum Versteinern kommen noch verschiedene Strafen besonderer Art, mit denen die göttliche Gerechtigkeit den Meineid, den Frevel am Heiligen, die Hartherzigkeit und ähnliche Vergehen belegt.

Der wunderbare Zahn. Ein rechtes Wunder zu seiner Zeit (16. Jahrhundert) war der goldene Zahn des Knaben zu Weigelsdorf bei Reichenbach. Ein Wunder soll einen Zweck haben. Welchen Zweck aber dieser goldene Zahn habe im Plane der göttlichen Vorsehung, war lange niemandem klar, bis Jacob Horst ihn fand. In diesem Sinne steht dies Wunder vereinzelt da.

Wunderbare Erscheinungen an Leichen. Die hier zusammengestellten Wunder greifen hinüber in den Leichen-, Grab- und Kirchhofsspuk des ersten Bandes. Sie unterscheiden sich aber dadurch von ihnen, daß es dort seelische Lebensäußerungen Abgeschiedener sind, hier dagegen fremde Kräfte, seien es dämonische oder göttliche, welche die Wundererscheinung wirken.

Blutwunder. Im Blute lebt die Seele. Mehrere der hier vereinigten Wunder sind solche Seelenäußerungen, und könnten deshalb auch im ersten Bande ihre Stelle finden. Es empfahl sich aber, sie mit den andern zu vereinigen, in denen das Blut vorbedeutend für ein großes Unglück ist.

Bauwunder. Wer bauen will, hat es mit höheren Mächten zu tun, die den Bau fördern oder verhindern können, wie es ihnen beliebt. Der Teufel ist ja der große Baumeister, aber christliche Gotteshäuser sind ihm zuwider. Sein großer Gegenpart ist Gott mit seinen dienenden Engeln. Beim Kirchen- und Kapellenbau greift oft schon bei der Wahl des Platzes ein höheres Wesen in wunderbarer Weise ein, das kann nur mit Gottes Willen geschehen. Wenn aber gewisse Bauwerke oder Teile von Bauwerken immer wieder einstürzen oder andere nie fertig oder verändert werden dürfen, wer mag die Urheber des Wunders sein?

Wunderbare Erscheinungen im Luftreich. Voller Wunder ist Luft und Himmel. Getreide, Blut, Schwefel, Steine, Fische, Manna regnen hernieder. Zeichen von unheilvoller Vorbedeutung erscheinen am Himmelszelt, wie kämpfende Heerhaufen oder Tiere, Schwerter, Sicheln, Spieße, ein feuriger Wagen, ein blutiges Kreuz, und gewöhnlich ist es ein großer Krieg, den sie anzeigen. Aber auch im unteren Luftraum schwirrt manchmal ein merkwürdiges Ding singend über die Köpfe der Menschen, und wenn der Blitz zuckt und das Gewitter tobt, regt sich und bewegt sich mitunter sogar Stein und Fels.

Wunderbare Tiere. Sie lassen sich scheiden in solche Wesen, denen die Tiergestalt durch einen Zauber anhaftet, und in wirkliche Tiere, die sich in wunderbarer Weise betätigen. Verwunschene Tiere erscheinen in Kalbs-, Fisch-, Pferde-, Maus- und Gansgestalt. Ein paarmal sind sie deutlich als verwandelte Menschen bezeichnet, in anderen Fällen läßt sich ihre Seelennatur annehmen. Ob aber in allen Fällen, bleibe dahingestellt. Bisweilen ist ihr Erscheinen vorbedeutungsvoll. Menschlich beseelte Tiere sind solche, die wirklich Tiere sind, aber in irgend einer menschlichen Weise sich betätigen. Pferde, Hunde reden und künden die Zukunft. Bienen folgen dem gestorbenen Herrn ins Grab nach, Frösche fressen einen Fuhrmann auf. Andere sind sogenannte Weisetiere: eine Taube zeigt den Platz für den Kirchbau, eine andere weist einen Schatz, Ochsen weisen die Grabstätte für einen Menschen.

Wunderbare Pflanzen. Es ist nicht viel, was das Volk von solchen Pflanzen weiß, und das wenige ist fast noch mehr in das Dunkel des Wunders gehüllt als bei den Tieren. Einigemale ist in der Wunderblume eine Ausstrahlung des Unterweltsreiches mit seinen Schätzen zu sehen, wer sie pflückt, wird reich und glücklich. In anderen Fällen steht

ein Baum in wunderbarer Wechselbeziehung zum Leben der Menschen. Ein Semmelgewächs steht in seiner wunderbaren Erscheinung vereinzelt. Alraunenhaft ist die frauenähnliche Wurzel im Riesengebirge.

III. **Vorbedeutungen und Prophezeiungen; Propheten.** Schon manche vorbedeutende Erscheinung ist im Vorhergehenden berührt worden, wo sie im Getriebe anderer Beziehungen mit unterlief. Hier sind nur die Fälle zusammengestellt, wo die Vorbedeutung oder Prophezeiung den wesentlichen Inhalt der Überlieferung bildet.

Vorbedeutungen, namentlich Unglücks- und Todeszeichen. Den Untergang der Welt hat schon manches Vorzeichen verkündet, der Untergang von Liegnitz und Breslau ist geweissagt worden. Das Schicksal der Sechsstädte in der Lausitz erfuhr eine Frau in einer Vision. Feuersbrunst, Teuerung, Pest, Hungersnot, Krieg und Unglück überhaupt deuten mannigfache Zeichen an. Am häufigsten aber sind die Vorzeichen des Todes. Was wider die Natur ist oder sich nicht natürlich erklären läßt, wie das Selbstläuten einer Glocke, das plötzliche Springen eines Glases, das unvermutete Verlöschen einer Kerze, die weiße Rose im Chorstuhl eines Kanonikers, das plötzliche Schwanken des Richtschwertes, merkwürdige Licht- und Feuererscheinungen oder auffallende Erscheinungen am Himmel — alles deutet auf zukünftiges Unglück. Bisweilen sind es Bäume, welche die Zukunft enthüllen, oder ein Mann im Walde sagt es der Holzsammlerin, ein Graumännchen dem Nachtwächter, ein Vogel verkündet es oder warnt vor Blitzesgefahr, das Absterben des Astes einer Eiche bedeutet den Tod eines Piastenherzogs. Das Verhalten der Tiere, frühzeitiges Wegziehen der Wildgänse, Heuschreckenschwärme, das auffällige Verhalten einer Taube, eines Schwans, das Heulen der Hunde, überhaupt auffallende Geräusche sind Unglückszeichen. Nur selten sagt ein Zeichen etwas Gutes voraus, wie das Finden eines Ringes oder Rosen tragende Weidensträucher.

Prophezeiungen von der großen Zukunftsschlacht. Auch Schlesien kennt diese durch ganz Deutschland verbreitete Prophezeiung. In der Landskrone schläft ein Reiterheer, im Zobten die Siebenschläfer. Wenn jenes rumort, dann geht's bald los, und wenn diese erwachen, dann ist das Ende der Welt nahe. Unter der Trebnitzer Kirche, im Walde bei Schönwalde (Gleiwitz), in den Tarnowitzer Bergen bei Lassowitz, in einer Anhöhe bei Beuthen O/S. ruht das Heer der heiligen Hedwig im Schlaf versunken. Wenn es aufwachen wird, dann wird es für den Glauben kämpfen, und dann wird ewiger Friede sein oder der jüngste Tag wird anbrechen. An den „Neun Linden" bei Troppau werden drei mächtige Herrscher Frieden schließen, gegen Glatz werden einst die Türken anrücken und in einer großen Schlacht werden die Christen siegen, und dasselbe erzählt eine Braunauer Sage von der

fürchterlichen Schlacht an der „Walkbrücke". Am Koischwitzer See, am Seeborn bei Kolbnitz und an den Dreigräben wird ein morgenländischer Fürst, der letzte Schwede (oder Türke), der Türkensultan sein Pferd an einen Baum (Weide, Kiefer) binden, wo ein goldener Ring, eine goldene Haspe befestigt ist. Das Camenzer Schloß aber darf nie ausgebaut werden, denn dann kommen die Tartaren wieder.

Propheten. Gleichsam als Anhang werden einige Männer erwähnt, die das Volk als Propheten betrachtete und denen es wunderbare Gesichte und die Gabe, die Zukunft zu enthüllen, zuschrieb. Sie selbst betrachteten sich als Abgesandte Gottes, um die Menschen zur Umkehr und Buße zu bewegen. Es sind Jakob Böhme, der Schustersohn von Görlitz, Hans Rischer genannt Rischmann, der Prophet vom Prudelberge, und Christoph Kotter, der Prophet von Sprottau.

Schatzsagen.

Das Kostbare, woran die Menschen ihre Seelen hängen, ihr bester Besitz, ihr Schatz — er entstammt den Tiefen der Erde, dem Unterweltsreiche und seinem Beherrscher, dem Teufel. Wer Schätze gewinnen will, hat mit dem Teufel zu ringen. Und wer Schätze besitzt, schwebt in beständiger Gefahr dem Teufel zu verfallen. Denn sie sind die Angeln, mit denen er die Menschen festhält, um sie nach ihrem Tode hinabzuziehen in sein unterirdisches Reich. Aber der Schatz im Menschenbesitz nimmt etwas Menschliches an, er bekommt eine Seele, und hat er einmal das Licht der Sonne gesehen, so strebt er immer wieder empor zum Tageslicht und in Menschengewalt, mag er auch noch so tief und noch so lange in den Schoß der Erde versunken, vergraben, verzaubert sein.

I. **Glockensagen.** Ein solcher Schatz ist die Glocke, ein Schatz der Kirchgemeinde. Dem Unterweltsreiche wird sie erst abgewonnen, wenn sie getauft wird; die Glocke von Pawonkau verschwindet vom Turm, weil sie nicht getauft ist (Nr. 1946). Aber auch sonst gerät die Glocke oft in den Schoß der Erde zurück. Die Gründe sind verschiedenartig. Das Dorf, die Stadt, die Burg, das Kloster, die Kirche versinkt in die Erde, meist in Sumpf und Moor oder in ein Gewässer, wegen Lasterhaftigkeit der Bewohner oder wegen einer einzelnen bösen Tat, oder die Glocke stürzt hernieder bei einem Gewitter, einer Feuersbrunst, einem Erdbeben oder infolge Verödung der Ortschaft durch Pest, oder sie wird in die Erde verzaubert, oder vergraben in Kriegszeiten. Bisweilen klingt sie dann in der Erde, im Wasser, besonders in der Frühe der Festtage, sie will gefunden sein. Nach langer Zeit, wo die Menschen bereits eine andere Ortschaft an anderer Stelle gebaut haben, wird sie durch Zufall gefunden. Eine Sau wühlt sie auf oder ein Eber, oft

auch ein Borg (Eber) und eine Sau. Dann wird sie im Turme der neuen Kirche aufgehängt, aber ihr Ton ist sonderbar, er klingt wie „Sau Sau" oder wie „Sau wühlt, Borg fand" u. a. So vollzieht sich gewöhnlich die Auffindung der Glocke. Es kommt aber auch vor, daß sie wie ein Schatz gesucht und zu heben versucht wird. Dann ist jedes Sprechen verboten, wenn sie nicht sofort wieder in die Tiefe sinken soll. Von der Glocke im Viehwigswalde zu Bärnwald (Nr. 1959) wird sogar eine richtige Schatzgräbergeschichte erzählt. Auch steigen und sinken die Glocken in der Erde und wandern wie die Schätze.

II. **Eigentliche Schatzsagen.** Sie sind sehr zahlreich und mannigfaltig und lassen dadurch erkennen, womit sich die Einbildungskraft des Volkes so gern beschäftigt. Vereinigt sind hier nur die Sagen, deren wesentlicher Inhalt um einen Schatz gruppiert ist. Es ist aber in den beiden früheren Bänden gar manche Sage enthalten, die unter anderem auch von Schätzen berichtet, namentlich in der Gruppe der Sagen von den Erlösung suchenden Burgfrauen, die sich in Schlangen wandeln (Band I Nr. 229—248). Obwohl sie hier ausgeschieden sind, dürfen sie doch bei einer allgemeinen Betrachtung des volkstümlichen Schatzglaubens nicht beiseite gelassen werden.

Unendlich viel Geld, Gold, Edelsteine und andere Kostbarkeiten ruhen in der Tiefe der Erde, auch in Gewässern, teils in Gebäuden oder deren Resten, teils außerhalb an den verschiedensten Orten. Sie sind entweder vergraben oder irgendwie verfallen, oder auch durch Zauber in den Schoß der Erde gebannt. Dort werden sie gehütet und bewacht vom Teufel oder elbischen und dämonischen Geistern, und sofern sie aus Menschenbesitz stammen, ist auch die Seele des ehemaligen Besitzers sie zu hüten verdammt. Zwei einander widerstrebende Willenskräfte ringen um den Schatz, der Teufel, der ihn und die an ihn gefesselte Seele behalten will, und die Seele, die sich von Schatz und Teufel trennen und erlöst sein will. Wo elbische oder dämonische Geister Schatzbesitzer sind, teilen sie gern an Menschen, denen sie wohlwollen, von ihren Reichtümern mit, bestrafen aber den Vorwitzigen. Doch treten diese gegenüber dem Teufel und seinem Kampfe um Schatz und Seele in den hier vereinigten Sagen sehr zurück. Die Erlösung erstrebt die Seele dadurch, daß sie einen Erlöser unter den Menschen sucht und ihn zur Hebung des Schatzes zu veranlassen bestrebt ist. Unterstützt wird ihr Streben durch die Freizeiten, in denen sie sich Menschen nähern kann und in denen sich die Verschlüsse öffnen oder die Schätze von selbst zur Oberwelt emporsteigen. Wenn sich dann ein Mensch findet, der durch sittliche Eigenschaften oder durch Zaubermittel befähigt ist den Schatz zu heben oder der die besonderen Bedingungen erfüllt, die seine Hebung ermöglichen, dann kann die Seele erlöst werden, wenn nicht

Hindernisse dazwischen treten. Aber der Teufel weiß unzählige Mittel, um den Vorsatz des Schatzhebers zu vereiteln. Und so muß die Seele jammernd und klagend auf eine neue Gelegenheit warten.

Eingeteilt sind die Schatzsagen nach der Örtlichkeit.

Schätze in Burgen und Bergen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Burg und Berg als schatzbergende Stätte ist kaum vorhanden. Mancher felsgekrönte Berg wird als verzauberte Burg gedeutet, und Keller, Gänge und Türen sucht man im Innern der Berge, als wären sie einst Wohnstätten von Menschen gewesen. Auch von Menschenhänden aufgeworfene Schanzen reihen sich ihnen an. Burg, Berg und Schanze sind festumgrenzte Lagerstätten von Schätzen, die sie nicht verlassen können, wie es sonst bei frei vergrabenen Schätzen nicht selten geschieht. Nur wenn sie sich öffnen, kann ein Mensch Zutritt gewinnen. Und das geschieht am Palmsonntag oder am Karfreitag während der Passion, in der Christnacht um 12 Uhr, in der Osternacht, am Ostertage während des Evangeliums, in der Johannis- und Neujahrsnacht um Mitternacht und zu anderen Festzeiten, besonders aber immer während des Gottesdienstes. Wer den Schatz gewinnen will, muß vor allem unbescholten sein, eine reine Jungfrau, ein reiner Junggeselle, eine ehrbare Witwe. Vielbeliebt ist das Motiv von der armen Mutter, die mit ihrem Kinde den Berg geöffnet findet, aber beim Raffen der Schätze ihr Kind vergißt; erst im nächsten Jahre findet sie es frisch und gesund, mit einem (goldenen, roten) Apfel spielend. Zufall ist es, und Zufall, nicht Berechnung hilft auch sonst den Schatz gewinnen, wie in den Erzählungen von dem Knaben, dessen Mütze oder Hütchen von andern Buben in einen verfallenen Keller geworfen wird. Goldgefüllt wird es von Erdmännchen wieder heraufgeworfen. Aber als ein anderer habgierig seine Mütze hinabwirft, wird sie in Fetzen gerissen herausgeschleudert. Was aber am häufigsten die Schatzgewinnung vereitelt, ist unzeitiges Sprechen; Stillschweigen ist die erste Bedingung. Auch umsehen darf man sich nicht. Da hilft keine Wünschelrute und kein Höllenzwang. Denn bisweilen kommt der Teufel oder seine Diener, sie bauen einen Galgen und suchen den „mit dem langen Zopfe“ oder den „mit dem roten Käppchen“ usw., um ihn aufzuhängen. Oder der Teufel reitet in verschiedenen sonderbaren Gestalten vorüber oder er ruft und fragt. Wer unvorsichtig einen Laut hören läßt, bringt die ganze Schatzgräberei zum Stillstand, denn sofort sinkt der vielleicht schon erreichte Schatz in Klaftertiefe hinab. Manchmal sind es Tiere, die den Weg in die geöffneten Keller zeigen, ein von der Herde verlaufenes Schaf oder eine Kuh, und so führt wieder der Zufall zur Entdeckung.

Um den großen Stoff zu teilen, sind zwei Unterabteilungen geschaffen. Schätze in alten Burgen und Schanzen, nament-

lich Ruinen. Alles was Menschenhand gebaut hat, aber der Zerstörung oder Verwahrlosung anheimgefallen ist, wird hier vereinigt. In der Tiefe dieser Ruinen oder verfallenen Bauwerke lagern Schätze in Haufen, Fässern, Tonnen, Braupfannen, Truhen, Kesseln, Kisten usw. Gewöhnlich werden Keller genannt, die mit eiserner Tür verschlossen sind. Ein großer schwarzer Hund bewacht die Schätze, es ist der Teufel selbst. Außerdem findet der zur Freizeit Eintretende allerlei andere Wesen, teils in Menschen-, teils in Tiergestalt. Ob sie teuflische Wesen oder büßende Seelen sind, wird durch ihr Verhalten erkennbar. Während der Teufel und seine Diener alles aufbieten, um die Hebung des Schatzes zu verhindern oder gar die Seele des Schatzhebers zu erbeuten, bieten die Seelen die Kostbarkeiten als Lohn ihrer Erlösung an, fordern zum Mitgehen und zur standhaften Erfüllung der Bedingungen auf und brechen in Klagen aus, wenn das Heben des Schatzes mißlingt. Indes ist das Benehmen der Schatzhüter nicht immer so gekennzeichnet, daß die Unterscheidung zweifellos wäre. Hierher gehören auch die schatzhütenden Schlangenjungfrauen im ersten Bande Nr. 229—248. — Schätze in Fels, Berg und Hügel. Wenn sich der Auffassung des Volkes gemäß der natürliche Berg von der Burgruine nicht unterscheidet, so ist es verständlich, wenn die Mehrzahl der Sagen in der Art der Auffassung sich gleichen. Es finden sich jedoch aus Sagen, in denen die Schätze nicht als vergraben, verfallen, aus Menschenbesitz stammend anzusehen sind, sondern als ursprünglicher Besitz unterirdischer Geister, als natürlicher Reichtum der Unterwelt. Damit weisen sie zurück auf die Sagen von schatzbesitzenden Elben und Dämonen oder leiten über zu den unter III behandelten bergmännischen und Walensagen. Der ersten Sagengattung gehören die Sagen an, in denen von schatzhütenden Zwergen, Erdmännchen u. dgl. oder vom Berggeiste die Rede ist. Sagen von der letzten Art sind u. a. die von den goldenen und silbernen Zapfen im Turmstein und im Hügel beim Eichvorwerk (Camenz), vom Edelgestein in der Felswand der Agnetendorfer Schneegrube, besonders die Sage von der Salzlehne am Spitzberge, (Nr. 2057), die stark an die Sagen von versiegten Bergwerken erinnert. Solche Sagen fehlen aber auch den Ruinenstätten nicht ganz, wie die von der goldenen Ente in der Tiefe der Toster Schlosses oder vom goldenen Esel im Pelkenberge bei Patschkau.

Schätze im Erdboden an verschiedenen Stellen in und außer dem Hause. Diese unterscheiden sich von denen in Burg und Berg durch ihr Umherziehen. Sie steigen nicht bloß und sinken wie jene, sondern sie wandern unter die Erde wie die Glocken. In dem Augenblicke, wo sie an die Oberfläche der Erde treten, fangen sie an zu brennen, meist in bläulicher Flamme. Überall wo Menschen ihre Schätze zu

verbergen pflegen — meist in Zeiten der Gefahr, besonders des Krieges, oder aus Geiz — da schlagen solche Flammen auf: im Keller, unter der Treppe, in der Scheuer, hinter ihr, im Garten, auf dem Felde, in oder am Walde, auf einer Wiese, bei einer Kapelle, auch im Wasser (Tümpel, Brunnen), häufig dient ein Baum oder Strauch als Merkzeichen, eine Linde, ein Haselstrauch, eine Birke, eine Esche, Weide, Buche, ein Birnbaum u. a. Auch diese Schätze kommen zum Vorschein an Festzeiten, Christnacht, Karfreitag, Palmsonntag u. a., aber im allgemeinen sind sie an diese nicht gebunden, sie brennen zu jeder Zeit, namentlich aber zur Mitternachts- oder Mittagszeit, wenn die Sonne am höchsten steht; denn sie sollen mit der Sonne steigen und fallen. Wer sie heben will, muß die Zeit des Brennens benutzen und etwas Eisernes (Messer, Schlüssel) oder etwas Geweihtes (Rosenkranz, Gebetbuch u. a.) hineinwerfen, dann können sie nicht mehr sinken. Oft kommt wie bei den Burg- und Bergschätzen eine büßende Seele (besonders in Gestalt eines Graumännchens oder einer weißen Frau) und bittet den Schatz zu heben; wie dort hat der Schatzgräber sich der Tücken des Teufels zu versehen, der ihn als feuerspeiender schwarzer Hund oder in anderen unheimlichen Gestalten abzuschrecken sucht, mit Sturm und Gewitterkrachen ihn ängstigt, einen Galgen baut u. a. m. Sprechen und Umsehen macht auch hier alle Arbeit sofort wirkungslos, und der Schatz verschwindet und versinkt. Unter den mancherlei besonderen Bedingungen, an die das Heben eines Schatzes geknüpft ist, befindet sich nicht selten die Lösung eines Geheimnisses, es muß z. B. der passende Schlüssel für die Schatztruhe gefunden werden, das richtige Wort gesprochen oder sonst eine Aufgabe erfüllt werden, womit der Vergrabende den Schatz „versiegelt" hat, wie daß etwa ein oder drei bestimmte schwarze Tiere geschlachtet werden, daß drei schwarze Böcke darüber springen, die Herzen von 9 Brüdern herbeigebracht werden müssen. Irgend ein Zufall hilft bisweilen dem Schatzheber das Geheimnis zu ergründen. Die Sage vom Schatz im Moosebruche (Nr. 2105) leitet schon zu der folgenden Gruppe der bergmännischen und Walensagen über.

III. Bergmännische und Walensagen.

Mit den natürlichen Reichtümern des Erdinnern hängen die bergmännischen und Walensagen zusammen. Wer diese Schätze erbeuten will, muß in das Unterweltsreich eindringen, das voller Gefahren ist für Leib und Seele des Menschen. Mögen die Menschen in regelrechtem Abbau der Erzgruben (Bergwerke) oder im unregelmäßigen Raubbau um die Güter der Unterwelt sich bemühen, sie haben sich mächtigerer Hilfe zu versichern. Der fromme Bergmann ruft seine Heiligen an, der Raubbauer (Wale) hält es mit dem Teufel.

Bergmännische Sagen. Unter der Erde befindet sich ein Reich, das in gewissem Sinne ein Abbild des oberirdischen Menschenreiches ist. Aber alles ist glänzend und strahlend von Gold, Silber und Edelstein. Ja selbst die Tiere, die Pflanzen sind von Gold oder Silber. Wer eins dieser Tiere, eine dieser Pflanzen gewänne, der wäre unermeßlich reich. Aber das wird durch die tückischen Mächte der Tiefe oder störende Zufälligkeiten in der Regel vereitelt; glücklich, wer einen Teil (Ohr, Horn, Wurzel, Blatt) sich zueignen kann. So weilt bei der St. Annakapelle ein goldenes Lamm, ein goldener Esel im Kittnerberge und Reichensteiner Schachte, im Goldberger Bergwerke und im Rabengebirge ein goldener Ochse, in der Kynsburg ein goldenes Eselsfüllen, ein goldener Reiter im goldenen Stollen an der Hohen Mense; goldener wachsender Draht wird von einem Landmann aus der Erde gepflügt, die goldene Wurzel von einem ehemaligen goldenen Baume befindet sich noch in der Agnetendorfer Schneegrube. Zufall oder die Hilfe eines Heiligen führt zur Entdeckung der Erzadern. Eine böse Tat, ein Zauber, ein Fluch verschließt für immer oder für unabsehbare Zeit den Segen eines Bergwerkes. Bisweilen wird der Fluch begleitet von dem Ausschütten von Mohn oder Hirse unter dem Ausspruche, so viel Jahre solle der Bergbau verzaubert sein, als Körnchen vorhanden seien, einmal auch: so viel Salzkörnchen in einem Scheffel enthalten seien.

Walensagen und ihre Nachklänge. Walen, Welsche, Italiener, Venediger sollen die geheimnisvollen Männer gewesen sein, die vom 15. bis 18. Jahrhundert in den Schlesischen Bergen nach den Schätzen der Erde suchten. Es gibt noch eine Anzahl alter Walenbüchlein, in denen diese Goldsucher die Wege beschreiben, auf denen man zu den Fundstellen gelangen könne. Im Riesen- und Isergebirge, auf dem Zobten, in den Glatzer Bergen, im Altvatergebirge suchten sie, und gewaltige Reichtümer sollen sie aus Schlesien in ihre Heimat entführt haben. Als berühmteste Stelle galt die sogenannte Abendburg im Isergebirge, auch der goldene Stollen an der hohen Mense bei Reinerz. Sie waren zauberkundige Männer, die es wohl verstanden, den schatzhütenden Geist oder Teufel zu bannen. Der Bevölkerung gegenüber waren sie sehr zurückhaltend und gegen unberufene Neugierde wußten sie sich zu schützen, wen sie aber in ihr Vertrauen zogen, den belohnten sie, und oft zeigten sie sich geradezu als Wohltäter. Ja selbst gegen boshafte Angriffe waren sie nicht rachsüchtig, sondern nur ernst verweisend. Plötzlich tauchten sie auf und ebenso plötzlich verschwanden sie, brauchten sie sich doch nur auf ihre weiten Mäntel zu stellen, und fort flogen sie auf rascher Luftfahrt in ihre südliche Heimat, in die sie auch manchmal andere Menschen mit sich entführten. Das Andenken an die Walen ist auch heute noch nicht ausgestorben.

Zaubersagen.

I. Hexen und Hexenwerk.

Hexenprozesse und Hexengeschichten vom 16. bis 18. Jahrhundert.

1350. Der in einen Esel verwandelte Bräutigam.

Schlesien. Ohne nähere Ortsangabe.

Zwei Meilen von Görlitz liegt ein Städtlein, Brück genannt. Eines Bürgers Sohn aus diesem Orte hatte im schwedischen Heere Dienste genommen, als dieses damals in Deutschland lag. Anno 1645 lag er in Schlesien in einer Stadt bei einer Witwe im Quartier und verlobte sich mit ihrer Tochter, also daß er bei ihr, ohne daß er mit ihr getraut war, bereits wie ein Mann mit seiner Frau lebte. Nach einiger Zeit mußte die Besatzung und er natürlich mit ihr ausziehen. Gleichwohl aber gab er beiden, der Mutter und der Tochter, gute Worte und die teuerste Zusage, daß er kommen und diese seine Verlobte abholen wollte. Das alte Weib vermutete aber Betrug und sagte zu ihrer Tochter, ihr vermeinter Bräutigam werde sie gewiß sitzen lassen, sie wolle ihn aber dafür zum Esel machen. Diese ließ sich deswegen gegen ihn vernehmen, daß, wenn er schelmisch an ihr handeln werde, er seiner Strafe nicht entgehen solle. Der Reiter ritt weg, kam zu einem kleinen Busch, fühlte ein Drängen, als wenn er seine Notdurft verrichten müsse, stieg ab und ward zum Esel und blieb in solcher Gestalt bei seinem Pferde stehen. Andere hinter ihm nachkommende Reiter fanden das ledige Pferd und dessen Gesellen dabei, und weil sie nun nicht wußten, wem diese Tiere angehörten, so nahmen sie,

vermöge ihrer gewöhnlichen Barmherzigkeit, sich ihrer an und verfuhren damit dergestalt, daß sie das Pferd behielten, bei Gelegenheit Geld daraus zu machen, den Esel aber verkauften sie an einen Müller, daß er bei diesem den Lastträger mache. Dieser legte ihm einen Sack auf den Rücken, aber er war mutwillig, bekam deshalb noch einen zweiten auf den Leib, warf sie aber beide wieder ab. Weil nun der Müller befand, daß ihm dieses Tier nicht diente, verkaufte er es einem seiner Zunftbrüder, bei dem dieser Menschesel sich jedoch nicht frömmer bezeigte. Es trug sich zu, daß eben dieser Müller mit seiner Magd im Stalle etwas Unziemliches anzufangen suchte, da wollte ihm der Esel seinen Willen nicht vollbringen lassen, sondern fing an nach Esels Art aufs zierlichste und lauteste zu schreien, schlug auch mit den Hinterfüßen nach denen, die also im Werke begriffen waren. Weil nun der Müller diese und andere Händel nicht vertragen konnte, so verkaufte er ihn in derselben Stadt, wo er seiner Wirtin Tochter betrogen hatte. Nun ging er einmal mit einem Sacke beladen vor dem Hause der Zauberin vorbei, als gleich die Mutter mit ihrer Tochter vor der Türe standen. Sobald sie das Tier gewahr ward, sagte sie: „Ei, Mutter, seht da unser Eselchen! Sollte er nicht wieder ein Mensch werden können?“ — „Ja,“ antwortete die Alte, „es kann geschehen, wenn die Lilien blühen und er davon isset.“ Dieses hörte der Menschesel und behielt es. Als nun die Blütezeit der Lilien gekommen war, sah er auf eines Apothekers Fenster einen Teil dieser Blumen in Töpfen stehen. Alsbald warf er seinen Sack ab und sprang mit den Vorderfüßen auf das Fenster, schnappte nach den Lilien, fraß davon und ward darauf alsofort wieder zu einem Menschen, stand aber mutternackt auf der Straße. Sobald dieser Handel vor die Obrigkeit des Ortes kam, ward er befragt. Diese nahmen beide, Mutter und Tochter, beim Kopfe, und nachdem sie auf getanes Bekenntnis der Zauberei schuldig befunden, wurden sie beide zum Tode verurteilt. Der Reiter bekannte, daß ihm in den zwei Jahren das Tragen der Säcke nicht sauer geworden, auch hatte er die Peitsche auf dem Rücken wenig

geachtet, doch wenn man ihn unter dem Bauche getroffen und der Scham nahe gekommen, hat er den Schlag nicht ausstehen können. Überdies wenn man ihm Heu und Hafer vorgelegt, hat er diese trockene Kost nicht durch die Kehle bringen, doch Kleie, Träber und Mehl noch durchwürgen können; er war darum oftmals nach der Mühle gelaufen, um an den Mehlsäcken zu lecken. Da er nun wieder ein Mensch geworden war, verfügte er sich zu dem unzüchtigen Müller, seinem zweiten Meister, und drohete ihm, wenn er ihm nicht Geld nach seinem Begehren gebe, wolle er seine verübte Tat mit der Magd bei dem Gerichte angeben. Hierdurch bekam er so viel, daß er sich wieder ein Pferd und ein Gewehr kaufen konnte und hielt sich hernach so tapfer, daß er beim schwedischen Heere eine Leutnantsstelle bekam.

Gräße, Sagenbuch. 1871. S. 388.
Nach Remigius, Daemonolatria. 1598. T. II. S. 95.

1351. Die Hexen zu Grünberg.

Kreis Grünberg.

Am 15. März 1651 wurde zu Grünberg der bisherige Magistrat durch den Kaiserlichen Amtsverweser Maximilian von Gersdorf seiner Ämter entsetzt und ein neuer Rat angeordnet, ein Schicksal, das die meisten Magistrate in Niederschlesien traf. Dieser neue Rat ging mit aller Strenge gegen die vielen Hexen vor, die man auf einmal in Grünberg entdeckte.

Die erste war ein altes Weib von 84 Jahren, die alte Funkin von Lansitz, die 1654 geköpft und dann verbrannt wurde. Die rechte Hexenjagd ging aber erst 1663 an. Der Teufel eröffnete sie zu Schertendorf mit der alten Liehme, der er im Gefängnisse den Hals brach, worauf den 24. Juli der tote Körper verbrannt wurde. An eben diesem Tage wurden aber auch zwei andere Hexen zu Grünberg selbst, die Stadt-Türkin (die in der Stadt wohnende Türkin, eine andere dieses Familiennamens wohnte vor der Stadt) und die Hanulen gebadet. Beide waren als Hexen angeklagt und eingezogen worden, aber die gewissenhaften Richter

wollten Gewißheit haben und stellten die untrügliche Wasserprobe an, das Bad in der dazu bestimmten Sauschwemme. Schwammen sie auf dem Wasser, so war es augenscheinlich, daß sie leibhaftige Hexen waren. Sie schwammen wirklich und ihre Schuld war damit ausgemacht. Um indessen auszumitteln, was die Weiber denn eigentlich alles getan hatten, wurden sie scharf befragt. Die Antworten waren folgende: Die Türkin hatte 3 Jahre mit dem Teufel Vermischung gehabt, hatte ihm auch ein lebendiges Sechswochenkind um einen Scheffel Mehl, zu 20 Silbergroschen gerechnet, verkauft. Die Hanulen hatte auch 4 Jahre mit dem Satan zu schaffen gehabt. Sie hatte einen Geist, der Hänsel hieß, hatte ihren Schwager gesterbt und anderer Leute Vieh dazu. Den 2. August wurden ihrer drei eingezogen, die Kaltschmiedin, die andere Türkin und die kleine Stöckin. Den 25. August wurden sie gebadet und am 22. September verbrannt. Die Türkin hatte nur einen Geist gehabt, der Gürge geheißen, die Kaltschmiedin aber drei Geister: Hanns, Merten und Peter. Petern hat sie im Schoß sitzen gehabt, der ihr auch den Kien zum Feuer in Grünberg gebracht. (Am 7. Juni 1661 brannte nämlich ein großer Teil von Grünberg ab, und jetzt wurde entdeckt, daß das Feuer mit Hilfe des Teufels und mit Kien aus der Hölle angezündet worden war.) Die Kaltschmiedin hat ihren Sohn dem Teufel versprochen, der dann „irrig" geblieben und in der Klause 1666 gestorben. Den 6. September ist die Peter Lorenzin, der Liehmen ihre Schwester, Hantke genannt, und die alte Ulmen auf der Obergasse eingezogen worden. Der Liehmen Schwester, Hantke, hat der Teufel den 4. November zur Nacht den Hals gebrochen, worauf sie tot zum Gerichte geführt und verbrannt wurde. Der alten Ulmin und der Staudachin brach der Teufel auch das Genicke, worauf sie den 7. November tot zum Gericht und zum Scheiterhaufen geführt wurden. An demselben Tage wurde der Stadt-Türkin Schwester, die Andersin genannt, die lange Gürgin und Laschkes Ursel, letztere beiden auf der Krampe, eingezogen. Laschkes Ursel und die alte Schubartin von Sawade wurden den 5. Februar 1664 verbrannt, die Andersin

aber blieb im Gefängnisse bis auf den 9. Mai, da sie starb und dann standesmäßig zum Galgen geführt und verbrannt wurde. Den 15. Mai wurde die alte Grüznern verbrannt, welche das Hexenhandwerk 28 Jahre getrieben hatte. Ihr Geist hieß Martin. Den 24. Juni wurden zu Ploth drei, den 24. Juli zu Polnisch-Kessel eine und den 30. Juli eine zu Lawalde verbrannt. Die zu Ploth hatten ihr Wesen auch 28 Jahre getrieben. Sie waren also mit der alten Grüznern in Grünberg zugleich aufgenommen worden. Die zu Lawalde, welche die alte Haufin hieß, hatte dort den Junker sterben helfen. Merten Muschke zu Schertendorf ward den 21. August tot verbrannt. Man weiß übrigens seine Taten nicht. Sechs Tage darauf führte man zu Lawalde die alte Briesen zum Feuer. Ihr Geist hieß Gregor. Die Flamme schmerzte sie indessen nicht, der Teufel hatte ihr schon vorher das Genicke gebrochen. Die größten Schwierigkeiten machte den Richtern die kleine Stöckin. Sie entfloh aus dem Stockhause, wurde wieder eingefangen und verurteilt (10. Januar). Auf der Gerichtsstätte widerrief sie alles, was sie bekannt hatte, so daß der Prozeß nochmals begonnen werden mußte. Als man sie scharf examinierte (4. Februar), erklärte sie, warum sie widerrufen habe, der Geist habe es ihr verboten zu bekennen und sie geheißen alles zu leugnen. Da der Geist sah, daß alles Leugnen nichts half, so ließ er sie bekennen, da er seiner Klientin vielleicht eine dritte Folter ersparen wollte. Sie gestand alles, ward enthauptet und verbrannt. Als dann noch die dicke Liese, die Peter Lorenzen und die lange Gürgin in Haft genommen, aber wieder entlassen waren, war Grünberg von Hexen gereinigt.

1664 kamen aber wieder zwei Hexen aus Polen nach Grünberg. Beide wurden eingezogen, und die erste, deren Namen der Chronist nicht meldet, den 1. März mit dem Schwerte hingerichtet und dann verbrannt. Es war dieses eine Wetterhexe. Sie hatte zwei Geister, der eine hieß Hanns, der andere Wettermacher. Die andere, mit Namen Anna Bugofsky, ward lebendig verbrannt. Sie hatte auch zwei Geister. Der eine, Daniel, saß ihr in Gestalt eines

Mulkendiebes unter der rechten Kniekehle, der andere, Jaschke oder Hanns, als ein Sommerwürmlein unter der großen Zehe des linken Fußes, welche rote und schwarze Flecken hatte. 23 Jahre hatte dieses Weib schon gehext, und wäre sie nicht nach Grünberg gekommen, sie hätte ihr Wesen bis an den Tod getrieben.

Nach einem nicht genannten Chronisten von Grünberg.
Worbs in Prov.-Bl. 1812. Bd. 55. S. 98ff.

In den Saganschen Chroniken, in den Priebusischen Stadt- und Gerichtsbüchern, in den Goldbergischen Nachrichten hat Worbs nirgends etwas von Hexen gefunden. Prov.-Bl. 1812. S. 453.

1352. Die Hexen zu Leobschütz im Jahre 1581.

Stadt Leobschütz.

Vielerlei Aberglauben betörte die Schwachen, Kometen droheten Unglück und der unter tausend Gestalten auf die Seelen der Menschen lauernde Teufel teilte einiges von seiner Gewalt betagten Weibern mit, sie zur Sünde verleitend. 1581 verbrannte man zu Leobschütz zwei unglückliche Frauen, die volle Fässer mit Bier aus den Kellern der Bürger gezogen, darauf eine Luftfahrt gemacht und dann in Gesellschaft des Höllenfürsten auf den Turmspitzen ausgeleert haben sollten.

F. Minsberg, Geschichte der Stadt Leobschütz 1828. S. 68.

1353. Hexenprozesse in der Leobschützer Gegend gegen Ende des 16. Jahrhunderts.

Kreis Leobschütz.

„Im Jahre 1594 stand mein Heimatsdorf Wanowitz unter der Regierung Georg Friedrichs von Jägerndorf. Gerade in dieser Zeit waren die Hexenprozesse in unserer Gegend keine Seltenheit. In Leobschütz wurde eine männliche Person, ‚Hans Wolf, genannt Graf', wegen Zauberei zu Tode gemartert. Desgleichen wurde in Neudorf eine Hexe verbrannt. In Gröbnig wurden ihrer zwei auf einmal zum Tode verurteilt. Auch in meinem Heimatsdorfe ist möglicherweise die eine oder andere Person dieser fanatischen religiösen Verwirrung zum Opfer gefallen. Der Be-

richt eines Leobschützer Gerichtsschreibers läßt solches vermuten. Nach dem Leobschützer Chronisten[1]) lautet dieser wörtlich: Im Jahre 1581 wurden aus umliegenden Ortschaften etliche Zauberinnen eingebracht, welche nebst anderen abscheilichsten Unthaten, die ärgernuß halber nicht zu gedenken, bekennet, daß sie in Troppau und Leobschütz denen Burgern gantze Väßer Bier mit strohbändern aus den Kellern gezogen und auff denen Turmspitzen ausgesoffen, wozu jedesmahl 72 von 18 Meilen in Gestalt schöcketer Hunde, Säu und Katzen zum teuflischen Tantz erschienen, verfluchte Blündheit. Das es geschehen, haben leere Väßer bezeiget."

Von Seminarist M. Kaluza aus Wanowitz, Kreis Leobschütz. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1354. Eine besessene Fürstin, die beständig reist.

Kreis Glogau.

Mit den vornehmen Behexten ging man glimpflicher um; die Chroniken erzählen, daß am 12. Juni 1605 in Glogau eine Fürstin aus den österreichischen Staaten ankam, welche eine Eskorte von 50 Mann umgab; es wurde ihr seit drei Jahren von bösen Geistern arg mitgespielt, die sie unaufhörlich in der Welt umhertrieben. Auf kaiserlichen Befehl mußte jede Stadt sie durch eine solche Eskorte weiter befördern, und wen dieses Schicksal traf, der bekreuzigte sich zwar, aber er mußte die Besessene mit allen ihren bösen Geistern doch bis zur nächsten Stadt begleiten. Man kommt in Versuchung, diese Geschichte als einen Witz anzusehen, den ein eskortierender Glogauer der reiselustigen Fürstin nachgesagt hat; aber es kommen der Teufelsspuke in jenen Zeiten so viele vor, daß es auch eine besessene Fürstin geben konnte; hatte sie doch den Vorteil voraus, daß man sie nicht folterte oder verbrannte, sondern nur in ansehnlicher Begleitung fortwährend reisen ließ.

Fritz, Denkwürdigkeiten von Groß-Glogau. 1861. S. 29.

1) Gemeint ist Meylandsky, Chronik der Stadt Leobschütz 1720. Die Stelle ist angeführt von Troska, Geschichte der Stadt Leobschütz. 1892. S. 88.

1355. Verbrennung von Hexen im Fürstentum Oels.

Kreis Oels.

Anno 1665 den 30. Juli wurde ein Weib zu Ludwigsdorf, Maria Gerlachin, Zauberei wegen im Felde nach Krütschen zu verbrennet, und den 25. August letztgemeldten Jahres drauf ward eine andere, namens Katharina Hillwigin, Bäuerin zu Ludwigsdorf, die der Hexen Königin gewesen sein soll, auch an vorgedachtem Orte tot, weil der Teufel ihr den Hals gebrochen hatte, hinausgeführt und auf den Holzstoß gelegt. Gleiche Bestrafung erlitten Ursula Rennerin zu Ludwigsdorf und Elisabeth Kegelin, verwittibte Gärtnerin, zu Krütschen.

Sinapius, Olsnogr. II. 1706. S. 435.

1356. Hexen martern eine Schwangere.

Kreis Oels.

A. 1702 als Dorothea Baudißin wegen begangener fleischlicher Vermischung in Verhaft war und nach zweimal abgelegter öffentl. Kirchenbuße zum drittenmal Dominica Laetare, war der 26. März, die Kirchenbuße tun und absolvieret werden sollte, überfiel sie jetzt gemeldten Tages früh nach 2 Uhr ein Spectrum (Gespenst) so grausam, daß sie früh morgens ganz entkräftet bettlägerig bleiben und aus dem Stockhause getragen werden mußte. — — —

Eben zu der Zeit, als vorermeldte Baudißin in Verhaft war, hatte man viel redens von den Hexen, denen man die an gedachter Baudißin verübte Marter imputierte. Eine im Gefängnis sitzende Unholdin hat man haußen etlichemale, als wenn sie sich mit jemandem im Gefängnisse herumb zankte, gehöret, den 2. Juni aber, als man früh das Gefängnis gewöhnlichermaßen eröffnen wollen, sie mit verdrehtem Halse in abscheulicher Figur tot gefunden, ohne daß man das geringste Zeichen einiger Violenz oder Instrument, dadurch sie sich selbst das Leben hätte verkürzen können, bei ihr gefunden. Dies ist unfehlbar ein Werk des Satans gewesen.

Sinapius, Olsnogr. II. 1706. S. 559f.

1357. Das Hexenbad.[1])

Polnisch-Oberschlesien.

In mehreren Gegenden in Polnisch-Oberschlesien herrscht der Glaube, daß die Hexen die Macht besitzen, den Regen zu verhindern und die Witterung nach Gefallen zu leiten. Demzufolge schuldigt man, wenn eine besondere Dürre wie z. B. im diesjährigen Sommer (1795) herrscht, die Unholdinnen als Urheberinnen derselben an und bedient sich eines merkwürdigen Mittels, ihre Absichten zu vereiteln. Man versammelt die Weiber, vorzüglich die bejahrten, eines Dorfes oder Fleckens, setzt sie einzeln, bis aufs Hemd entblößt, in Körbe, schiebt sie in den Teich oder das Gewässer, das vorhanden ist, und überläßt sie ihrem Schicksale. Soweit möglich, erhalten sich die Alten schwimmend, teils durch Hilfe des Korbes, teils durch ihr spezifisch leichtes Gewicht, teils durch Rudern. Nach solchem Wasserbad pflegt es nicht selten zu regnen, was dem Laufe der Natur ganz wohl angemessen ist, da man zu diesem Hexenbad nur im äußersten Notfalle, nach langanhaltender Dürre, seine Zuflucht nimmt, und dies befestigt den Aberglauben nur noch mehr.

Prov.-Bl. 1795 (22. Bd.) S. 357 f.

1358. Hexereien zu Wildgrub, Würbenthal und zu Kröbnig.

Österreichisch-Schlesien.

In der zur Herrschaft Freudenthal gehörigen Ortschaft Wildgrub spielten im Jahre 1665 die Hexen und Nachtgespenster eine bedeutende Rolle. Ein gewisser Balthasar Schatel aus Würbenthal wurde im Jahre 1678 der „Knüperei" (Zauberei) angeklagt: er habe den Namen der von ihm gehaßten Verwalterin in Würbenthal auf einen Zettel geschrieben, hierauf an einer Birke einen Knoten gemacht, den erwähnten Zettel im Namen des Satans hineingelegt, dreimal Zeter geschrien und dabei gerufen, die Ver-

1) Ein Bericht von Handel, Kand. d. Theologie, in Prov.-Bl. 1801. S. 558—562 über das Hexenbad in dem Städtchen Z. in Neuschlesien erscheint nicht unbefangen genug, um als zuverlässiges Beispiel zu dienen.

walterin möge in 14 Tagen sterben. Eine gewisse Langnerin in Kröbnig sagte um dieselbe Zeit in dem wider sie eingeleiteten Hexenprozesse laut den noch vorliegenden Akten, ohne Zweifel nachdem sie hatte die Tortur ausstehen müssen, aus: daß sie die Zauberei bereits vor 40 Jahren von ihrer Mutter erlernt und diese mit Hüttenrauch in einem Trunke Wassers vergiftet habe, damit sie von ihr nicht als Hexe verraten werde, beim Ausfahren zu dem Hexenfeste habe sie sich die Fußsohlen und Achselhöhlen mit einer Salbe bestrichen, sich zur Fahrt durch die Lüfte einer Ofengabel oder eines Stockes bedient, zuletzt aber ihren Körper an einem Orte zurückgelassen, sich in einen Hund verwandelt, und bei ihrer Rückkunft sei sie wieder in ihren Leib geschlüpft. Sie habe die besten Kühe ausgemolken, Fleisch aus dem Vieh geschnitten, die Lücken mit Haferstroh ausgefüllt und zugenäht, das Vieh habe sie den Leuten, auf die sie böse gewesen, verhext, mit einem ihr vom Satan gegebenen Pulver habe sie austrocknende Winde und Überschwemmungen mit Hagelschlag erzeugt.

Proschko, Sage und Geschichte. 1879. S. 120f.

1359. Der Peterstein ein Hexensammelplatz.

Altvatergebirge. Österreichisch-Schlesien.

Ein besonderer Sammelpunkt für die nächtlichen Zusammenkünfte, Schmausereien und Trinkgelage der Hexen war der sogenannte Peterstein im Altvatergebirge, eine dem Altvater gegenüberliegende Höhe mit gewaltigen Felsbildungen, welche zuletzt auf Anordnung der weltlichen und geistlichen Behörden mit Wasser besprengt und mit einer Martersäule versehen wurde, damit er den Hexen nicht ferner als Sammelort dienen könne.

Proschko, Sage und Geschichte. 1879. S. 121.

Der Peterstein im Altvatergebirge wurde im Volksglauben als ein Sammelpunkt der Hexen und Unholde bezeichnet. Hierher fuhren sie auf Ofengabeln, Besen oder Spinnrocken, nachdem sie sich mit Hexensalbe bestrichen hatten, die sie aus Nachtschatten,

Schirling, Mohn, wohl auch aus dem Fette toter Kinder bereiteten, daher auch jetzt noch unter den Pflanzen die Namen Hexenholz, Hexengras, Hexenmehl und Hexenlauch vorkommen.

Proschko, Sage und Geschichte. 1879. S. 157f.

1360. Das Hexenwesen in Jauernig und Umgegend.

Österreichisch-Schlesien.

Während der Greuelzeit des Krieges und nach ihm wurde das Fürstentum Neisse, besonders die Gebirgsörter, durch die Verfolgung und Bestrafung von „Hexen" so berüchtigt, daß man über die Zahl der armen Opfer erschrickt. Solche Verirrungen eines Aberglaubens waren nur möglich bei der Verwilderung und Roheit, wie sie der 30jährige Krieg im Gefolge hatte. Auch Jauernig hatte seine Hexen. Ein Grenzstein daselbst, der das fürstbischöfliche Gebiet vom städtischen trennt, führt noch heute den Namen „Hexenstein", weil der Sage nach einst in der Nähe dieses Steins eine Hexe verbrannt wurde. Vor einigen Jahren noch gab es außerdem in der Stadt bei dem Rathause einen Platz, der in die Rundung mit Quadersteinen gepflastert war, die man die Hexensteine nannte. Und das ist die Stelle, auf der ehedem in Jauernig die Hexen tatsächlich verbrannt wurden.

Ähnlichen krankhaften Auswüchsen des Volksglaubens begegnen wir in Jauernig und Umgebung noch später zur Zeit der schlesischen Kriege. In der aufgeklärten Zeit der Kaiserin Maria Theresia werden für unsere Gegend Verordnungen erlassen, welche diesen finsteren und menschlicher Bildung unwürdigen Schrecknissen steuern sollen. So wird von der „k. k. Repräsentation" zu Troppau sub dato 26. Mai 1755 verfügt, „wie und auf was Weis wider die vermeintlichen Wampirs und sonst angebliche Erscheinung derer Gespenster und die dabei abergläubisch durch betrugerische Leute unternehmende Hilfsmittel, auch Teufelsbannereien die gerichtliche Inquisition mit Zuziehung verständiger Doctorum medicinae zu veranlassen sei."

Peter, Burgen und Schlösser. 1. Bd. 1879. S. 193f.

1361. Die im Jahre 1579 zu Glatz verbrannten Hexen (Pilweissen).

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

„Anno 1597[1]) seyn den 16. Mayi etliche Pilweissen (Hexen) von Ober- und Nieder-Hanßdorf[2]) auch Droßky[3]) eingenommen, und nachmals zu Glatz verbrannt worden: Es hatte eine Magd ihre Fraw verraten, von der sie jhre Schelmerey und schmierey gelernet hatte, und auch mit jhr außgefahren war. Und hat sich zugetragen, daß die Magd zwar mit auff den Plan kommen ist, aber ihre Zöpffe hatte sie nicht widersinnes umb den Kopff gelegen. Darumb seyn die andern Pilweissen alle auff sie zugefahren, und haben sie grewlich zerkratzet, hetten sie vielleicht auch gar umbgebracht, wenn nicht jhre Fraw auff sie geschrien hätte, daß sie sich bald auff jhre Kleider setzen solte, denn als sie solches gethan hat, haben sie dieselbe zu frieden gelassen, und seyn alle von ihr weggefahren, also daß sie gar allein geblieben ist. Als sie sich nun wiederumb versinnen thete, hat sie nichts als jhre Kleider allein gefunden, welche gar über einem Haufen gelegen haben, mit denselben ist sie heimgegangen. Als sie nachmals von den Leuten ist gefraget worden, wer sie also zerkratzet hette, hat sie jhnen alles bekant, wie es jhr unter den Pilweissen oder Hexen ergangen were, dieselben hat sie gekennet und genennet, also seyn sie sampt jhr gefenglich eingezogen worden. Die Oberste aus jhnen hat im Kasten ein Kleid gehabt, schwartz wie Elendshaut, und hat bekennet, daß sie den Todt lengst verdienet hette, also hat man sie zu Glatz verbrennet."

Aelurius, Glaciographia 1625. S. 381.
Kurz gefaßt bei Wedekind, Geschichte der Grafschaft Glatz. 1857. S. 221, und von dort übernommen bei Gräße, Sagenbuch. 1871. S. 200.

Diese Hexenverbrennung ist die erste in der Grafschaft Glatz; denn was Hajek in seiner böhmischen Chronik zum Jahre 1345 von der Hexe zu Lewin

1) Diese Zahl bei Aelurius ist ein Druckfehler für 1579.
2) Ober- und Nieder-Hannsdorf.
3) Droschkau (Droschke), Kreis Glatz.

erzählt (Schles. Sagen. I. S. 196), gehört lediglich in das Gebiet der Sage. Berichtet wird von ihr schon vor Aelurius in der dem Rosenthaler Pfarrarchive angehörigen Originalchronik eines Habelschwerdters (Chronica Comitatus Glacensis. 1618). Der Bericht stimmt mit Aelurius überein. Gl. V. I. 1881/82. S. 94.

1362. Hexe erscheint als Hase im Jahre 1648 bei Glatz.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Im Junio 1648 schoß bei Glatz ein Jäger einen Hasen im freien Felde, welcher, nachdem er getroffen, sich in einem Busche verkrochen. Indem aber der Jäger nebst dem bei sich gehabten Hunde der Spur nachgegangen, der Meinung, den Hasen zu erwischen, hat er allda ein bekanntes Weib, so auf einem vornehmen Meierhofe Schäfferin gewesen, durchschossende gefunden. Diese ist also in der Teufelsgaukelei darauf gegangen.

Roch, Neue Laußnitz- usw. Chronika, 1687. S. 305.

1363. Das Hexenmal.

Grafschaft Glatz. Stadt Glatz.

Mit dem Jahre 1679 begannen in der Grafschaft wieder die Hexenprozesse wegen Zauberei usw. mit all ihren Scheußlichkeiten zu wüten und dauerten bis zum Ende des Jahrhunderts mit ungeschwächten Kräften fort.

Im Sommer 1679 wurden zu Glatz zwei vermeintliche Hexen eingezogen. Der Prozeß gegen die eine, Ursula Deckertin, ist reich an furchtbaren Quälereien. Die Scharfrichterin untersuchte den Leib der Inkulpatin auf das Hexenmal. Man glaubte nämlich, jeder Hexe sei vom Teufel mit den Klauen der linken Hand ein Zeichen auf irgend einen Körperteil aufgedrückt worden, der dadurch vollkommen unempfindlich werde. Bei dieser Untersuchung (sowie bei der späteren Tortur) legte man, um störende Einwirkungen des Teufels oder anderer Hexen zu hindern, der Ursula neue linnene Kleider an, hing ihr Reliquien und geweihte Sachen um und hielt sorgfältig darauf, daß sie niemals die Erde berühren durfte.

Volkmer, Hexenprozesse in der Grafschaft, in Gl. V. IX. 1889/90. S. 147 u. 149.

1364. Hexen zu Habelschwerdt im 17. Jahrhundert.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.

Im Jahre 1640 ist ein Weib verklagt worden, daß sie einen vertrockneten Menschen- oder Diebsdaumen bei sich trage. Den hatte ihr ein Scharfrichterknecht, den sie beherbergt hatte, wegen gutem Glücke zugeworfen und sich dafür Leinwand zu Strümpfen ausbedungen. Der Finger mußte dem Gericht ausgeliefert werden.

1650 klagte die gesamte Töpferzunft gegen einen ihrer Mitmeister, daß sein Weib einige geweihte Sachen beim Verkaufe der Töpfe gebrauche, um dadurch einen größeren Absatz ihrer Ware zu erwirken.

1651 verklagte jemand eine Frau, daß sie ihm durch zauberische media sein Vieh verderbt hätte, wessen er sie selbst ergriffen hätte, da sie vor seinem Garten auf der Wegscheide einige verbotene Zaubereien, benenntlich ein Seigetuch, worin kreuzweise ein paar hundert Nadeln gesteckt, eingegraben hatte, auch von ihm von Zeit zu Zeit einige mobilia borgen täte, und nunmehr drei Jahre hintereinander ihm allezeit das junge Vieh weggestorben, daher er einige Mutmaßungen trüge, gestaltsam dieses Unglück von ihr hergekommen wäre; beschuldigte sie zwar nicht, dermaßen es ihm unmöglich wäre, dies zu beweisen, daß sie eine Hexe sei, allein stellte solches in ihr Gewissen.

Grässe, Sagenbuch. 1871. S. 202.

Nach Joseph Thamm, Geschichte von Habelschwerdt. 1841. S. 55.

Bei Wedekind, Geschichte der Grafschaft Gl. 1857. S. 422.

Über die Fälle von 1640 und 1651 berichtet Genaueres die Glatzer Vierteljahrsschrift, wie folgt.

Die Hexe Anna Pelzelin zu Habelschwerdt.

1640 wurde Anna, die Frau des Tagelöhners Lorenz Pelzel, vom Habelschwerdter Stadtrate im Beisein des Kaiserlichen Kreis- und Stadtvogtes „scharf examiniert", daß sie einen gedörrten Menschen- oder Diebesdaumen bei sich habe. Sie gestand es zu und erklärte, vor einiger Zeit habe ein Henkersknecht, den sie

beherbergt hatte, ihr diesen Daumen als glückbringendes Amulett zugeworfen und sich dafür ein Stück weißer Leinwand zu einem Paar Strümpfen geben lassen. Der Henkersknecht habe ihr geraten, den Daumen den an der fallenden Sucht leidenden Kindern als Heilmittel unterzulegen; doch habe sie solches noch nicht probiert. Der Daumen ward ihr abgenommen.

1651 ward dieselbe Frau in eine sehr verfängliche und gefährliche Anklage verwickelt. Hans Klein klagte wider sie, daß sie ihm durch zauberische Mittel sein Vieh gänzlich verdorben habe; er selbst habe das Weib dabei angetroffen, als es vor ihrem Garten auf der Wegscheide ein „Seigtuch", worin kreuzweise ein paar hundert Nadeln steckten, eingrub. Die Pelzelin habe bei ihm von Zeit zu Zeit allerhand Geräte geborgt, und nunmehr sei ihm seit drei Jahren das Jungvieh allezeit weggestorben.

Die Angeklagte versicherte, von Hexerei gar nichts zu wissen; sie habe das „Seigtuch" mit den Nadeln nur eingegraben, um ihr eigenes, gleichfalls „verderbtes" Vieh zu entzaubern u. dgl.

Der Stadtrat war einsichtig und überlegt genug, die Frau nur ernstlich zu ermahnen, „sich von diesen leichtfertigen mediis fürderhin bei Leib- und Lebensstraffe zu hütten". Im Falle einem oder dem andern ehrlichen Manne ferner dergleichen Übel zustoßen sollten, würde sie deshalb vernommen und an den gebührenden Ort zur Abstrafung gewiesen werden. Die Pelzelin dürfe auch fortan die Behausung des Hans Klein nie mehr betreten, und sie sollten beiderseits einander keine Gefäße mehr abborgen.

Volkmer, Hexenprozesse in der Grafschaft in Gl. V. IX. 1889/90. S. 145 f. Auszugsweise.

1365. Die Hexe in Gänsegestalt zu Habelschwerdt.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.

Im April 1678 wurde in Habelschwerdt und Umgegend eine seltsame Geschichte kolportiert. Ein dortiger Bürger sollte auf einem Acker bei der Stadt eine Gans gefunden haben, die trotz des anhaltend kalten Wetters und Frostes auf einem Ei brütete. Er

hätte dieselbe mit nach Hause genommen und in einen Stall gesperrt. Als er später zusehen wollte, was seine Brutgans machte, erblickte er statt derselben eine Weibsperson, die ihn bat, nichts davon weiter zu sagen, und die ihm zugleich mitteilte, daß es, wenn sie hätte drei Tage brüten können, drei Ellen tief in die Erde gefroren sein würde.

Der Habelschwerdter Stadtrat verhörte nunmehr verschiedene Personen über den Ursprung dieser Wunderaffäre, die er „für einen der Stadt von einem leichtsinnigen Vogel, dem man das Maul stopfen müsse, angehängten Schandlappen" hielt. Es wurde nichts festgestellt, und nur ein paar Männer, die zur Verbreitung des Gerüchtes beigetragen hatten, wurden mit „exemplarischem Arrest" bestraft.

Volkmer, Hexenprozesse in der Grafschaft in Gl. V. IX. 1889/90. S. 146 f.

1366. Alraunen im Besitze einer Hexe.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.

Der Landeshauptmannschaft der Grafschaft Glatz ward im April 1681 hinterbracht, daß bei der 20jährigen Maria Elisabeth Naselin in Landeck zwei Alraunen gefunden worden seien, die sie von einem fremden Arzte bekommen habe. Sie sagte aus, sie habe sie nicht von dem Arzte, sondern von seiner inzwischen verstorbenen Hauswirtin in Jauernig erhalten. Sie habe nichts damit anzufangen gewußt und habe sie bald dem Kreisvogte in Landeck ausgeliefert.

Volkmer in Gl. V. IX. 1889/90. S. 151 f. Auszugsweise.

1367. Prozeß gegen Joseph Ignaz Schiller zu Lewin.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Zu Lewin wurde im Jahre 1697 gegen Joseph Ignaz Schiller, 17 Jahre alt, der Prozeß eröffnet. Er war bei der Landeshauptmannschaft angeklagt, daß er seine Seele dem Teufel verschrieben habe, der ihm öfters Geld brächte, daß er Mäuse mache und Le-

winer Knaben zu allerlei Zauberei verführe nach Anweisung eines schwarzen Buches. Welche Strafe ihn traf, ist nicht bekannt. Die Akten sind nur bruchstückweise erhalten (Staatsarchiv Breslau: Grafschaft Glatz IV 16[d]).

Volkmer in Gl. V. IX. 1889/90. S. 153. Zusammengefaßt.

1368. Die ältesten Hexenprozesse in Nachod und Umgegend (Liebeszauber).

Nordöstl. Böhmen.

Mitte Oktober 1540 wurden im städtischen Spitale zu Nachod einige Sachen gefunden, die aus einem Einbruchsdiebstahl in der benachbarten Ortschaft Schlaney (jetzt in Preußen) herrührten. Das alte Büttelweib Margaretha, welche im Spitale zu geringeren Dienstleistungen verwendet wurde, hatte die Sachen in Verwahrung. Als man auf sie eindrang, zu gestehen, wer der Dieb sei, gab sie einen gewissen Martin Beran an, einen jungen Handwerksgehilfen. Dieser nun, auf die Folter gespannt, rächte sich an der alten Margareth dadurch, daß er sie als Hexe bezeichnete; sie hätte, so gab er an, ihm und seiner Geliebten einen Zaubertrunk ins Mittagsmahl gegeben, um beide zu entzweien und den Jüngling ihrer eigenen Tochter geneigt zu machen. Diese Angabe genügte, um das Weib als Hexe zu verhören; sie gestand auch, freilich von der Folter herab, jenen Versuch mit dem Zaubermittel gemacht zu haben, worauf sie zum Tode verurteilt und bald darauf am Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Nach Svátek, Kulturhistorische Bilder. S. 14ff.

Im Frühjahr 1541 war wieder ein Hexenprozeß in Nachod. Eine verwitwete Bürgersfrau, namens Schmidrigall, hatte einen jungen Knecht durch Zaubermittel an sich fesseln wollen. Dies wurde den Richtern hinterbracht, die dann die Frau auf die Folter spannten. Sie gestand, jenem Knechte flüssiges Hundefett zu trinken gegeben zu haben, und als die gewünschte Wirkung ausblieb, neuerdings Hundefett, diesmal ins Bier und mit einem

Pulver vermischt. Im Verlaufe des weiteren Verhörs kam an den Tag, daß die Frau ihren verstorbenen Mann und den Gürtlermeister Jakob vergiftet hatte. Der Tod am Scheiterhaufen war in diesem Falle gerechtfertigt.

Fünf Jahre später, am Dienstag nach Ostern 1546, kam die Gemeindehirtin Dorothea von Wysokow zu der Frau des Gemeinderichters „auf einen Schluck Bier und Kolatschen". Die alte Frau stand im Geruche der Hexerei; die Richterin ersuchte sie, für ihren Knecht Veit ein Zaubermittel herzugeben, damit er einem Mädchen, das ihm die Richterin zugedacht, hold würde. Das Mittel war bald da: Schwalbennester, den beiden jungen Leuten ins Bett praktiziert; es hat angeblich geholfen. Dieselbe Gemeindehirtin gab einer gewissen Pornicka aus Nachod ein anderes Mittel an, um den treubrüchigen Mann zu fesseln: Haare und Fett von einem männlichen Schwein einzuschmieren, nachdem sich die Frau entkleidet in einen Bach gelegt hätte. Dasselbe Mittel wollte die „Hexe" auch der ledigen Katharina Mrkvicka anraten, da wurde sie verhaftet, auf die Folter gelegt und nach Einbekenntnis der erwähnten Zauberei zum Tode verurteilt.

L. Wintera aus Braunau, Einige Hexenprozesse an der böhmisch-schlesischen Grenze. Feuilleton der „Schles. Volkszeitung" vom 7. Juni 1907.

1369. Hexenprozeß in Solnitz bei Reichenau gegen die Schafferin im Jesteticzer Schlosse.

Nordöstl. Böhmen. Adlergebirgsrand.

Auch in Solnitz bei Reichenau gab es einen Hexenprozeß. Am 25. Mai des Jahres 1581 trat der Vorsteher der Solnitzer Fleischerzunft, Wenzel Wech, vor den Stadtrat mit der Bitte, vom Pacht der Wiesen und Felder bei Jesteticz enthoben zu werden. Als Grund hierfür gab er an, daß die Schafferin im Jesteticzer Schloß eine Zauberin sei, die mit Hilfe des Teufels in einem Umkreis von mehreren Stunden den Kühen die Milch stelle und Leute siech

mache. Er selbst könne seit einiger Zeit nur wenig Milch von seinen Kühen bekommen, und sein Eheweib sei unerklärlich krank. Der Stadtrat entschied, man werde die Schafferin, da sie auf einer anderen Herrschaft wohne, nicht belangen, sollte sie aber auf Solnitzer Gebiete bei Zauberei ertappt werden, so werde er dann nach Koldinschem Recht die „Hexe" richten. Nicht lange darauf brachte derselbe Fleischermeister die Schafferin in Person vors Stadtgericht, da sie angeblich die Altweibersommerfäden aufgefangen und dabei unverständliche Worte gemurmelt habe. Die Schafferin, eine noch junge und reinlich gekleidete Frau, sagte aus, sie sei ruhig ihres Weges gegangen und wäre plötzlich von mehreren Männern überfallen und mit Gewalt in die Stadt geschleppt worden; sie sei keine Zauberin, sondern eine rechtgläubige Christin, die das Abendmahl wie jeder Solnitzer Bürger unter beiden Gestalten empfange. Da trat ein Zeuge vor, mit Namen Andreas, welcher vor Zeiten in Jesteticz gedient hatte, und sagte aus: „Als ich noch im Schlosse bedienstet war, sah ich daselbst einen schwarzen Kater, der nicht viel kleiner war als ein einjähriges Kalb. Derselbe erschien in der Woche zweimal in der Gesindestube und holte sich, was für ihn vom Essen zurückgelassen worden. Als es einmal Mehlklößchen zum Nachtmahl gab, wurden drei Stück für den Kater aufbewahrt, weil aber die Magd eins davon nahm, rumorte der Kater die ganze Nacht hindurch, auf dem Gesimse auf- und ablaufend und murmelnd: ‚Ein Mehlklößchen, zwei Mehlklößchen, das dritte hat die Magd gefressen!' Und aus Rache fuhr er der Magd ins Haar." Weiter sagte Andreas aus, er habe die Schafferin in der Walpurgisnacht aus dem Schornstein ausfahren gesehen, ein andermal sie beobachtet, wie sie aus ihrer Schürze Milch melkte und wie sie Tränklein kochte. Alles dies war aus Rachgier ersonnen und wurde auch von der Schafferin als solches bezeichnet; der Knecht Andreas sei von ihr beim Diebstahl betreten worden und darum habe er gegen sie Zorn gefaßt. Der Stadtrat prüfte die Aussagen beider Parteien, und trotzdem das Volk draußen schrie, man solle die Hexe verbrennen, erklärte

er sie für unschuldig und überließ sie ihrem Grundherrn zur weiteren gerichtlichen Prozedur.

Nach Svátek, Kulturhistorische Bilder. S. 15ff.
L. Wintera in Braunau, Einige Hexenprozesse an der böhmisch-schlesischen Grenze. Feuilleton der „Schles. Volkszeitung" vom 7. Juni 1907.

1370. Die alte Backofenfrau zu Braunau.

Nordöstl. Böhmen. Braunauer Ländchen.

In den Aufzeichnungen des Braunauer Schullehrers Matthäus Breßler (1546—1624) findet sich die Stelle: „1617, April 20, hat der Teuffel einer alten Hexen (die alte Backofen-Frau genannt) im Diebstock zu Braune des Morgens früh den Hals gebrochen, als welche den 17. dito eingezogen worden und viel böses bekandt hatte. Den Abend zuvor, ehe er sie geholet, hat sie der Richter gefraget, ob sie denn auch begehrete auf den wahren Gott und selig zu sterben, hat sie gesagt nein, sondern wem sie sich ergeben, bei dem wollte sie seyn, wie sie denn aufm Morgen zum Wächter gesagt, er sollte sich denn an ihrer Stadt auf die Streu legen, es würden bald ihrer 4 kommen und Sie heim hohlen, welches denn auch bald darnach geschehn, daß ihr der Teuffel mit großem Geprüll und Geschrey den Hals gebrochen, ihr Aß (Aas) aber ist folgenden Tag zu Asche verbrennet worden."

Fiedler im „Riesengebirge in Wort u. Bild". Heft 29. 1888. S. 89. Übernommen von Schade, Sagen des Braunauer L. 1903. S. 26.

Genaueres über die Backofenfrau bei Wintera (Braunau) in seinem Aufsatze im Feuilleton der „Schles. Volkszeitg." v. 8. Juni 1907:

Im Jahre 1617 wurde zu Braunau eine Hexe peinlich verhört (Stadtbuch E.). Eva, die Backofenfrau von Hermsdorf bei Braunau, Erasmus Eybners Tochter, sammelte Porst, Odermennig, Aberwurzel, Taurrant und kurierte damit Krankheiten; früher hatte sie in Weckelsdorf gedient, und dort war sie schon als 15jähriges Mädchen moralisch gesunken. Nach ihrem eigenen Bekenntnis hatte sie durch Anrufung des Teufels und Anwendung mannigfacher Kräuter sowie der Haare unter dem Arme Leute

„geschossen", d. i. mit Krankheiten behaftet, wäre auf Birkenbesen ausgeritten, hätte sich mit Freitagsbutter geschmieret und mit anderen Hexen zu Katzen verwandelt, mit den Teufeln geschlechtlichen Umgang gepflogen usw. Diese Frau wurde am 19. April in der Zelle ihres Gefängnisses tot aufgefunden, nachdem sie durch vier Tage gefoltert worden war. Das Volk erklärte, „der Teufel habe sie leibhaftig geholt", in Wirklichkeit ist sie an den Qualen der peinlichen Verhöre gestorben. Der Körper wurde zu Asche verbrannt.

Neuere Hexengeschichten.

1371. Die Hexen in der Lausitz.

Lausitz. Allgemein.

Alte Frauenzimmer, seltener junge, die mit dem Teufel einen Bund gemacht haben und Buhlschaft mit ihm treiben, nennt man auch bei uns Hexen, und die Wenden wenigstens glauben an ihre Zaubersprüche hie und da noch bis diese Stunde, und rote Augen bei alten Weibern bringen noch heute in den Verdacht der Hexerei. Sie behexen der Nachbarn Kühe, daß sie keine Milch geben, während es ihnen selbst nie an Milch und Butter fehlt. Sie können ihrem Nächsten eine plötzliche Krankheit, besonders das sogenannte „böse Wesen", an den Hals werfen. Sie haben die Macht, sich in einen Hasen, in eine Katze und dergleichen zu verwandeln. Ein Hase, der bei lichtem Tage durchs Dorf läuft, ist sicher eine Hexe. Zu Walpurgis reiten sie auf Besen zum Schornstein hinaus auf den Blocksberg (Bruchelsberg), sie versammeln sich auf den Gückelsbergen, deren es mehrere in der Lausitz gibt. Damit sie im Vorüberziehen keinen Schaden anrichten, besteckt man die Stalltüre und Düngerhaufen mit grünen Reisern, angemalten Kreuzen und den Buchstaben C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar). Auch zündet man Besen an und nennt es Hexenbrennen. Die Kinder ihrer Buhlschaft mit dem Teufel sind die Elben.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 193f.
Nach Laus. Mon.-Schr. 1797. II. 758 und mündlich.

1372. Die Hexenkur.

Lauſitz. Ohne nähere Ortsangabe.

Einer Bäuerin wurden die Kühe im Stalle plötzlich behext, daß ſie keine Milch gaben. Da ging ſie zur weiſen Frau und fragte ſie, was wohl bei dieſem Übelſtande zu tun ſei. Die weiſe Frau ſprach: „Deine Kühe ſind von einer Hexe bezaubert. Willſt du den Zauber bannen, ſo gehe um Mitternacht bei abnehmendem Monde auf einen Kreuzweg, nimm einen Sack mit und knüpfe darin drei Knoten, lege ihn auf den Kreuzweg und haue ihn mit Knütteln wacker durch, ſo lange du kannſt; alle Schläge, die du tuſt, treffen die Hexe. Dann gehe ſchleunig zurück und ſieh dich nicht um.“ Die Bäuerin befolgte den guten Rat, ging auf den Kreuzweg und fing an auf den Sack zu hauen. Da erſchienen von allen Seiten Irrwiſche, Nachteulen, Salamander, Wehrwölfe und anderes greuliches Ungetüm. Aber die Bäuerin ließ ſich nicht erſchrecken, hieb wacker drauf los und ging endlich eilig zum Dorfe zurück, ohne ſich umzuſehen, obgleich es hinter ihr drein brauſte wie die Wellen eines Meeres und raſſelte wie von tauſend Wagenrädern.

Des andern Morgens gab die Kuh die ſchönſte Milch von der Welt, ihre Nachbarin aber, die böſe Barbara, war plötzlich krank geworden und hatte den ganzen Körper voller Wunden und Beulen. Niemand wußte, warum, wir aber wiſſen's und auch die weiſe Frau und auch die Bäuerin.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 194f.
Nach Neues Lauſ. Mag. 1832. S. 88.

1373. Der Hexenſtein bei Michelsdorf.

Kreis Waldenburg.

Südöſtlich von der Kinsburg liegt in der Nähe von Michelsdorf der Hexenſtein mit der Hexentreppe. In der Walpurgisnacht ſoll es dort nicht geheuer ſein. Auf dem kleinen Felſenplan tanzen die Hexen und ſteigen die bequeme Hexentreppe auf und nieder. Den unheimlichen Fackeltanz haben ſchon viele Leute geſehen und

auch der Hexen Lockungen gehört, aber noch kein Mensch hat den Reigen mit ihnen tanzen mögen.

Klose, Sagen des Riesengebirges. 1887. S. 93.

1374. Die Hexe im „Zwirbel".

Kreis Liegnitz.

In der Gegend von Ausche (zwischen Liegnitz und Neumarkt) ist man der Meinung, daß jemandem eine Krankheit (böse Hand, böses Bein, Reißen in den Gliedern u. a.) „gemacht" werden könne. Am häufigsten geschieht dies, wenn jemand über eine „böse Spur" gegangen ist. Man sagt das namentlich bei bösartigen Ausschlägen und meint, der betreffende sei in einen „Zwirbel" (Wirbelwind) gekommen.

K. Mündlich aus Ausche, Kreis Liegnitz, in Mitt. Heft 13. 1905. S. 83.

1375. Die unheimlichen Katzen in der Mühle.

Kreis Striegau.

Ein junger Müllergeselle befand sich auf der Wanderschaft. Er war in großer Not; denn er hatte schon längere Zeit keine Arbeit gefunden, wiewohl er ein gesunder, starker und auch fleißiger Mensch war, und einer, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte. Als er eines Tages wieder an eine Mühle kam, erklärte der Besitzer: er brauche ja einen Gesellen, aber er werde keinen annehmen, denn bisher seien sie ihm immer in der Nacht entlaufen, und die Mühle habe des Morgens gestanden; zudem hätten sie das Gerede aufgebracht, es sei mit seiner Mühle nicht ganz richtig. Da aber der Geselle bat und er einen sehr guten Eindruck machte, wurde er doch in Arbeit genommen. Was er bei seinem Antritte von der Mühle und von seinen Vorgängern hörte, war freilich nicht ermutigend. Darum nahm er sich, als er die erste Nacht in der Mühle wachte, zu seinem Schutze ein Gebetbuch und ein Beil mit. Emsig beobachtete er das Mühlwerk unter fortwährenden Gebeten. Zur Mitternachtsstunde las er in dem Gebetbuche, das Beil lag vor ihm auf dem Tische. Da tat sich die Tür auf, und zwei graue

Katzen, eine alte und eine junge, traten miauend ein. Sie setzten sich vor ihn hin, aber seine Wachsamkeit, das Gebetbuch und das Beil waren ihnen sichtlich unbequem. Unversehens langte die alte mit einer Pfote nach dem Beile, doch glücklicherweise erhaschte es der Müller eher. Nun versuchte die junge, das Gebetbuch fortzuziehen, aber der Geselle hielt es fest. Verstimmt durch diese Mißerfolge, erhoben nun beide ein so schreckliches Geschrei, daß dem Gesellen das Beten beinahe unmöglich wurde. Kurz vor 1 Uhr sprang die junge Katze auf den Tisch und versuchte, mit der rechten Vorderpfote das Licht auszulöschen. Da hieb der beherzte Geselle mit dem Beile nach ihr und schlug ihr die Pfote ab. Unter einem entsetzlichen Klagegeschrei verschwanden die Katzen. Die Pfote hüllte der Müller in Papier, um sie seinem Meister zu zeigen. Dieser freute sich, als er am andern Morgen die Mühle im Gange und den Gesellen auf seinem Posten fand. Der Geselle erzählte ihm die Vorgänge der Nacht und überreichte ihm das Papier. Der Meister schlägt es auseinander und findet zu beider Staunen statt der Katzenpfote eine Frauenhand. Als der Geselle zum Frühstück kam, da erschien die junge Meisterin nicht, wie gewöhnlich, am Tische. Sie lag zu Bette. Der Arzt hatte gerufen werden müssen, um ihr den rechten Arm zu verbinden; denn sie hatte sich, wie sie sagte, beim Holzhacken aus Versehen die rechte Hand abgeschlagen. Natürlich verließ der Geselle noch an demselben Tage die Hexenmühle.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner. 1895.

1376. Mittel gegen den Viehzauber einer Hexe.

Kreis Striegau.

In Alt-Striegau hatte ein Bauer an seinem Vieh viel Unglück. Die Kälber kamen tot zur Welt, die Kühe gaben keine oder schlechte, manchmal rote Milch, und manches Stück wurde krank und fiel. Da seine Nachbarin in dem Rufe einer Hexe stand, kam er auf die Vermutung, daß sein Vieh von ihr behext sei, und als wieder

eine Kuh erkrankte, fragte er den Scharfrichter[1]) um Rat. Dieser riet ihm, der kranken Kuh beim Auswerfen der Exkremente einen ganz neuen Sack, der frei auch von dem kleinsten Loche sei, bei Sonnenuntergang unterzuhalten, den Sack fest zuzubinden und mit einem eichenen Knüttel zu prügeln. Dabei müsse er sich aber hüten, in den Sack ein Loch zu schlagen, und während des Prügelns dürfe niemandem etwas verkauft werden. Der Bauer tat so. Als er den Sack zu prügeln anfing, begann seine Nachbarin jämmerlich zu schreien. Bald darauf kam ihre Tochter, um Buttermilch zu kaufen. Der Bauer wies sie ab und prügelte weiter. Das Geschrei der Nachbarin aber wurde immer ärger. Da kam die Tochter wieder und bat flehentlich, ihr doch etwas Buttermilch abzulassen, sie brauche sie für einen Kranken. Wieder wurde sie abgewiesen. Inzwischen wurde das Geschrei der Nachbarin schwächer, aber immer kläglicher. Da kam die Tochter zum dritten Male nach Buttermilch. Als sie auch jetzt trotz alles Flehens keine erhielt, da hörte das Geschrei der Nachbarin auf. Sie war eine Leiche, ihr ganzer Körper hatte braune und blaue Striemen, als wenn er furchtbar geschlagen worden wäre. Die Viehplage des Bauern aber hatte nun auch ihr Ende gefunden.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner.

1377. Der Bär im Kuhstall als Hexenspürer.

Kreis Striegau.

In einem Dorfe bei Striegau hörten in einem Gehöfte die Viehkrankheiten gar nicht auf, so daß man von dem Stalle allgemein überzeugt war, er sei behext. Bären haben für solchen Spuk einen ganz besonderen Sinn. Als nun wieder einmal ein Bärenführer ins Dorf kam, bat ihn der Besitzer jenes Gehöftes, gegen eine Entschädigung doch einmal den Bären den Kuhstall untersuchen zu lassen. Der Führer willigte ein. Kaum hatte der Bär den Stall betreten, da geberdete er sich wie rasend, stürzte sich zu

1) Der Scharfrichter wird oft zum Ratgeber bei Krankheiten und Zaubereien gewählt.

der Schwelle hin und begann den Boden aufzureißen. Mit wachsender Wut wühlte er unter der Schwelle eine unendliche Menge Haare und altes Werg hervor. Das Tier ereiferte sich so, daß der Führer um sein Leben besorgt wurde und es von seiner Arbeit weglockte. Dem Bauern aber gab er den Rat, den Stall niederzureißen und an einer andern Stelle einen neuen zu bauen.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner.

1378. Die Hexe im Staubwirbel.

Kreis Striegau und Grottkau.

Staubwirbel, die man auf Äckern und Wegen antrifft, sind in der Striegauer Gegend die Zeichen böser Geister. Man bekreuze sich und spreche ein Gebet. Wer diese Schutzmaßregel unterläßt, oder wer gar dem Wirbel flucht, muß seinen Trotz mit Ausschlag, geschwollenem Gesicht und anderen Krankheiten büßen.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner.

In der Grottkauer Gegend werden die Kinder von den Eltern sehr eindringlich ermahnt, sich ja vor dem Wirbelwinde in acht zu nehmen. Kämen sie wirklich einmal in einen solchen hinein, so sollten sie, um nicht Schaden zu leiden, dreimal ausspucken und rufen: „Pfui, alte Hexe!“

K. in Mitt. Heft 13. 1905. S. 83.

1379. Die Teufelssalbe und das Teufelsbuch.

Zobtengegend. Kreis Schweidnitz.

Ein Schneidermeister war bei einer Bauersfrau nähen und sah, wie sie immer, ehe sie butterte, das Gefäß mit einer Salbe bestrich, worauf sie in kürzester Zeit unglaublich viel Butter gewann. Der listige Mann nimmt ihr insgeheim das Salbeschächtelchen hinweg, und wie er nach Hause kommt, muß seine Gattin trotz ihres Widerstrebens dieselbe Prozedur mit dem Buttergefäße vornehmen, wodurch auch sie eine erstaunliche Menge Butter erhält. Während der überselige Mann vor Freude über die schöne und mühelose Reichtumsquelle in der Stube herumtanzt, klopft es plötzlich an

die Türe, und da er nicht sogleich „Herein" ruft, ertönt es von draußen: „Öffne nur, ich kann ja doch hinein!" Der Eintretende ist Herr Satanas selbst, der zu dem erschrockenen Meister spricht: „Du hast dich meiner Sache bedient, folglich bist du mir verfallen. Schreibe sofort mit deinem eigenen Blute deinen Namen in dieses Buch." Dem armen Schneiderlein, das den gestrengen Herrn schon an Krallen und Pferdefuß erkannt hatte, ehe er noch die unsanften Worte sprach, wurde brühsiedeheiß vor übermäßiger Angst. Doch schnell kehrte ihm die Besinnung und mit ihr die Leuten seines Schlages eigentümliche Schlauheit zurück; unser Schneider war „listig wie alle Schneider". Er ritzte nämlich die Haut seines kleinen Fingers und schrieb in das schwarze Teufelsbuch: Jesus von Nazareth, und sogleich fuhr der Teufel unter Blitz und Donner zum Fenster hinaus. Natürlich blieb das Buch in den Händen des Siegers; es waren in ihm unzählige Namen von Menschenkindern mit Blut geschrieben und unter ihnen auch der jener Bäuerin, der er die Salbe hinweggenommen. Der kluge Schneider verbrannte es sofort und rettete auf diese Weise alle, so sich dem Teufel verschrieben hatten.

R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 178 f.

1380. Das Hexengeschirr der Bauersfrau.

Zobtengegend. Kreis Schweidnitz.

Ein Knecht verdang sich in einen Bauernhof. Nach einiger Zeit bemerkte man, wie er jeden Morgen auffallend blaß und abgespannt aussah. Nach der Ursache befragt, äußerte er bekümmert: die Frau des Bauern werfe ihm jeden Abend ein Pferdegeschirr über den Kopf; sobald er es um den Hals habe, werde er in ein Roß verwandelt und müsse der bösen Frau als Reitpferd dienen. Seine Schwäche stamme von den unerhörten Anstrengungen, zu denen ihn die nächtlichen Spazierritte nötigten. Da gab ihm ein erfahrener Greis im Dorfe den Rat, einmal den Spieß umzukehren und, wenn die Frau aushole, ihm das Geschirr über den Hals zu werfen, es aufzufangen und schnell ihr selbst umzuwerfen.

Er ließ sich dies nicht zweimal sagen, und sobald die Wirtsfrau in dem zauberkräftigen Geschirre steckte, ward sie zum Roß verwandelt. Jetzt war das Vergnügen auf seiten des gequälten Knechtes: er schwang sich auf das Pferd und machte einen anstrengenden Ritt mit diesem. Auf dem Heimwege hielt er vor der Dorfschmiede an und pochte den Meister aus dem Schlafe: er solle ihm das Pferd beschlagen. Das Tier wurde nun trotz seines Sträubens gezwungen, die empfindliche Prozedur mit sich vornehmen zu lassen. Nun war ihm aber die Gabe der menschlichen Rede geblieben. Wie also der Meister die Hufeisen aufschlug, begann es zu sprechen: „Gevatter, du wirst mir doch nicht Nägel in die Füße schlagen!" Doch der Knecht lärmte und tobte mit dem widerstrebenden Pferde so laut, daß der Schmied nichts von den Worten vernehmen konnte; er nagelte also in kurzer Zeit die Eisen auf. Der Knecht ritt nun nach Hause. Am andern Morgen aber ag die Frau krank im Bette: sie hatte an Händen und Füßen Hufeisen, und sie starb kurze Zeit darauf wegen der großen Schmerzen.

R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 180.

1381. Die Hausfrau mit der abgehauenen Hand.

Zobtengegend. Kreis Schweidnitz.

Katzen, besonders solche von schwarzer Farbe, sind verrufen, wenn sie des Nachts, wo andere Tiere der Ruhe pflegen, umherstreichen und mit ihren grünlich leuchtenden Augen, die wie glühende Kohlen blitzen, die Finsternis durchdringen. „Nach Sonnenuntergang ist der Katze nicht mehr zu trauen", hört man öfter sagen. Aber auch am Tage fürchtet man sie; nur wenn sie sich sanft und schmeichelnd an den liebkosenden Menschen schmiegt, ist ihre Tücke gebannt: „so lange die Katze spinnt, ist sie nicht gefährlich." Ihr seltsames Treiben, namentlich während der Nacht, hat sie im Volksglauben zur Hexe gemacht,[1]) die mit dem Teufel Um-

1) Ist die Katze sieben Jahre alt geworden, so hat sie Zauberkraft erhalten und kann überall hin gelangen trotz Schloß und Riegel. Sie ist dann eine vollendete Hexe. So berichtet R. Riedel am selben Orte.

gang pflegt in nächtlicher Versammlung und den Menschen schadet, wo sie kann.

Auf einem Hofe hielt sich immer in der Nähe des Gesindes eine große, schwarze Katze auf und wich nie von den Leuten. Nun war aber die Frau des Brotherrn stets sehr genau von dem Tun und Treiben ihrer Leute unterrichtet. Woher wußte das die Frau? Da hat einmal ein Knecht der verdächtigen Katze mit der Sense ein Bein abgehauen, und siehe! des Mittags lag die Hausfrau im Bette: die rechte Hand war ihr abgehauen.

R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 72.

1382. Das Katzenkonzert bei Klein-Bielau und der Meermauer in der Blauen Marie.

Zobtengegend. Kreis Schweidnitz.

Eines Abends nach Sonnenuntergang kam ein alter Mann (U.) bei dem vor dem Dorfe Klein-Bielau gelegenen sogenannten Brechhause vorbei. Unheimlich lag der alte ruinenhafte Bau auf der kleinen Anhöhe, vom Mondlicht erhellt. Grauenhaft standen die Weidenstümpfe umher und glitzerten und nickten im Abendwinde mit ihren kurzen Ästen, wie wenn Leben in ihnen wäre. Siehe, als er dem Gemäuer gegenüber seine Straße zog, hörte er aus diesem ein unheimliches Konzert ertönen, als ob allerlei Instrumente zu unharmonischem Lärm sich vereinigt hätten. Von Furcht gelähmt blieb er stehen; da wird er plötzlich aus dem Hause mit Namen gerufen. Es war mäuschenstill geworden, und er vernahm deutlich die Worte: „U. U., sobald du nach Breslau kommst, grüße mir den Meermauer in der Blauen Marie!“ — und weiter ging es in dem höllischen Konzert, das von einer Masse Katzen herrührte, die sich auf den Flachshürden postiert hatten.

Nach einiger Zeit kam U. nach Breslau und ging in das bezeichnete Gasthaus[1]), seinem unheimlichen Auftrage nachzukommen. Er fragte den Wirt, wo der „Meermauer“ sei. Lachend wies

1) Ecke Breite Straße und Neumarkt.

dieser auf den am Ofen sitzenden Kater: „Hier sitzt er!“ Siehe! da sprang plötzlich der Kater „Feuer speiend“ zum Fenster hinaus und ward nie wieder gesehen.

U. ist selbst der Erzähler, der noch 1866 als Greis lebte und dem die Geschichte selbst widerfahren ist. R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 28.

1383. Die Hexenkatze kratzt ihrem Herrn die Augen aus.

Zobtengegend. Kreis Schweidnitz.

Ein Mann hatte eine Katze, die er jeden Abend um 9 Uhr aus der Stube hinauslassen mußte. Das eine Mal wollte er sie nicht fortlassen, da schrie sie ganz jämmerlich und machte Miene, ihren Weg nötigenfalls durch das Fenster zu nehmen. Da öffnete ihr der Mann die Tür, verfolgte sie aber auf ihrem Wege. Sie eilte in eine verfallene Scheuer, in der auf dem Gebälk unzählig viele Katzen zu einem Konzert sich vereinigt hatten. Als unsere Katze sich zu ihnen gesellen wollte, schrie es aus ihrer Mitte: „Da kommt Nachbars Matz!“ Da war sie schon unter ihnen und half tüchtig mit musizieren.

Des andern Tags beim Essen saß die kunstliebende Katze ruhig vor dem Manne da, auf die gewohnten Leckerbissen aus seiner Hand wartend. Da sprach er zu ihr: „Nicht wahr, Alte, gestern abend ging es dir?“ Husch, sprang sie ihm ins Gesicht, kratzte ihm die Augen aus und entfloh durch das Fenster auf Nimmerwiedersehn.

R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 72 f.

1384. Kalb, Hund und Metzgergeselle im Gefolge der Hexe.

Zobtengegend. Kreis Schweidnitz.

Ein Metzgergeselle, ein Kalb am Stricke führend und einen großen Hund an der Seite, beobachtete, wie eine alte Frau sich salbte und dann plötzlich durch die Lüfte davongetragen wurde. „Nun“, denkt er, „du sollst gleich Reisegefährten haben!“ und salbt mit derselben Salbe sein Kalb. Da beginnt es plötzlich sonderbar zu blöken und husch! fährt es zum Schornstein hinaus und der

Frau nach. Der lustige Geselle, mit dem vernünftigen Gedanken „Wo mein Kalb ist, muß auch der Hund sein", salbt auch diesen und schickt ihn den beiden Vorgängern nach. Der Hund segelt eilig durch die Luft hinter dem blökenden Kalbe her und bellt fürchterlich. „Wenn Kalb und Hund fortlaufen, muß ich ihnen nachgehen", spricht's, salbt sich und eilt den Luftschiffern fröhlich nach. So kam die Zauberin mit lautem und großartigem Gefolge auf dem Hexenplatze an.

R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 179.

1385. Der Bauer auf der Hexenfahrt und als Eselsmensch.

Zobtengegend. Kreis Nimptsch.

Eine Bauersfrau war öfters des Nachts verschwunden, ohne daß ihr Mann sich darüber Aufklärung verschaffen konnte; denn sein Fragen hatte bei ihr keinen Erfolg. Er mußte sich also auf das Beobachten des geheimnisvollen Weibes beschränken. Auf diese Weise schien er mehr Glück zu haben: er erspähte nämlich, daß sie sich nach jedesmaligen Einreibungen mit einer eigentümlichen Salbe auf eine Tonne zu setzen pflegte, durch die sie sofort in die Lüfte getragen wurde. Dadurch noch neugieriger gemacht, versteckte er sich einstmals in die als Reitpferd dienende Tonne und ward mit hinweggetragen auf den „Hexenplatz". Sie stieg ab, und auch er kam zum Vorschein. Da sprach sie halb verwundert, halb ärgerlich: „Mann, bist du auch da? Du kannst hier bleiben, doch hüte dich, je den Namen Gottes anzusprechen."

Nun gewann der Mann Muße, sich die sonderbare Gesellschaft anzusehen. Da befanden sich darunter eine Menge Frauen, die ihm selbst gut bekannt waren, desgleichen Männer, unter denen er auch den lustigen Pfarrer[1]) seines Dorfes bemerkte. Sie alle

1) Daß der Hexenwahn auch vor geweihten Personen nicht halt machte, beweist der Prozeß gegen den Schömberger Stadtpfarrer und Dechanten Christoph Aloys Lauthner, der im Angesichte von mehr als 2000 Zuschauern zu Müglitz als Zauberer im Jahre 1685 lebendig verbrannt wurde. Held-Nitt. Das Hexenwesen im Fürstentum Neisse, österr. u. preuß. Anteils, im 17. Jahrh. 1836. S. 39—54.

kümmerten sich in ihrer Geschäftigkeit nicht weiter um ihn; denn sie rüsteten sich, an dem köstlichen Mahle, das auf langen Tafeln aufgetragen war, sich zu ergötzen. Alle setzten sich nieder, und auch ihm ward ein Plätzchen, und zwar dem Pfarrer gegenüber, zuteil. Der Speisesaal aber war der grüne Wald selbst: eine Wiese, rings umgeben von dunklem Waldesgrün, dessen tiefe Schatten mit dem Lichte der rötlich lodernden Fackeln in herrliche Wechselwirkung traten. In den Pokalen perlte der Wein und versetzte die Gesellschaft in heiterste Laune. Man stieß an auf gegenseitiges Wohlsein, und auch der Pfarrer hielt sein immer volles Glas unserm Bauersmann hin, um mit ihm anzustoßen. In seiner gewohnten biederen Weise sprach dieser, uneingedenk der Mahnung seiner Frau: „Segne es Gott, Herr Pfarrer!“ und wie mit einem Zauberschlage war alles verschwunden, mit Ausnahme des Bauers. Dieser fand in dem Halbdunkel endlich soviel heraus, daß er hoch oben auf einer Fichte saß, die ihrerseits auf einem großen Haufen von Totengebeinen stand. Nachdem er mit Mühe und Grauen hinabgekrochen war und endlich Menschen gefunden hatte, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß er an hundert Meilen von seiner Heimat entfernt sei. Nach langer Zeit und unsäglicher Anstrengung sah er sie endlich wieder und fand sein Weib recht aufgeräumt und guter Dinge. Ihm aber war es schrecklich ernst, was er auch der liebenswürdigen Ehehälfte durch „schlagende Beweise“ kund tat. Doch schien diese keinen Spaß zu verstehen: aus Rache verwandelte die Hexe ihren heimgekehrten Mann in einen Esel. Traurig die Ohren hängen lassend, schlich das menschliche Eseltier in der Nähe seines Heimatortes umher, in allen Stücken ein Esel, nur der Verstand nach Art des menschlichen. Er war überall gekannt und, weil er nichts beschädigte, allgemein beliebt. Wie oft schaute er die, so ihn liebkosten, vielsagend an, doch der Eselsblick fand nie Verständnis.

Als er nun einst nach löblicher Sitte auf einem Heuschober inmitten einer Wiese schlief, träumte ihm, er werde sein übles Schicksal beenden, wenn er der Magd, die des andern Tages auf

dem Friedhofe das Gras abschneiden werde, einen Büschel, der auf einem gewissen Grabe stehe, aus der Hand fresse, sobald sie ihn abgeschnitten habe. Dies ließ sich der gute Eselsmensch nicht zweimal sagen oder vielmehr träumen, ging hin und tat, wie ihm befohlen war. Als der Esel der Magd das Gras aus der Hand gefressen hatte, stand er auf einmal als Bauer vor ihr. Spricht sie: „Herrje, Bauer, seid ihr's?" Spricht er: „Ja, ja, ich bin's! Aber an der will ich mich rächen!" Ging hin und überlieferte sie dem Richter als Hexe, die auch bald ihren Lohn auf dem Scheiterhaufen davontrug.

Noch heute aber steht als Wahrzeichen der Begebenheit eine steinerne Säule in Klein-Kniegnitz.

R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 27f.

1386. Die Hexenkiefer auf dem Pangel bei Nimptsch.

Kreis Nimptsch.

An der Straße über den Pangelberg (oder kurzweg Pangel) bei Nimptsch steht die Hexenkiefer, so benannt, weil in der Johannisnacht (andere meinen auch am 1. Mai) jeden Jahres dort unheimliche Wesen ihren dämonischen Reigen tanzen. Niemand will des Nachts an der Hexenkiefer vorbei über den Pangel gehen; denn „dort schêcht's".

Vom Pangel übersieht man den größten Teil des Nimptscher Kreises.

H. Strusche in Prov.-Bl. 1871. S. 335.

Die Hexenkiefer erwähnt auch Th. Oelsner in Prov.-Bl. 1869. S. 351 und nennt sie einen alleinstehenden, weder sehr alten noch sehr lebenskräftigen Baum, dessen Name auf eine alte Frau (Hexe) zurückgeleitet wird, die unter ihm gesessen und gewahrsagt hat.

1387. Die Hexen zu Olbersdorf in der Walpurgisnacht.

Kreis Frankenstein.

August Knötel berichtet unter den Erzählungen seiner Mutter aus Olbersdorf, Kreis Frankenstein, auch folgende: „Auch von Hexen wurde gesprochen und Hexengeschichten wurden erzählt.

Personen, die man als solche in Verdacht hatte, gab es mehrere. In der Walpersnacht (Walpurgisnacht) hatten sie ihren Tanz, sie verwandelten sich dann in Katzen und machten Spuk. Die Bauern ließen der Regel nach ihre Pflüge und Eggen vor dem Hoftore auf der Gasse stehen; denn so verstohlen wie heutzutage waren die Leute damals nicht. Da wollten manche Leute solche Katzen gesehen haben, wie sie bei hellem Mondschein auf den Pflugrädeln gesessen, wie die Amseln gepfiffen und sonst gar abscheulich getan."

August Knötel, Aus der Franzosenzeit. 1896. S. 199.

1388. Hexen als Katzen auf den Apfelbäumen.

Kreis Münsterberg.

Die Frau des Gutsbesitzers B. in Bernsdorf ist einmal in die Scheuer gegangen, und da haben um die Scheuer Apfelbäume gestanden, die gehütet wurden — aber der Hüter war nicht da. Dafür aber saßen lauter Katzen auf den Bäumen, nicht wirkliche Katzen, sondern Tiere von ganz sonderbarer Art (Hexen).

K. Mündlich aus Bernsdorf, Kreis Münsterberg. 1902.

1389. Die blühenden Kirschenzweige in der Christnacht.

Kreis Münsterberg, Grottkau, Neisse.

Will man die Hexen als solche erkennen, so gibt es folgendes Mittel. Man schneide rechtzeitig vor Weihnachten Kirschenzweige vom Baume und trage sie stillschweigend nach Hause (einige verlangen, daß man dabei über kein Wasser gehe). Die Zweige setze man in Wasser und an einen warmen Ort, etwa auf den Ofen, so kommen sie bis Weihnachten zur Blüte. Diese blühenden Zweige nehme man mit in die Christnacht, und man vermag die Hexen zu sehen.

In Zinkwitz im Münsterberger Kreise erzählt man: In der Christnacht sieht man die Hexen in der Kirche, wie sie die Melkgelte auf dem Kopfe tragen. Wenn aber die Christnacht aus ist, muß man machen, daß man fortkommt, denn die Hexen sind dann immer dicht hinter einem her.

Aus Woitz bei Ottmachau wird berichtet, daß die abgebrochenen Kirschenzweige „Palmen“ (Blüten) treiben. Diese Palmen muß man abbrechen und ins Gebetbuch legen. Nimmt man sie dann mit in die Christnacht, so sieht man die Hexen, die umgekehrte Melkgelte auf dem Kopfe. Wenn aber der Pater „Sanktus“ sagt, so muß man schon aus der Kirche hinaus sein und auf einem Querwege (Kreuzwege) stehen, sonst brechen einem die Hexen das Genick. Einem sei das wirklich geschehen, der war nicht schnell genug zur Kirche hinaus.

Nach einem Berichte aus Patschkau, Kreis Neisse, müssen die Kirschenzweige am Andreasabende unter streng beobachtetem Stillschweigen mit den Zähnen abgebissen und nach Hause getragen werden. Sind sie dann bis zu Weihnachten zur Blüte gebracht, so nimmt man die blühenden Zweige mit in die Christnacht und kann dann die Hexen sehen. Sie stehen im Mittelgange der Kirche, aber vom Altare abgewandt, und tragen die Melkgelte in der Hand. Wenn man aber aus der Kirche hinausgeht, muß man schnell machen, sonst brechen sie einem das Genick. Man muß nur sehen, daß man schnell unter eine Traufe kommt, dann verlieren sie ihre Macht. K. in Mitt. Heft 13. 1905. S. 85 f.

1390. Die Woitzer Hexe stürzt ein Getreidefuder um.

Kreis Grottkau.

Eine Frau aus Woitz erzählt: „Früher sind in Woitz Hexen gewesen. Eine habe ich selber gekannt, es war eine Bauerstochter, die Schneidern, die hat ein Hexenbüchel gehabt, bis es ihr der Bruder weggenommen hat. Jetzt ist sie tot, und man hat nichts mehr gehört von einer Hexe.

Auf der Straße ließ sie die Fuder umstürzen. So ist es einmal ihrem eigenen Bruder gegangen. Der kommt mit einem Fuder Getreide gefahren, und gerade geht sie mit einem Schaff voll Wäsche über den Weg zum Schweifen im Bache. In dem Augenblicke stürzt der Wagen um und der Weizen fällt auf die Straße und ins Wasser. „Was machst du denn wieder, Hanne?“ spricht er

zu ihr, „das werde ich dir aber vertreiben, du kannst keinen Menschen zufrieden lassen.“ Und wir Kinder, wir standen um die Garben herum, und da schwammen sie im Wasser, und was auf dem Trocknen lag, da waren die Körner herausgefallen. Das war einmal ein Schaden! Da hat aber der Bruder alle Bücher zusammengesucht, die sie hatte, einen großen Stoß, und alles hat er durchgesehen, bis er das Hexenbüchel fand. Das hat er ihr weggenommen. Und seit der Zeit hat sie nicht mehr lange gelebt. Der Bruder aber hatte das Büchel noch lange. Und wie sie begraben wurde, da haben die Leute nur immer Dreck auf sie geschmissen, daß sie nicht wiederkommen sollte.“

K. Mündlich von Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau. 1901 Mundartlich in Mitt. Heft 13. 1905. S. 88.

1391. Die Woitzer Hexe hext ein böses Bein und muß es wieder enthexen.

Kreis Grottkau.

Von derselben Hexe erzählt Frau Meisel weiter: „Meiner Mutter hatte sie es angetan, daß sie bald gestorben wäre, so hat sie ihr das Bein verhext.“ Dieses Hauptstück, das die Hexe ausgeführt, ihr aber auch die gebührende Strafe gebracht hat, ist folgendes:

„Eine Bauersfrau in Woitz hatte die Hexe als Auszüglern bei sich. Da wollte sie immer Futter machen gehen für die Kühe (um durch das Futter ihren bösen Einfluß auf das Vieh auszuüben). „Nein, nein,“ sagte die Bauersfrau, „laß nur das Futtermachen, das wird schon die Schwarzern (das ist die Mutter von Frau Meisel) machen.“ Es wollte halt kein Mensch mit ihr, der Schneidern (so hieß die Hexe) zu tun haben, weil sie es wußten, daß sie eine Hexe war. Meine Mutter aber nimmt sich die Sichel und geht aufs Feld hinten hinaus an die Stelle, wo sie das Futter absicheln und hereintragen wollte. Und wie sie hinten hinauskommt, da steht die Schneidern und hat ein Krüstchen Brot in der Hand. „Wo gehst du denn hin, Schwarzern?“ „Nu, Futtermachen.“ „Ach,“ sagt sie, „laß mich doch etwas Futter machen; hier hast du ein

Krüstel, du bist jünger wie ich, du hast gute Zähne, du kannst es erbeißen." Meine Mutter nimmt das Krüstel, läßt sie aber kein Futter machen. Und wie sie nun fertig ist und sie geht den Rain entlang, da sticht's ihr in der Ferse, und wie sie weiter geht, da sticht's ihr wieder, und wie sie hereinkommt in die Stube, da kann sie schon gar nicht mehr laufen, und der Vater (ihr Mann) muß sie ins Bett heben. Und sie kriegt ein Bein, so! dick, und rot und schwarz unterlaufen. Da schickt nun der Vater zum Doktor nach Ottmachau. Und wie der sich das Bein besieht, da meint er: „Hier kann ich nicht helfen, das ist ein richtiger Hexenschuß. Da müssen Sie sehen, daß Ihnen die Hexe einen guten Rat gibt, die hat's gemacht, und die kann allein helfen." Wie nun die Schneidern einmal vorbeikommt, da nimmt der Vater die Mutter und trägt sie auf die Eichen vor der Türe (der Mann war Böttcher und hatte einen Stoß Eichenhölzer vor der Haustür stehen). Auf dem Holze sitzt sie nun, und da bleibt die Schneidern stehen und spricht: „Nu, was fehlt dir denn, Schwarzern?" „Ach," sagt die Mutter, „ich hab's so im Beine; gib mir doch einen guten Rat, sei doch gebeten!" „Ich weiß doch keinen Rat", sagt sie und geht weiter, und meine Mutter konnte bitten, wie sie wollte, sie hörte nicht.

Da kommt der Gevatter Nachbar herum und spricht: „Weißt du was?" sagt er zu meinem Vater, „geh in die Stadt und kauf dir einen neuen Topf und aus drei verschiedenen Geschäften Nadeln: Kopfnadeln, Nähnadeln und Stecknadeln, und die tust du in den Topf mit Wasser und klebst den Deckel mit Lehm fest drauf und stellst ihn auf die Platte. Und wenn's wird kochen, da wird sie schon kommen (die Hexe). Aber du läßt sie nicht zur Platte, mag sie bitten, wie sie will, bis sie wird geholfen haben. Und der Vater macht das so und feuert unten ein und läßt den Topf kochen, daß es nur so gebrodelt hat. Da war sie gleich da und gleich bei der Platte. „Was kochst du denn?" sagt sie, „das stinkt ja, nimm doch das Tüppel herunter", und wollte es von der Platte reißen. „Weg hier!" sagt der Vater, „ich hau dir eine Wâtsche (Ohrfeige), daß dir Hören und Sehen vergeht; du läßt das Tüppel stehn!" Nun

sah sie doch, daß es nicht anders war, und da fragte sie die Mutter: „Nu, Schwarzern, was machst du denn? Zeig einmal das Bein.“ Und da hatte sie auch gleich eine Salbe mit, und sie fängt an, das Bein zu bestreichen und Kreuze zu machen und zu beten. Nun mußte sie aber, wenn sie oben war, auch wieder zurückbeten, wenn's helfen sollte. Und wenn sie keine Zeit mehr hatte, und das Wasser war mittlerweile eingekocht, da mußte doch die Mutter sterben. Aber der Vater ließ das Tüppel kochen, was er konnte, daß die Scherben zu guterletzt auseinander sprangen; denn er wußte, wenn die Hexe nicht rechtzeitig fertig wurde mit dem Beten, da müßte sie auch sterben. Aber sie war fertig, und der Mutter ihr Bein wurde wieder gut. Aber erst wurden Löcher an drei verschiedenen Stellen. Nein, was wir da herausgezogen haben! Pferdehaare, Stücke von Pferdehufen, Pferdekutteln, Kuhplatteln und allen Dreck!“

K. Mündlich von Frau Meisel aus Woitz bei Ottmachau. 1902. Mundartlich in Mitt. Heft 13. 1905. S. 90 u. 91.

1392. Mittel gegen Hexen im Grottkauer Oberkreise.

Kreis Grottkau.

„Noch vielfach glaubte man in meiner Knabenzeit an Hexen. Ein Schusterweib in Laßwitz mit roten Augen und scharfgeschnittener langer Nase, „de Mutter S . . .“, galt allgemein für eine solche, „die kunnde mehr as Brut assen“. Man schrieb den Hexen das Verzaubern des Viehes zu. Gaben die Kühe bei den Bauern keine oder wenig Milch, so waren sie verhext. Um den Zauber abzuwenden, nagelte man „Sommer“ (die Fichtenbäumchen, wie sie die Kinder am Lätaresonntag umhertragen)[1]) über die Stalltüre, oder man legte einen Besen über diese oder trug zweierlei Schuhe.

Wahner in Mitt. Heft 9. 1902. S. 25.

1) Denselben Sinn hat es, wenn in Kamitz bei Patschkau die „Maien“ der Sommerkinder an die Hoftür genagelt werden und dort bis zum Herbst verbleiben. K.

1393. Die Hexen sind auf hundert Jahre verbannt.

Kreis Grottkau.

Ein Junge geht einmal von Woitz (bei Ottmachau) nach Würben (Kreis Neisse) zu seiner Schwester, die dort beim Bauer dient. Und wie er an die Brücke kommt, begegnet er einer Frau, die denselben Weg geht. Nun fängt der Wald an, wo sich einmal ein Mann erhangen haben soll, und der Junge fängt an für die arme Seele zu beten. Da fragt ihn das Weib, warum er bete. „Nun," sagt er, „die Hexen sind doch auf 100 Jahre verbannt, und dann kommen sie wieder; man weiß doch nicht, ob die 100 Jahre schon herum sind." Da machte sich die Frau davon, denn sie wußte, daß sie erkannt war.

Aus Woitz bei Ottmachau.
K. in Mitt. Heft 13. 1905. S. 87.

1394. Mittel gegen die Hexen in der Johannisnacht.

Kreis Neisse.

In der Johannisnacht (vom 23. zum 24. Juni) sind die Hexen wieder eifrig bemüht, in die Häuser der Menschen und in die Ställe des Viehes zu dringen. Man steckt kleine Zweige von Eichen an die Fenster, Haus- und Stalltüren, um die Hexen abzuhalten. So geschieht es in der Gegend von Patschkau und überhaupt in den Kreisen Frankenstein, Münsterberg, Grottkau, Neisse. In denselben Gegenden hängt man auch Kränze an die Fenster, aus Eichenlaub mit eingeflochtenen Blumen bestehend. Der Kranz muß im eigenen Hause geflochten sein und darf über keine Schwelle getragen werden, sondern man muß ihn zum Fenster hinaushängen an den Nagel, der dort angebracht ist.

K. Mündlich aus Neuhaus bei Patschkau 1907 und nach eigener Beobachtung.

1395. Musizierende Hexen.

Kreis Neisse.

Ein Mann ging einmal mit seinem Knaben vom Rocken (Spinnabende) um Mitternacht nach Hause. Da sahen sie ganze Scharen von Hexen durch die Luft fliegen, die haben herrlich gesungen und

Musik gemacht. Als sie dies das nächste Mal beim Rocken den andern Leuten erzählten, hat niemand mehr wollen um 12 Uhr nach Hause gehen, und alle sind entweder vorher weggegangen oder erst nach der Geisterstunde.

K. Von der Geflügelfrau Wagner aus Patschkau, deren Schwiegervater jener Knabe geworden ist. Mitt. Heft 13. 1905. S. 87.

1396. Die Überführung einer Hexe zu Langendorf.

Kreis Neisse.

Ein Fleischer aus Langendorf trieb einmal eine Kuh nach Hause. Unterwegs traf er die als Hexe gebrandmarkte Wicke (Hedwig). Er wollte vorüber, ohne mit der Hexe in Berührung zu kommen, aber trieb er rechts mit der Kuh, so kam sie auf die rechte Seite, und trieb er links, trat sie auch links. Er schimpfte und fluchte auf sie, daß sie auf die Seite gehen sollte, aber sie scherte sich nicht um sein Gerede. In der Wut rannte er an ihr vorbei und stieß dabei an sie an. Als er nun nach Hause kam und über die Schwelle des Stalles trat, empfand er einen zuckenden Schmerz im Finger. Der Finger schwoll immer mehr an und erreichte die Größe einer Faust. Das Weib hatte ihn also verhext. Aber der Fleischer war schlau, er holte Kiefernadeln und entfachte ein starkes Feuer. Entschlossen hielt er den verhexten Finger über das Feuer. Auf die 3 Stufen, die zu seinem Laden führten, legte er 3 Besen. Als das Feuer tüchtig qualmte, da erschien die Hexe mit ganz roten Augen. Den ersten Besen bekam sie noch leicht weg, aber den zweiten schon nicht mehr. Sie flehte und bat den Fleischer, sie doch einzulassen, sie hätte etwas mit ihm zu sprechen. Ihre Augen wurden blutigrot durch den Rauch, aber sie bat umsonst. Unterdessen aber ging der kranke Finger auf, und es kamen Lumpen und Knochen zum Vorschein. Die Hexe aber hatte das Augenlicht verloren, und am nächsten Sonntage wurde sie schon verbrannt. Der Laden steht heute noch im Niederdorf.

Von Seminarist Paul Rother aus Langendorf, Kreis Neisse. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1397. Die Hexen in der Neisser und Leobschützer Gegend und Abwehrmittel gegen sie.

Kreis Neisse und Leobschütz.

Bis heute hat sich der Glaube an Hexen im Volke erhalten. Man beschuldigt der Hexerei besonders Weiber. Diese reiten des Nachts auf Butterfässern das Dorf entlang, melken die Kühe aus, so daß sie keine Milch geben, beschwören die Milch, so daß die Hausfrau keine Butter zustande bringt; auch ist es ihnen möglich, das Vieh eines guten Bauernstalles nacheinander eingehen zu lassen usw. Die Kinder auf dem Lande, wenigstens in meinem Heimatsdorfe Kreuzendorf (Kreis Leobschütz) war es so, sagen zu irgend einer Tat, die ihnen ohne Anstoß gelingen soll: „Pui, pui! Hexe ... drei Kreizlan", währenddes sie dreimal ausspucken. Diese Beschwörungsformel haben sie von den Eltern, die sich damit vor Hexerei sichern wollen.

Es ist bekannt, daß am 1. Mai in der Walpurgisnacht das große Hexenfest auf dem Blocksberge stattfindet. Auch das schlesische Volk hält diese Nacht für hexengefährlich. Wie gut erinnere ich mich noch, daß in meiner Kindheit am 30. April abends alle Türen und Fenster mit sogenannten „Hexenrütteln" besteckt wurden, welche die Abwehr der Hexen bewirken sollten. Es waren dies die mit zarten Nadeln besetzten Lärchenbaumzweige. Ob die Sitte heute noch sehr verbreitet ist, weiß ich zur Stunde nicht zu sagen.

Äußerlich will das Volk die Hexen an den roten Augen erkennen. Die Bauersfrauen trugen früher stets eine Handvoll Salz in der Tasche, wenn sie in den Kuhstall gingen. Trat eine Frau unter dem Vorwande ein, Milch kaufen zu wollen, und sie erkannten eine Hexe darin, so warfen sie ihr die Handvoll Salz in die Augen. Auf diese Weise schadete dann die Hexerei dem Viehe nichts.

Philo, Schlesien. 1884. S. 45 f.

1398. Die Butterhexe und das Teufelsbuch zu Langenbrück.

Kreis Neustadt.

Auf einer Brücke zu Langenbrück, welche über den Mühlgraben führt, saß zuweilen um die Mitternachtsstunde eine Frau, welche

beständig Butter schlug. Eines Nachts trat zu ihr ein Mann und fragte, was sie da mache. Sie sprach zu ihm in ruhigem Tone: „Kommt morgen in der Nacht um 12 Uhr in meine Wohnung, da könnt ihr es auch lernen.“ Nächsten Abend ging der Mann wirklich zu der angewiesenen Stunde zu der Frau. Als es 12 Uhr schlug, kam der Teufel mit einem großen Buche in die Stube. Er sprach zu dem Manne: „Unterschreibt euch in dieses Buch mit eurem eigenen Blute.“ Der Mann nahm das Buch und schrieb darein die Worte: „Jesus von Nazareth, König der Juden.“ Der Teufel entbrannte vor Wut, als er die Worte las; denn er mußte nun das Buch liegen lassen. Er gab dem Manne eine entsetzliche Ohrfeige und verschwand. In dem Buche waren aber die Namen aller Hexen verzeichnet. Es wurde nun der allgemeine Beschluß gefaßt, alle Hexen aus dem Wege zu räumen. Zu dem Zwecke wurde auf einem kleinen Berge hinter unserem Dorfe ein hoher Galgen errichtet, und an einem Sonntage wurden daselbst sämtliche Hexen aufgehängt. Seit dieser Zeit hat bei uns die Hexerei aufgehört. Der Berg, wo das große Blutgericht vollzogen wurde, führt noch heute den Namen Galgenberg.

Von Seminarist Joseph Sperlich aus Langenbrück, Kreis Neustadt. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau).

1399. Hexenzauber und Gegenzauber in Fürstlich-Langenau.

Kreis Leobschütz.

Ein alter Mann aus Fürstlich-Langenau bei Katscher erzählte mir: Ein Bauer wurde in einem fort bestohlen; was er anstellte, um den Dieb zu erwischen, alles war umsonst. Waren die Scheuertüren auch noch so fest verschlossen, wenn er hineinkam, fehlte doch etwas. Auch eines Morgens untersuchte Vetter[1]) Schmack sämtliche Scheuerräume, nichts war zu sehen vom Diebe, die Tenne war leer, nur in einer Ecke lag ein Strohwischel. „Na, dô drundr wird a wull nich lêje (liegen)!“ sagte der Bauer und stach mit der Mistgabel hinein. Da hatte er den Dieb ins Bein gestochen — es

1) So sagt man in Katscher vertraulich statt Herr.

war der „Grüßknecht“. Sein Weib, das dabeine (dabei) stund, klopfte dem Herrn auf die Schulter und meinte: „Na, Vetter Schmack, ihr seid a reicher Mûn, oawr ihr wart dinke drôn (denken daran).“ — Als der Dieb auf den Richtplatz gefahren wurde, rief er einem Vorübergehenden zu: „Geh ock zu Schmack n, ich lôß n grisse!“ — Nächsten Morgen kam das Weib des Gehenkten, nahm stillschweigend vom Miste einen Strohhalm und entfernte sich. Kurz darauf krepierten sämtliche Pferde, alle Mittel halfen nichts, der Bauer konnte zuletzt nur einen wichtligen Rappen (der den Wichtel hat) erhalten. „Wenn alle weg sind,“ sagte er, „will ich das auch nicht haben. Führt n 'naus in'n Wald und bindt n an, damit er verhunger!“ Nächste Früh stand der Rappen wieder im Stalle. Da kamen die Russen oder die Franzosen; einer konnte den Gegenzauber. Der riet, unter der Schwelle zum Pferdestall einmal nachzugraben. Es fand sich ein Pferdeskelett. Man vergrub es wieder und schlug darüber in die Schwelle einen Egezinken (Eggezinken).[1]) Von dem Tage an gediehen die neugekauften Pferde trefflich.

Handschriftliche Mitteilung von Drechsler. 1895.

1400. Die Butterhexerei.

Grenze der Kreise Freystadt und Glogau.

In Klein-Erlicht war einmal ein Bauerweib, die verkaufte immer so viel Butter, daß sich jeder Mensch verwunderte, alle Wochen ein paar Tonnen. Darum dauerte es nicht lange, und der Bauer war ein steinreicher Mann.

Nun hatte er einmal einen Knecht, Daniel mit Namen, der wollte es durchaus rauskriegen, woher die Wirtin die viele Butter nahm, denn daß die halbe Mandel alte verdorrte Kühe nicht so viel Milch gaben, war gewiß. Da merkte er nun, daß sie abends immer bis um Mitternacht aufblieb. Um sie nun einmal, ohne Verdacht

1) Man vergleiche dazu aus Dirschel den Brauch: Vor der Kuh werden, damit sie nicht behext wird und die Milch versagt, zwei Eggezinken „kreuzweisig“ in die Erde geschlagen.

zu erregen, beobachten zu können, machte er's so. Er geht zum Brauer, kauft sich ein paar Glas und kommt geturkelt nach Hause, wie wenn er stark betrunken wäre. Um zehne rum schmeißt er sich in die Ofenecke und fängt auch gleich tüchtig zu schnarchen an. Die Bäuerin denkt, er schläft, und kümmert sich nicht weiter um ihn, er aber horcht heimlich und legt sich so, daß er die ganze Stube übersehen kann. Sie holt nun das Butterfaß hervor mit dem Stirl[1]) und allem, was dazu gehört, nimmt dann aus dem Kamin ein zugebundenes Töpfchen, bindet's auf, tunkt mit den Fingern hinein und bestreicht mit einer Salbe, die drin ist, das ganze Butterfaß inwendig ringsherum. Nun hebt sie das Töpfchen wieder auf und fährt mit dem Stirl ins Butterfaß und fängt an zu buttern, obgleich kein Tröpfchen Milch drin ist. Während sie nun eine ziemliche Weile drauf los buttert, hört der Knecht, daß das Faß immer voller von Butter wird, und als sie aufhört und die Butter herausnimmt, ist eine große Gelte gestrichen voll. Als sie die Butter ausgewaschen hat, macht sie damit die Tonne halb voll, dann legt sie sich schlafen. Der Knecht blieb liegen bis zum Morgen und tat so, als wenn er jetzt erst richtig nüchtern geworden wäre.

Nun sah er zu, daß er sich verstohlen einmal etwas von der Salbe im Kamin verschaffen konnte, besorgte sich ein altes Butterfaß mit einem Stirl und verbarg es auf dem Heuboden. Wenn es sich einmal schicken würde, wollte er versuchen, ob er auch so wie die Bäuerin Butter kriegen könnte.

Es war an einem Sonntagvormittag, alle Leute gingen in die Kirche, der Knecht nicht. Da holt er sich das Butterfaß in den Pferdestall, schmiert es mit der Hexensalbe ein und fängt an zu buttern. Und richtig, er bekommt einen Klumpen Butter, so groß wie der Wirtin ihrer. Er nimmt die Butter und will sie zu einem Bekannten tragen, wo er sie verbergen konnte. Da begegnet ihm ein schöner Herr in einem grünen Rocke und fragte ihn, wo er hinginge. Und als der Daniel nun etwas patzig erwidert, das ginge

1) Stock mit einer am unteren Ende befestigten, durchlöcherten Scheibe, die man beim Buttern auf- und niedergehen läßt.

ihn nichts an, da spricht der Grüne: „Weißt du denn nicht, daß die Butter, die du im Zipfeltuch hast, von mir ist? Hätte ich nicht gewollt, da hättest du nicht so viel bekommen, wie auf dem Fingernagel Platz hat.“ Da merkt der Knecht, wen er vor sich hat, und es wird ihm nicht wohl zu Mute. Aber der Grünjäckige spricht: „Sei doch kein Narr und höre etwa auf zu buttern. Gerade heute geht's am besten, unter der Kirche wird die schönste Butter. Und sieh nur, Daniel, wenn du auch jetzt nicht mehr wolltest, das nutzt dich nichts. Wer mit mir buttert, muß auch mit mir Butter essen, sonst breche ich ihm den Hals. Aber es tut mir doch leid um dich. Drum ist es am gescheutesten, du gibst mir einen einzigen Tropfen von deinem Blute, und du hast's gut, so lange du lebst. In den Himmel wirst du freilich nicht kommen, aber das ist auch jetzt schon vorbei, denn wer unter der Kirche mit mir buttert, dem vergibt kein Pfaffe und kein Herrgott.“ „Nein,“ sagt der Daniel, „Blut kriegst du keins von mir!“ „Dann brech ich dir's Genicke“, sagt der Böse. „Da hast du deinen Dreck wieder!“ spricht Daniel und schmeißt ihm den ganzen Pack Butter vor die Füße. Da hebt der Böse die Butter rasch auf und wirft sie dem Daniel auf den Rücken, daß sie dran kleben bleibt und nicht mehr losgeht. Dann fährt er mit seiner kralligen Hand dem Knechte übers linke Backe und zerkratzt ihn so, daß er blutet wie ein Schwein. Und nun tunkt der Teufel seinen Jackenärmel ins Blut, grinst und zeigt ihm das Blut, dann schreit er: „Buttere du nun alle Tage, an Salbe wird dir's nicht fehlen“, und weg war er.

Daniel hob die Hände auf zum lieben Gott, daß er ihm doch noch einmal helfen sollte, dann ging er dem Hause zu, wohin er schon vorher hatte gehen wollen. Dort war keine Seele zu Hause, sie waren alle noch in der Kirche auf dem Nachbardorfe. Aber er wußte den Hausschlüssel, wo er lag, schloß auf und ging in die Stube, denn draußen auf der Straße konnte er doch nicht bleiben mit seiner Hucke auf dem Rücken. Wie er eintrat, saß da ein graues Männchen hinter dem Tische. Daniel erschrak zwar etwas, aber er grüßte. Freundlich wurde ihm gedankt. Dann sagte der graue

Mann: „Daniel, du hast unsern Herrgott angerufen, und der hat mich zu dir geschickt, daß ich dir helfen soll. Folge mir jetzt!“ Da gingen sie miteinander in den Hof an die Mistgrube. „Hier hinein schmeiß die Teufelsbutter!“ sagte das Männel. Daniel kriegte sie los vom Buckel und schmiß sie hinein. Da war's nichts als lauter Kuh- und Pferdedreck. „Siehst du,“ sagte das Männel, „so besch... er die Menschen!“ Dann fuhr es ihm nur etwas mit der Fingerspitze übers Backe, da war sie geheilt. Nun gingen sie zusammen in den Pferdestall, wo Daniel gebuttert hatte. Da lag schon der blutige Ärmel vom Bösen da, den er ins Blut getunkt hatte. Den mußte der Knecht nehmen, dazu auch das Töpfchen Hexenschmiere aus dem Kamine und beides in die Mistjauche werfen. Und wie er das getan hatte, da fing die Jauche an zu kochen und zu plappern wie das Bier in der Braupfanne und stank wie madiges Aas und wie Teufelsdreck aus der Apotheke, zuletzt aber wie angezündeter Schwefel. Das dauerte so eine halbe Stunde lang. „Nun bist du erlöst!“ sagte das graue Männel. „Geh nun und danke deinem Herrgott und diene ihm, so lange du lebst!“ Dann wurde es zu hellen Lichtstrahlen und hob sich nach und nach in die Höhe, bis es aus dem Schatten herauskam in die Sonne, dann sah es Daniel nicht mehr. Der sank aber gleich in die Knie, und kniend fanden ihn die Leute, als sie aus der Kirche kamen. Da erzählte er ihnen alles. Der Bauer aber mit seinem Weibe wurde verbrannt.

Nach der Erzählung in der Mundart der Landleute an der Grenze des Freystädter und Glogauer Kreises auf dem rechten Oderufer, bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen II. 1846. S. 319ff. Mehrfach gekürzt.

1401a). Die alten Jungfern kehren die Magdalenenbrücke.[1])

Stadt Breslau.

„Es ist, nach der Versicherung eines älteren Breslauischen Chronisten, die Strafe der hoffährtigen, eitlen, die Zeit der jugendlichen Geltung verputzenden, nur aus Gefallsucht liebäugelnden, nach Männerhuldigungen lüsternen, doch wankelmüti-

1) Zu richtigen Hexen sind diese Wettergeister noch nicht geworden.

gen Mädchen, die deshalb aber sitzen geblieben sind, nach ihrem Tode als Gespenster auf der Brücke zwischen den beiden Magdalenentürmen zu hausen und die Brücke zu fegen, da sie in ihrem Leben viel Böses im Schilde führten, aber den Besen der häuslichen Arbeit nicht führen mochten, und indem sie die Tätigkeit für das Hauswesen für niedrig hielten, zur Sühnung ihrer Hoffahrt so hoch, nämlich auf die höchste Brücke in Breslau, gefahren sind und dort in nächtlichen Erscheinungen bisweilen spuken, wovon diejenigen zu erzählen wissen, die sich zur Unzeit auf den nahen Plätzen, wenn sie einsam sind, verirren."

K. W. Geisheim in der Wochenschrift „Der Hausfreund". XII. Jahrg. 1832. S. 333.

Erwähnt wird diese „Volksmeinung" von den „auf den beiden Magdalenentürmen spukenden Geistern" auch im Breslauischen Erzähler 1807. S. 46.

1401 b). Die alten Jungfern waschen den Patschkauer Turm.

Kreis Neisse.

Es ist eine allgemeine Redensart in Patschkau und der Umgegend, daß die alten Jungfern den Patschkauer Turm waschen und daß die alten Junggesellen ihnen das Wasser dazu im Siebe hinauftragen müssen.[1]) Fragt man, welcher von den vielen Türmen in Patschkau gemeint sei, so heißt es bald: der Turm der Pfarrkirche, bald: der Breslauer Torturm.

K. Mündlich aus Patschkau und Umgegend.

Die Redensart wird auch erwähnt in den Patschkauer Miszellen von Ferdinand Brosig in der Zeitschrift „Oberschlesien" VIII. Jahrg. 1909. S. 131 und behauptet, daß sie wahrscheinlich außerhalb Patschkaus aufgebracht worden sei.

1402. Die Hexe als Wöchnerin in Klein-Ellguth.

Kreis Oels.

In dem Dorfe Klein-Ellguth lebte in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine Frau, die wegen ihrer roten Augen in dem

1) „und zwar im Winter, wenn es gefroren ist", setzt meine Berichterstatterin hinzu. K.

Rufe stand, eine Hexe zu sein. Als sie mit einem Töchterchen niedergekommen war, kam in der Dunkelstunde ein Männchen zu ihr, das hatte einen Kopf wie ein Schüsselschaff und sagte dreimal zu ihr: „Gibst du mir dein Täubel?“ Die Frau wurde darauf krank und siechte zeitlebens. Stäsche in Mitt. Heft 3. 1896. S. 68f.

1403. Der Hexenberg bei Bernstadt.

Kreis Oels.

Etwa 5 Kilometer oberhalb der Stadt Bernstadt befindet sich im Weidebruche ein kleiner Erdhügel, der den Namen Hexenberg trägt, weil er ein Sammelplatz der Hexen ist.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner. 1895.

1404. Das Buttermachen mit Hilfe des Teufelspulvers.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

Eines Tages gingen mehrere schon ältere Gymnasiasten aus Oppeln in den Wald. Als es nun finster geworden war, erblickten sie plötzlich ein Licht. Sogleich gingen sie darauf los. Bald standen sie vor einem kleinen Hause, in dem das Licht brannte. Neugierig blickte der eine von ihnen durch das kleine Fenster. Was sah er da? Ein altes Weib war eben im Begriffe zu buttern und holte eine Tasse hervor, in der sich braune Asche befand. Davon schüttete sie die Hälfte in das Butterfaß, die andere Hälfte stellte sie wieder auf den Tisch. Jetzt begann sie zu buttern und rief: Sa leska ta troska (Hier ein Löffel, dort ein wenig). Diese Worte wiederholte sie sehr oft. Als sie mit dem Buttern fertig war, ging sie hinaus, um Holz zu holen. Kaum war sie draußen, als der, welcher am Fenster zugesehen hatte, in die Stube sprang, die Tasse mit dem Inhalt wegnahm und davonging. Um aber zu erfahren, was diese Asche zu bedeuten habe, gingen die Gymnasiasten in das nächste Haus und baten die Frau, zum Buttern zurecht zu machen. Die Frau jedoch wollte dies nicht tun, weil sie schon gestern gebuttert habe und nicht mehr zu buttern brauche. Aber auf die Bitten der Gymnasiasten und das Geld, das sie ihr an-

boten, willigte sie ein. Nachdem alles zum Buttern vorbereitet war, schütteten sie den Inhalt der Tasse in das Butterfaß und begannen zu buttern. Sie hatten jedoch die Worte vergessen, die das alte Weib gesprochen hatte, und sagten: Sa kworta ta kworta (Hier ein Quart, da ein Quart). Aber zu ihrer Freude war bald das ganze Faß voll Butter. Während sie sich darüber freuten, trat plötzlich ein Jäger herein, ging auf den zu, der die Tasse genommen hatte, und sagte: „Du siehst, welch großen Dienst ich dir erwiesen habe. Ich will dir auch fernerhin stets dienstbar sein, wenn du dich hier in diesem Buche mit deinem eigenen Blute unterschreibst." Der Gymnasiast blieb bei dieser Rede gefaßt, er nahm ein Messer, schnitt sich in den Arm und schrieb mit seinem Blute — „Jesus" in das Buch. Als der Jäger diesen Namen sah, erschrak er, ließ das Buch liegen und machte sich eiligst davon.

Nach einer Mitteilung des Quartaners Paul Babczinski in Oppeln. Handschriftlich berichtet von Dr. Wilpert. 1896.

1405. Hexen zu Kostenthal.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel.

In Kostenthal weiß man noch von Hexen zu erzählen. Sie gingen von Haus zu Haus betteln und wahrsagten den Leuten. Wenn sie in einem Hause nichts bekamen, verhexten sie es; sie spieen dreimal auf die Erde und machten mit der Hand verschiedene Zeichen.

Von Seminarist Gottschalk aus Kostenthal, Kreis Cosel. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1406. Hexen in Czissowa.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel.

Weniger verbreitet und bekannt als die Wassermannssagen sind in Czissowa Erzählungen von Hexen. Nach dem allgemeinen Glauben lassen sie sich zahlreich am Karfreitag am Nordende des Dorfes sehen. Sie sind grau gekleidet und tragen weiße Bänder um die Stirn.

Von Seminarist Joh. Stogniew aus Czissowa, Kreis Cosel. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1407. Hexen in Rokitsch.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel.

Um zwölf Uhr nachts fährt durch die Dorfstraße zu Rokitsch ein Wagen, aus dem Feuerflammen schlagen. Die Dorfbewohner glauben, das seien Hexen, die durch das Dorf fahren. Unter einer Hexe stellen sie sich eine schmutzige Frau mit zerzaustem Haar vor. Meist treibt die Hexe ihr Unwesen in den Ställen und verhext dort die Kühe. Aber auch in die Häuser kommt sie und verhext die Menschen, so daß sie gelähmt sind.

Oft kommt es vor, daß die Hexe sich auf einen Baum setzt, der nachher vertrocknet.

Von Seminarist Joseph Malcher aus Rokitsch. 1910.
(Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1408. Der feurige Wagen bei Matzkirch.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel.

Im Sommer sahen oft Leute aus Matzkirch nachts von 12 bis 1 Uhr (besonders wenn Tanzmusik stattfand) einen mit feurigen Pferden bespannten Wagen durch die Lüfte dahinsausen. Mitten in diesem feurigen Wagen saß eine heulende und johlende Menge. Öfters sah man diesen Wagen auf dem Wege von Matzkirch nach Wronin, und zwar meistens an einer Stelle, wo sich zwei Wege kreuzen. In der Advent- und Fastenzeit kann niemand zwischen 12 und 1 Uhr nachts an dieser Stelle vorbeifahren, da die Pferde scheuen und sich sträuben weiterzufahren; wer in dieser Zeit hierher gefahren kommt, muß stets umkehren.

Von Seminarist Alfred Mende aus Matzkirch, Kreis Cosel. 1910.
(Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1409. Die drei Butterhexen am Zülzer Wasser in Polnisch-Rasselwitz.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Neustadt.

Ein gewisser Florek aus Klein-Strehlitz erzählt folgendes: „Am Karfreitag des Jahres 1889 war ich bei Polnisch-Rasselwitz,

dem nächsten Dorfe bei Klein-Strehlitz, fischen. Es war bereits 1 Uhr, als ich auf dem Heimwege begriffen war. Mitten im Orte muß man einen Steg passieren, um über das Zülzer Wasser zu kommen. Als ich nahe bei dem Stege war, hör ich ein Kratzen und Klopfen, als wenn hier eine große Wäsche wär. Ich denk mir natürlich nichts dabei, denn furchtsam oder abergläubisch bin ich nicht; doch denk ich mir: „Was? Heute Karfreitag und Mitternacht dazu! Was kann das nur sein?" Finster war's ja, und so betret ich sachte den Steg. — Siehe da! Da sitzen drei mir wohlbekannte Weiber und waschen ihre Butterfässer. Ich nenne sie der Reihe nach mit Namen und sag ganz harmlos: „Platz da!" Da schauen alle zu mir hinauf — ich sah nichts anderes als drei Paar ganz große, funkelnde Katzenaugen — drohen mir mit dem Finger und sprechen flüsternd: „Franz, verrat uns nicht, sonst trocknen wir dich aus!" Bleich vor Schreck kam ich nach Haus und schlief unruhig bis zum Morgen."

Anmerkung seiner beiden Schwestern: „Franz hat uns die betreffenden drei Personen nie verraten, so sehr wir auch in ihn drangen. Selbst auf dem Sterbebette verriet er uns kein Wort."

Von Seminarist Paul Spallek aus Klein-Strehlitz, Kreis Neustadt. 1910 (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1410. Die Hexe mit den roten Augen zu Kramelau.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Neustadt.

Wie der Teufel sind auch Hexen und Hexenmeister bei den Leuten in Kramelau verhaßt. Wird in der Wirtschaft ein Tier krank, so ist die Hexe daran schuld. Geben die Kühe wenig Milch oder Butter, so sind sie verhext. Schlimm ergeht es solchen Menschen, die rote Augen haben; sie werden unbarmherzig als Hexen auf eine Stange gesteckt (!) und zum Dorfe hinaus ins Wasser getragen.

In einem verrufenen Hause wohnte vor langer Zeit auch eine Frau mit roten Augen. Sie wurde in den Wald geschleppt und

auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Als das Feuer emporloderte, gesellte sich zu der Hexe der Teufel, und sie führten den Hexentanz auf, alsdann flogen sie in die Lüfte. Diese Hexe lebt aber heute noch im Munde des Volkes als Schreckgespenst.

Von Seminarist Emanuel Kaczmarczyk aus Kramelau, Kreis Neustadt. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1411. Der Haushalt der Hexe.

Österreichisch-Schlesien.

Es waren einmal zwei Schwestern, die sich lange nicht gesehen hatten. Einst besuchte die eine von ihnen die andere, und als sie vor deren Wohnung angekommen war, sah sie zwei Hunde Holz spalten und mehrere Katzen den Stall ausmisten. In der Mistlache da schwammen viele Kröten herum. Ins Vorhaus gekommen, fand sie eine Tonne mit Blut und Haaren angefüllt. Hierauf guckte sie durchs Schlüsselloch in die Wohnstube ihrer Schwester. Diese hatte statt eines Menschenhauptes den Kopf eines Ziegenbockes und war damit beschäftigt, auf ihrem eigenen Kopfe, den sie im Schoße liegen hatte, Läuse zu suchen. Verwundert trat jene ins Zimmer. Da riß die andere augenblicklich den Ziegenkopf herunter und setzte sich den eigenen auf. „Aber Schwester," sagte jene, „was hat es denn zu bedeuten, daß da draußen zwei Hunde Holz spalten?" „Ei, das sind ja meine Knechte", erwiderte sie. „Aber im Stalle", fuhr jene fort, „sah ich ja Katzen den Mist ausräumen." „Ei, das sind ja meine Mägde." „Aber Schwester, was war denn das, in der Mistlache kamen so viele Kröten herangeschwommen?" „Ei, das sind meine Gänse und Enten." „Aber die Tonne mit Blut und Haaren in der Hausflur draußen?" „Das ist mein Winterfleisch." „Und als ich zum Schlüsselloch hereinsah, hattest du statt deines natürlichen Kopfes den Kopf eines Ziegenbockes." „Schwester," rief sie, „ich breche dir den Hals," und kaum gesagt, so war es getan.

Aus Wigstadtl.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 71f.

1412. Eine Hexe in Krötengestalt als Feldschädigerin.

Österreichisch-Schlesien.

In einem Dorfe lebten einst zwei Bauern. Der eine war ein sehr wohlhabender Mann; denn er hatte ein schönes Haus, viele Felder und obendrein eine hübsche Summe Geld. Der andere, sein Nachbar, war zwar ein rechtschaffener Mensch, fleißig und sparsam, doch hatte er immer Not und kam oft in die Lage, daß er von seinem reichen Nachbar Brot oder sonstige Lebensmittel ausborgen mußte. Eines Abends, als er wieder ganz müde von der Arbeit heimkam, fand er den Brotschrank leer. Sein Weib schickte sich aber alsbald an, wieder zu dem reichen Nachbar zu gehen, um Brot auszuborgen. Sie kam an die Tür des Nachbars und fand sie verschlossen. Da klopfte sie an, aber es machte ihr niemand auf. Traurig wollte sie eben wieder von der Schwelle treten, da hörte sie die Stimme des Nachbars: „Du, Weib, höre, die Nachbarin will gewiß wieder etwas ausborgen, und doch hat sie noch nicht die frühere Schuld zurückgezahlt." Da antwortete ihm das Weib: „Geh, laß es gut sein, ich bekomme es ja zehnfach zurück. Du weißt es, wenn ich als Kröte auf das Feld des Nachbars komme, so entziehe ich dem Dünger den Saft und führe ihn unserem Felde zu. Freilich haben sie schon oft nach mir geschlagen, aber das schadet mir nichts; wenn sie mich nicht mit einer Hacke zerhacken, so bleibe ich doch immer unversehrt." Die arme Nachbarin hatte dieses Gespräch gehört, sie ging in ihr Haus und erzählte ihrem Manne, was sie vernommen hatte. Als sie nun des anderen Tages aufs Feld gingen, nahmen sie eine Hacke mit. Noch hatten sie nicht lange gearbeitet, so kam eine große Kröte und setzte sich auf den eben ausgeführten Dünger. Da ging der arme Bauer hin und zerhackte die Kröte in der Mitte. Bald hörten sie, daß die reiche Nachbarin gestorben sei; der Schlag war für sie vernichtend, ihre Zauberkraft war gebrochen. Der arme Bauer aber brachte es nun bald so weit, daß er nicht nötig hatte, um fremde Hilfe zu bitten.

Aus Odrau.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 74f.

1413. Die Butter schlagenden Hexen an der Beierbrücke in Petersdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Jägerndorf.

Ein Bauer in Petersdorf, der im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts lebte, war dem Trunke sehr ergeben. Es kam sehr oft vor, daß er des Abends aus dem Wirtshause abgeholt werden mußte, zu welchem Zwecke ihm gewöhnlich ein Pferd geschickt wurde. So reitet er auch einmal des Nachts aus dem Wirtshause fort, und wie er zur sogenannten Beierbrücke in Petersdorf kommt, hält das Pferd auf einmal an und ist nicht mehr fortzubringen. Der Trunkenbold treibt es aus Leibeskräften an, aber vergeblich. Jetzt wird er auf einmal von einem Schauer befallen, der ihn ziemlich ernüchtert. Er nimmt nämlich eine Menge Hexen wahr, die über und unter der Brücke emsig beschäftigt sind. Da wird Milch in Butterfässer geschüttet, Butter geknetet und dergleichen mehr, alles im Wirrwarr durcheinander. Einzelne von den Hexen glaubt er sogar zu kennen. Da es ihm unmöglich war, über die Brücke zu gelangen, so sah er sich genötigt, umzukehren und auf einem Umwege nach Hause zu reiten. Die Hexen aber drohten ihm, wenn er sie verriete, so werde er sehen, was ihm widerfahre.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 72f.

1414. Hexen schneiden den Kühen das Fleisch aus den Hinterschenkeln.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Troppau.

Die Hexen sollen es verstehen, den Kühen die Hinterschenkel zu öffnen, das Fleisch herauszunehmen und Stroh dafür hineinzustopfen, ohne daß man äußerlich etwas merkt. So erzählte ein Dobischwälder Landwirt: „Ich kam einmal abends nach Hause und fand die Stalltüre offen. Trotz aller Anstrengung war es mir nicht möglich, diese zu schließen. Da rief ich in meiner Angst um Hilfe, und in demselben Augenblicke schlüpfte ein Weib aus dem Stalle, die ich wohl erkannte. Ich schwieg vor der Hand, ging aber in den Stall und fand hier eine Bürde Fleisch. Nach einiger Zeit

aber nahm ich wahr, daß eine meiner Kühe sehr abnahm, bis sie endlich zugrunde ging. Beim Aufschneiden fanden wir die Hinterschenkel dieser Kuh voll Stroh und erkannten, daß es die Hexe getan hatte."

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 73.

1415. Die Katzen beim Grondfloße zu Breitenfurt.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„In früherer Zeit, wo noch das Gebote (die Steuer) im Dorfwirtshause eingehoben wurde, ging einmal unser Nachbar zu Breitenfurt spät nachts vom Gebote nach Hause. Als er zum Grondfloße (das ist ein durch eine Schlucht fließender Bach) kam, geriet er in ein riesiges Rudel Katzen hinein — so viel konnten ihrer unmöglich im ganzen Freiwaldauer Bezirk sich zusammenfinden. Dem Manne wurde nicht gut zumute, zumal er wußte, daß es im Grondfloße spukte. Er versuchte auszuweichen, aber es half ihm nichts, die Katzen waren bald über ihn her, so viele nur immer an ihn herankonnten, die Kleider wurden ihm vollständig vom Leibe gerissen, sogar die Stiefelschäfte hingen ihm in Fetzen von den Beinen, und außen am Körper war er eine blutige Masse. Er schleppte sich den nur noch kurzen Weg mühsam nach Hause, legte sich ein und starb."

Handschriftl. Mitteil. von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich), einem geborenen Österreichisch-Schlesier (Breitenfurt Bzh. Freiwaldau). 1911.

1416. Beherung durch zusammengebundene Haselsträucher zu Breitenfurt.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„Meine Mutter und Schwester gingen einmal zu Breitenfurt ins Grasen und kamen zu der Stelle am Feldrain, wo die Mutter einst durch das Waldgespenst Brauner[1]) durch plötzlichen Knall und

1) Brauner war einst Bistumsjäger, ging aber nach seinem Tode als Schabernack treibender Geist des Bergwaldes um. Von ihm sind zahlreiche Sagen in der Breitenfurter Gegend verbreitet.

Geprassel erschreckt worden war. Hier machten sie sich an die Arbeit. Meine Mutter hatte die Gewohnheit, alle Feldsteine immer hübsch zusammenzulegen, damit ja jeder Grashalm wachsen könne. Da spricht die Schwester: „Seht doch, wie diese Haselsträucher so verwickelt zusammengebunden sind.“ Die Mutter tritt hinzu und löst den Knoten eines alten Strickes, durch den das ganze Strauchwerk zusammengehalten wurde. Aber kaum sprangen die Haselstauden auseinander, da brach sie auch schon mit einem lauten Aufschrei zusammen. Die Schwester mußte sie den weiten Weg auf der Radwer nach Hause fahren, sie konnte nimmer gehen, und bald war das eine Bein wie eine Wasserkanne angeschwollen. Am nächsten Tage schon ging es auf, und ganze Bündel Haare, Knochen, Steinchen, Pferdekot und andere hübsche Dinge kamen heraus, und das hielt für Wochen an. Man konnte sich die Sache nur als Hexerei erklären. Aber die Mutter hatte keine Feinde, denn kein Bettler oder Dorfarmer ging unbeschenkt von unserer Schwelle. Die Haselsträucher mußten also auf jemand anders, auf die Nachbarn aufgestellt sein. Nachher hat sich alles gehütet, ähnliche Dinge wieder zu lösen. Die Heilung nahm lange Zeit in Anspruch, aber Folgen blieben keine zurück. Solche stellten sich nur durch einen Kreuzotterbiß ein, den die Mutter einige Jahre früher erhalten hatte. Die Sache mit dem Bein ist mir bis heute ein unfaßbares Rätsel geblieben. Wie konnten plötzlich eine solche Masse Sachen in ein vorher ganz gesundes Bein kommen?“

Handschriftl. Mitteil. von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich). 1911.

1417. Der Katzenlärm auf dem Hausboden zu Niklasdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Im März, dem Brunstmonat für die Katzen, war einmal bei einem Manne in Niklasdorf ein solcher Rumor auf dem Hausboden, daß sich alle entsetzten. Die Katzen miauten und schrien in solch fürchterlicher Weise, daß es schier nimmer zum aushalten war, dabei tappten und trampelten sie auf der Decke so schwer, wie die

stärksten Männer. Da nahm der Mann einen derben neuen Besen und stieg auf den Boden, um dem Katzenvolke den Marsch zu blasen. Kaum hatte er die Bodentür geöffnet, da verstummte der Lärm wie durch Zauberschlag. Dafür aber kamen die Bestien augenblicklich mit ausgestreckten Schwänzen auf ihn zugeschossen, und er wäre dem schlimmsten Angriffe erlegen, wenn er nicht rasch die Türe geschlossen hätte.

Handschriftl. Mitteil. von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich). 1911.

1418. Viehbehexung in Niklasdorf und Rosenthal.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„Meine Großmutter väterlicherseits war eine geborene Karpstein aus Sandhübel, und die soll viel gekonnt haben. Von ihr hat es ihre älteste Tochter, später verehelichte Hapich, gelernt. Was es bei uns im Stalle mit dem Vieh gegeben hat, wurde mir nie offenbar. Nur so viel weiß ich — ich war damals drei Jahre alt — daß die Tante Hapich meiner Mutter nicht mehr in den Stall kommen durfte. Bei Bauern und besonders unter Verwandten ist es Sitte, daß sie einander ihr Vieh zeigen. Mein Bruder hatte sich 1870 in Niklasdorf eingekauft. Im Stalle standen ein paar prachtvolle und sehr ergiebige Milchkühe. Tante Hapich, die im selben Dorfe wohnte, kam nun einmal, um sich die Kühe anzusehen. Die Schwägerin hatte jedoch schon zu viel von ihr gehört und wollte sie nicht zulassen. Doch mit lauter schönen Reden erreichte diese es eines Sonntags doch, daß das Vieh in den Hof gelassen wurde, um es recht gut ansehen zu können. Eine Kuh gefiel der Tante Hapich ganz besonders, und in einem fort sagte sie: „Nä, is dos a schienes Kühla!“ während sie das Tier mit der flachen Hand auf ein Hintervierte pätschelte. Bisher hatte die Kuh außerordentlich viel Milch gegeben. Am folgenden Tage aber fing das Unglück an. Die Milch ließ nach, man konnte füttern, was man wollte, es war alles umsonst. Da nichts half, mußte man sich wohl entschließen, die Kuh an einen Fleischer zu verkaufen. Als

Sonntags die Schwägerin aus der Kirche kam und an dem Fleischerladen vorüberging, nötigte sie die Ladenbesitzerin herein und zeigte ihr das eine Hintervierteil der Kuh, die sie hatte schlachten lassen. Es war dasjenige, das die Tante Hapich berührt hatte. Die Kuh war kerngesund gewesen, aber in dem Viertel fehlte alles Fleisch. Die Fleischerin jammerte über den Verlust und meinte, das wäre ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, so viel sie auch schon Vieh geschlachtet hätte. Die Schwägerin erzählte ihr von dem Begebnis mit der Tante Hapich. „Wie könnt ihr nur dieses Weib zum Vieh lassen", rief die Fleischerin, „die ist doch schon genug im Dorfe bekannt, die schleppt nicht umsonst soviel Butter nach Zuckmantel, da helfen so manche von Anderleuts Kühen auch dazu."

Derselbe Bruder kaufte später den Antonihof hinter Rosenthal, und auch Tante Hapich, die keine Kinder hatte und deren Mann mittlerweile gestorben war, setzte sich in Rosenthal und Zuckmantel zur Ruhe. Nach längerer Zeit hatte die Schwägerin auf dem Antonihofe ein wahres Prachtstück von einer Kalbe, die sehr viel Milch zu geben versprach. Die Kalbe hieß Zirle und war hochtragend. Da kam eines Sonntags die Tante Hapich und quälte und bettelte in einem fort, die Schwägerin solle sie doch „dos Zirla heute nachmittag am Strange hüta lôn". Um endlich Ruhe zu haben, willigte die Schwägerin ein. Als mein Bruder davon hörte, schimpfte er gleich. Aber das Unglück war schon geschehen. Die Kalbe brachte das Kalb, aber gab keine Milch, das Kalb mußte an einer andern Kuh saugen. Alle Leute wunderten sich, wie das nur möglich wäre. Als es so blieb, verkaufte man die Kalbe nach Rosenthal. Aber es blieb das nämliche. Der Rosenthaler verkaufte sie nach Niedergrund. Die Kuh brachte wohl Kälber, aber gab keine Milch. Von Niedergrund kam sie nach Obergrund. Wohl gefiel allen das prachtvolle Tier, aber Freude und Nutzen hatte keiner davon. Aus Obergrund wurde sie nach Reihwiesen verkauft, und jetzt wendete sich mit einemmal das Blättchen. Der Reihwieser sagte zu meinem Bruder: „Die Kuh

gebe ich für kein Geld mehr her." Von der vielen und guten Milch des Tieres war in der ganzen Familie des Lobes kein Ende.

Unter den Landleuten erzählt man sich, wenn das behexte Vieh dreimal den Besitzer gewechselt hat, dann ist der Zauber gebrochen."

Handschriftl. Mitteil. von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried in Oberösterreich. 1911.

1419. Anhexen eines bösen Beines zu Zuckmantel.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„Der alte Hanke in Zuckmantel war ein böser Advokat, der sich durch die schmutzigsten Rechtshändel seit lange ungemein verhaßt gemacht hatte. Den Antonihof hinter Rosenthal an der Arnoldsdorfer Straße hatte er fast Stück für Stück von armen Kleinhäuslern zusammengebracht durch ganz gemeine Advokatenkniffe. Hanke war kinderlos und hatte sich aus Niklasdorf einen Bauernsohn, namens Mücke, an Kindesstatt, Universalerbe und Schreiber angenommen. Der Jüngling war schon verschiedene Jahre bei ihm, als ganz was Außerordentliches geschah. Hanke hatte an der Stangenlehne, gegenüber dem Wallfahrtsorte Mariahilf, einen sogenannten Dohnenstrich, wo allerhand Vögel gefangen wurden. Eines Tages gingen die beiden nachzuschauen, und nach längerem Herumwandern kamen sie zu einer Dohne, die nicht in Ordnung war. „Geh nur einmal hin", sagte Hanke zu seinem Pflegesohne, „und richte jene Dohne wieder zurecht, sie ist ja ganz zerzaust und verdreht." Kaum hatte jedoch der junge Mücke die bewußte Dohne in die Hände genommen, als er auch schon mit einem fürchterlichen Aufschrei bei der Fichte zusammenbrach. Er konnte nicht mehr vom Flecke, und Hanke mußte ihn, so gut es ging, bis an die Fahrstraße schaffen, von wo der junge Mensch mit dem ersten daherkommenden Fuhrwerke nach Zuckmantel in die Wohnung geschafft wurde. Ein Arzt war alsbald zur Stelle. Ein Bein war mittlerweile wie eine Kanne angeschwollen, es wurde sofort geöffnet, um ihm Erleichterung zu verschaffen. Denn er litt entsetzliche Schmerzen und schrie in einem fort zum Steinerbarmen, daß

alles zusammenlief. Mit Entsetzen sahen die Zuschauer, was alles aus dem Beine herauskam. Erst gab es ein ganzes Waschschaff voll Eiter, dann das Gewöhnliche bei Hexenschüssen: Haare und Wergbündel, Knochen, ekelhafte Käfer und ganz junge Kröten. Kein Mensch von den Zuschauern hatte ähnliches je gesehen oder erlebt. Man wußte gar nicht, wo nur das ganze Zeug herkam. Ganz Zuckmantel und Rosenthal war sich darin einig, daß das dem alten Hanke gegolten habe, dem man es auch von Herzen gegönnt hätte. Alles bedauerte nur den jungen Menschen, der ganz unschuldig zu diesem Unglück gekommen war. Mücke hat auch in der Tat daran glauben müssen; denn er starb bald darauf, und nichts hat ihm helfen können. Hanke nahm dann den jüngsten Bruder des Verunglückten zum Schreiber und Universalerben an, der dann das bedeutende Vermögen, das Haus in Zuckmantel und den Antonihof erbte. Das geschah freilich erst nach langen Jahren, nachdem er die Sekkaturen und Schläge des Hanke geduldig ertragen hatte. „Er hat sich das Vermögen sauer genug verdienen müssen," sagten die Leute."

Handschriftl. Mitteil. von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried in Oberösterreich. 1911.

1420. Fingerbehexung zu Zuckmantel.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war beim Klempnermeister Brauner in Zuckmantel ein Lehrjunge, namens Franz Vogt, der mochte die Schwiegermutter seines Lehrmeisters, eine gewisse Krausin, wohl irgendwie geärgert haben. Die Folge zeigte sich bald; denn die Krause war nach allgemeiner Ansicht eine Hexe. Als Franz Vogt einmal zu meinem Bruder nach Niklasdorf mit fertiger Arbeit kam, sagte er: „Ich weiß gar nicht, was heute mit meinem Finger ist." Schon am nächsten Tage war es so schlimm, daß der Bube zu seinen Eltern nach Niklasdorf gebracht werden mußte, der Finger war wie ein Dreschflegel angeschwollen und die Schmerzen waren so groß, daß

der Bub in einem fort schrie. Als der Doktor den Finger öffnete, kamen ununterbrochen lange, wurmartige, in Spiralen gerollte Schnüre heraus, man wußte nicht, war es Werg oder Tier. Die Zuschauer mußten sich immer wieder vor Ekel auf die Seite drehen, wenn wieder viele Meter davon heraushingen und immer mehr und mehr herauskam; es nahm gar kein Ende. Der Bub litt solche Schmerzen, daß er flehentlich bat, ihn doch totzuschlagen, er könne es nicht mehr aushalten. Einmal aber nahm es doch ein Ende, doch es hat lange Zeit gebraucht, bis der Finger wieder gut wurde. Hingegen erhielt er merkwürdigerweise durch den Finger im Gesicht ein Andenken."

Handschriftl. Mitteil. von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried in Oberösterreich. 1911.

1421. Die alte Stellmacherin zu Adelsdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„Noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trieb eine arg verrufene Hexe in Adelsdorf, oberhalb Freiwaldau, ihr unheimliches Wesen. Es war dies die alte Stellmacherin, wohnhaft über der Biele und in den letzten Häusern von Adelsdorf am Anfange von Thomasdorf. Von den zahllosen Stückchen, die dieses alte Weib verübt hat, sind mir nachstehende teils von ihres Nachbars Sohn, teils von meiner Schwester, die in diesem Dorfe verheiratet war, bekannt geworden.

Eines Tages fuhr ein Frauenzimmer mit einer schweren Radwer voll Gras nach Hause. Als sie gerade ausruht, da kommt die Hexe und spricht: „Nu, Mâdla, wos du for a schînes Futter host!" wobei das Weib verschiedene Male mit den flachen Händen über das Gras weg streicht, als wollte sie es magnetisieren. Dem Mädel schwant nichts Gutes, aber das Gras wurde notwendig zum Füttern gebraucht, sie brachte es also in den Stall. Am nächsten Morgen schon fiel das erste Stück Vieh, und die übrigen im Laufe des Tages. Man kann sich den Jammer des armen Bauers denken. Von einer Krankheit war gar keine Spur. Als aber das Fleisch auf-

geteilt wurde, zeigte es sich, daß es mit kleinen Stecknadeln förmlich durchspickt war.

An einem Nachmittage kam die Stellmacherin mit einer Bürde Brennholz aus dem Walde. Auf den Feldern hüteten viele Buben das Vieh. Der Weg führte so, daß die Hexe an den Hirten vorbeikommen mußte. Kaum wurden diese ihrer ansichtig, so trieben sie schnell das Vieh weg, daß es aus ihrer Nähe kam. Da war auch ein lustiger Junge, der drei Bauernwirtschaften abseits von jenem Wege hütete und von dem Weibe nichts zu fürchten meinte, der fing ein Spottlied auf diese an zu singen. Aber es dauerte nicht lange, da brach er mit einem gräßlichen Aufschrei zusammen und konnte nicht mehr von der Stelle, er hatte in einen Fuß den Hexenschuß bekommen. Er mußte nach Hause gefahren werden, aber in dieser Zeit war der Fuß schon wie eine Pauke angeschwollen, ein paar Männer mußten den Buben halten, während er sich vor Schmerzen wälzte und schrie, daß die ganze Nachbarschaft zusammenlief. Als der Doktor erschien, öffnete er den Fuß, und heraus kamen Werg und Haarballen, Stecknadeln, Knochen und Fingernägel nebst vielem anderen Zeug in solcher Menge, daß sich alles entsetzte. Der Bub hat viele Monate damit zugebracht und ist sein Lebtag auf dem Bein lahm geblieben.

Eines Abends war der Vater meines Gewährsmannes gerade mit dem Abmähen eines Kornfeldes fertig — nur eine ganz kleine Ecke stand noch — als ihn plötzlich eine Kröte so groß wie ein Metzenviertel anglotzte. „Wart, Luder, dir helf ich heut!“ schrie er; er wußte sofort, wer die Kröte war, seine Nachbarin, die Hexe. Er mähte noch schnell die paar Halme ab, um dann die Sense der Kröte mit voller Wucht in den Wanst zu jagen, aber — diese war so geschwind verschwunden, wie sie gekommen war, und konnte trotz allem Suchen nimmer gefunden werden.

Ein Mädchen, die Tochter dieses Weibes, wurde einst in der Schule von den andern Kindern gefragt, was ihre Mutter jetzt mache. Das Kind antwortete zum allgemeinen Gaudium der ganzen Klasse: „Sie hat das Handtuch auf der Ofenstange hängen und melkt Milch heraus.“

Einmal hatte ein Pfarrer in Adelsdorf, der schon zu viel Stücke von dem Weibe gehört hatte, auf diese in der Predigt angespielt und ihr Tun, ohne sie zu nennen, gebrandmarkt. Kaum war er nach beendetem Gottesdienste aus der Kirche getreten, da wurde ihm so entsetzlich schlecht, daß er kaum noch die wenigen Schritte bis auf den Pfarrhof zurücklegen konnte. Der Doktor Schilder, der sein Nachbar war, wurde sofort beschickt, war aber gerade nicht anwesend. Sobald er jedoch nach Hause kam, machte er sich sogleich auf den Weg zum Pfarrer. Aber merkwürdig! Auf der Straße, wo rechts und links Haus an Haus steht, bäumte sich ihm eine ungeheure Schlange entgegen, wie es solche in Europa außer in Tiergärten gar nicht gibt. Der Doktor weicht der Schlange nach dem andern Straßengraben hin aus, um vorbeizukommen, aber sogleich war die Schlange auch da wieder. So ging das Hinüber und Herüber über die Straße noch oft, und immer war die Schlange auf dem Sprunge und pfauchte den Doktor grimmig an. Schilder wußte sofort, wer die Schlange war, und denkt bei sich: „Wart, du Aas, daß du endlich Ruh gibst!" Er läuft nach Hause, um ein geladenes Gewehr zu holen, als er aber wieder auf die Straße kommt, ist die Schlange weg, und im Pfarrhof war der Pfarrer tot. Bei der Untersuchung soll der Hexenknoten auf der Brust deutlich zu sehen gewesen sein.

Vom Leuteknüpfen durch Hexen ist in unserer Gegend vielfach die Rede, und solchen geknüpften Leuten soll nicht mehr zu helfen sein, nach dem Tode sieht man den Knoten auf der Brust.

Es würden sicherlich noch manche Geschichten von dieser Adelsdorfer Hexe zu Tage kommen, wenn man in der Nachbarschaft nachfrüge. Ein Wunder ist es übrigens, daß sie nicht ihren Mann verhext hat.

Auch in Böhmischdorf gab es in den achtziger Jahren eine Hexe, die aber nur in Milch machte."

Handschriftl. Mitteil. von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich). 1911.

1422. Der Hexentanz der Katzen.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

In Gurschdorf war in einer Bauernwirtschaft ein Knecht, der hatte eine Liebste oben in Friedeberg, und als dort einmal Tanzmusik war, ist er hinaufgegangen und hat tüchtig getanzt. Spät in der Nacht geht er nach Hause, und unterwegs muß er an einem Schuppen vorbei. Da hört er im Vorbeigehen eine Musik aus dem Schuppen ertönen, neugierig tritt er näher und sieht lauter Katzen im Tanze sich drehen, und mitten unter ihnen ist auch die große schwarze Katze von seinem Hofe, und die ist gar die Hauptmacherin. Als er am andern Tage zu Hause am Tische sitzt und der schwarze Kater neben ihm, spricht er zu ihm: „Na, du hast dich ja gestern recht lustig gemacht in dem Schuppen draußen! Du hast ja wohl alles angeführt!“ Und wie er das spricht, da springt der Kater an ihm in die Höhe und schlägt ihm mit der Tatze das rechte Auge aus.

Ein paar Wochen später da geht der Bauer selber einmal hinauf nach Friedeberg, und wie er auf dem Rückwege in der Nacht an einer Wiese vorbeikommt, da hört er von drüben her etwas aufspielen. Er geht näher heran und sieht, daß es lauter Katzen sind, die sich an den Pfoten gefaßt halten und nach der Musik auf den Hinterbeinen tanzen. Eine Weile hat er dagestanden und sich die Sache angesehen, dann ist er stille nach Hause gegangen. Er hat auch ganz geschwiegen von dem, was er dort gesehen hat, und bis heute weiß niemand, was dort vorgegangen ist.

K. Mündlich von einer Pilzfrau aus Ober-Gostitz unter der Heidelkoppe. 1899. Mundartlich in Mitt. Heft 13. 1905. S. 82 f.

1423. Die Hexen und der Baßgeiger.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Ein Baßgeiger aus Schwarzwasser wollte eines Abends nach Friedeberg gehen, um dort für Geld zu spielen. Da kam er unterwegs zu einer grünen Wiese, die teilweise mit Erlen bewachsen war. Hier erblickte er eine Anzahl Weiber, von denen mehrere ihm

wohlbekannt waren. Diese tanzten miteinander. Einige von ihnen sprachen zu dem Manne: „Wenn du uns nicht verrätst, so kannst du dir bei uns noch viel Geld verdienen. Wirst du aber an uns zum Verräter, so brechen wir dir den Hals.“ Da gelobte er ihnen, sie nicht zu verraten. Und sie nahmen ihn mit und erhoben sich mit ihm hoch in die Lüfte und zogen weit fort in fremde Gegenden. Endlich ließen sie sich auf einem Tanzboden nieder. Der Baßgeiger wurde nun aufgefordert zu spielen. Er tat es und strich die Saiten mit aller Kraft. Da kamen die blanken, harten Taler einer nach dem andern auf ihn zugerollt, auch berauschende Getränke wurden ihm gereicht. Es war ihm aber von den Hexen streng verboten worden, zu sagen: „Helf Gôt on Säns Gôt hôt moncha Moan ems Gäld gebrôcht.“[1]) Dies pflegte nämlich beim Trinken sonst sein Sprichwort zu sein. Nun war er aber vom Trinken schon in halbberauschten Zustand geraten. Unversehens sprach er nun, als er wieder das Glas ansetzte: „Helf Gôt on Säns Gôt hôt moncha Moan ems Gäld gebrôcht.“ Plötzlich entstand eine dichte Finsternis in dem ganzen Saale, und es schwanden ihm alle Sinne. Erst am Morgen erwachte er und fand sich in Ungarn über einem Galgen auf einem Bündel Stroh.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 70f.

1424. Das Hexengericht.

Österreichisch-Schlesien.

Eine Bäuerin ging alle Tage früh mit ihrem Gesinde auf das Feld arbeiten. Sobald es aber halb zwölf Uhr geworden war, ging sie allein nach Hause und befahl den übrigen Leuten, um zwölf Uhr nachzukommen. Jedesmal fanden sie dann Knödel und gelbe Eiertunke auf dem Tische. Da sagte einmal einer der Knechte zu den übrigen Dienstboten: „Ich will doch einmal aufpassen und schauen, wie die Frau in einer halben Stunde das Essen kocht.“ Eines Tages, kurz vor der Mittagszeit, stahl er sich heimlich ins

1) „Helf Gott“ oder „Segne es Gott“ sagt der schlesische Bauer, wenn er dem andern zutrinkt.

Haus und beobachtete aus einem Schlupfwinkel die Frau. Nach halb zwölf Uhr kam die Frau vom Felde und heizte ein. Darauf nahm sie eine große Schüssel, stellte sich mit dieser vor das Ofenloch und sprach: „Gäcke, Märta, gäcke Hêfeklißla on 'n gâla Schlicks drîber!" Da kamen nun die Knödel (Hefenklößel) und der gelbe Schlicks (Eiertunke) vom Rauchfange herunter und füllten die Schüssel voll. Hierauf setzte sie das Gericht auf den Tisch und gab es den heimkehrenden Hausgenossen zu essen. Der Knecht meldete das Gesehene seinem Herrn. Dieser trieb die Frau sogleich aus dem Hause, weil er daraus erkannte, daß sie eine Hexe sei.

Aus Odrau und Weidenau.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 72.

1425. Die Katze hext dem Knecht ein böses Bein an.

Österreichisch-Schlesien.

Eine Katze, die sieben Jahre alt ist, wird eine Hexe. Als solche versteht sie, was man spricht, besonders das, was sich auf sie bezieht. Ein Knecht kam einmal zu einer Herde Katzen, als sie eben ihren Hexentanz aufführten. Da sagte der Knecht in seinem Mutwillen zu einer der Katzen: „Mitzla, wellste rûta Knôwlich (Knoblauch)?" Es wird nämlich auch behauptet, daß die Katzen den Knoblauch nicht leiden können. Die angeredete Katze gab zur Antwort: „Willst du etwa ein böses Bein?" Von dem Augenblicke an hatte der Knecht ein wundes Bein, und sein Lebtag konnte ihm dieses von niemandem geheilt werden. Er mußte frühzeitig an den Folgen sterben.

Aus Odrau und Weidenau.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 68f.

1426. Die Hexe bringt die Weidburschen ihres Mannes um.

Österreichisch-Schlesien.

Zu einem Förster kam einmal ein rüstiger Weidbursch, der um Aufnahme anhielt. Der Förster aber erklärte, daß er aus Besorgnis für des jungen Mannes Leben ihm die Bitte abschlagen müsse. Es sei nämlich im Reviere eine Bude, in der die Jäger übernachte-

ten, wenn sie mehrere Tage im Forste zu tun hätten; aus dieser Bude sei bisher von all den Weidburschen keiner mehr zurückgekommen. Gewiß werde es auch ihm so gehen, und doch sei es schade um sein junges Leben. Der Weidbursche ließ sich aber nicht warnen und drang solange in den Förster, bis er sich entschloß, ihn zu behalten, aber nur unter der Bedingung, daß er ihm verspräche, niemals in der besagten Bude über Nacht zu bleiben. Der Weidbursche aber war ein unerschrockener junger Mann, den es nun umsomehr nach dem verpönten Abenteuer gelüstete. Er ging daher des folgenden Tages in das Waldrevier und kam zu der Bude. Als er nun des Nachts eine Weile in dieser gesessen hatte, miaute eine Katze außen auf dem kleinen Fensterchen jämmerlich um Einlaß. Er erbarmte sich des Tieres, öffnete das Fenster und ließ sie herein. Kaum hatte sie einen Sprung herein gemacht, so folgten ihr noch viele Katzen auf dem Fuße nach, und eine nach der andern setzte sich auf die Ofenstange. Eine Weile darauf hub die größte von ihnen an: „Fangen wir bald an?“ Jetzt wurde ein allgemeiner Tanz zuerst auf dem Ofen begonnen, dann auf dem Fußboden fortgesetzt, ein Tanz, der immer wilder und rasender wurde. Der Weidbursche war dabei ein stummer, aber äußerst aufmerksamer Beobachter. Auf einmal machte die große Katze einen verwegenen Sprung auf den Tisch und schien es auf den Burschen abgesehen zu haben. Dieser aber hatte sich mit einem geladenen Gewehre und einem Hirschfänger auf jeden ernstlichen Angriff vorbereitet und diese Waffen vor sich hin auf den Tisch gelegt. Im Nu hatte er mit dem Hirschfänger der Katze eine Pfote abgehauen. Diese sprang unter kläglichem Gewinsel durch das noch offenstehende Fenster hinaus, und alle andern jagten ihr pfeilschnell nach. Jetzt wollte er sich die Pfote erst recht ansehen, da war es eine Menschenhand geworden, die einen Ring trug. Er packte sie in sein Schnupftuch, und als der Morgen zu grauen begann, ging er nachdenklich nach Hause. Der Förster konnte nicht genug erstaunen, als er den Weidburschen frisch und gesund daherkommen sah.

Indessen war aber die Hausfrau krank geworden. Da spürte der Bursche Wind und wollte die Frau im Krankenzimmer besuchen. Auf vieles Andringen wurde er endlich zu ihr eingelassen. Er bezeigte ihr sein Beileid und brachte mit vieler List endlich heraus, daß ihr eine Hand fehle. Jetzt berichtete er seinem Herrn, was ihm in der Nacht begegnet sei, und zeigte ihm die Hand, die er in seinem Schnupftuche mitgebracht hatte. Erschrocken erkannte dieser die Hand seiner Frau und merkte, daß er eine Hexe zum Weibe habe, die ihm alle seine früheren Weidburschen umgebracht hatte. Sogleich wurde sie dem Gerichte ausgeliefert und von vier Ochsen zerrissen.

Aus Weidenau.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 66ff.

1427. Das Hexengeschirr der Bauersfrau.

Österreichisch-Schlesien.

Ein recht magerer Junge diente bei einem Bauer. Da sprach einmal ein sehr wohlgenährter Schmiedegeselle zu ihm: „Warum bist doch so mager? Ich bin doch so fett.“ Der Junge antwortete: „Wenn du es auch so schlecht hättest wie ich, so würdest du gewiß auch mager sein. Jedesmal, wenn ich abends schlafen gehe, wirft mir die Bäuerin einen Zaum über den Kopf, und ich werde ein Pferd; dann reitet sie auf mir fort. Dabei spricht sie jedesmal: Uwa naus on närnds oa! (oben naus und nirgends an). Und sie reitet auf den Hexenplan, wo die Hexen miteinander tanzen.“ „Ha,“ sprach der Schmiedegeselle, „da lege dich einmal in mein Bett, und ich werde mich in das deinige legen. Und wenn dann die Frau zu mir kommt, will ich ihr den Zaum entwinden und ihr über den Kopf werfen.“ Es gelang ihm, und mit dem Rufe: „Uwa naus on îweroll oa!“ ritt er, nachdem er sie mit schon bereit gehaltenen Hufeisen beschlagen hatte, auf den Hexenplan, er als Hexe, sie als Pferd. Während sie nun dahintrabte, stieß sie an alle im Wege liegenden Hindernisse, so daß an ihrem ganzen Körper kein heiler Fleck zu finden war. Am Hexenplan angekommen, wurde er von allen versammelten Hexen für ihresgleichen ge-

halten, und das Pferd blieb unbeachtet. Die Hexen tummelten sich in wilden Tänzen herum, zuletzt fingen sie in trunkener Lust an miteinander zu fechten und heulten dabei den Spruch:

Ich hâ äne Wonde,
Die hält ei ar Stonde.
(Ich hab eine Wunde,
Die heilt in einer Stunde.)

Der Schmied focht als Hexe auch fleißig mit, sprach aber bei jedem Hiebe die Worte:

Ich hâ äne Wonde,
Die hält zu kär Stonde.

Dadurch kamen die Hexen mit ihm in Streit, und er fand es endlich für gut, nach Hause zu reiten. Am andern Morgen kam die Frau nicht aus dem Schlafgemache, ja, es verging der ganze Tag, ohne daß sie aufstand. Da sahen die Hausgenossen nach, und nun zeigte sich's, daß sie eine Hexe war. Denn an Händen und Füßen waren noch die Hufeisen befestigt.

Aus Jauernig.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 69f.

Daß die Hexen mit den Worten: „Oben hinaus und nirgends an" durch den Schornstein hinausfliegen und (auf dem Besen) nach dem Blocksberge reiten, wird auch aus der Gablonzer Gegend (Nord-Böhmen) berichtet (Benda, Stadtgeschichte von Gablonz. S. 452).

1428. Die Hexen in der Walpurgisnacht.

Grafschaft Glatz.

In der Grafschaft Glatz glaubt man, daß in der Walpurgisnacht die Hexen unter dem Schutze der Finsternis den Menschen auf alle mögliche Weise zu schaden suchen. Um sich gegen sie zu schützen, bringt man am Tage zuvor kleine Birken vor die Haustür und ist der Meinung, daß sie erst alle Blättchen an diesen Bäumchen zählen müssen, ehe sie ins Haus gelangen können. Bei dieser mühsamen Arbeit erscheint der Tag, und die gefürchteten Gäste müssen sich in ihr Reich zurückziehen.

Volkmer in Gl. V. III. 1883/84. S. 297f.

1429. Das Buttern mit Hilfe des Hexenbüchels.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

In Schwedeldorf bei Glatz, da sind einmal die Bauern zum Schullehrer gekommen. Die Frau des Schullehrers war gerade beim Buttern, und da sieht der eine, wie sie oben von der Stubendecke, wo ein Balken quer durch das Zimmer ging, ein Büchel herunternimmt, ein Kreuz über das Butterfaß macht, dann ein paarmal auf- und abbuttert, und schon war die Butter fertig, und das war ausgezeichnete Butter. Da denkt der Bauer bei sich: Wenn du das Büchel kriegen könntest! Wie also die Schullehrerin einmal den Rücken kehrt, reicht er das Büchel herunter vom Balken und steckt's in die Tasche. Zu Hause spricht er dann zu seiner Frau: „Nu bring einmal das Butterfaß her, wir werden buttern." „Ach, Mann," spricht sie, „ich habe doch nichts zurecht gemacht; wie wollen wir denn buttern?" „Bring nur her," sagt er, „und wenn's blanke Milch ist." Nun bringt die Frau, er nimmt das Büchel aus der Tasche, macht das Kreuz und wirklich! ein paar Stöße, und die Butter ist fertig und ganz ausgezeichnet. Nun schlägt er doch das merkwürdige Buch auf und fängt an zu lesen. Da sind es lauter Hexensprüche. Und wie er liest, wird ihm so angst und immer ängstlicher zu Mute — bis er die Sprüche wieder rückwärts liest. Nun hat er die Geschichte angezeigt, und da ist das Hexenbüchel gerichtlich verbrannt worden.

K. Mündlich von der alten Gottwaldten in Patschkau 1902. Mitt. Heft 13. 1905. S. 88f.

1430. Die Hexe mit dem blauen Steinchen zu Lewin.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Die alte Gottwaldten erzählt: Ihre Eltern hätten in Lewin (Grafschaft Glatz) gewohnt. Da war im selben Hause eine Hexe (der Gottwaldten Mutter hat oft mit ihr gesprochen, und sie war immer freundlich zu ihr). Diese Frau hatte einen Sohn. Der hat selber erzählt, seine Mutter hätte ein blaues Steindel in der Tasche, und er hätte sich oft bemüht, das Steindel zu erwischen, aber er hat es nicht bekommen.

Ihr Sohn hatte sich dann verheiratet und hatte das Besitztum der Mutter übernommen. Da ist die Mutter nun ins Auszugstübel gezogen. Aber obgleich sie jetzt nur eine einzige Kuh hatte, gab diese doch immer so viel Milch, wie der jungen Leute ihre drei Kühe zusammen. Das kam daher, daß sie sich immer allerlei von den jungen Leuten borgte, bald eine Hacke oder einen Besen oder eine Mistgabel. Das legte sie dann kreuzweise vor die Stalltüre, und dadurch nahm sie den Kindern die Milch und führte sie sich selbst zu. Das hatte sich herumgesprochen, und wenn sie zu jemandem anderen kam, so borgte ihr niemand etwas, sonst wäre es ihm ebenso ergangen wie den jungen Leuten.

K. Mündlich von der alten Gottwaldten aus Patschkau. 1902. Mitt. Heft 13. 1905. S. 89 u. 92.

1431. Die Lewiner Hexe gebietet über den Graswuchs.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Die Lewiner Hexe mit dem blauen Steindel hatte ein Mädel bei sich wohnen, das nannte sie immer ihre „Grasemagd". Die alte Gottwaldten, die damals noch ein junges Mädel war, ist einmal mit der alten Hexe und ihrer Grasemagd nach Grase gegangen. Der Vater hatte ihr die Sichel erst frisch „getengelt", sie war also ganz scharf. Aber als sie zum Grasen kam, da sah sie kein Gras stehen und konnte nichts fertig bringen, während die Magd der Alten schon längst die „Schütte" hatte. Da weinte sie, und die Hexe sagte: „Zeig einmal deine Sichel her, die schneidet ja nicht." Und da nahm sie den Wetzstein, tat ein paar Striche und reichte sie ihr hin. Und wenn sie vorher kein Gras gesehen hatte, jetzt wuchs es ihr förmlich „ins Gesicht", und im Augenblicke hatte sie auch die Schütte voll.

K. Mündlich von der alten Gottwaldten in Patschkau. 1902. Mitt. Heft 13. 1905. S. 95.

1432. Wie das verhexte Butterfaß zu Lewin entzaubert wird.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Die alte Gottwaldten hatte eine Muhme (Tante) in Lewin, die immer sehr schöne Butter hatte. Diese Muhme hat einmal das

Butterfaß nach dem Auswaschen hinausgetragen vor die Haustür und es auf einen Holzstoß gestülpt zum Trocknen. Als sie dann am andern Tage wieder buttert, da geht es merkwürdig zu, es wird keine Butter, wie sie sich auch anstrengt; es ist schon Mittag, und sie bringt einmal keine Butter auf. Nun sieht sie doch nach und findet in dem Butterfasse unten einen Klumpen Butter, der war hart wie Stein. Nun geht sie ihren Mann rufen, aber wie sie beide wieder zum Fasse kommen, ist der Klumpen weg. Das mußte doch verhext sein. Da kommt auch schon der Nachbar herum und spricht: „Weißt du, das werde ich dir gleich klarmachen. Deine Freundin unten im Niederdorfe die ist gestern in die Kirche gegangen, und da habe ich sie gesehen, wie sie bei dem Butterfasse stehen geblieben ist und ist mit der Hand drin herumgefahren. Die hat das Butterfaß verhext. (Diese Frau stand in der Tat im Rufe einer Hexe.) Da hilft nichts anderes, du mußt das Butterfaß mit Seife ausschmieren und kochendes Wasser hineingießen und mit einer glühenden Eisenstange hineinfahren.“ Und das hat sie nun getan. Davon wurde es wieder besser.

K. Mündlich von der alten Gottwaldten in Patschkau. 1902. Mundartlich in Mitt. Heft 13. 1905. S. 92 f.

1433. Heutiger Hexenglaube in Zöllnei und Umgegend.

Nordöstliches Böhmen. Grulicher Bezirk.

Wie der Glaube an Hexen noch heutzutage eine Bevölkerung beherrschen kann, zeigt der Bericht vom Lehrer Erwin Botha aus Zöllnei im Grulicher Bezirke bei Langer Das östliche Deutschböhmen 4. Jahrg. 1906 S. 200. Botha hat ein ebenso umfangreiches wie interessantes Material gesammelt und Langer zur Verfügung gestellt, welches er mit folgenden Worten einleitet:

„Der Ort Zöllnei sowie Orte der Umgebung sind geradezu durchseucht von dem Glauben an Hexen, und wenn man von Leuten der verschiedensten Kategorien und Altersstufen über dieses Kapitel erzählen hört, so fühlt man sich förmlich bei der Unsumme

von Aberglauben in die Kulturzustände vergangener Zeiten versetzt. Da sind nicht nur Frauen, sondern auch Männer, die man namhaft macht, welche im Besitze der Kunst der Hexerei stehen, Butter in Massen aus geringen Quantitäten von Milch und Schmetten erzeugen und aus den vier Zipfeln des Grastuches oder Vortuches melken können, und die allerlei wunderliche Dinge zu machen verstehen. Es braucht nur jemand besonders Glück in seinen Unternehmungen zu haben oder es solls ein böser Zufall fügen, daß er in einem Hause gewesen ist und am nächsten oder zweitnächsten Tage erkrankt dort ein Mensch oder ein Stück Vieh, flugs wird er zur Kategorie der Hexen oder Hexenmeister gezählt."

1434. Wie die Hexe in der Waldmühle verbrannt wird.

Nordöstliches Böhmen.

In einer Waldmühle lebte einmal eine alte Müllerin, die von einem fremden Besitzer ihr Ausgedinge bezog. Der Ruf dieser alten Frau war nicht der beste, denn sie war als ein bösartiges, habsüchtiges Weib bekannt. Einige Leute meinten sogar, sie halte es mit dem bösen Geiste und habe ihre Seele dem Teufel verschrieben, weil sie allerlei Hexereien ausübe und bewirke, daß sie den Nutzen von anderen ziehen könne.

Einst beobachtete ein Mann am Philipp- und Jakobitage (1. Mai), wie die Ausgedingerin in aller Frühe vor Sonnenaufgang auf die Wiesen eilte, hier ein Grastuch ausbreitete und dann dieses bei den Zipfeln, rückwärts schreitend, ohne sich umzuschauen, in Kreuzesform hin- und herzog, um so den Tau vom Grase abzustreichen. Hierauf wickelte sie das Grastuch zusammen und eilte, ebenso vorsichtig und ohne sich umzukehren, in die Mühle, wo sie den Tau aus dem Grastuche im Stalle vor ihrer Kuh in den Futtergrant[1]) auswand. Dadurch wollte die alte Müllerin nach alter Hexenkunst die Kraft von der Wiese in den Trog zau-

1) Auch „Granter", in der österreichisch-bayerischen Mundart ein Wasserbehälter, besonders zur Viehtränke.

bern.[1]) Wieder ein anderer ertappte sie am Vorabend von Johanni in den Feldern, wie sie an neun verschiedenen Feldrainen überall etwas Gras abmähte und es nach Hause trug. „Es ist nicht anders," dachte dieser Mann, „die alte Müllerin ist eine Hexe. Das, was sie treibt, ist nichts Gutes." Und in der Tat hatte die Ausgedingerin von ihrer Kuh mehr Milch und Butter als andere von mehreren Kühen. Auch dem neuen Mühlenbesitzer kam das ganz sonderbar vor, und so fragte er eines Tages mit argwöhnischen Blicken: „Sagt mir doch, wie ihr das macht, daß eure Kuh mehr Milch gibt als alle unsere zusammen? Wir füttern doch die Kühe nicht schlecht. Die Leute sagen, ihr versteht die Hexenkunst und zieht von andern den Nutzen." „Das geht euch gar nichts an, was ich mit meiner Kuh mache," entgegnete die alte Frau. Zorn glühte in ihren Augen, doch bekämpfte sie sich, ihren Unwillen zu verraten. „Ich denke, ihr treibt nichts Gutes, und ihr werdet selbst nach eurem Tode das geheimnisvolle Treiben nicht aufgeben können." Weiter kam der Müller mit seiner hämischen Rede nicht. Wie eine Furie sprang die Alte auf den Müller, packte ihn mit ihren dürren Händen und schrie wütend: „Ha, für eine Hexe

1) Die Volksmeinung, daß man durch den „Jakobitau" bei Kühen viel Milch haben kann, ist in der Stedener Gegend sehr verbreitet. Man nennt die Person, welche das Mittel anwendet und den Tau abstreift, „Tauhexe". Aber auch anderwärts, wie insbesondere im Böhmischen, ist diese Volksmeinung verbreitet. Vgl. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche, Nr. 959—962 und dessen Anmerkung: „Anderwärts gehen sie auf die Wiese des Nachbars, streifen mit dem Saattuche den Tau ab, dann können sie aus den Zipfeln desselben die Milch von den Kühen des Nachbars herausmelken." Ähnlich berichtet A. Peschka aus Landskron, ebenda Nr. 970: „Vor Sonnenaufgang geht die Hexe auf ein fremdes Feld, sammelt die Tautropfen in ein Saattuch und wäscht damit ihre Kuh; dann hat sie den Nutzen von all den Kühen, die auf dem fremden Felde fressen." — Der Tag „Philipp und Jakob" spielt überhaupt in Hexensachen eine besondere Rolle, da er ja mit der Walpurgisnacht, der Nacht des 1. Mai, und dem Hexenritt auf den Blocksberg zusammenhängt. So führt Grohmann a. a. O. Nr. 369 aus Prag an: „Wenn ein Kater 9 Jahre alt wird, so wird er zauberisch und geht am Tage Philipp und Jakob in die Hexerei."

wollt ihr mich halten? Eine Hexe bin ich nicht, nehmt euch nur in acht, daß ich nicht wie eine Hexe an euch handle." So versetzte die Frau und entfernte sich.

Die Worte des Müllers kränkten das alte Weib so sehr, daß sie nach kurzer Zeit starb. Nach dem Tode der Ausgedingerin hörte der Müller durch längere Zeit um die Mitternachtsstunde jedesmal an einem Donnerstage in der Mühle ein Geräusch, und es hieß bald: In der Mühle geht ein Uhâml (Gespenst) herum. Der Müller wurde oft durch dieses Geräusch aus seinem Schlafe geweckt. Er nahm sich alle Mühe, die Räume seines Hauses zu untersuchen, um die Ursache des Geräusches zu entdecken, doch vergebens.

So war es gerade wieder einmal Donnerstag. Die Sonne sank im Westen und rötete den Saum der Wälder. Tiefes Schweigen lag im Walde, nur das Wasser von der Mühle rauschte im Mühlbache. Ein frischer Wind säuselte durch die absterbende Blätterpracht des Laubwaldes, in dessen Nähe die Mühle stand. Da hörte man aus der Ferne, wie ein Mensch ein Liedchen pfiff. Nicht lange darnach schritt friedlich aus dem Walde heraus ein „Krajanek"[1]), der die Richtung nach der Mühle einschlug, um hier zu übernachten. Da in der Mühle kein geeigneter Raum für ihn war, wurde ihm die Küche als Schlafzimmer angewiesen. Bevor der Müller sich zur Ruhe begab, teilte er dem Gesellen mit, daß hier in der Nacht ein Geräusch zu vernehmen sei, ohne daß man erforschen könne, was es sei. „Das wundert mich. Ich habe früher hier auch gedient, aber von einem Gespenst habe ich niemals etwas gehört. Ich habe keine Angst. Ich weiß verschiedene Mittel, mit denen man sich vor bösen Gespenstern schützen kann," antwortete der Geselle. Als er sich hinter dem Ofen niederlegte, machte er mit geweihter Kreide um seine Lagerstätte einen Kreis und hinein ein Kreuzzeichen.

Kaum rückte die Mitternachtsstunde heran, da hörte er ein eigentümliches Geräusch. Der Müllerbursche lauschte und hob den

1) Ein Müllergeselle.

Kopf. Durch die Küchentür huschte eine Gestalt, auf einem Besen reitend, zu ihm herein. Es war keine Täuschung. Der Geselle erkannte in dem Gespenste die verstorbene Müllerin, die er jetzt als Hexe vor sich sah, und deren Geist als Gespenst herumwandelte. Nur einen Augenblick währte seine Aufregung. In größter Spannung beobachtete er, wie die Hexe das Butterfaß holte, in dieses etwas Schmetten (Rahm) goß und anfing zu buttern. Es dauerte gar nicht lange, so nahm die Hexe aus dem Butterfaß die Butterklümpchen und warf sie in einen Topf. Sodann machte die Hexe im Ofen ein Feuer an und ließ die Butter an der Platte zergehen. Nachdem dies alles geschehen war, trank sie die Butter aus und stellte das Butterfaß wieder an denselben Ort, wo es früher gestanden hatte. Darnach griff sie nach ihrem Besen und ritt beim Ofentürl mit einem Geräusch durch den Rauchfang hinaus und verschwand.

Die Mitternachtsstunde war längst vorüber. Todesstille herrschte rings umher, nur leise bewegten sich im sanften Nachtwinde die Gesträuche am murmelnden Bache. Als der Haushahn in der Mühle die Morgenstunde verkündete und der Sonnenaufgang den vollen Tag eröffnete, erschien das Gesinde in der Küche, um seine Tagesarbeiten zu beginnen. Nach kurzer Zeit trat auch der Hausherr mit seiner Frau herein. „Habt ihr gut geschlafen oder habt ihr das Gespenst gesehen?“ erkundigte sich der Müller. Mit aufrichtigen Worten berichtete der „Krajanek“ alles, was er in der Nacht gesehen hatte. „Mein Gott, eine Hexe! Wißt ihr kein Mittel, das uns von der Hexe befreien könnte?“ jammerte erschrocken die Müllersfrau. „O ja, ich kenne einen geheimen Zauberspruch für Hexen, der hilft sicher,“ erwiderte treuherzig der Müllerbursche. „Ich werde den Geist der Hexe aus der Mühle verbannen,“ versprach der Bursche. „Wenn ihr das imstande seid, so biete ich euch eine reiche Belohnung an,“ sagte der Müller.

Am nächsten Donnerstag zeichnete der „Krajanek“ auf die Stubentür mit geweihter Kreide einen Totenkopf und schrieb darunter folgenden Zauberspruch: „Totenkopf, ich verbiete dir als

Hexe meinen Pferde- und Kuhstall, ich verbiete dir meine Bettstatt, daß du nicht über mich tretest. Tritt in ein anderes Haus, bis du alle Berge besteigest, und fahre aus meinem Haus." Darunter setzte er drei Kreuzzeichen. Amen. Auf den Boden des Butterfasses schrieb er mit geweihter Kreide N. J. R. und herum zeichnete er einen Kreis. An allen Stall- und Kellertüren machte er drei Kreuzzeichen.

Als die Mitternachtsstunde des nächsten Donnerstages wieder herannahte, guckten die Müllersleute durch das Schlüsselloch in die Küche hinein. Mit zerzausten Haaren fuhr die Hexe in die Küche. Sogleich besprengte sich der Müllerbursche mit Weihwasser und tat, als ob er betete. Da die Hexe an der Tür den Zauberspruch und die drei Kreuzzeichen sah, ritt sie beim Ofentürl zum Schornstein hinaus, worauf sich ein gewaltiger Sturm erhob. Blitz auf Blitz, Donner auf Donner folgte, und der Regen ergoß sich in furchtbaren Strömen. Die Kuh der Ausgedingerin riß sich während des Gewitters im Stalle von der Kette los und lief aus dem Hofraume, wo man sie den andern Morgen vom Blitz getroffen tot auffand. Der Müller hielt sein Versprechen und belohnte den Gesellen reichlich. Von dieser Zeit an kam die Hexe nie wieder in die Waldmühle.

Von Schulleiter Joseph Khun, mitgeteilt aus Irschings. Langer, Das östl. Deutschböhmen. Bd. V. 1905. S. 35—38.

1435. Der neugierige Knecht.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Es diente einmal ein Knecht bei einem Bauer, dessen Weib als Hexe bekannt war. In der Walpurgisnacht beschloß der übermütige Geselle, seine Bäuerin, wenn sie in die Quartalssitzung durch die Feueresse fahren werde, zu belauschen. Infolgedessen versteckte er sich hinter den Herd. Um die elfte Mitternachtsstunde kam die Bäuerin in die Wohnstube; eifrig machte sie sich zu schaffen, indem sie ihren ganzen Körper vom Kopfe bis zu den Füßen mit einer Salbe einschmierte und die besten Sonntagskleider anzog. Sodann setzte sie sich auf den Stubenbesen und ritt durch den

Herd zur Esse hinaus. Der Bursche, der den ganzen Hergang beobachtet hatte und einer von denen war, die sich von allem überzeugen müssen, suchte die Salbe, die er neben den abgelegten Wochenkleidern der Bäuerin fand. Dem Burschen juckte es in allen Gliedern, ihr zu folgen; immer stärker wurde das Verlangen in ihm, die Hexen auf dem Tanzplatze zu sehen. Rasch entledigte er sich seiner Kleider und überstrich ebenfalls mit dem Reste der Salbe seinen ganzen Körper. Nachdem er sich wieder angezogen, suchte er einen zweiten Besen, den er hinter dem Herde fand. Kaum daß er sich unter der Esse auf diesen gesetzt hatte, fühlte er sich leicht wie eine Feder emporgehoben, und wie im Sturmwind ging's hinaus durch alle Lüfte dem Tanzplatze zu. Schon von weitem hörte er das Jauchzen der Hexen und die Musik, darnach um eine Lichtsäule getanzt wurde, die in allen Farben glänzte. Mitten hinein in dieses tolle Treiben fuhr nun der naseweise Knecht. Wie eine Herde aufgescheuchter Vögel stoben die Tanzenden auseinander und blickten erstaunt den Eindringling an. Vergebens suchte der Knecht unter den Hexen seine Bäuerin. All die hier Versammelten waren ihm fremd und sahen jung und schön aus. Ruhig wollte sich der Knecht wieder entfernen, aber in demselben Augenblicke brach unter den Hexen ein wüstes Geschrei los. Noch ehe sich der Unglückliche umwenden konnte, schlug ihn eine Hexe ins Gesicht. „Elender du," schrie sie ihn an, „wer hat dich geheißen, hierherzukommen?" An der Stimme erkannte nun der Knecht seine Bäuerin. Doch ließen ihn diese Furien zu keinem Worte kommen, sondern packten ihn mit roher Gewalt und schleuderten ihn vom Tanzplatze wieder zurück in alle Lüfte, so daß er jäh niederstürzte und bewußtlos liegen blieb. Wie er wieder erwachte und seinen unendlich schmerzenden Kopf emporhob, sah er sich verwundert um und staunte, auf welche Weise er in den Straßengraben vor seinem Dienstorte gekommen sei. Mühsam versuchte er sich zu erheben, um in den Hof hineinzugehen; doch es war ihm unmöglich, auf die Beine zu kommen. Da alle seine Glieder wie zerschlagen und ganz zerschunden waren, so mußte der

arme Knecht liegen bleiben, bis ihn barmherzige Menschen aufhoben und pflegten.

Von Frl. Marie John, mitgeteilt aus Großdorf. Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen, IV. Bd. 1904. S. 272f.

1436. Die verhexte Butter.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Es war einmal ein Schneidermeister, der mit seinen Gesellen von Dorf zu Dorf zog und zu Bauern und Häuselleuten nähen ging. Bei gutem Wetter kehrte der Meister mit seinen Leuten nach dem Feierabend nach Hause zurück. Bei schlechtem Wetter jedoch, insbesondere im Winter, kam es nicht selten vor, daß die Schneidersippe an dem Orte, wo sie gerade arbeitete, auch übernachten mußte. Eines Tages traf es sich nun, daß der Meister bei einem als reich verschrieenen Häusler bleiben mußte. In der geräumigen Wohnstube wurde für ihn und seine Leute eine große Strohstreu als Lager hergerichtet, darauf alsbald die Gesellen sorglos um die Wette schnarchten. Der Meister dagegen wälzte sich ruhelos auf dem harten Stroh hin und her. Für ihn gab es kein sanftes Schlummern, sondern er mußte denken und sinnen, wie er die fertigzustellenden Frauenkleider fein und schön genug herrichten solle, um die Kunden möglichst zu befriedigen. Die Schwarzwäldlerin verkündete bereits die Mitternachtsstunde, der Meister schlief noch immer nicht. Draußen raste und heulte der Wind, an den niederen Stubenfenstern hörte man rütteln, als begehrte jemand stürmisch Einlaß. Der Meister hob lauschend ein wenig den Kopf empor, da hörte er plötzlich ein leises Geräusch vor der Stubentür, und in demselben Augenblicke duckte sich der Schneider wieder nieder. In die Stube herein kam die Häuslerin. Ein Kienspanlicht in der einen Hand tragend ging sie zum Butterfaß hin, das sie tagsüber schon in die Stube gestellt hatte. Zu des Meisters größter Verwunderung steckte die Frau den brennenden Span in eine Mauerritze, hob dann den Deckel vom Butterfasse und goß den in einem Topfe bereitgehaltenen Rahm hinein. Sodann

nahm sie vom Wandsims einen kleinen Tiegel, daraus sie eine Messerspitze voll Salbe mit ins Faß warf und begann zu buttern. Mai, mai, dachte der Schneidermeister, was soll denn die Salbe in dem Tiegel bedeuten? Doch verhielt sich der Meister ganz ruhig, weil er bemerkte, daß die Häuslerin wiederholt herumsah, ob auch die Schneider fest schliefen. Gleichmäßig rührte sie in dem Fasse weiter. Kaum daß ein paar Minuten vergangen waren, so hörte man es schon deutlich an dem Rauschen, daß sich Butterklümpchen bildeten. Nanu, dachte der Meister, das geht mit dem Buttern flink, und legte sich jetzt erst recht auf die Lauer, um zu sehen, wieviel Butter die Häuslerin aus dem Fasse nehmen werde; dem Rauschen nach mußte es sehr viel sein. Nachdem die Häuslerin die Butter gewaschen, gesalzen und abgewogen hatte, fand das Staunen des Schneidermeisters kein Ende; so viel Butter aus wenig Rahm zu gewinnen, das ging über alle Grenzen eines Schneiderverstandes. Der Meister besaß selber Kühe zu Hause, aber so einen Gewinn an Butter, den hatte er noch nie erlebt. In aller Stille schalt er auch seine eigene Frau und nannte sie bei sich selbst eine schlechte Wirtin. Die Häuslerin trug die fertigen Butterstriezel in den Keller. Wie sie aus der Stube hinaus war, bemerkte der Schneider zu seiner größten Freude, daß die Frau den Tiegel auf der Bank stehen gelassen hatte. Flink stand der Meister vom Lager auf, leise schlich er zur Bank hinüber und besah sich beim Kienspanlichte die in dem Tiegel befindliche graue Salbe. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Fingerhut voll davon an sich zu nehmen. Des andern Tages waren die Näharbeiten bei dem Häusler beendet, und der Meister ging mit seinen Leuten nach Hause. Hier erzählte er seiner Frau das erlebte Abenteuer und hieß sie das Butterfaß ebenfalls in Ordnung bringen. Die Frau jammerte wohl, daß sie so wenig Rahm stehen habe, doch der Meister ließ nicht nach, sie mußte alle vorhandene Milch herbeischaffen, die er mit der entwendeten Salbe ins Butterfaß gab. Kaum daß er recht zu buttern angefangen hatte, kamen die Butterklümpchen schon oben zum offenen Fasse heraus. Der Meister samt

der Meisterin erschraken bei diesem Wunder wohl sehr; doch hatten die guten Leutchen an dieser vielen schönen Butter ihre hellste Freude. Rasch machte sich die Frau Meisterin ans Auswaschen und Salzen der Butter. Gewohnheitsgemäß drückte sie die abgewogenen Butterstriezel in eine zierliche Holzform, in die das heilige Kreuzzeichen eingegraben war. Der Meister, der noch immer dieses Butterwunder mit Staunen betrachtete, zog das Taschenmesser hervor und schnitt in Gottes Namen einen dieser zierlichen Striezel auf, um zu kosten, wie die Butter schmecke. In demselben Augenblicke blieb dem Meister förmlich der Verstand stehen. Was er hier in dem aufgeschnittenen Striezel sah, das war Hexenspuk. Die äußerlich so herrlich aussehende Butter war innen mit Kuhmist angefüllt. Ein Striezel wie der andere, die der Schneider der Reihe nach aufschnitt, zeigte dieselbe Einlage. Nur das letzte der Klümpchen, das zu einem halben Pfunde nicht reichte und deshalb mit dem Kreuzzeichen nicht versehen war, wies durchweg reine Butter auf. Der gute Meister konnte sich in seiner Einfalt diesen Zauber nicht erklären, warum das eine Butterklümpchen durchweg rein, die andern aber mit Kuhmist angefüllt waren. Die Schneidersfrau aber tippte leise ihren so starr dastehenden Mann auf die Schulter; mit dem Finger auf das heilige Kreuzzeichen deutend sagte sie: „Glaube mir, Mann, die Häuslerin ist eine Hexe, und die Salbe, die sie zu ihrem Buttern nimmt, hat sie durch Verschreibung ihrer armen Seele vom Teufel als Lohn erhalten.“ Der Schneider nickte kleinlaut mit dem Kopfe: „Weib, du hast recht, denn die Hexen- und Teufelswerke können das heilige Kreuzzeichen nicht vertragen. Deshalb hat sich durch das Kreuzzeichen die Salbe in der Butter zu Kuhmist verwandeln müssen.“ In weitem Bogen warf sodann der betrogene Schneidermeister die verhexten Butterstriezel zum offenen Fenster hinaus in den Straßengraben. Zu jener Häuslerin aber ist von der Zeit an der brave Meister mit seinen Leuten trotz aller guten Versprechungen nie mehr in Arbeit gegangen.

Von Frl. Marie John, mitgeteilt aus Großdorf. Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen. IV. Bd. 1904. S. 270—272.

1437. Katzen als Hexen.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Im Braunauschen geht die Sage, daß Katzen, die das 14. Lebensjahr erreicht haben, allerhand Hexenkünste zu treiben fähig sind und gleich den Hexen in der Walpurgisnacht durch die Feueresse zur Quartalssitzung und zum Hexentanze in die Hölle fahren.

Es war einmal eine Witwe, die vom frühen Morgen bis in die späte Nacht gar fleißig das Spinnrädchen drehen mußte, um von dem kargen Lohne, der für den feingesponnenen Flachs ausgezahlt wurde, ihr armes Dasein zu fristen. Die Witwe hatte keine Kinder, noch besaß sie andere nahe Verwandte, die sie mit sorgender Liebe hätte umgeben können. Deshalb verschwendete sie all ihre Zärtlichkeit an eine alte schwarze Katze, die in ihrer Jugend recht zutraulich war, jedoch mit den Jahren ihrer Pflegerin gegenüber immer boshafter und widerhaariger wurde. Besonders wütend wurde die Katze, wenn die brave Frau fromme Lieder zu ihrer Arbeit sang. Die Witwe wurde wohl von den Nachbarn aufmerksam gemacht und wiederholt gedrängt, sich der Katze, die schon das 14. Lebensjahr überschritten hatte und nun im Dienste des Teufels und seiner Schar stand, zu entledigen. Allein dazu konnte sich die gute Frau nicht entschließen, das ihr trotz allem liebgewordene Tier fortzugeben. Nun kam es seit einiger Zeit öfters vor, daß die Katze nicht nur tagelang fortblieb, sondern es vergingen sogar schon Wochen, ehe sie sich wieder einmal bei ihrer Pflegerin einfand. Einmal zur Winterszeit war die Katze wieder lange Wochen weg. Die Witwe glaubte, das Tier sei irgendwo im Schnee stecken geblieben und erfroren. Eines Tages jedoch hörte die Frau eine Katze schreien. Von der Arbeit aufblickend sah sie ihren schon längst tot geglaubten Liebling draußen vor dem Fenster stehen. Rasch erhob sich die Frau, um der Ausreißerin das Fenster zu öffnen; doch kam sie zu spät, die Katze hatte sich bereits selbst das Schiebefensterchen aufgemacht und war in die Stube hereingesprungen. Voller Freude nahm die Frau ihren Liebling auf den

Schoß, und mit dem Finger drohend fragte sie: „Mietzi, Mietzi, wo hast du denn aber so lange gesteckt?“ In demselben Augenblicke sprang jedoch die Katze mit wütendem Pfauchen empor und biß der erschrockenen Frau die Kehle durch. Die Stubennachbarin, die durch ein heftiges Poltern in der Nebenstube aufmerksam wurde, eilte rasch hinum, und wie sie nun die Stubentür öffnete, sah sie eine feurige Katze zum geschlossenen Fenster in wilder Flucht hinausjagen. Die arme Witwe aber lag mit durchbissener Kehle sterbend neben dem Spinnrad.

Von Frl. Marie John mitgeteilt aus Braunau.

Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen, IV. Bd. 1904. S. 268 f.

1438. Aus Rache angehextes Ungeziefer.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Zu einem Steinklopfer, der auf der Straße, die von Braunau nach Schönau führt, fleißig Steine klopfte, kam ein reisender Handwerksbursche und bat ihn um einen Sechser auf Schnaps. Der Steinklopfer lachte dem unverschämten Burschen ins Gesicht, der sich da unterstand, einen armen Mann anzubetteln. Doch der Fremde ließ sich nicht abweisen; keck sagte er darauf dem Steinklopfer: „Ich weiß, daß du Geld bei dir hast, und wenn du mir den Sechser nicht gibst, merk dir's, so sollst du zeitlebens an mich denken!“ Allein der Steinklopfer schüttelte den Kopf. „Geh du nur deiner Wege“, antwortete er, „für andere Leute hab ich nichts zum Versaufen!“

Am Abend, wie der Steinklopfer nach Hause kam, fühlte er ein Jucken am ganzen Körper. Er kratzte und kratzte, doch das Jucken wurde immer schlimmer. „Weiß doch der Teufel“, sagte er zu seinem Weibe, „was das für ein Beißen ist!“ und streifte das Hemd ab. Doch da, o Graus! der ganze Rücken, die Arme und die Brust waren voller Filzläuse. Die hatte ihm der fremde Handwerksbursche aus Rache auf den Buckel gezaubert. An diesem lästigen Übel hatte der arme Mann gar schwer zu tragen; es halfen weder Salben noch Bäder dagegen, der Arme bekam immer mehr

Läuse. Erst nach Jahr und Tag waren diese auf einmal, so wie sie gekommen, auch wieder spurlos verschwunden.

Von Frl. Marie John mitgeteilt aus Schönau.

Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen, IV. Bd. 1904. S. 269 f.

1439. Herbeigehexte Milch.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Ein alter Mann aus Schönau ging einmal von Neurode herüber nach Hause. Der Tag war heiß, und so ließ sich der Mann vor einem Dorfe unter dem Schatten einer Linde nieder, unter welcher bereits ein junger Bursche saß. Da es um die Mittagszeit war, zog der Alte ein Stück harten Brotes aus der Tasche, und indem er davon aß, sagte er zu dem Fremden: „Ach, wenn ich jetzt einen Tropfen Buttermilch oder Milch hier hätte, die würde aber gut schmecken!" „Na, wenn ihr weiter kein Verlangen habt", antwortete darauf der Fremde, „einen Tropfen Milch, den kann ich euch schon besorgen." Der Alte war der Meinung, der Fremde, der in den Rocktaschen suchte, werde irgendeine Milchflasche zum Vorschein bringen. Aber er zog keine Flasche hervor, sondern ein ziemlich großes blaugedrucktes Taschentuch, das er mit zwei Enden an einen niederhängenden Baumast band. Dann hieß er den alten Mann seinen Hut unter das Tuch halten und begann an den niederhängenden Zipfeln des Tuches zu ziehen, so daß nach einer kleinen Weile frische Milch in den aufgehaltenen Hut träufelte und dieser sich rasch anfüllte. Den Alten schüttelte ein Grauen. „Nein", sagte er zu dem Fremden, „von der Milch mag ich nichts trinken." Der Fremde lachte: „Ach warum denn nicht, die Milch ist sehr gut und rein, sie stammt dort unten aus jenem Hofe von der besten neumelken Kuh. Wenn ihr es nicht glauben wollt, so könnt ihr im Vorübergehen die Bäuerin fragen, wieviel Milch die Neumelke zum Mittag gegeben hat." Der Alte schüttelte den Kopf. „Nein, Vetter", sagte er aufstehend und die Milch aus dem Hute weggießend, „mit euch will ich nichts zu tun haben", und ging seiner Wege weiter nach Schönau hinüber.

Von Frl. Marie John mitgeteilt aus Schönau.

Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen, IV. Bd. 1904. S. 268.

1440. Verbannung der Schönauer Hexe.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Gegen Abend, als die Sonne hinter den Bergen verschwunden war, befahl ein Schönauer Bauer seinen Leuten, alles was nagellos außer dem Hofe liege und stehe, hereinzuschaffen. Sogar jeder Strohhalm mußte aufgeklaubt werden. Sodann verschloß der Bauer eigenhändig Tür und Tor und schickte nach dem Abendessen Knechte und Mägde in die Schlafkammer mit der Weisung, daß heute abend keins fortgehen sollte. Die Großmagd, ein neugieriges Ding, konnte es nicht übers Herz bringen, ein wenig herumzuspionieren, was es doch heute Geheimnisvolles im Hofe gäbe, daß der Bauer die Leute so zeitig zur Ruhe schicke. Leise huschte sie daher aus der Kammer in den finsteren Gang hinaus, der den Hausflur mit dem Kuhstall verband. Auf den Zehenspitzen schleichend, verbarg sie sich hinter der Gangtür und lugte durch eine Türspalte in den hell erleuchteten Raum. Das wenige, was die Lauscherin sah, genügte ihrer Neugier nicht. Leise zog sie die Gangtür auf, doch verursachte diese ein schnarrendes Geräusch, und noch ehe sich die Magd so recht umsehen konnte, kam der Bauer vom Backofen her, drinnen ein mächtiges Feuer brannte, dazu die Großmagd tags zuvor das Holz hatte einlegen müssen. „Was willst du?" fragte leise der Bauer. „Zündhölzchen möcht' ich haben und eine Schleiße", war die flinke Antwort. Der Bauer gab ihr beides und schickte sie wieder den Gang zurück. Die Magd machte jedoch noch einen langen Hals über die Schulter des Bauern hinum zum Backofen, als gerade der am Abend aus der Stadt gekommene Mann einen großen Topf hineinschob und neue Holzscheite ins Feuer warf. „Geh nur, geh!" drängte der Bauer die Magd weiter, „und mach kein Geräusch, damit die andern nicht aufwachen! Dort der Stadtmann treibt heute die Hexe aus."

Andern Tags mußte der Knecht an der Feldgrenze ein tiefes Loch graben. In das Loch warf sodann der Bauer den rußigen Topf, den der Stadtmann zum Austreiben der Hexe gebraucht hatte. Der Knecht mußte hernach aus dem Garten einen losen

Zaunpfahl[1]) holen und mit diesem, das Gesicht gegen das Häuschen der Hexe gewendet, so lange auf den Topf stampfen, bis dieser samt seinem Inhalte in die weiche Erde eingestampft war.

Nachdem dies geschehen, schaufelte der Bauer das Loch wieder zu. „So", sagte er zu dem ihm helfenden Knechte, „jetzt kann die Hexe in unserem Hofe keine Hexereien mehr ausüben. Ihre Gewalt geht nicht weiter als bis hierher zu dieser Stelle."

Von Frl. Marie John mitgeteilt aus Großdorf.
Langer, Das östliche Deutschböhmen, Bd. V. 1905. S. 33f.

1441. Butterbereitung der Schönauer Hexe.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Die Schönauer Hexe hatte zwei hübsche Töchter. Zu der einen, namens Gertrud, ging ein wohlhabender Häuslerssohn. Einmal abends verspätete er sich im Wirtshause beim Kartenspiel, so daß es ungefähr in der zwölften Stunde war, als er das Dorf entlang nach Hause schritt.

Wie er beim Häuschen seiner Geliebten vorübergeht, sieht er, daß in der Stube noch Licht brennt. Flugs steht der Bursche beim Fenster und sieht in die Stube hinein. Mitten in dem niederen Stübchen stand Gertrud, nur mit dem Hemd angetan, vor dem Butterfaß und schlug fleißig Butter. Der Bursche riß vor Verwunderung Mund und Augen auf und fragte sich ein ums andere Mal, wo haben denn aber die Häuselleute so viel Milch zum Buttern her, da sie doch weder Kühe noch Ziegen im Stalle stehen haben.

Am Morgen erzählte der Bursche das Erlebnis seiner Mutter. „Du weißt doch", antwortete diese, „daß die alte Häuslerin eine Hexe ist, die den Nachbarn die Milch von den Kühen wegzaubert. Und die Töchter werden das Hexen wohl schon von der Mutter ge-

1) Grohmann, Aberglauben und Gebräuche Nr. 973: Gegen Viehzauber zerstampft man alles Glas und Nadeln, kocht diese Dinge, schüttet sie in das Loch, das man in einen Zaunpfahl gemacht hat und verspundet die Öffnung. Dann wird sich die Hexe bald melden. Bericht von Fr. Kahler aus Braunau.

lernt haben, wenn die Gertrud um Mitternacht Butter schlägt. Zu dieser Stunde segnet eben der Teufel seinen Hexenweibern die Arbeit."

Von Frl. Marie John mitgeteilt aus Großdorf.
Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen, Bd. V. 1905. S. 34.

1442. Die Hexe von Schönau wird von Grunde ausgerottet.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Wenn man am „Popelhofe" und der Feldschenke, gewöhnlich die „Weiberkränke" genannt, vorbei über den Schwarzbachsteig nach Schönau geht, kommt man zu einer Mühle. Den Berg hinauf gelangt man in eine „Tilke" (Tälchen, Einsenkung). Hier standen einst Bäume und Strauchwerk, und hier trieb die Schönauer Hexe ihr Unwesen. Sie wohnte in einem der benachbarten Häuser. Besonders hatte sie es auf den alten „Bänder" abgesehen, obwohl gerade der durch Heilung von Brüchen und Leibschäden ein Wohltäter der Gegend war. Der gute Mann mochte machen, was er wollte, seine Kühe blieben verhext. Hatte er dann durch allerhand Mittel und mit großen Geldopfern den Stall wieder auf dem Wege der Besserung, so kam das Weib zu ihm und bat ihn, ihr den Finger einzurichten oder um etwas Salbe. Damit gewann sie wieder Macht über ihn. So trieb sie es viele Jahre.

Endlich hatten die Nachbarn ihr Treiben satt. Sie beschlossen, die Bäume und Sträucher bei der obengenannten „Tilke" auszurotten, damit sie keinen Platz mehr für ihr unseliges Handwerk habe. Die Hexe wand sich vor den Männern am Boden und bat sie, das nicht zu machen; aber umsonst. Seit der Zeit kränkelte sie und starb; der Bänder aber hatte Ruhe und sein Anwesen gedieh sichtlich.

Schade, Sagen des Braunauer Ländchens. 1903. S. 28.

1443. Hexen in der Christnacht.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Am heiligen Abend, so geht die Sage, stehen während der Christmette, um Mitternacht, die Hexen in der Kirche, nahe beim

Altar. Derjenige Kirchenbesucher, dem unversehens ein vierblättriges Kleeblatt zugesteckt wird, erkennt die Hexen an den Melkkübeln, die diese Weiber zum Zeichen ihrer Würde auf dem Kopfe, mit dem Henkel über der Stirn, tragen. Doch wehe, wenn solch ein Mann oder Weib nach Schluß der Mette nicht gleich die Kirchtürschwelle überschreitet und ins Freie gelangt; dem brechen die Hexen unbarmherzig das Genick. Außerhalb der Kirche jedoch können ihm die Hexen nicht mehr schaden.

Einem losen Knechte wurde in boshafter Weise am heiligen Christabend ein vierblättriges Kleeblatt, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, zugesteckt. Kaum daß der Priester in der Christmette am Altar erschienen war, sah nun dieser Knecht ganz verwundert die vor ihm stehenden Weiber, die wegen ihrer wunderlichen Kopfbedeckung seine Lachlust reizten. Besonders zwei alte Ausgedingerinnen, die vor ihm standen und die er sehr gut kannte, sahen in den umgestülpten Melkkübeln gar zu drollig aus. Der Knecht zupfte einen neben ihm stehenden Bekannten und fragte leise lachend, warum diese Weiber statt der üblichen Hauben Melkkübel auf dem Kopfe hätten. „Jesus Maria!" kreischte der Angeredete erschrocken auf, „du unglückseliger Mensch du, das sind ja Hexen! Jetzt schau aber flink, daß du, eh der Pater den Altar verläßt, aus der Kirche hinaus auf die Straße kommst; sonst brechen dir die Hexen, wenn sie dich noch herinnen erhaschen, das Genick!" Die Hexen, die die Zauberkraft des Vierblattes, das der Knecht unbewußt besaß, spürten, drehten sich wiederholt nach ihm um, rotteten sich langsam zusammen und zogen ihm, als er sich durch die menschenvolle Kirche mühsam Bahn brach, nach. Vor der Kirchtürschwelle fühlte sich der Knecht plötzlich von einer eiskalten Hand beim Genick angefaßt. Doch besaß er noch so viel Kraft und Geistesgegenwart, um mit einem Satze über die Kirchtürschwelle hinauszuspringen. Sonst hätten ihm die Hexen das Genick gebrochen.

Von Frl. Marie John mitgeteilt aus Großdorf.
Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen, IV. Bd. 1904. S. 267.

1444. Hexenrache.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Bei einem Großdorfer Bauer diente vor Jahren ein Knecht. Dieser schlief eines Abends auf der Ofenbank ein. Gegen Mitternacht wurde er durch ein starkes Geräusch aus dem Schlafe geweckt und sah zu seiner Überraschung in der Stube die Bäuerin beim Scheine eines Talglichtes den Stiel an einem Besen mit einer Salbe einschmieren. Nachdem sie damit fertig geworden, setzte sie sich auf den Besen und ritt dreimal in der Stube auf und ab. Sodann trat sie unter die Feuereſſe, und nachdem sie hier den Spruch: „Gut geschmiert, vor probiert, überall aus und nirgends an" hergesagt hatte, fuhr sie zur Esse hinaus. Der Knecht hatte alles dies mit angesehen und beschloß seiner Gebieterin nachzugehen. Sofort schmierte er mit der auf dem Tische stehenden Salbe einen Besen ein. Auch er ritt so, auf dem Besen sitzend, dreimal in der Stube auf und ab, trat sodann unter die Feuereſſe und wiederholte den Spruch der Bäuerin, den er sich so ziemlich gemerkt hatte: „Gut geschmiert, gut probiert, überall aus und überall an." Wie von heftiger Zugluft erfaßt, fuhr er empor, rechts und links mit dem Kopfe anstoßend, zur Esse hinaus. Draußen ging es weiter durch die dunkle Nacht einem hohen Berge zu, worauf ein schwarzes Schloß stand. In dieses Schloß fuhr nun der Knecht und betrat darinnen einen hellerleuchteten Saal. Hier saßen bereits um eine riesenlange Tafel viele häßliche Männer und Weiber, während dagegen andere eine Art Tanz aufführten. Der Knecht mischte sich unter die Tanzenden, gelangte bis zur Tafel, auf welcher allerhand lecker aussehende Speisen und Getränke aufgetragen waren, die einen feinen Duft verbreiteten. Hungrig von der wilden Fahrt langte der Knecht nach einem Stück Fleisch. Kaum zum Munde gebracht, fing dieses furchtbar zu stinken an, und erst jetzt merkte er, daß es kein frisches Fleisch sei, das die Gesellschaft verspeiste, sondern Aasfleisch. Einer von den Männern, wahrscheinlich der oberste, legte dem Knecht die Hand auf die Schulter und fragte ihn: „Fremdling, was willst du hier?"

Treuherzig erzählte der Knecht alles, was er von seiner Bäuerin gesehen hatte. Da fragte ihn der Mann, auf die Hexen zeigend, weiter, ob er seine Bäuerin erkenne. „O ja", erwiderte der Knecht, mit dem Finger eine Hexe bezeichnend, „dort sitzt sie und beißt an einem Aasknochen herum." Kaum hatte der Knecht diese Worte gesprochen, so erhob sich die ganze Gesellschaft unter wüstem Geschrei und stürzte sich auf den armen Menschen, der nun von diesen Unholden unbarmherzig zerschlagen und zermartert wurde. Des andern Tages fanden Bauern in einer wilden Dornhecke einen Menschen hängen, der aus vielen Wunden blutete und dessen Kleider in Fetzen vom Leibe hingen. Mit vieler Mühe befreiten die Leute unsern Knecht — das war eben der Mann — aus seiner mißlichen Lage und fragten ihn, wie er in diese Dornen gekommen sei. Stockend erzählte der unglückliche Knecht seine nächtliche Hexenfahrt. Die Hexen hatten ihn schließlich halb tot geschlagen und sodann über den Berg hinunter in diese Dornhecke geworfen, damit er darinnen elend zugrunde gehe.

Von Frl. Marie John mitgeteilt aus Großdorf.
Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen, IV. Bd. 1904. S. 266 f.

1415. Bändigung einer Hexe in Großdorf.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

In Großdorf gab es einst zwei Nachbarsleute, die in stetem Unfrieden miteinander lebten. Die Schuld trug die Bäuerin, die aus einem Hexengeschlechte stammte und mit ihrer bösen Zauberei dem Bauern auf der Nachbarwirtschaft viel Leid und Unheil zufügte. Nicht nur, daß sie viel Zank und Streit anzettelte und mancherlei kleines Unglück anstiftete, so hatte sie es insbesondere auf die armen Kühe des Nachbars abgesehen, die infolge ihrer teuflischen Künste oft Blut statt Milch gaben, wodurch der schwerbedrängte Bauer in noch größeren Kummer versetzt wurde. Voller Trübsal saß nun dieser eines Tages vor seinem Hofe auf einer Bank und sann und sann, auf welche Weise er sich das böse Weib vom Halse schaffen und dessen Bosheiten von seinem Stalle abwenden

könnte. Allein für ihn gab es auf Gottes weiter Welt kein Mittel mehr, welches er nicht schon gegen die fürchterliche Hexe in Anwendung gebracht hätte. Allen seinen Versuchen, sie unschädlich zu machen, begegnete die Zauberin nur mit Hohnlachen und trieb hernach ihr Unwesen nur noch ärger. Aus diesem Sinnen wurde der Bauer plötzlich durch stampfende Schritte geweckt. Als er aufschaute, sah er vor sich einen Bettler stehen, dessen abgetragene Kleidung einen ehemaligen Soldaten verriet und dessen hölzernes Bein darauf hinwies, daß dieser Mann sein eigenes hatte im Kriege lassen müssen. Grüßend und um ein Almosen bittend hielt der Arme die Mütze in der Hand. Dem Bauer gefiel offenbar der Fremde, und auf der Bank weiterrückend lud er ihn freundlich ein, sich zu ihm niederzusetzen. Im Laufe des Gespräches erzählte ihm nun der Bauer seinen Kummer. Aufmerksam hörte der Bettler seinen Worten zu, und nachdem jener geendet hatte, meinte er mit dem Kopfe schüttelnd: „Hm, hm, das ist eine böse Geschichte!“ Nachdem er dann eine Weile nachgedacht hatte, streckte er dem Bauer seine Hand entgegen mit den Worten: „Wollt ihr mir das Weib überlassen?“ „Herzlich gern“, erwiderte der Bauer, des Fremden Hand fassend, „es soll kosten, was es will, wenn ich nur von diesem Teufelsweibe befreit werde.“

Des andern Tages, noch ehe Hahn und Krähe ihren nächtlichen Schlafplatz verließen, herrschte in diesem Bauernhofe schon reges Leben. Der Bauer samt seinen Leuten lief ringsumher, verrammelte jedes Loch und jeden Ritz an Tor und Tür, so daß weder Hund noch Katze aus- und einkriechen konnten. In der Wohnstube drinnen brannte auf dem Herde ein mächtiges Feuer, als sollte Brot gebacken werden. Dieses Feuer schürte der alte Soldat. Unter fortwährendem Murmeln schichtete er in einen neuen Tontopf Hufnägel, Stecknadeln, Glasscherben und Rinderhaare; über das Ganze goß er die von den verhexten Kühen gewonnene blutige Milch. Nachdem er sodann den Topf mit einer gut passenden Stürze zugedeckt und obendrein noch tüchtig mit Lehm überkleistert hatte, stellte er ihn mitten hinein in die Feuersglut.

„Leute", wandte sich nun der Alte an die Anwesenden, „wenn es in dem Topfe zu kochen anfängt, wird die Hexe ans Tor kommen und Einlaß begehren. Aber das sage ich euch, daß sich keiner unterfteht, dem Weibe Antwort zu geben oder es gar hereinzulaffen, es würde meine ganze Mühe umfonft fein, und die Hexe hätte dann noch mehr Urfache, euch zu peinigen."

Kaum hatte der Alte die Warnung ausgefprochen, da wurde heftig ans Tor gepocht und mit gebieterifcher Stimme Einlaß begehrt. Es war die Hexe. Niemand rührte fich vom Flecke, alle verhielten fich der Weifung des Alten gemäß mäuschenftill und warteten gefpannt, was die nächften Minuten bringen würden. Je höher nun die Glut und das Brodeln im Topfe ftieg, defto lauter und heftiger fchlug die Hexe mit Händen und Füßen an das Tor. Immer wieder warf der Alte Holzfcheite ins Feuer, fo daß es hoch emporloderte. Die Hexe draußen vor dem Hofe fpürte es, daß fie einem unbarmherzigen Meifter gegenüberftand und wand fich, um Einlaß flehend, wie ein getretener Wurm vor dem Tore. „Bauer", fragte nun der Alte, fein Murmeln unterbrechend, „wollt ihr, daß der Topf zerfpringt und die Hexe im felben Augenblicke fterben muß? Denn ihr Leben hängt jetzt mit dem Topfe zufammen. Zerfpringt der Topf, fo muß auch die Hexe zerfpringen. Oder wollt ihr, daß fie einen Denkzettel an den heutigen Tag das ganze Leben lang davonträgt? Unheil wird fie euch nimmer anftiften." „Nein, nein, fterben darf fie nicht", rief der Bauer erfchrocken. „Wenn das Weib Ruhe gibt, fo foll fie leben, folang fie unfer Herrgott leben läßt." „Gut denn", winkte der Alte, „laßt jetzt die Hexe herein!"

Mühfam fchleppte fich das Weib in die Stube. Mit emporgehobenen Händen flehte fie den Soldaten an, er möge den Topf vom Feuer nehmen. „Nicht früher nehme ich den Topf vom Feuer", antwortete er ihr, „als bis du bei Gott und allen Heiligen fchwörft, von nun an den Nachbar mit deinen böfen Gelüften in Frieden zu laffen."

Die Hexe fah den bitteren Ernft in des Alten Augen; zähneknirfchend fchwor fie alfo bei allem, was ihr heilig war, den Nach-

bar in Frieden zu lassen und in keiner Weise mehr zu belästigen. Langsam stieß sodann ihr Meister mit der Ofengabel den Topf von der Glut weg in den Herd hinein, so daß er außerhalb des Feuers zerbrach und in Stücke ging. Mit zornigen Augen maß die Hexe den Alten und ging rückwärts schreitend zur Tür hinaus.

Lange, lange Zeit schwebte hernach die böse Nachbarin in schwerer Krankheit zwischen Leben und Tod. Nachdem sie endlich wieder genesen, konnte sie nie mehr unter die Leute gehen. Ihr vorher so gesundes Gesicht war jetzt durch Nähte und Schrammen furchtbar entstellt, die ihr durch das Kochen der Glasscherben, Nägel und Stecknadeln zum Andenken an jenen alten Bettler ins Gesicht gegraben wurden.

An den Nachbarsleuten mußte sie sich aber doch noch einmal rächen, indem sie weiße spinnendünne Fäden auf Weg und Steg von einem steifen Grashalme zum andern zog, die sogenannten „Hexenfallen". In eine solche Falle war des Nachbars jüngstes Kind gekommen und brach, über den Faden stolpernd, am rechten Fuße die große Zehe.

Von Frl. Marie John mitgeteilt aus Großdorf.
Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen, Bd. V. 1905. S. 28—30.

1446. Gezauberte Milch.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Einem Manne, der von Braunau nach Tuntschendorf ging, schloß sich ein fremder Handwerksbursche an. Unterwegs bekam der Mann Durst, doch seine Armut gestattete ihm nicht, ins Wirtshaus zu gehen. Daher sah er sich nach einem Brunnen um, an dessen frischem Wasser er sich laben wollte. Der Fremde aber hielt ihn zurück und reichte ihm ein Glasröhrchen mit den Worten: „Hier trinkt daraus, es ist frische Kuhmilch drinnen!" Überrascht blickte der Mann den Fremden, dann das Glasröhrchen an, daraus fortwährend Milch träufelte. Den Kopf schüttelnd lehnte er das Angebotene dankend ab. Der Fremde redete ihm jedoch gut zu: „Es darf euch nicht ekeln; die Milch, die ihr zu trinken bekommt,

ist rein und sauber, sie stammt von Weckersdorf aus dem Schlegelhofe, wo ich heute vormittag im Vorbeigehen um ein Stückchen Brot gebeten habe, von der Bäuerin aber mit derben Worten zur Tür gewiesen worden bin. Zur Strafe für ihre bösen Worte soll sie heute den ganzen Tag von den Kühen keinen Tropfen Milch erhalten."

Von Frl. Marie John mitgeteilt aus Großdorf.
Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen, Bd. V. 1905. S. 34f.

1447. Wie eine Hexe in Hauptmannsdorf gebändigt wird.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

In Hauptmannsdorf lebte eine Hexe, die ihre Nachbarsleute immer wieder quälte und ihnen das Leben sauer machte. Auf den einen Nachbar, einen reichen Bauern, hatte sie es besonders abgesehen und diesen in ihr Herz geschlossen. Gar freundlich stellte sie sich zu dem arglosen Menschen, indem sie alleweil mit süßen Worten zu ihm herantrat, um bald diesen, bald jenen Gegenstand aus der Wirtschaft zu borgen. Besonders gern borgte sich die Hexe Sachen, die im Kuhstall gebraucht wurden, als Gabel, Schaufel, ja selbst den Besen lieh sie sich aus. Dabei tat die Hexe so fromm und zuckersüß und drehte ihre Reden, gerade wie sie sie brauchte, um ihre Opfer recht zu umgarnen, so daß sie von diesen zufolge ihrer Verstellung aus Mitleid noch obendrein reichlich beschenkt wurde.

Einmal nun borgte die Häuslerin wieder bei dem reichen Bauern einen Misthaken, wobei sie in weinerlichem Tone angab, der ihre wäre zerbrochen, und hinzufügte, sie wolle den geborgten nach dem Misten gleich wieder zurückbringen. Sie erhielt den Haken, obwohl ihn die Bäuerin selber brauchte. Als sie ihn aber längere Zeit nicht zurückbrachte, wurde die Bauersfrau ärgerlich und brummte vor sich hin: „Na, ich werde ihn mir schon selber holen müssen!" Damit lief sie ganz aufgebracht zur Häuslerin hinum. Allein hier fand sie die Haustür verschlossen. Da sie aber bestimmt wußte, daß die Häuslerin nicht fortgegangen sei, trat sie zu den

niederen Stubenfenstern und sah hinein. Allein die Stube war leer. Erbost über die freche Lügnerin, ging die Bäuerin ums Haus hinum und sah durchs Kammerfenster, ob sie etwa in der Kammer stecke. Richtig saß die Häuslerin hier auf einem niederen Bänkchen; zwischen den Knien hielt sie einen Topf, neben ihr lehnte der geborgte Misthaken, und von einer an der Kammerdecke befestigten Querstange hing ein altes Grastuch nieder, an dessen Enden die Häuslerin in den Topf molk, als ob es das Euter einer Kuh wäre. Starr vor Staunen sah die Bäuerin dem Weibe zu, wie sie die schäumende Milch in die nebenstehende Kanne goß und von neuem zu melken anfing, doch vorher mit beiden Händen über den geborgten Misthaken fuhr. Ganz blaß vor Schrecken, ohne die Häuslerin in ihrer Arbeit zu stören, entfernte sich die Bäuerin. Zu Hause angekommen, erzählte sie ihrem aufhorchenden Manne, was sie soeben gesehen hatte. Der Mann gebot der Frau zu schweigen und niemandem etwas von dem Gesehenen zu erzählen.

Wenige Tage darauf kam ein preußischer Mann auf den Hof, ein Hexenmeister, der die Hexe vom Hofe verbannen sollte. In einem neuen unbehandelten Tontopfe schichtete er Nägel, Stecknadeln, Rindshaare und die blutige Milch, welche die besten Kühe dahinten im Stalle seit längerer Zeit schon gaben. Nachdem der Topf gut zugedeckt und mit Lehm tüchtig verkleistert war, stellte der Mann diesen in den Herd und machte ein tüchtiges Feuer darum. Kaum daß eine Viertelstunde verstrichen war, öffnete sich ganz leise die Stubentür, herein auf den Zehen schleichend kam die Häuslerin. Ohne zu grüßen, sah sie forschend in der Stube herum und drückte sich langsam zum Herde hin. Hier ergriff sie blitzschnell ein langes Holzscheit und versuchte damit den in der Feuersglut stehenden Topf herauszureißen. Doch kam ihr der Fremde zuvor und drängte sie vom Herde weg bis zur Stubentür hin. Händeringend und flehentlich bat nun das Weib, den Topf aus dem Feuer zu nehmen. Der Fremde aber lachte und schüttelte den Kopf. „Nein", sprach er, „der Topf mag da drinnen zerspringen, wie er gerade will." „Nur das nicht, nur das nicht", flehte

das Weib weiter. „Nehmt doch den Topf, ich bitt' euch, um aller Barmherzigkeit willen, nehmt doch den Topf heraus!" Es entspann sich ein Hin- und Herreden, wobei der preußische Mann das Weib zu dem Geständnisse zwang, daß sie eine Hexe sei und den Nachbarsfrauen die Kühe verzaubert habe, so daß diese Blut statt Milch gaben. Nachdem so das Weib alle seine Sünden bekannt und fest versprochen hatte, die Kühe der Nachbarn weiterhin in Frieden zu lassen, zog der Hexenmeister den Topf aus dem Feuer heraus, drohte ihr jedoch, wenn sie noch ein einzigesmal ihre schwarzen Künste versuchen sollte, so werde er ihr noch etwas anderes beweisen.

Ein Sohn dieser Hexe übernahm später das Häuschen als sein Eigentum. Das junge Weib, das er heimführte, sollte von der Schwiegermutter mit aller Gewalt in deren Schwarzkunst eingeweiht werden. Da sich jedoch die junge Frau trotz aller Versuche beharrlich dagegen sträubte, quälte sie die Alte in aller erdenklichen Weise, bis sich schließlich der liebe Gott der armen jungen Frau erbarmte und die alte Hexe von der Welt nahm.

Von Frl. Marie John mitgeteilt aus Großdorf.
Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen, Bd. V. 1905. S. 30—32.

1448. Die Hexe zu Barzdorf und ein Mittel gegen Viehbehexung.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

In einem Hause in Barzdorf gaben die Kühe plötzlich keine Milch mehr, obgleich dieselben „neumalke" waren. Nach langem Hin- und Herreden kam man auf den Gedanken, die Kühe seien verhext. Nun war in der Nachbarschaft eine alte Frau, die als nicht „ganz leer" im Dorfe ausgeschrien war. Mit den Worten „ganz leer" bezeichnet man die Eigenschaft oder die Kraft, durch welche irgendeine Person etwas Ungewöhnliches auf außergewöhnlichem Wege, z. B. durch den Blick, durch Berührung, durch einige Worte usw. verrichten kann.

Diese Frau war einen Tag zuvor im Stalle gewesen und hatte die Kühe bewundert, daß sie so viel Milch gäben. Diese mußte

also die Hexe sein. Um festzustellen, ob sie es wirklich gewesen sei, die die Milch verhext habe, wandte man ein allbekanntes und gut bewährtes Mittel an. Dieses Mittel besteht nun in folgendem: Man sucht hinter die im Verdachte befindliche Person zu kommen, um in ihre Fußstapfen zu treten. Die Hexe kann das ebensowenig wie der Alp vertragen. Ist die Person, in deren Fußstapfen man tritt, die Hexe, so bleibt sie schon nach wenigen Schritten stehen, um den Nachkommenden vorüberzulassen. Dieses Mittel wurde auch im gegebenen Falle mit dem besten Erfolge angewandt, als der nächste Sonntag gekommen war. Kaum war der Bauer beim Gange aus der Kirche in die Fußstapfen des Weibes getreten, so blieb es stehen, um den Bauer vorbeizulassen. Der Bauer ging aber nicht vorüber, sondern fiel über das wehrlose Weib her und mißhandelte es. Die Sache kam vor Gericht, und der Bauer wurde bestraft. Das war nun freilich nicht übel! Die Kühe gaben nicht nur keine Milch, sondern der Bauer hatte auch noch eine Arreststrafe zu tragen.

Da galt es doch wenigstens das Vieh wieder in Ordnung zu bringen, und das konnte nur der Hexenmeister. Ein solcher wurde auch endlich gefunden; für schönes Geld nahm er auch die Entherung vor. Die Haustür, der Stall und die Kühe wurden mit geweihtem Wasser bespritzt und von dem Hexenmeister allerhand Sprüche hergestammelt; dann wurden den Kühen Papierschnitzel mit verschiedenen Zeichen und Buchstaben zum Fressen gegeben, zugleich wurde den Bewohnern des Hofes aufgetragen, während dreier Tage von niemandem etwas anzunehmen oder an jemand etwas weiterzugeben, sei es als Geschenk oder auf Borg. Was aber der Zufall wollte! Den nächsten Tag schon kam ein Verwandter der Hexe und borgte sich eine Mistgabel. Niemand gedachte der Weisung, und so wurde die Entherung wieder aufgehoben. Als der Mann mit der Mistgabel fort war, sah man an den Wänden überall „Hexenspeichel".

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 28. 1888. S. 58. Auch Schade, Sagen des Braunauer Ländchens. 1903. S. 27.

1449. Körperbehexung.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsvorland.

Ein Mann erkrankte und verdorrte zusehends. Da er sich über sein Leiden keine Rechenschaft geben konnte, so fragte er den Nachbar um seine Meinung über die Krankheit. „Ihr seid behext worden", entgegnete dieser. „Euer Feind hat aus den Fußstapfen, die ihr in der Erde zurückgelassen habt, Lehm genommen und in die Feuereſſe gehängt."[1])

Mündlich aus Oelse bei Arnau.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 29. 1888. S. 83f.

1450. Hexenmeister, die aus einem Messergriff oder einem Hackenstiel melken.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsvorland.

Den Hexenglauben machten sich im Mittelalter und noch lange in der neuen Zeit die wandernden Gesellen und Gaukler zunutze. Aus dieser Zeit stammen sehr viele Streiche und Erzählungen.

Zwei Handwerksburschen waren auf der Wanderschaft. Der Tag war warm und die Burschen schon eine Strecke gegangen. Das machte sie durstig. Der Jüngere gab auch bald seinem Verlangen nach Wasser Ausdruck. „Wasser willst du?" fragt ihn der Ältere. „Mich dürstet auch, aber ich will meine Kehle mit einem Trunke frischer Milch befeuchten." Er ging fort, und wenige Augenblicke später brachte er seinen Hut mit guter frischer Milch gefüllt, die er mit seinem Gefährten brüderlich teilte. Im nahen Walde hatte er sein Messer in einen Baum gestoßen und aus dem Hefte die Milch gemolken.

Den jüngeren Wanderer nahm der köstliche Trank, den er mitten im Freien, entfernt von jeder menschlichen Behausung, erhielt, nicht wenig wunder, und er verlangte nach einer Erklärung. Der Hexenmeister sprach: „Bald sollst du erfahren, woher die Milch ist." Sie gingen noch eine kleine Strecke und kamen auf eine

1) Das gleiche Mittel bei Grimm, Myth. 1047.

Waldblöße, wo Vieh weidete. Da sprach der ältere Wandersmann wieder: „Sieh dir diese prächtigen Tiere an und jene halbwachsene Kuh, die hinter der Herde geht! Die mögen dir das Rätsel lösen. Unsere Milch stammte von jener jungen Kuh.“ „Sonderbar“, sagte sein Gefährte; „es sind so viele herrliche Kühe da, und nicht von ihnen, sondern dem halbwachsenen Tiere soll die Milch herrühren?“ „Jawohl, von jener jungen Kuh rührt die Milch her“, versetzte der Ältere. „Denn wisse, alle jene großen Tiere sind hexenfest gemacht; nur jenes kleine ist noch dem Zauber zugänglich.“

Mündlich aus Oelse bei Arnau.

Vor vierzig Jahren lebte in Hennersdorf ein Mann, der war aus Hackelsdorf gebürtig. Sobald er zu einem Bauer kam, wurde ihm Milch gebracht; denn bekam er keine, so verhexte er die Kühe, daß sie Blut molken. Zur Hexerei bediente er sich einer Hacke, die er in die Wand schlug, worauf er durch den Stiel der Hacke die Kühe ausmelkte.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 29. 1888. S. 88.

1451. Mittel gegen Viehbehexung.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsvorland.

Ähnlich wie beim Menschen verfuhr man in Oelse auch beim Viehe, wenn man glaubte, die Hexen hätten ihm Schaden gebracht. Man holte vom Miste der Bäuerin, welche man im Verdachte der Hexerei hatte, etwas Kuhdünger, den man mit drei Schaufelstichen ausheben und in die Schürze geben mußte, ohne daß ihn die Hand berührte, warf ihn zu Hause in ein mit glühenden Kohlen gefülltes Becken und beräucherte damit das Vieh; dadurch wurde der Zauber vernichtet.

Mündlich aus Oelse bei Arnau.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 29. 1888. S. 83.

1452. Ein Mittel gegen Behexung des Viehs.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsvorland.

Die Hexen sind imstande, von dem Viehe ihrer Nachbarn den Nutzen zu ziehen, und es reicht eine bloße Berührung dazu aus.

Hat eine solche Berührung stattgefunden, dann gibt das Vieh bloß Blut oder dicke schleimige Milch. Will man nun die Hexe kennen lernen, die das Böse getan hat, so verfährt man auf folgende Art. In eine Schüssel wird das gemolkene Blut oder die schleimige Milch gegeben und derselben Decknägel und Spennadeln zugelegt. Hierauf wird eine Dornrute genommen und mit dieser in die Schüssel geschlagen. Das tut die beste Wirkung. Am nächsten Morgen kommt die Hexe und bittet um eine Gabe. Sie sieht jämmerlich zerschlagen aus.

Mündlich aus Oelse bei Arnau.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 29. 1888. S. 85.

1453. Schutzmittel gegen die Hexen.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsvorland.

Ein Schutzmittel gegen Hexen ist es, wenn man dem Viehe einen Trank von Dosten, Dill und Tauerand zu trinken gibt. Auch der Mensch schützt sich durch ihn vor den Unholden.

Der Bauer spricht:

Tost on Tell on Tauerond
Dos is dr Hexa Widrstond.

Aus Klein-Borowitz.

Dosten ist Origanum vulgare, Dill Anethum graveolens, Tauerand aber das Kraut Orant (Antirrhinum Orontium?). Dorant heißt das letztere Kraut in Böhmen, es schützt dort gegen den Wassermann; Orant in der Brüxer Gegend. Hier schenkt es ein brauner Zwerg den neugeborenen Kindern (Zwillingen), und die Mutter spricht leise für sich: Da, ihr geliebten Buben, nun tut euch kein schwarzer Zwerg etwas; das Kraut Orant schützt euch, bis der Pfarrer kommt und euch ordentlich tauft.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 29. 1888. S. 88.

1454. Die verunglückte Hexenfahrt.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsrand.

Eines Abends, es war in der Walpurgisnacht, sah die Magd eine Bäuerin, ihre Gebieterin, auf eine geheimnisvolle Art in der Nähe des Schornsteins herumhantieren. Das fiel ihr auf, und sie

beobachtete dieselbe heimlich. Da sah sie, wie die Bäuerin eine Hutsche (Kröte) briet, sich sodann entkleidete und mit dem gebratenen Tiere den ganzen Körper einrieb. Kaum war sie damit fertig, so fuhr sie durch den Schornstein hinaus. Wart', dachte die Magd, wie wäre es, wenn du einmal dasselbe wie die Bäuerin versuchtest, ob du wohl auch zum Schornsteine hinausfährst? Rasch war der Entschluß gefaßt. Eine Kröte wurde geholt, gebraten und mit derselben der ganze Körper eingerieben. Als die Magd fertig war, fuhr auch sie durch den Kamin hinaus und kam auf eine grüne Wiese, wo alle Hexen versammelt waren, köstliche Speisen und Getränke genossen und lustig tanzten. Hier ging all das Geld auf, das die Hexen sich das Jahr über erhext hatten.

Unter den Zechenden traf die Magd auch ihre Bäuerin. Die Magd ging auf ihre Herrin zu und begrüßte sie. Da wurde diese nicht wenig verlegen, machte aber gute Miene zum bösen Spiele und gab der Magd zu essen und zu trinken, so viel sie mochte, da die letztere kein Geld hatte; sie verbot ihr aber streng, davon zu reden, was sie heute sehe und höre.

Nachdem die Magd an den Vergnügungen sich erschöpft hatte, sprach die Bäuerin zu ihr: „Jetzt ist es Zeit, daß du an die Heimkehr denkst. Ich werde dir einen Ziegenbock bringen, auf dem du nach Hause reiten kannst. Aber das sage ich dir, solange du auf dem Bocke sitzest, darfst du weder Gott anrufen noch an ihn denken. Widerstrebst du dem Rate, so wird dich der Bock abwerfen, und du wirst nicht mehr nach Hause treffen." Die Magd versprach, sich den Weisungen entsprechend zu verhalten. Da brachte die Bäuerin den Bock, und die Magd stieg auf. Nun ging es lustig durch dick und dünn, bergauf, bergab, durch Bäche und Sümpfe, so daß der nächtlichen Reiterin angst und bange wurde. „Unser Herrgott, hilf mir nur noch ein einziges Mal", fuhr es ihr durch den Sinn. Aber dieser Gedanke wurde ihr verhängnisvoll. Der Bock bäumte sich auf, und im nächsten Augenblick lag die Reiterin im Sumpfe. Die Magd hielt Umschau. Der Bock war fort und die Gegend wildfremd, sie traf nicht nach Hause. Ein volles Jahr

irrte sie in der Fremde umher; da langte sie endlich in ihrem Dienstorte an.

Im Bauershofe war alles beim alten geblieben. Als die Magd in die Stube trat, stand die Bäuerin beim Tische und machte Knödel. Ein Besen half ihr bei diesem Geschäfte. Derselbe hatte das Jahr über den Dienst der Magd verrichtet und war den Hofleuten als Magd erschienen. Es wußte deshalb niemand im Hofe von dem Ereignisse der Walpurgisnacht. Die Magd hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als ihren Stellvertreter aus dem Hause zu werfen.

Mündlich aus Niederhof.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 29. 1888. S. 86.

1455. Ein Hexenritt im Isergebirge.

Nördliches Böhmen. Isergebirge.

Auf einem Bauernhofe lebte einmal eine sehr böse Frau, die war hartherzig wie ein Stein gegen die armen Leute. In die Milch schüttete sie Wasser und verkaufte sie so, kein Bettelweib oder armes Kind kriegte von ihr etwas. Sie hatte auch rote Augen, und die Leute sagten, sie wäre eine Hexe. Auf dem Bauernhofe war auch ein Knecht, ein recht neugieriger Kerl, der überall seine Nase hineinsteckte. Der konnte nun seine Bauersfrau am allerwenigsten leiden, weil sie gar so geizig gegen ihn war, und er sann hin und her, wie er ihr einen rechten Possen spielen könnte.

Er hatte schon ein paarmal gesehen, daß sie jedes Jahr, wenn die „Wolpersnacht" (Walpurgisnacht) kam, gar so geheimnisvoll tat. „Halt", dachte er, „das mußt du wissen! Wolpersnacht, da ist ja Hexenabend!" Das nächste Jahr kam. Der Knecht paßte gut auf, von niemandem gesehen verkroch er sich in der Bauersfrau ihrer Kammer unters Bett und wollte sehen, was da vorging. Richtig! wie's finster war, da kam die Frau, zog sich aus und schmierte sich mit Salbe ein, die sie aus einem mitgebrachten Töpfchen nahm, und murmelte allerlei Sprüche vor sich hin. Wie sie über und über einbalsamiert war, ging sie geschwind wieder in die Küche. Der Knecht aber kroch eilig unter dem Bette hervor,

schmierte sich geschwind mit der übrigen Salbe ein und ging flugs der Frau nach. Die aber saß beim Ofen und ritt auf der Ofengabel. Der Knecht hörte gerade noch, wie sie sagte: „Oben naus und nirgends an!“ Und heidi! flog sie durch den Rauchfang hinaus. Der Knecht dachte: „Das breite ich auch (bringe ich auch fertig)!“ holte sich die Mistgabel, sagte wie die Frau: „Oben naus und nirgends an!“ und richtig! er fuhr in die Höhe, zum Rauchfang hinaus und ritt frischweg durch die Luft. Da sah er auch von anderen Seiten solche Reiter, wie er selber, kommen, und alle ritten sie auf einen großen schwarzen Punkt zu, wenn auch noch in weiter Ferne. Je näher er kam, desto mehr solche Reiter sah er. Endlich hatte er das Ziel erreicht. Es war der Blocksberg, wo er jetzt war, und ein wildes Drängen und Stoßen war da oben. Auch sah er sehr viele bekannte Gesichter und gleich vornean auch seine Bauersfrau. Sie tanzte wie die andern in einem großen Kreise herum. In der Mitte saß der Teufel ganz leibhaftig. Da erkannte der Knecht, daß er unter lauter Hexen und Zauberer geraten war. Er lehnte sich auf die Seite an einen Baumstamm und betrachtete sich das Ding.

Doch bald hatten sie ihn gesehen und zerrten ihn zum Teufel hin, dem sollte er seine Seele übergeben und den Pakt mit Blut unterschreiben. Der Knecht wehrte sich aus allen Kräften dagegen, umsonst, von allen Seiten umringten ihn die Hexen. Da kam er in solchen Zorn, daß er das Kreuz über sie machte und schrie: „Im Namen Gottes, weichet von mir!“ Da sah er nur noch, wie der Teufel gleich in den Boden hineinfuhr, dann entstand ein Donnern und Blitzen, und er fühlte sich fallen, immer tiefer fallen, natürlich ging's nun in die Hölle, dachte er sich; denn er hörte schon das Zischen und Heulen. Endlich fiel er auf etwas Hartes, sogleich hob er sich auf seine Beine, um sich umzusehen. Was war das? Er war ja in seiner Kammer, und durchs Fenster schien der Mond herein. Da wußte er nicht, war es Traum oder war es Wahrheit!

Als er früh hinunter in die Stube kam, da sah er sich die Bauersfrau ordentlich an, und er sah, daß ihre Augen noch röter

waren als sonst, und bissiger war sie auch; denn der Knecht hatte keine gute Stunde mehr bei ihr. Und wie er es satt hatte, da schnürte er sein Bündel und marschierte in den Wald hinein. Auf der Mistgabel ist er aber nicht mehr geritten. Von der Bauersfrau hörte er später, die hätte der Teufel einmal geholt in der Nacht.

Nach der wiederholten Erzählung seiner alten Muhme in Neustadtl mundartlich berichtet von M. Rösel in Am Urquell, Bd. III. 1892. S. 31 f.

1456. Die aus dem Axtstiel gemolkene Milch.

Nördliches Böhmen. Jeschkengebirge.

Waren einmal drei Holzhauer, die gingen auf den Jeschken, um Holz zu fällen. Das war gerade unter dem Gucklochsteine. Wie der Mittag schon ziemlich herangerückt war und sie viel Hunger hatten, da ließen sie sich nieder und aßen ihr Brot, und das schmeckte ihnen wie Honig so gut. Nicht weit von ihnen hütete eine Magd aus Kriesdorf ihre Kühe. Da sagte der eine: „Ich habe Durst!" Sagte der andere: „Wenn nur ein Brunnen da wäre!" Sagte der dritte: „Ein schlechter Mann, der sich nicht zu helfen weiß. Sind ja Kühe da, und die geben Milch." Da wollten die andern nichts davon wissen, und sie meinten, das schicke sich nicht, daß man fremde Kühe melke. Sagte der dritte: „Ist gar nicht notwendig, ich mache das besser." Hackte seine Axt in einen Baumklotz und fragte: „Von welcher Kuh wollt ihr denn die Milch?" Da lachten die andern und sie meinten, er mache nur Spaß, und sagten aus Schelmerei: „Von der schwarzen, die dort weidet." „Recht so", sprach der dritte, „gebt mir eine Mütze her." Da gaben sie ihm eine. Darauf murmelte er sonderbares Zeug untereinander und molk seinen Axtstiel. Und richtig, es floß Milch heraus, und die war prächtig! Die Zuschauer wußten vor Verwunderung nicht, was sie sagen sollten, aber sie tranken und fanden die Milch vortrefflich. Da sagte der dritte wieder: „Die schwarze Kuh dort gibt zu Abend auch nicht einen Tropfen Milch mehr." Das mußte

einer von den Holzhauern ganz genau wissen, denn er war sehr neugierig. Wie es Abend war und er heimkam, da schickte er sein Weib mit einem Krüglein zu dem Bauer, dessen Kuh früh am Fuße des Guckfsteines geweidet hatte, und die Frau sagte: „Lieber Bauer, seid doch so gut und gebt mir drei Seidel Milch von eurer Schwarzen.“ Aber o weh! Da kam sie an den Unrechten. War der Bauer schon böse, daß seine Schwarze keine Milch gab, weil sie verhext war, so war er es erst recht jetzt, weil er glaubte, die Hexe vor sich zu haben, und er rief: „Aha, krieg ich dich, du gottlose Hexe!“ und er langte nach der Mistgabel. Die arme Frau aber lief erschreckt davon und wußte nicht, was das heißen sollte. Zu Hause erst wagte sie zu atmen und erzählte ihrem Manne, was ihr begegnet sei. Der erriet jetzt den Zusammenhang und sprach: „Laß nur gut sein. Der irrt sich. Du bist keine Hexe, sondern der und der hat heute am Jeschken des Bauern schwarze Kuh schon gemolken.“

Taubmann im Jahrbuch für das Jeschken- und Isergebirge. VI. 1896. S. 79 f.

II. Alp, Werwolf, Doppelgänger.

Der Menschen drückende Alp.

1457. Der Alp, Murava, in der Lausitz.

Lausitz. Allgemein.

Der Alp oder Mähre, Nachtmännlein, auch Drutte (wendisch Murava) ist ein Geist von zweifelhaftem Geschlechte, der aus einem Menschen — den man deshalb auch Alp nennt und an seinen über der Nase zusammenlaufenden Augenbrauen erkennen kann — ausfährt und einen anderen aus Übermut oder auf Befehl des ersteren im Schlafe drückt, ihm das Atmen erschwert und ihn am Sprechen hindert. Dieses nennt man dann Alpdrücken. Der Geist erscheint dann in Gestalt eines alten, häßlichen, unförmlich dicken Weibes mit einem schweren Klotze in den Armen. Diese Unholdin

verschont auch das Vieh nicht. Es gibt übrigens Mittel sie zu fassen. Das bewährteste ist, wenn man zu ihr sagt: Pschindž justje ksnje danjn.[1])

Da stellt sich sodann die Ruhestörerin gewiß des Morgens beim Frühstück ein. Die einzige Schwierigkeit ist nur eben leider, daß das Alpdrücken am Sprechen hindert.

Die Murava der Niederwenden ist indessen ebensowohl Tag- als Nachtgeist und erscheint allemal dann, wenn es während des Sonnenscheines regnet; dann flattert sie als Schmetterling von aschgrauer Farbe, der demgemäß im Wendischen auch Khodojta, Hexe, heißt, umher und nimmt die Gelegenheit wahr, wie sie etwa jemandem schaden könnte. Zuweilen erscheint sie auch als ein kleines rotes Männchen.

Anmerkung. Alpschwanz, Alpzâl, Alpzagel heißt in der Lausitz ein alberner Mensch. — Auch der deutsche Alp wird oft für ein und dasselbe mit der Hexe oder doch gleich den Elben für ihr Erzeugnis gehalten. Thomasius, dissertatio de sagis. Drude bedeutet gegenwärtig Alp, ursprünglich aber Druide. Druide = Hexe. Der Name Nachtmähre hingegen zeigt Verwandtschaft mit der slavischen Mara, und auch Murava scheint nur eine Art Personifikation der Mara. Ein altes Weib aber heißt im Wendischen scheltweise Stara Mera = alte Hexe.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 66f.
Nach Laus. Mon. Schr. 1797, II, 759. Gräve, Volkssagen, S. 58. Haupt und Schmaler, Wend. Volkslieder II, 268.

1458. Alp als Zugwind in Kunzendorf.

Kreis Löwenberg.

In Kunzendorf, Kreis Löwenberg, galt ein altes unheimliches Weib als Alp. Sie kam einmal wie ein Zugwind durch die verschlossene Tür, löschte das Licht aus, huschte in das Bett des Opfers, der Frau des Hauses, und quälte sie.

Drechsler, Druck- und Quälgeister, Gymnasialprogramm Zaborze 1904. S. 5.

1) Komme morgen zum Frühstück.

1459. Alpsprüche zum Schutze gegen den Alp.

Kreis Hirschberg, Landeshut, Jauer.

Um sich vor dem Albe zu schützen, pflegt man in manchen Gegenden Schlesiens vor dem Zubettegehen einen Bannspruch zu sprechen, der dem Albe verschiedene zeitraubende Arbeiten befiehlt, die ihn verhindern sollen, die Menschen in dieser Nacht zu plagen. Man sagt im Riesengebirge:

Oalp, ich gebitte dir,
Ehb du hinte kümmst zu mir,
Mußt de oalle Barge steigen,
Oalle Beeme bloaten, (abblatten)
Oalle Gootshäuser bau'n,
Dernoach koanst de kumm'n zu mir.

Nach handschriftlichem Bericht von Robert Cogho aus Schreiberhau. Mitt. Heft 3. 1896. S. 25.

Hinte gieh ich schlof'n wie nächt'n,
Got behütte mich vür Schulze Knecht'n,
Got behütt mich vür a leib'ga Oalp,
Ar hot an Sak wie a noaß Kvalb.
Ar muß oalle Woasser woat'n,
An oalle Beemlan bloat'n,
An Gotshäusle meid'n,
An weil er das verricht't, derweil wird's Tag
Un do koan ich schlof'n woas ich mag.

Nach handschriftlichem Bericht von W. Aulich aus Schreiberhau. Mitt. Heft 3. 1896. S. 25.

Alp, du bist geboren wie ein Kalb,
Mußt alle Wasser durchbaden,
Alle Berge übersteigen
Und alle Gotteshäuser meiden.

Außerdem macht man mit geweihter Kreide über die Fenster und Türen drei Kreuze.

Aus dem Liebauer Tal. Mitgeteilt von W. Patschowsky in Mitt. Heft 4. 1897. S. 45.

Kolb, Olp, ich gebiete dir,
Hinte Obend schläft Gôts Mutter bei mir,
Olle lieba Engelein . . .
Olle Wosser worta,
Olle Beeme plorta,
Olle Weile bricht der Tâg,
Ich koan schlôfa wie ich mâg.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Aus Herzogswaldau bei Jauer von Oskar Scholz mitgeteilt. Mitt. Heft 3. 1896. S. 25.

1469. Vom Bannen des Albes im Deichsatale.

Kreis Goldberg-Haynau.

Die alte Vorberruse lebte als altes Faktotum auf einem Freibauergute des Deichsatales. Schon seit ihrer Jugendzeit war sie auf dem Hofe und wußte den Kindern viel aus der Gegend zu erzählen. Sie glaubte steif und fest an einen leibhaftigen Alp, oft klagte sie frühmorgens über Alpdrücken und sagte, nun werde sie bestimmt 3 gekreuzte Besen unter das Bett legen, damit dem Albe die Luft vergehen sollte.

Auch hatte sie einen Mann gekannt, der ein sogenanntes Schwarzkunstbuch besessen habe und jeden Alp, ja sogar jeden Geist habe „bannen" können. Wenn man ihr widersprach, um sie zum Erzählen zu reizen, und sagte, so etwas sei doch nicht möglich, da wurde sie lebhaft. Wie war's denn, sagte sie, bei der Frau in R., wo der Schwarzkünstler einer reichen Frau, die ihm zu wenig für seine Bemühungen gegeben hatte, den Alp in Gestalt von einem weißen Mäusel einfing und einsperrte, wodurch die arme Seele 12 Stunden wie tot da lag und gestorben wäre, wenn der Mann der reichen Frau nicht den Schwarzkünstler zufrieden gestellt hätte!

Waldemar Walter in Mitt. Heft 8. 1901. S. 58.

1461. Allgemeines vom Albe in der Striegauer Gegend.

Kreis Striegau.

Der Alp erscheint immer in bleicher Farbe und magerer Gestalt, meist als alter Mann oder als alte Frau. Sein Schritt ist langsam, schlürfend. Er fügt immer Unheil zu, in der Regel belästigt („drückt") er die Leute im Schlafe. Hält der Gedrückte nach dem Erwachen einen Strohhalm in der Hand, so ist dieser der Alp, der sich in der Not schnell verwandelt hat. Man schlage den Strohhalm, der übrigens mit einer Ähre endigen muß, an den oberen Querbalken des Türrahmens. Solange der Strohhalm dort haftet, ist man vom Alpdrücken frei; denn der Alp wird während dieser Zeit durch Krankheit ans Bett gefesselt. Von dem augenblicklichen Drücken kann man sich auch befreien, dadurch daß man dem Albe irgend etwas, z. B. ein Stück Brot verspricht. Dann muß der Alp nach dem Geistergesetze zu drücken aufhören. Am andern Tage in aller Frühe erscheint eine alte Person und wartet auf eine Gabe, ohne zu bitten. Fragt man sie, was sie wolle, so antwortet sie nur: „Das Versprochene." Sie ist nämlich der Alp. Der Alp ist meist eine lebende Person, selten der Geist eines Verstorbenen. In diesem Falle ist er sehr boshaft und vertauscht gern Wöchnerinnen das Kind mit einem Wechselbalge. Gelingt ihm dies nicht, so mißhandelt er die Mutter. Zuweilen durchwandelt er als Geist eines Menschen, der sich gehängt hat, zur Nachtzeit das Haus. Gegen das Alpdrücken lernen die Kinder folgendes Gebet von ihren Müttern:

Alp, der du halb
In Gottes Gestalt,
Überschreite nicht meine Tür,
Es sei denn Johannes der Täufer mit dir.

A. Eichner in Mitt. Heft 3. 1896. S. 26 f.

1462. Die Seele des Nachtwächters geht in Mausgestalt drücken.

Zobtengegend. Kreis Schweidnitz.

In einem Dorfe ging das Gerücht, der Nachtwächter sei ein Alp. Mag er nun an seinen (platten) Füßen als solcher kenntlich

gewesen sein oder sich beim Abholen von Lösegeld irgend einmal verraten haben — genug, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, gesellten sich einige des Nachts zu ihm, um ihn zu beobachten. Herrlich strahlte der Vollmond auf die Ortschaft hernieder; die kleine Gesellschaft aber lagerte sich auf einen grünen Rasenplatz. Als die elfte Stunde herangekommen war, erklärte der Wächter, er müsse sich wegen Unwohlseins nach Hause begeben. Das ließen jene natürlich nicht zu. Unterdes rückte die Geisterstunde heran. Siehe, da legte sich der Verdächtige um und ein milchweißes Mäuschen schlüpfte aus seinem offenen Munde. Nach einiger Zeit kehrte es auf demselben Wege zurück. Da erwachte der Mann sogleich wie aus tiefem Schlafe mit den Worten: Ach, wie gut habe ich geschlafen! Nun stand es fest, daß er ein Alp sei.

R. Riedel aus Kaltenbrunn am Zobten in Prov.-Bl. N. F. 1873. S. 73.

1463. Dem Alp muß man etwas versprechen.

Zobtengegend. Kreis Schweidnitz.

Gewöhnlich ist der Alp unsichtbar, doch hörst du seine katzenähnlichen Tritte. Versprichst du ihm dann schnell, des andern Tages dich mit einer bestimmten Gabe loszukaufen, so bleibst du unbelästigt. Tags darauf aber erscheint eine Person bei dir, welche stumm die Gabe in Empfang nimmt. Gibst du ihr mehr, als du versprochen hast, so wirst du bald wieder von ihr behelligt. Hast du nun gar einen Alp zum Paten, so hast du die Freude, selbst einer zu werden.

R. Riedel aus Kaltenbrunn am Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 73.

1464. Alp als kleines graues Männel zu Peterswalde.

Kreis Reichenbach.

Wenn in Peterswalde jemanden der Alp drückt und er kann sich so weit ermannen, daß er zu sprechen vermag, so soll er sagen:

„Alp, geh gleich fort, ich geb dir auch ein Brotel.“ Da wird er sehen, wie ein kleines graues Männel entweicht.

Laura Weinhold in Z. f. V. 1897. S. 104.

1465. Alp in Mausgestalt zu Schlaupitz.

Kreis Reichenbach.

Ein Dienstmädchen hat bei Nacht niemals Ruhe. Sie paßt auf, erwischt eine schwarze Maus, die an ihrem Bette emporklettert, und schneidet ihr Nase, Schwanz und sämtliche Zehen ab. Am kommenden Tage versieht ein Knecht nicht, wie gewöhnlich, seine Arbeit, er liegt im Bette, seiner Nase, Füße und des Unaussprechlichen beraubt.

Einst schlief ein Knecht bei einer Magd, die ebenfalls ein Alp war. Nachts gegen 10 Uhr bemerkte er, daß das Frauenzimmer starr und kalt wird und zu atmen aufhört, zugleich läuft ihr eine schwarze Maus aus dem Munde. Früh, als der Tag anhebt zu grauen, kommt die Maus wieder; sofort erwacht die Magd und sagt: „Nu hoa ich aber fermôst geschlôfa!“

Karl Knauthe in Am Urquell II. 1891. S. 71f.

1466. Der Alp als Maus zu Peilau.

Kreis Reichenbach.

Eine Peilauer Frau erzählte: Vor einer Reihe von Jahren lebte in Peilau ein kräftiger Mann, der immer gesund gewesen war, und der auf einmal nicht mehr schlafen konnte. Um Mitternacht erwachte er immer von einem heftigen Drucke auf Brust und Herzen und rang angstvoll nach Atem. Er erzählte das einem guten Freunde und bat, eine Nacht bei ihm zu wachen, um zu entdecken, was daran schuld sei. Der Freund tat es und saß neben dem ruhig Schlafenden. Als es 12 Uhr schlug, hörte er die Haustür sich leise öffnen und es leise auf der Treppe schlürfen, bis dann die Stubentür sachte aufging. Und siehst du nicht, da schlüpfte eine weiße Maus herein, sprang zu Füßen des Bettes herauf, und nun sah der Wächter, wie sich die Bettdecke über der Brust des Schla-

fenden einem Berge gleich erhob und der Schläfer nach Atem rang. Merkwürdigerweise konnte der Wächter kein Glied rühren, bis es 1 Uhr schlug. Da lief die Maus fort, wie sie gekommen war. Aber der gute Freund des Geplagten ging ihr rasch nach und sah, daß sie in ein Haus lief, wo ein Feind seines Freundes wohnte. Da wußte er, daß dies der Alp war.

Laura Weinhold in Z. f. V. 1897. S. 103f.

1467. Seele in Mausgestalt zu Peilau.

Kreis Reichenbach.

Vor einer Reihe von Jahren lebte ein junges Brautpaar in Peilau, welches nach einer Abendgesellschaft sich in einem großen Garten ein Plätzchen auf einer fernen Bank suchte, um noch ein wenig zu plaudern. Wie es nun 12 Uhr schlug, lehnte sich das Mädchen müde gegen die Banklehne zurück und schlief ein. Und wie der junge Mann erstaunt auf sie hinsieht, kommt aus ihrem Munde ein weißes Mäusel und läuft eilends fort. Er selbst konnte sich nicht rühren, sondern sah nur immer seine Braut ganz entsetzt an. Da schlug es endlich 1 Uhr, und nun kam das Mäusel wieder, lief an dem Mädchen hinauf und schlüpfte in dessen Mund. Da kam dem jungen Manne ein Grausen an, so daß er eilends davonlief; und von Stund an mochte er von seiner Braut nichts mehr wissen.

Laura Weinhold in Z. f. V. 1897. S. 104.

1468. Alp in Apfelgestalt in der Schlaupitzer Gegend.

Kreis Reichenbach.

Vor ca. 50 Jahren, so erzählen in hiesiger Gegend die berüchtigten Hofeweiber, lebte in der Nähe auf einem Bauernhofe ein Knecht, den jeden Abend der Alp drückte und dessen beste Kräfte das Ungetüm durch die Brustwarze aussog. Der Mensch siechte zusehends dahin und war schließlich gar nicht mehr imstande, einen Sack Hafer zu tragen. Nun gab ihm eine alte „Mutter" den Rat, sich im Bette auf der „Rappe" nachts „aufrecht hinzusetzen",

zu warten, bis der Alp käme und ihn alsdann zu fangen. Gegen Mitternacht — der Mond schien gerade voll durchs Fenster — da liegt auf einmal vor unserem Helden ein wunderhübscher Apfel. Der Knecht greift ihn, hält ihn fest und beginnt ihn schließlich zu essen, den Rest wirft er weg. Am Morgen sieht er zu seinem Schrecken neben seinem Bette ein großes, stark benagtes menschliches Gerippe liegen, sein Lager ist total mit Blut besudelt, und hier und da hängen an der „Zudecke" noch Fetzen von Menschenfleisch.

Karl Knauthe in Am Urquell II. 1891. S. 71.

1469. Alpschutz in der Zobtengegend.

Kreis Reichenbach.

Um den Quälgeist von Menschen fernzuhalten, nagle man drei „Tocken" (Puppen) an die Stubentür; der Alp spielt dann sofort mit ihnen und belästigt die Familie nicht. Oder man lehne einen alten Besen verkehrt an jene an; es ist in diesem Falle Aufgabe des Ungetüms, alle Ruten des Besens genau zu zählen. Lange bevor diese gewaltige Arbeit vollendet ist, beginnt der Hahn zu krähen.

Aus Schlaupitz, Kreis Reichenbach.

Karl Knauthe in Am Urquell II. 1891. S. 72.

Von vermummten Figuren, die man so stellen soll, daß sie der Mora in die Augen fallen und sie erschreckt die Flucht ergreift, melden Mitt. Heft 8, S. 50 aus Oberschlesien (Beuthen).

1470. Verschiedene Versprechungen, die man dem Albe macht.

Zobtengegend. Kreis Reichenbach und Schweidnitz.

Eine alte Tischlersfrau zu Schlaupitz merkt, daß der Alp ihrem in der Wiege liegenden Enkelkinde jede Nacht durch die Brustwarzen die besten Säfte aussaugt. Auf den Rat des Pfarrers tritt sie abends, wie das Kind wieder „erbärmlich" wimmert, ans Bett und sagt: „Kumm dr ocke murne (morgen) ne Schnîte (Schnitte) hulln!" Am andern Morgen erscheint in aller Frühe bei einem furchtbaren Schneegestöber ein altes Weib, stellt sich schweigend in die „Hölle" am Ofen und sieht die Hausfrau starr

an. Diese jagt den unheimlichen Gast schließlich hinaus, ohne ihm etwas zu geben. Und das Kind wimmert jede Nacht fort. Nun verspricht Frau Steiner dem Alp das „Klêbrûtla" vom Gebäck. Wieder stellt sich die Alte ein, empfängt das Versprochene und wird mit einem vorher in den Aborten gehörig parfümierten Besen zum Hofe hinausgehauen.

Ein Schustergeselle in Zobten a. B. verspricht seinem Albe eine Wurst. Auch hier stellt sich ein Weib ein, tritt in die „Hölle", schweigt anfangs, sagt aber dann: „Nu tutt dr Gâmel, wie wenn a vô nischt wüßte, und gestarn hôt a mr doch êne Wurscht vrsprocha."

Aus Schlaupitz, Kreis Reichenbach.
Karl Knauthe im Am Urquell II. 1891. S. 72.

1471. Der Alp in Hundsgestalt.

Kreis Münsterberg und Grottkau.

Ein Hofearbeiter erzählt: Einmal, als ich im Bette liege, kommen zwei kleine weiße Hunde und ein großer schwarzer. Die springen immerfort übereinander weg. Und auf einmal kommt der schwarze zu mir, springt ins Bett und legt sich mir um den Hals und drückt mich so sehr, daß ich beinahe erstickt wäre.

K. Mündlich durch Tertianer Halm aus Zinkwitz. 1900.

Eine Erzählerin behauptet, in Gauers, Kreis Grottkau, einmal von zwei schwarzen Hunden gedrückt worden zu sein, die Alber waren.

K. Mündlich aus Breslau. 1901.

1472. Alp als altes Weib mit langer Nase zu Zinkwitz.

Kreis Münsterberg.

Ein Hofearbeiter erzählt: Es war an einem Abende. Ich hatte mich noch nicht lange zu Bette gelegt, was wird da sein! Da kommt ein ganz altes Weib zur Tür herein, die hatte eine ganz lange Nase und auf dem Rücken einen Korb. Die blieb eine Weile in der Tür stehen und winkte mir immerfort. Da drehte ich mich auf die linke Seite, und da kommt das — Aast her und drückt mir den Hals zu.

K. Mündlich durch Tertianer Halm aus Zinkwitz. 1898.

1473. Das in die Fußtapfen Treten und das an die Wand Nageln des Strohhalms.

Kreis Münsterberg.

Ein Arbeiter aus Zinkwitz erzählt: Wenn man den Alp fassen will, muß man in seine Fußtapfen treten. Mein Großvater tat das einmal und zählte dabei 1, 3, 6, 9. Bei 9 blieb der Alp stehen und konnte nicht mehr von der Stelle. Er drehte sich um und sagte: „Geh weg!" „Scher du dich weg, verfl.... Balg!" sagte der Großvater. Seit der Zeit ist der Alp nicht mehr gekommen.[1])

Ferner: In Alt-Heinrichau hat einmal der Alp einen Mann gedrückt. Der bekam einen Strohhalm in die Hand und nagelte ihn an die Wand. Am andern Morgen kommt ein Mann zu ihm und spricht: „Ach, Bruder, mach doch den Strohhalm los, sonst kann ich nicht leben." Das war der Alp, der ihn am Abend vorher gedrückt hatte.

K. Mündlich durch Tertianer Halm aus Zinkwitz im Münsterberger Kreise. 1900.

1474. Bannen des Albes in der Strehlener Gegend.

Kreis Strehlen.

Im Kreise Strehlen gibt man folgendes gründliche Mittel an, um den Alp aus einer Person zu verbannen: Man passe nachts so lange auf, bis die Maus aus dem Munde der betreffenden Person herauskommt. Dann werfe man jener schnell ein dickes Tuch über den Kopf, dann kann der Alp nicht hindurch in den Mund.

Karl Knauthe in Am Urquell. Bd. II. 1891. S. 72.

1475. Der Alp in Weibsgestalt mit großen Augen.

Kreis Neisse.

Eine alte Köchin erzählt von ihrer Mutter, daß sie öfter vom Albe zu leiden hatte. Sie habe einmal ein weibliches Wesen in

1) Anders ist es bei dem alten unheimlichen Weibe in Kunzendorf, Kreis Löwenberg. Wer bei Tage in ihre Fußtapfen geriet, wurde von ihr bei Nacht geplagt. (Drechsler, Druck- und Quälgeister, S. 8.)

einem Winkel der Stube kauern sehen, die hatte so große Augen. Sie wußte nicht, wie sie hereingekommen war. „Mit der ist es nicht richtig, der trau ich nicht", sagte sie sich und jagte sie aus der Stube. Und wie sie sich abends ins Bett gelegt hat, sieht sie die Person zur Tür hereinkommen. Das war der Alp, der wollte sie drücken.

K. Mündlich von Köchin Anna Freudenreich aus Patschkau. 1903.

1476. Der Alp stellt einer Wöchnerin nach.

Kreis Neisse.

Die Mutter der Erzählerin wurde oft, als sie Wöchnerin war, von einem Albe, einem alten Manne mit Namen Finger, heimgesucht. Da sprengte sie ihm Weihwasser entgegen, und nun ging er immer hin und her, soweit als das Weihwasser gespritzt war, aber näher konnte er nicht heran. Dann setzte er sich auf die Ofenbank, und wenn ihn die Mutter ansah, blökte er ihr die Zunge entgegen.

Einmal brach sie mit dem Bette ein — der Alp hatte das so angestellt — und legte sich deshalb mit dem Kinde aufs Sofa. Da war er gleich über ihr her. Überhaupt sind die Albe auf Wöchnerinnen sehr erpicht.

K. Mündlich von Köchin Anna Hannig aus Patschkau. 1900.

1477. Zwei Mädchen zu Woitz gehen als Alp drücken.

Kreis Neisse.

In Woitz bei Neisse waren zwei Mädchen, die Alpdrücken gingen. Waren sie im Kretscham zum Tanz, so fielen sie um 12 Uhr wie ohnmächtig zur Erde. Zwei Mäuschen schlüpften ihnen aus dem Munde, und erst, wenn die Tierchen zurückkamen, wachten sie aus ihrer Ohnmacht auf.

K. Mündlich aus Woitz, Kreis Neisse, in Mitt. Heft 2. 1896. S. 107.

Das leichte Einschlafen solcher Menschen, die als Alber gehen, wird öfter aus polnischer Gegend bezeugt. So u. a. aus Gleiwitz (Oberschles. Heimat. II. S. 110).

1478. Den Gedrückten soll man beim Namen rufen.

Kreis Neisse.

In Nowag bei Neisse erzählte man sich viel vom Alpdrücken. Eines Morgens kam der Erzähler (Philo) in eine befreundete Bauernfamilie und bemerkte, daß das juste Frôle (das gute Frauchen) auf sein Männel nicht sonderlich gut zu sprechen war. Der Mann antwortete, als er gefragt wurde: „Inne, der Olp hôt se nächten (vergangene Nacht) wieder amol gedruckt; do is se jedesmol branstig (ärgerlich)". Endlich erzählte auch die Geplagte, wie das gewesen. Während des Drückens kann man nur unzusammenhängende Laute von sich geben. Schreien ist unmöglich. Wird man aber von einem Mitgliede des Hauses beim Namen gerufen, so weicht der Alp. Diese Bauersfrau war deshalb zänkisch gegen ihren Mann, weil er, als er sie ängstlich stöhnen hörte, nur immer „Fraue! Fraue! Wos is dr denn?" gerufen hatte. „Plomp dr uf dei Fraue!" meinte sie, „häst de lieber Tillje (Ottilie) gerufft, do woar ich derlöst." Philo, Schlesien. 1884. S. 26.

1479. Dem Alp muß man ein Kleinbrotel versprechen.

Kreis Neisse.

Der alten Kuppen ihre Nachbarin erzählt eines Tages, was ihr mit dem Albe begegnet sei. Immer, sagt sie, habe sie der Alp so schrecklich geplagt. Daher habe sie zu ihm gesagt: „Lôß mich ock (laß mich nur) und hull der a Klêbrûtel". Darauf hat sie ein Klêbrûtel gebacken und auf den Tisch gelegt. Da kommt der Kuppen ihre Hausinnefrau zu ihr herein, sieht das Brotel und spricht: „Na, dô huste ja a Klêbrûtla, dos îs wull fer mîch?" „Nu ja, dô nîm dersch ock!" hat sie da gesagt. Denn die Hausinnefrau war der Alp gewesen.

K. Mündlich von der alten Kuppen aus Patschkau. 1903.

1480. Mittel, den Alp loszuwerden.

Kreis Neisse.

Wenn der Alp hereinkommt und man sieht ihn, so soll man ihm ein Brotel versprechen. Es muß aber ein selbstgebackenes, kein

gekauftes sein. Dann holt er es sich den andern Tag. Oder man hüllt schnell den Bettzipfel um den Finger — es muß aber geschehen, ehe der Alp das Bett erreicht hat — und dann wird der Alp einen Wunsch äußern, er wird etwas haben wollen, was unter dem Dache ist. Das gibt man ihm, und damit hat er seine Macht verloren.

K. Mündlich von Köchin Anna Freudenreich aus Patschkau. 1903.

1481. Warum die Alber heutzutage sich verzogen haben.

Kreis Neisse.

Wenn heutzutage vom Albe nicht mehr so die Rede ist, wenn gesagt wird, es sei „das Geblütte", was das Alpdrücken bringt, so liegt das nach der Ansicht mancher alten Leute daran, daß diese Wesen (die Alber) sich verzogen haben, weil die Welt nicht mehr an sie glaubt. Die heutige Zeit ist ihnen nicht mehr geheuer.

K. Mündlich von Köchin Anna Freudenreich aus Patschkau. 1903.

1482. Der affenähnliche Alp zu Lindewiese.

Kreis Neisse.

In Lindewiese drückt der Alp die Leute, und wenn man sie fragt, wie der aussieht, so sagen sie: „Wie ein Affe! Es ist der böse Geist, der solche Gestalt annimmt."

Von Seminarist Emil Müller aus Lindewiese, Kreis Neisse, 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1483. Tierverwandlungen des Albes zu Langenau bei Katscher.

Kreis Leobschütz.

Ein Mädchen von 16 Jahren, das körperlich schon vollkommen entwickelt war, hatte keine Nacht vor dem Albe Ruhe, und sie wußte sich schon gar keinen Rat mehr, wie sie seinem Drücken entgehen sollte. Da sagt ihr eine „weise Frau": „Du mußt ihn nur fest packen und am Lichte anzünden; am Donnerstag ist er am schwächsten." — Es ist um 11 Uhr, da ruft das Mädel ihrem Vater. Der hört ihr Krächzen und schreit: „Halt nur mit beiden Händen."

Das tut sie auch, da wird der Alp eine Katze, dann eine giftige Schlange und zuletzt wieder eine Katze. Die nimmt sie, hält sie ans Licht und verbrennt ihr die Schnauze, dann schneidet sie ihr auch noch die Ohren ab.

Sonst kam immer der Nachbar zum Besuch. Vergangenen Abend war er dagewesen, heute kam er nicht. Wie sie nach ihm fragen, hören sie: Er liegt krank und hat's Gesicht voller Krehle und Blut, und die Ohren sind weg. Das war der Alp gewesen. In drei Tagen ist er gestorben.

Nach der mundartlichen Erzählung von Drechsler in Mitt. Heft 1. 1895. S. 46.

Auch die polnische Mora wird zur Katze und kehrt das Unterste zu oberst.

A. Bartsch zu Beuthen (O.-S.) in Mitt. Heft 8. 1901. S. 50.

In einem mundartlichen Gedichte von Carl Klings (Oberschlesien I, 1902—1903, S. 719) wird von einem Mädchen berichtet, das der Alp drückt. Der Vater sieht ihn als Kater auf dem Kinde sitzen und will ihn mit einem Holzscheite erschlagen. Da bittet der Alp um Erbarmen, und der Vater erbarmt sich so weit, daß er ein Schabemesser nimmt und ihm den Bart und beide Ohren abschneidet. Am andern Tage liegt der Nachbar mit abgeschnittenem Bart und Ohren im Bette und sagt wehmütig, er sehne sich nach dem Kirchhofe, da werde er endlich Ruhe haben.

1484. Die Seele einer Magd zu Langenau bei Katscher in Mausgestalt.

Kreis Leobschütz.

In Langenau bei Katscher schäkerten einst ein paar Burschen mit einer Magd in der Gesindestube bis um Mitternacht. Da schlüpfte ihr plötzlich ein weißes Mäuschen aus dem Munde und huschte zur Tür hinaus, während sie „mausetot" dalag. Erst als die Maus nach geraumer Zeit wieder zur Tür hereingekommen und in den Mund hineingekrochen war, ist die Magd wieder lebendig geworden und hat dann erzählt, sie habe so schön geträumt.

Drechsler, Druck- und Quälgeister, Gymnasialprogramm Zaborze. 1904. S. 4.

1485. Alp in Pferdegestalt.

Kreis Glogau. Kreis Nimptsch.

In Niederschlesien, um Glogau (Brostau, Nilbau), erscheint der Alp als Nachtpferd durch das Schlüsselloch. Einer packte es und ließ es beschlagen; da war es des Nachbars Weib.

Ähnliches erzählt man aus Groß-Kniegnitz, Kreis Nimptsch. Dort wurde ein Knecht, der im Pferdestalle schlief, öfters vom Alp gedrückt. Er paßte auf und sieh! in der Nacht kam ein gezügelter Rappen zum Stalle hereingesprengt. Der Knecht fing das Pferd und ließ es vom Schmiede beschlagen. Am andern Morgen rief der Bauer dem Knechte zu, er solle in die Stadt fahren und den Doktor holen. „Ich weiß schon," sagte der kundige Knecht, „die Frau ist beschlagen."

Drechsler, Druck- und Quälgeister, Gymnasialprogramm Zaborze. 1904. S. 6.

1486. Alp in jugendlicher Mädchengestalt zu Mühnitz.

Kreis Trebnitz.

Bisweilen erscheint der Alp in schöner, jugendlicher Gestalt. So sah ihn die Mutter einer Mühnitzer Bauersfrau, die das Folgende erzählt. Ihre Mutter erwachte einmal als Mädchen — sie mochte 17 bis 18 Jahre alt sein — und sah den Alp auf dem Hackeklötzel vor dem Kamin. Er sah aus wie ein Mädel, die offenen Haare hingen bis an die Schürzenbändel, und er schürte mit einem Hölzel in den glühenden Kohlen herum. Das Mädchen weckte die Eltern; diese aber glaubten, es habe nur geträumt. Es träumte aber nicht, sondern sah den Alp ganz deutlich. Als der Vater nun die Magd in der anstoßenden Kammer rufen und an das Kammerfenster klopfen wollte, wurde der Alp zu einem schwarzscheckigen Hunde und hopste zum Kamin hinaus.

Stäsche in Mitt. Heft 13. 1905. S. 99.

1487. Der Alp holt sich ein Stückel Weichbrot zum Frühstück.

Kreis Trebnitz.

Eine Frau in Schebitz wurde oft von einem Albe gedrückt, besonders wenn sie in Wochen lag. Wenn er sie verlassen hatte, rief

sie ihm nach: Komm, hol dir morgen ein Stückel Weichbrot zum Frühstücke! Dann kam auch der Alp und stellte sich am Morgen stumm in den Besenwinkel in der Stube. Der Alp war aber ein Mann aus den Ruxer Häusern.

Stäsche in Mitt. Heft 13. 1905. S. 99.

1488. Der Alp-Strohhalm wird in die Wagenachse geklemmt.

Kreis Trebnitz.

Ein Pferdeknecht in Schebitz wird einmal vom Albe gedrückt. Als er zur Besinnung kommt, findet er ein Strohhälmchen auf seiner Brust. Er nimmt es, steckt es an die Wagenachse in das Linloch und drückt den Nagel hinein. Darauf legt er sich wieder schlafen. Am folgenden Morgen steht ein junges Mädchen am Wagen und hat den kleinen Finger eingequetscht. Das war die Schwester der „Mutter Krooſe", die als Alp drücken gegangen war.

Stäsche in Mitt. Heft 13. 1905. S. 100.

1489. Die Seele wandert als Mäuschen aus zu Kritschen.

Kreis Oels.

Ein Schäferknecht aus Kritschen traf einmal des Nachts einen seiner Bekannten, wie er regungslos an einer Weide stand. Er ging auf ihn zu und sah, daß sein Gesicht totenblaß war; er schüttelte ihn, aber der andere gab keinen Laut von sich. Da kam eine kleine, weiße Maus, kroch an dem Manne hinauf und in seinen Mund hinein. Da schüttelte sich dieser und war wieder lebendig.

Stäsche in Mitt. Heft 3. 1896. S. 68.

1490. Alp mit lockigem Kinderkopf zu Klein-Ellguth.

Kreis Oels.

In Klein-Ellguth lag einmal ein Mädchen im Halbtraume. Da sah es den Alp zum Kammerloch hereinkommen. Er hatte einen hübschen, lockigen Kinderkopf. Das Mädchen packte ihn bei den Haaren und rief: Vater, der Alp! Der Vater rief: Mädel,

laß ihn gehn! Als sie losließ, wurde der Alp wie zu einem Siebe, streckte sich in die Länge und flog summend zum Kammerloch hinaus.

Stäsche in Mitt. Heft 13. 1905. S. 100.

1491. Der Alp in Katzengestalt.

Kreis Groß-Wartenberg.

Der Nachtwächter auf einem Gutshofe des Groß-Wartenberger Kreises wurde jede Nacht vom Albe gedrückt. „Wart," denkt er, „wenn ich dich nur einmal kriegte, dir wollte ich's anstreichen!" Als er wieder seinen Umgang auf dem Hofe macht, sieht er den Alp als Katze auf dem Zaune sitzen. Er reißt den Spieß herum und sticht nach ihr. Da kreischt sie laut auf und springt davon, zugleich aber geht ein Rumoren im Kuhstalle los, die Kühe reißen in die Ketten, daß der ganze Stall zittert. Seit der Zeit hat sich der Alp nicht mehr sehen lassen.

K. Mündlich als Selbsterlebnis von dem 85jährigen Mosch, gewesenen Nachtwächter, aus der Groß-Wartenberger Gegend. 1904.

1492. Was man dem Albe versprechen muß.

Kreis Groß-Wartenberg und Stadt Breslau.

Ein 18jähriges Mädchen, ansässig in Neumühle bei Festenberg, Kreis Groß-Wartenberg, wurde mehrere Wochen lang, täglich einmal, sogar vor dem Schlafengehen, von lebhaftem Alpdrücken geplagt. Eine alte Frau, der sie davon erzählte, riet ihr, dem Albe ein neugebackenes Brot zu versprechen. Dies tat sie und legte es bereit. Seit diesem Tage äußerte sich das Alpdrücken nicht mehr. „Mein Onkel, der Bruder meiner Mutter," erzählt derselbe Berichterstatter weiter, — „er war Gerichtssekretär in Breslau — hatte dasselbe Übel, aber er hatte mehr darunter zu leiden als das Mädchen. Manchen Tag zweimal, selbst bei Tisch, überfiel ihn der Alp, in Gegenwart seiner Frau. Seine Mutter riet ihm, wenn der Alp wiederkomme, sofort auszurufen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" und wenn das nicht helfe, dem

Albe ein Glas Wasser und ein Geldstück zu versprechen. Und da der Sekretär dies in Gegenwart seiner Frau nicht tun wollte, so bat er den Alp, er möchte in sein Arbeitszimmer im Landgericht auf dem Ritterplatze kommen. Am folgenden Tage kam er in der Tat dorthin. Die Beschwörungsworte genügten nicht, ihn zu vertreiben. Tags darauf stellte der Sekretär ein Glas Wasser auf seinen Arbeitstisch und legte daneben ein Geldstück (einen Zweipfennig). Seitdem kam der Alp nicht mehr." Der Erzähler bemerkte noch, daß beide Personen, nachdem sie den Alp vertrieben hatten, gestorben sind; das Mädchen bekam Schwindsucht, der Onkel starb an Blutsturz.

Drechsler, Druck- und Quälgeister, Gymnasialprogramm Zaborze. 1904. S. 7.

1493. Alp dringt als blauer Rauch durchs Schlüsselloch.

Schlesien. Ohne nähere Ortsangabe.

Ein Knecht wurde fast täglich von dem Alp belästigt. Da er sich keinen Rat mehr wußte, wie er sich vor dem nächtlichen Ruhestörer sichern könne, ging er zum Pfarrer und bat ihn um einen guten Rat. Dieser, ein frommer und gelehrter Mann, befahl dem Knechte, sämtliche Öffnungen zu seinem Schlafzimmer, selbst die kleinsten Ritze, mit geweihtem Wachs zu verkleben und nur das Schlüsselloch in der Tür offen zu lassen. In der nächstfolgenden Nacht werde der Alp seinen Einzug halten in das Haus, und zwar, da sonst keine Öffnungen vorhanden seien, durch das Schlüsselloch. Sobald er, der Knecht, diesen Vorgang bemerkt haben werde, solle er die freistehende Öffnung ebenfalls verkleben, und der Alp sei dann gefangen.

Der Knecht tat, wie ihm der Pfarrer befohlen hatte. Am Abend setzte er sich dann an die Tür, zündete ein Licht an und beobachtete das Schlüsselloch genau. Bald bemerkte er, daß ein blauer Rauch durch das Schlüsselloch in das Zimmer gezogen kam. Er verstopfte hierauf die Öffnung mit Wachs und begab sich wohlgemut zur Ruhe.

Am nächsten Morgen erstaunte der Knecht nicht wenig, als er in dem Zimmer ein junges nacktes Weib gewahrte, das zusammengekauert in einem Winkel saß. Es war dies der Alp, der jetzt nicht mehr entweichen konnte, weil die Öffnung, durch die er hereingekommen war, jetzt keinen Durchgang gewährte. Das Weib war eine Kuhmagd aus einem entlegenen Orte, aber sie wußte nicht mehr, wie sie hergekommen und woher sie sei.. Sie fühlte sich in jenem Hause bald heimisch und blieb dort eine geraume Zeit. Dem Knechte, der von dem Alp früher belästigt worden war, gefiel das junge Weib so gut, daß er es heiratete.

Fünf Jahre waren vergangen. Das junge Ehepaar, das sich auf so seltene Weise zusammengefunden hatte, war bereits mit fünf Kindern gesegnet, und es ging alles gut. Da sagte der junge Ehemann an einem Sonntage scherzweise zu seinem Weibe: „Weißt du auch, liebes Weib, auf welchem Wege du hierher gekommen bist?" „Nein," entgegnete die Frau. „Nun, ich will dir's zeigen", sagte der Mann und löste das Wachs vom Schlüsselloche ab. „Hier bist du hereingekommen." „Ach so!" sprach das Weib lächelnd und war in demselben Augenblicke verschwunden. Ein bläulicher Rauch zog zum Schlüsselloche wieder hinaus, und die Gattin, die Mutter und Hausfrau kam nicht wieder zurück.

Grabinski. 1886. S. 40.

1494. Die Mora.

Polnisch-Oberschlesien. Allgemein.

Sie ist nur weiblichen Geschlechts, und während ihr Körper schläft, geht ihr Geist zur Nachtzeit aus, um Menschen zu drücken. Niemand kann sich ihrer erwehren, denn sobald der Alp den Menschen anhaucht, muß dieser augenblicklich einschlafen. Wenn er nicht fest schläft, so weiß er, was mit ihm vorgeht, er will sich helfen, kann sich aber nicht rühren, er will rufen, kann aber nur wimmern. Kann er die Hand ausstrecken und über sich greifen, so kann er den Alp erwischen. Letzterer verwandelt sich dann augenblicklich in einen Strohhalm, eine Maus, Katze oder Gans,

man muß aber festhalten, und wenn es nur ein Wisch sein sollte, solchen annageln, so wird man am Morgen ein Weib am Ohre oder am Fuße angenagelt sehen. Sagt man dem Alp, er solle sich am Morgen ein Frühstück holen, so kommt ein Weib, faßt eine Tischecke und spricht nichts. Da muß man dem Weibe Butterbrot u. dgl. geben, dann geht der Alp wieder ab. Nur muß man sich hüten, ihn zu verraten oder zu schlagen, sonst möchte man sich seine lästigen Besuche noch mehr zuziehen.

Es gibt auch Albe, die Holz drücken müssen, weil sie unter einem solchen Planeten geboren sind.

Am liebsten kommen sie zu neugeborenen Säuglingen und saugen ihnen Milch aus ihren Brüsten, beißen sie sogar mit ihren Zähnen. Will man sie vertreiben, so muß man mit Unflat der Kinder bestrichene Läppchen auf deren Brüste auflegen. Sonst kann man auch den Alp dadurch abhalten, daß man an der Türe einen Besen, den Stiel nach unten gestellt, oder in das Bett ein Messer legt.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 22—23.

1495. Der Alp in Oberschlesien.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Königshütte.

In der Nacht kommt der Alp drücken; da muß man einen Besen in die Ecke stellen. Früh kommt die Person, die als Alp drücken ging, und bettelt um ein Stückchen Brot. Wenn man die Person durchprügelt, kommt der Alp nicht mehr.

Der Alp verwandelt sich in einen Strohhalm, den man früh im Zimmer oder sonstwo findet; den Halm muß man zerreißen. — Der Alp geht auch ins Holz drücken, in einen Balken.

Der Quintaner Eichon erzählt: Der Großvater ächzte immer in der Nacht; einst wachte er auf, und er wußte, was es sei; er griff schnell auf die Brust, da packte er einen Strohhalm. Er zerriß ihn und warf ihn zum Fenster hinaus. Als er früh nachsah, fand er dort seinen Gevatter tot.

Der Quintaner Wrobel wußte folgendes: Ein Mann konnte nie schlafen; es drückte ihn etwas. Da rieten ihm die Leute, er

ſolle danach greifen und das Ding an einen Nagel hängen. In der nächſten Nacht packte er auf der Bruſt eine Fliege. In der folgenden Nacht wurde er wieder gedrückt, da griff er zu und hatte einen alten Schuh in der Hand. Den hängte er am Nagel auf; als er am Morgen hinſah, war es eine durchbohrte Hand.

Klapper in Mitt. Heft 15. 1906. S. 105f.

1496. Die Mora ſaugt an der Bruſt des Menſchen.

Polniſch-Oberſchleſien. Kreis Kreuzburg.

Diejenigen Alber, welche Menſchen drücken, ſaugen ihnen die Lebenskraft aus. Der Vater der Erzählerin wurde auch vom Alp geplagt, und die Sache wurde dadurch bewieſen, daß ſich in ſeiner Bruſt, obgleich er ein Mann war, durch der Mora nächtliches Saugen veranlaßt, Milch vorfand.

Das einzige Mittel, ſich der Mora zu erwehren, iſt das, daß man ihr, falls man ſie kennt und mit ihr verkehrt, jeden Wunſch, den ſie im normalen Zuſtande äußert, erfüllt. Dann kommt ſie zu ſolchen Menſchen in der Nacht nicht. Eine bekannte Bettelfrau, die noch lebt und allgemein als Mora ausgegeben wird, nützt dieſe Vorſtellung in ihrem Intereſſe aus.

† Paſtor H. Koelling in Pitſchen, Kreuzburger Kreis, in Mitt. Heft 9. 1902. S. 82.

Joſeph Lompa berichtet in Prov.-Bl. 1862, S. 395, daß der Alp ſäugenden Kindern die Muttermilch aus der Bruſt wegſauge.

1497. Die Alp-Hexe von Chronſtau.

Polniſch-Oberſchleſien. Kreis Oppeln.

Ungefähr vor 50 Jahren ſtand in der Nähe von Chronſtau (Kreis Oppeln) ein altes Haus. Die Leute ſagten, daß darin die Großmutter des Teufels ihr Unweſen treibe. Niemand wollte des Nachts in dieſem Hauſe ſchlafen; denn die Großmutter des Teufels erwürge alle, die dort ihre Nachtruhe halten wollten. Eines Tages wurde eine Abteilung Soldaten in Chronſtau einquartiert. Da das Dorf ſchon mit anderem Militär überfüllt war, ſollten

auch Soldaten in dem alten Hause einquartiert werden. Da ihnen aber das Gerücht darüber bekannt war, wollten die meisten dort nicht übernachten. Nur einige hatten den Mut dazu. Als diese nun abends in dem alten Hause angekommen waren, legten sich alle, außer einem, schlafen. Dieser beschloß, sich zwar auf das Bett hinzulegen, aber wach zu bleiben. Er nahm ein Messer und legte es auf den Tisch vor seinem Bette. Dann legte er sich aufs Bett. Als nun die Dorfuhr Mitternacht verkündete, sah er, wie durch das Schlüsselloch ein Strohhalm in die Stube fiel. Der Strohhalm richtete sich auf und ging auf das ihm zunächst stehende Bett zu. Dort zwickte und drückte er den Soldaten, der im Bett lag. Als dieser sich nun bewegte, sprang der Strohhalm auf das nächste Bett und machte es ebenso. Als er nun auf das Bett des scheinbar schlafenden Soldaten sprang und ihn zu würgen und zu drücken begann, faßte der Soldat den Strohhalm mit einer Hand, nahm das Messer, das er auf den Tisch gelegt hatte, und durchschnitt den Strohhalm. Da hörte er plötzlich etwas auf die Erde fallen. Er stieg aus dem Bette und zündete ein Licht an. Vor seinem Bette sah er nun ein durchschnittenes Weib liegen. Von nun ab schliefen die Leute unbelästigt in dem Hause.

Nach einer Erzählung des Quartaners Ernst Born, handschriftlich mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln. 1896.

1498. Ein Dienstmädchen zu Gleiwitz als Mora.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Tost-Gleiwitz.

Ein Dienstmädchen in Gleiwitz geht einmal mit seinem Schatze, einem Soldaten, zum Balle. Um ¾12 Uhr kommen sie vom Tanzsaale zurück. Mitten auf ihrem Heimwege schlägt es Mitternacht; da lehnt sich die Frauensperson auf einmal an einen Baum und wird ganz starr. Der Soldat trägt sie nun nach Hause, und ihre Mutter erklärt, daß die Tochter öfter in einen solchen Zustand verfalle. Sie pflegte nämlich als Mora (Alp) zu gehen. Nach einer Stunde kam das Mädchen wieder zu sich.

Wahner in Oberschles. Heimat II. 1906. S. 110.

1499. Die Mora als Strohhalm.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Gleiwitz und Beuthen.

Ein Schüler aus Preschlebie, Kreis Gleiwitz, erzählte folgende Geschichte von einer Mora. Einst wurde sein Bruder von einer Mora gedrückt. Als er stöhnte, sah man nach und fand erst einen Strohhalm auf der Brust, der sofort verschwand. Dafür stellte sich ein Wollfaden ein, der sich von selbst quer über die Brust des Knaben legte.

Einer solchen Mora erging es in Groß-Dombrowka, Kreis Beuthen, wie ein anderer Schüler mitteilt, sehr schlimm. Sie drückte eine alte Frau, diese aber erwischte den Strohhalm und zerriß ihn in zwei Hälften. Am nächsten Morgen fand man ihre Tante auf der Straße in zwei Teile zerrissen und tot.

A. Bartsch in Mitt. Heft 8. 1901. S. 50.

Über den in einen Strohhalm sich wandelnden Alp berichtet auch Eichner in Mitt. Heft 3, S. 26 aus der Striegauer Gegend.

1500. Die Mora zu Tarnowitz und zu Bismarckhütte.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Tarnowitz und Beuthen.

In Tarnowitz galt eine alte Frau als Mora (Alp), weil die Hausgenossen sie oft fanden, wie sie auf der Hausschwelle ihres Häuschens eingeschlafen war. Das begegnete ihr auch oft, wenn sie bei anderen Leuten in der Wohnung war. Sie hatte es dann auch immer eilig und sagte: Ich muß schon gehen (nämlich drücken). Eine Frau, die mit ihr zusammen in einem Hause wohnte, wurde oft von der Mora gedrückt. Sie wehrte sich mit Erfolg dagegen, indem sie den Besen stets verkehrt vor die Tür stellte — oder, wie ihre Stieftochter richtig, aber naiv erzählt, sie legte sich auf die rechte Seite[1]), wenn sie von der Mora in der Nacht gedrückt wurde.

Stäsche, in Mitt. Heft 13. 1905. S. 100.

1) Das Liegen auf der rechten Seite schützt auch in Patschkau vor dem Alpdrücken. Eine Erzählerin wurde einmal vom Albe überfallen, aber da sie gerade auf der rechten Seite lag, fiel der Alp hinter ihrem Rücken herunter und konnte ihr nichts tun. K. Mündlich von Köchin Anna Hannig aus Patschkau. 1900.

Aus Bismarckhütte bei Schwientochlowitz wird erzählt, daß in einer Familie plötzlich ein Mädchen starr und leblos hinsinkt. Erst als ein kleines Mäuschen ihr in den Mund huscht, wird sie wieder lebendig. Allgemein hielt man das Mädchen deswegen für eine Mora.

A. Bartsch in Mitt. Heft 8. 1901. S. 51.

1501. Das Vornageln des Besens vor die Tür.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel.

Eine Frau in Kostenthal fing einst einen Alp. Die Mora kommt nämlich immer zum Fenster herein und muß zur Tür hinaus. Die Frau nagelte nun einen Besen vor die Tür, und so konnte der Alp nicht über die Schwelle hinaus und mußte in der Stube bleiben. Die Person aber, deren Seele als Mora gefangen gehalten wurde, mußte sterben.

Wahner in Oberschles. Heimat II. 1906. S. 110.

1502. Der Alp zu Matzkirch.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel, Sprachgrenze.

Von Hexen erzählt man sich in Matzkirch folgendes: Öfters drückt die Menschen nachts der Alp, und zwar so lange, bis man ihm etwas verspricht. Am nächsten Tage stellt sich dann eine Frauensperson ein, um das Versprochene abzuholen. Kehrt man während ihrer Anwesenheit den Besen um, so kann sie das Haus nicht mehr verlassen, so sehr sie sich auch abmüht, hinauszukommen. Erst wenn man den Besen wieder in die richtige Lage bringt, kann sie hinaus. Dieses Verfahren ist auch das sicherste Kennzeichen, ob man es mit einer Hexe zu tun hat oder nicht.

Von Seminarist Alfred Mende aus Matzkirch, Kreis Cosel, 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1503. Dem Albe verspricht man Brot und vertreibt ihn mit dem Besen.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Ratibor.

Das Versprechen eines Stückchen Brotes, besonders aber eines Klebrûtels (Kleinbortels) ist das häufigste Mittel, um dem Albe das

Wiederkommen abzukaufen. Alpsagen, die diesen Zug enthalten, finden sich allerorten in Schlesien. Auch in der polnischen Bevölkerung ist dieser Glaube verbreitet, wie folgende Sage zeigt. Eine polnische Frau in Ratibor, die vom Albe gedrückt worden war, rief, als sie aufwachte: Komm morgen, ich werde dir ein Stück Brot geben. Früh paßte sie dann auf, wer zuerst kommen würde. Da kam ein älteres, vermummtes Weib und stellte sich an die Tür, ohne ein Wort zu sprechen. Die Frau erkannte in ihr den Alp und trieb sie mit dem Besen fort. Um sich in Zukunft vor dem Albe zu schützen, stellte sie den Besen immer verkehrt vor die Tür.

Stäsche in Mitt. Heft 13. 1905. S. 99.

1504. Ein junges Mädchen zu Ratibor als Mora.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Ratibor.

Ein junges Mädchen, das sehr hübsch war und viel Verehrer hatte, ging oft auf den Tanzboden. Aber es fiel auf, daß sie von hier immer vor 12 Uhr in der Nacht verschwand. Einmal aber hielten ihre Verehrer sie fest und ließen sie nicht fort. Als es nun wieder 12 Uhr war, wurde sie ganz starr und leblos. Alle Bemühungen, sie zum Leben zurückzurufen, waren vergeblich. Da kam ein Mäuschen in den Saal gelaufen, lief dem Mädchen über das Gesicht, und nun wurde dieses sofort wieder munter und lebendig.

Stäsche in Mitt. Heft 13. 1905. S. 100.

1505. Das Alpdrücken und Schutzmittel gegen den Alp.

Österreichisch-Schlesien.

Nach dem Volksglauben gibt es Menschen, die verschuldeter- oder unverschuldeterweise dazu verurteilt sind, des Nachts andere Menschen zu quälen. Sie legen sich ihnen über die Brust und drücken sie so lange, bis ihnen fast der Atem ausgeht. Manche behaupten, der sie drückende Alp sei ein großer Kater, während andere gar nichts wahrnehmen, sondern nur eine starke Beklemmung der Brust fühlen, infolge deren sie kein Glied des Körpers zu rühren imstande sind. Ruft man eine eben vom Alp gedrückte Per-

son beim Namen, so verläßt sie der Alp sogleich. Will man für immer von ihm befreit sein, so bestellt man ihn auf den andern Tag ins Haus und verspricht ihm eine Gabe, gewöhnlich „a Klä-brutla" (ein Kleinbrotel). Die Person, die am nächsten Morgen zuerst ins Zimmer kommt, ist der Alp. Man gibt ihr die versprochene Gabe und jagt sie mit dem Besen zur Tür hinaus. Auch macht man, um den Alp fern zu halten, mit geweihter Kreide an Tür und Bett den sogenannten Alpzirkel, d. i. den doppelten Drudenfuß, eine achteckige Sternfigur.

Aus Wigstadtl, Jauernig, Weidenau, Zuckmantel.
A. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 23.

1506. Das Alpgebet in Gurschdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

In Gurschdorf wird vor dem Schlafengehen wider das Alpdrücken folgendes Alpgebet gesprochen:

Olp ond Olp,
Ich weich der hente (diese Nacht) aus,
Doas du nech kemmst ei mei Haus.
Olle Lönda (Linden) mußt du bloata (entblättern),
Olle Wosser mußt du woata (durchwaten),
Olle Barge mußt du steiga;
Bis der himmlische Hohn kräht
Kan mer der Olp ond Olp
Nischte meh oa hoan (nichts mehr anhaben).

Vernaleken, Mythen und Bräuche. 1859. S. 272 f.

1507. Alp als kleines graues Männel in Freiwaldau.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Den Alp hat die alte Kuppen selber gesehen. Sie und ihr Mann hatten immer sehr vom Alpdrücken zu leiden. Der Alp war ein kleines graues Männel.

K. Mündlich aus Patschkau von der Mutter Kuppen, die aus Österreichisch-Schlesien stammt. 1903.

1508. Ein Kleinbrotel geben und mit dem Beſen hinausjagen.

Öſterreichiſch-Schleſien. Bzh. Freiwaldau.

Ein Jäger in Weidenau wurde allnächtlich vom Alpdrücken gequält. Er erzählte dies einſt ſeinen Freunden, und dieſe rieten ihm, um von dieſer Plage erlöſt zu werden, das nächſte Mal dem Alp etwas zu verſprechen. Als in der folgenden Nacht der Alp wieder ſich über ihn legte, verſprach er ihm ein kleines Brot, und auf der Stelle ließ der Druck nach. Tags darauf kam ein altes Weib aus dem nahen Dorfe zu ihm ins Zimmer und blieb ſtehen, ohne ein Wort zu ſprechen. Der Jäger fragte das Weib, was es wolle. Er erhielt aber keine Antwort. Da ſagte der Jäger: „Ach, nun merk ich, was du willſt. Du biſt ſicherlich mein Alp und willſt das verſprochene Brot haben.“ Das Weib nickte bejahend. Der Jäger reichte ihm nun das Brot und jagte es mit einem Beſen hinaus. Von dieſer Zeit an drückte ihn der Alp nicht mehr.

A. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 24.

1509. Der Alp ſaugt neugeborenen Kindern an der Bruſt.

Öſterreichiſch-Schleſien.

Es gibt hin und wieder neugeborene Kinder, denen die Brüſte ſo anſchwellen, daß Milch aus den Warzen quillt, was ihnen viel Schmerz verurſacht. Von dieſen Kindern glaubt man, daß der Alp an ihnen ſauge. Das bewährteſte Mittel dagegen iſt folgendes: Es wird aus Stroh, Lumpen und ähnlichen Gegenſtänden eine häßliche Puppe hergerichtet, die wenigſtens die Größe des Kindes haben muß. Nach einigen ſoll dieſer Popanz an dem Boden der Wiege, in welcher das vom Alp geplagte Kind zu ſchlafen pflegt, angebracht, nach anderen über der Stubentür innerhalb oder außerhalb der Stube angenagelt werden. Aus Weidenau.

A. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 24.

1510. Eine Seele geht als Maus trinken.

Öſterreichiſch-Schleſien.

Ein Mann und ſein Weib lagen einmal nachts jedes in ſeinem Bette. Da fing den Mann an ungewöhnlich zu dürſten, und er

klagte es seinem Weibe. „Laß es doch sein," sprach das Weib, „ich habe kein Wasser zur Hand." Nach einer Weile wollte das Weib, welches nicht mehr einschlafen konnte, wieder mit dem Manne reden, aber er gab ihr keine Antwort. Sie glaubte, er sei wieder eingeschlafen, geriet jedoch in große Angst und versuchte es endlich, den Mann aufzuwecken. Sie konnte ihn aber trotz Rufens und Rüttelns nicht zum Erwachen bringen. Hierauf zündete sie ein Licht an und trat damit vor das Bett ihres Mannes. Zu ihrem Schrecken fand sie, daß der Körper leblos war. In diesem Augenblicke schlüpfte eine kleine Maus zum offenen Kammerfenster herein und kroch dem Manne in den Mund. Sogleich kam er wieder zum Leben, und sein Durst war gelöscht. Die Maus war die Seele des Mannes, sie hatte seinen Leib verlassen, um trinken zu gehen.

Aus Jauernig.

A. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 76 f.

1511. Der Alp als Henne.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Ein Mädchen erzählt einmal, daß in der Nacht das[1]) Alp über die Mutter gekommen ist. Und es ist so wie eine Henne gekommen und hat mit den Flügeln so aufs Bett geplatscht. Da hat sich die Mutter die ganze Nacht quälen müssen, und es ist nicht weggegangen, bis sie endlich gesagt hat, es solle morgen früh kommen, da werde sie dem Albe ein Stückchen Brot geben. Aber es hat sich kein Alp sehen lassen.

Nach der mundartlichen Erzählung von Marie Hillmann aus Brzesowie, Kreis Glatz, handschriftlich mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Kudowa. 1912.

1512. Das Pferd als Alp in Gestalt eines Strohhalmes.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Ein Weib[2]), das an die Albe glaubte, erzählte, daß das Alp immer über ihren Vater gekommen ist. Da hat ihm ein Mann

1) Der neutrale Artikel ist hier persönliche Eigentümlichkeit der Erzählerin; denn auch in Brzesowie heißt es gewöhnlich „der" Alp.

2) Dieses Weib stammte nicht aus Brzesowie.

einmal den Rat gegeben, wenn er wieder spürte, daß es da ist, da sollte er nach der Tür zu laufen. Und das hat er gemacht. Da hing ein Strohhalm zum Schlüsselloch herunter, und den Strohhalm hat er weggerissen. Wie es nun Morgen war, ist er in den Stall gekommen, da fand er sein schönstes Pferd verreckt. Und da sagte der Mann, der ihm den Rat gegeben hatte: „Siehst du, das ist der Alp gewesen!" Er hatte nämlich dieses Pferd gehauen, und da ist es in der Nacht gekommen, sich zu rächen. — Wenn einer auf einen andern einen Haß hat, da drückt er ihn in der Nacht als Alp.

Nach der mundartlichen Erzählung von Marie Hillmann aus Brzesowie, Kreis Glatz, handschriftlich mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Kudowa. 1912.

1513. Bannspruch gegen den Alp in Brzesowie.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Um sich gegen den Alp zu schützen, spricht man vor dem Schlafengehen in Brzesowie folgenden Bannspruch:

Olp, Olp, Olp
On ihr ganza Olwe!
Ich lieje hendr Gottes Gewelwe (Gewölbe),
Mißt de ganza Barjlan staija
On de ganza Wassalan derchwôta.
On de ganza Kerchlan besucha,
Mißt dr haime blain!

Von Marie Hillmann aus Brzesowie, Kreis Glatz.
Nach der handschriftlichen Mitteilung von Friedrich Graebisch in Kudowa. 1912.

1514. Alp als kleines buckliges Männchen zu Trautenau.

Nordöstliches Böhmen.

Ein Mann, welcher vom Alp häufig gedrückt wurde, sah ihn einmal kommen. Es war ein kleines buckliges Männchen, das sich auf seine Brust setzte und ihm allen Atem benahm. Endlich ermannte sich der Gepeinigte und sagte den Bannspruch her; sogleich verschwand der Alp.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 28. 1888. S. 54.

1515. Ein „Pôksla" frisches Brot versprechen.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsrand.

Zu einem Insassen in Gabersdorf kam überaus häufig der Alp und quälte ihn schrecklich. Da sich der Mann keinen Rat wußte, um von dem Unhold frei zu werden, klagte er den Nachbarn seine Not. Diese rieten ihm, dem Alp ein „Pôksla" frisches Brot zu versprechen, dann werde er nicht nur den Peiniger los werden, sondern ihn auch kennen lernen. Denn der erste Bettler, der am nächsten Morgen sich einstelle und weder grüße, bitte noch danke, auch kein anderes Wort rede, das sei der Alp. Der Mann tat, wie ihm geraten wurde. Schon in der nächsten Nacht erschien der Alp wieder, und der Insasse versprach ihm Brot. In der Tat verschonte ihn der Unhold diese Nacht und ging. Am andern Morgen kam ein Bettler. Er grüßte nicht, bat nicht und dankte nicht, als er das frische Brot empfing; er war der Alp. Wie staunte aber der gepeinigte Mann, als er bei näherer Betrachtung in dem Alp einen Nachbarn erkannte! Von der Stunde ab hatten alle Plackereien, denen er bisher ausgesetzt gewesen war, ein Ende.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 28. 1888. S. 55.

Auch diesseits des Riesengebirges, in Agnetendorf, ist der Ausdruck „Pôksla" für Kleinbrotel gebräuchlich, wie Friedrich Vogt mitteilte. K.

1516. Der Alp hat Plattfüße.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsrand.

In Gabersdorf am Riesengebirge gilt der Alp als ein Mensch, der sich von anderen durch gewisse Merkmale unterscheidet. Insbesondere ist er leicht an seinem Plattfuß kenntlich. Jede Nacht muß er drücken gehen; findet er keinen Menschen, so drückt er einen Baum. Dem Menschen legt er sich auf die Brust, so daß derselbe weder atmen noch reden kann.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 28. 1888. S. 51.

1517. Der Alp saugt den Kindern die Muttermilch aus der Brust.

Nordöstliches Böhmen.

Der Alp saugt die Kinder aus. Oft findet man noch am Morgen die Milchtröpfchen auf der Brust der Kinder. Unvernünftige

Eltern pflegen die Brust der Kinder mit Hühnermist und Tabaksaft zum Schutze gegen das Aussaugen einzureiben.

Aus Gabersdorf, Trautenau u. a.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 28. 1888. S. 51.

1518. Wie man sich im nordöstlichen Deutschböhmen gegen den Alp schützt.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirge und sein Vorland.

Gegen den Alp gibt es verschiedene Schutzmittel. Sein Eindringen in die Stube verwehrt ein zur Türschwelle gelegtes Beil oder ein Besen. Mit dem letzteren kann man ihn auch hinaustreiben, und er kommt dann gewiß nicht wieder. Diese Dinge werden auch unter das Bett jener Personen gelegt, die vom Alp gewöhnlich gequält werden. Auch Truden- oder Krottenfüße oder drei Kreuze an die Türe gemalt, schrecken den Unhold zurück. Wird man bereits von ihm gedrückt, so sucht man folgenden Bannspruch herzusagen:

Olp, Olp, ich sage dir,
Kumr heute ne zo mir;
Olle Wosser wôta,
Olle Bäme blôta,
Olle Bärche stechha,
Olle Gotshäuser meida,
Sollste a heute vo mr scheida. (Allgemein.)

In Klein-Borowitz ersetzt man die letzten zwei Zeilen durch: „Drweile komt dr Tôt, dô schlôf ich wos ich môt."

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 28. 1888. S. 55.

Über die Beschwörung des Albes Weinhold, Z. f. V. VI, 1896, S. 213f. und Schlesien betreffend Drechsler, Druck- und Quälgeister, Gymnasialprogramm Zaborze, S. 10f.

1519. Wie man den Alp im nordöstlichen Deutschböhmen vertreibt.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirge und sein Vorland.

Manchen Orts treibt der Hausvater den Alp vor dem Schlafengehen in folgender Weise aus. Er nimmt das Kopftuch eines

Mädchens, faltet es zu einem Streifen zusammen, legt quer auf dessen Mitte ein Taschenmesser und wickelt es ein; darauf rollt er das Tuch wieder auseinander, indem er spricht: „Olp, bist unterm Bett, su moch dich 'naus!“ Bleibt ihm beim Aufrollen das Messer in der Hand, da sich die Zipfel des Tuches überschlagen haben, so war der Alp unterm Bett und ist jetzt verjagt; befindet sich aber das Messer an seiner früheren Stelle, so ist der Alp noch irgendwo versteckt und wird unter der „Bonk“, „eim Tüppla“, „eim Saiger“, „eim Spônbrett“, „eim Kâsnapla“ usw. gesucht, bis er gefunden ist.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 28. 1888. S. 55.

Der Tiere drückende Alp.

1520. Die drei Arten des Albes.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Tost-Gleiwitz und Kreuzburg.

Über den Alp, der Tiere drückt, lauten die Nachrichten aus dem polnischen Oberschlesien sehr kärglich. A. Bartsch sagt in Mitt. Heft 8, S. 49: „Einer meiner fleißigsten Mitarbeiter, der Schüler Nikodem Porada aus Preschlebie, Kreis Gleiwitz, berichtet mir, daß es drei Arten von Mora gäbe: solche, die Menschen quälten, solche, die Tiere heimsuchten, und solche, die Bäume drückten. In Preschlebie wohnten seinerzeit drei Familien. Jede der drei Frauen war eine Mora; die eine drückte Menschen, die zweite Tiere, die dritte Bäume.“ Weiter sagt er dann: „Zum Drücken von Tieren wußte mir keiner der Schüler etwas anzugeben, während im Deutschen (z. B. in der Landeshuter Gegend) die Hexen, welche die Kühe drücken und ihnen die Milch entziehen, zahlreich bekannt sind.“

Vgl. Drechsler, Sitte, Brauch usw. II. S. 175.

Der tieredrückende Alp wird ferner erwähnt von † Pastor H. Koelling in Pitschen in Mitt. Heft 9, S. 82 aus der Kreuzburger Gegend: „Eine Mora muß Gottes Geschöpfe im Schlafe ängsten, dadurch daß sie sich auf sie legt und sie drückt und ihnen dabei, als richtige Mora, d. h. Verderberin, den Lebenssaft aussaugt. Wohl noch der, welche dieses Geschäft bei Menschenkindern ausübt; wehe der, welche Hasen und Wölfe, oder gar der, welche Dornbüsche und Bäume drücken muß.“ Vgl. auch Nr. 1457.

Der Bäume drückende Alp.

1521. Eine Frau drückt eine Birke am Feldrain bei Reimswaldau.

Kreis Waldenburg.

Eine Frau aus Reimswaldau, Kreis Waldenburg, war ein Alp. Sie mußte alle Abende hinaus an den Feldrain gehen und eine Birke drücken. Als ihr Mann sie fragte, warum sie nachts immer das Bett verließe, gestand sie ihm die Ursache. Damit sie nun nicht so weit zu laufen habe, ließ der Mann die Birke abschlagen und in den Hof bringen. Darauf ist die Frau gestorben.

Aus Herzogswaldau, Kreis Jauer.
O. Scholz in Mitt. Heft 3. 1896. S. 26.

1522. Die Seele drückt in Mausgestalt eine Weide.

Kreis Striegau.

Ein Gutsbesitzer lebte mit seiner Frau sehr glücklich. Sie hatte nur den einen Fehler, daß sie ab und zu von einer Schlaftrunkenheit heimgesucht wurde, aus der sie durch kein Mittel geweckt werden konnte. Endlich klärte eine „weise Frau" das Rätsel dadurch auf, daß die Frau ein Alp sei. Der Mann brauche nur beim Einschlafen die Frau zu beobachten. Es werde ihr dann ein weißes Mäuschen aus dem Halse kriechen, und das solle er verfolgen. Der Mann paßte auf, und richtig, wie einmal seine Frau eben eingeschlafen war, kam, überall sich vorsichtig umsehend, ein weißes Mäuschen aus ihrem Munde. Der Mann ging ihm behutsam nach und war nicht wenig erstaunt zu bemerken, daß das Tierchen fast eine Meile weit zu einer alten Weide lief, die es drückte. Da der Gutsbesitzer seine Frau, die er trotz der Entdeckung noch innig liebte, von dem Übel nicht befreien konnte, wollte er ihr wenigstens eine Erleichterung verschaffen. Er ließ die Weide in seinen Hof versetzen. Aber die Weide ging ein, und gleichzeitig schwand auch die Gesundheit seiner Frau dahin, und wie der Mann die ganz verdorrte Weide abhacken konnte, da mußte er seine Frau zu Grabe tragen.

A. Eichner in Mitt. Heft 3. 1896. S. 26.

1523. Zwei Wirtstöchter drücken die eine die Kreuzlinde, die andere die Teichbirke.

Zobtengegend. Kreis Schweidnitz.

Einst waren zwei Wirtstöchterlein „zum Lichten" gegangen und kehrten erst spät wieder heim. „Hu, wie ist es kalt und stürmisch geworden, und ich muß noch zur Kreuzlinde hinaus!" Da sprach die andere: „Hu, was soll ich sagen, ich muß noch zur Teichbirke laufen!" Es lag aber ein Gast, ohne daß sie ihn bemerkten, in der Stube und hörte dem Zwiegespräch zu. Des Morgens erzählte er dem Wirt, dem Vater der zwei Schwestern, was er gehört hatte. Von Mitleid bewogen, beschloß dieser, die betreffenden wohlbekannten Bäume herbeischaffen zu lassen, um den geplagten Töchtern die weiten nächtlichen Gänge zu ersparen. Aber die unbarmherzige Axt durchschnitt nicht nur die grünen Stämme, sondern auch das blühende Leben der Schwestern. So innig war ihr Schicksal mit dem der ehrwürdigen Bäume verkettet, daß sie mit ihrem Fall ins Grab sanken.

R. Riedel aus Kaltenbrunn am Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 73.

1524. Ein Greis muß eine Weide drücken.

Zobtengegend. Kreis Schweidnitz.

Nicht bloß den Mitmenschen, sondern auch leblosen Gegenständen wird die Ehre des Alpdrückens zuteil. So stand bei einem Bauernhofe eine Weide, die man im Begriffe war umzufällen. Da kam ein alter Greis des Dorfes und bat flehentlich, sie stehen zu lassen, sonst müsse er sterben; denn er sei bestimmt, diesen Baum zu drücken.

R. Riedel aus Kaltenbrunn am Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 73.

1525. Bauersfrau drückt eine Birke.

Kreis Reichenbach.

Ein jung verheirateter Bauer bemerkt, daß seine Frau regelmäßig allabendlich sich aus ihrem Bette „wegstiehlt", vorsichtig in den Busch schleicht und dort eine schlanke Birke krampfhaft an

sich drückt. Am Morgen stellt er sie unter vier Augen zur Rede. „Ach, sei ocke (nur) nich bise (böse)", entgegnet sie, „dos îs bei der Tôse (Taufe) versahn wurn." Er läßt darauf, um seinem Weibe die Sache bequemer zu machen, die Birke fällen und ins Haus bringen. Von Stund an schwindet die Frau dahin und stirbt bald an der „Auszehrung".

Aus Schlaupitz, Kreis Reichenbach.
Karl Knauthe in Am Urquell II. 1891. S. 72.

1526. Bäuerin muß im Walde die Kiefern drücken.

Kreis Leobschütz.

In einer Wirtschaft war die Bäuerin ein Alp und mußte alle Abende in den Wald gehn und die Kiefern drücken. Wenn halt die zwölfte Stunde kam, da ist sie aus dem Bette fort, und da hat sich immer der Mann gewundert, wo sie hin ist, und hat sie gefragt, weil sie immer so kalt war, wenn sie wieder kam. Und da hat sie's gesagt, sie muß gehen in den Wald, die Kiefern drücken. Da hat er gesagt: Wenn's weiter nichts ist, dem Dinge werden wir abhelfen, daß du nicht so weit hast. Er ließ die Bäume abschlagen und in den Hof bringen. Da ist sie aber gestorben.

Drechsler in Mitt. Heft 1. 1894/95. S. 8.

In mundartlicher Dichtung dargestellt von Wahner, „Die Kiefernelbe", Oberschlesien I. 1902/03. S. 55.

1527. Die Seele eines Mädchens muß in Mausgestalt eine hohle Weide besuchen.

Kreis Brieg.

Zu den sogenannten Lichtenabenden des Dorfes Groß-Leubusch, Kreis Brieg, erschien häufig als Gast ein junges Mädchen, das stets kurz vor Mitternacht von lebhafter Unruhe befallen wurde und sich bald unter irgend einem Vorwande entfernte, mochte die Unterhaltung auch noch so lebhaft und fesselnd sein; es war weder durch List noch Gewalt zurückzuhalten. Voll Neugierde folgten ihr einst unbemerkt einige „Rockengänger". Sie ging vor das Dorf und kroch in eine hohle Weide. Als es zwölf schlug, hüpfte

ein weißes Mäuschen aus dem Baume und verschwand nach dem Dorfe zu. Als man näher trat, sah man das Mädchen leichenartig mit offenem Munde im Baume lehnen. Man rief es beim Namen, stach es mit Nadeln, aber es gab kein Lebenszeichen von sich. Kurz nach dem ersten Hahnenschrei kam das weiße Mäuschen herbei und schlüpfte dem Mädchen in den Mund, worauf es erwachte. Es erschien nie mehr in den Spinnstuben, die Vorwitzigen aber wurden von der Zeit sehr vom Albe gequält.

Drechsler, Druck- und Quälgeister, Gymnasialprogramm Zaborze. 1904. S. 4.

1528. Nächtliche Wanderung der Seelen dreier Kretschmerstöchter.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Kreuzburg.

Ein Wanderbursche hatte in einem Kretscham übernachtet, neben der Schlafkammer der drei Töchter des Kretschmers geschlafen und ihre Gespräche, als sie am Morgen todmüde von ihren nächtlichen Morafahrten heimkamen, belauscht. Als die Mutter sie dann weckte und sich, da sie nicht aufstehen wollten, sehr wunderte, erzählte ihr der Wanderer seine Beobachtung. In der nächsten Nacht ging die Mutter in die Schlafkammer und fand zwar die Leiber ihrer Töchter in den Betten, ihre Seelen aber waren wieder auf der nächtlichen Fahrt, wer weiß in welcher Gestalt.

Pastor H. Koelling in Mitt. Heft 9. 1902. S. 82.

1529. Junge Frau drückt als Mora eine Eiche.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Tost-Gleiwitz.

Eine jung verheiratete Frau war eine Mora, die jede Mitternacht in den Wald huschte, um eine alte Eiche zu drücken. Die eigentümliche Gewohnheit seiner Frau, in der Nacht aus dem Hause zu gehen, bemerkte der Mann und schlich ihr einmal heimlich nach. Da sah er sie denn, wie sie die Eiche drückte. Am Tage darauf hieb er zusammen mit seinem Knechte die Eiche um, jedenfalls glaubte er dadurch seiner Frau Ruhe zu verschaffen. Da

diese von dem Vorhaben ihres Mannes nichts erfahren hatte, fand sie sich wiederum zur Mitternachtsstunde bei dem Baume ein. Da sie nicht zurückkam, so wunderte sich der Mann, ging ihr nach und fand sie tot bei der Eiche, wie sie noch im Tode den Stamm fest umklammert hielt.

Von dem Schüler Nikodem Porada aus Preschlebie[1]), Kreis Gleiwitz. A. Bartsch in Mitt. Heft 8. 1901. S. 49.

1530. Junge Frau muß eine Birke an der Grenze drücken.

Österreichisch-Schlesien.

Ein junger Mann, der eine hübsche Landwirtschaft besaß, heiratete ein Bauernmädchen, die das leidige Schicksal hatte, das Alpdrücken jede Nacht treiben zu müssen. Vor der Vermählung war ihm das unbekannt geblieben; denn die Braut fühlte kein Interesse, es ihm mitzuteilen. Auch nach der Verheiratung blieb sie verschwiegen. Aber der junge Ehemann nahm mit Befremden wahr, daß sein Weib jede Nacht um die zwölfte Stunde aus ihrem Bette verschwinde. Dies wunderte ihn je länger je mehr. All sein Sinnen und Nachdenken führte ihn jedoch auf keine sichere Spur. Da stellte er sich einmal des Nachts, als sie eben wieder fort war, bei Mondschein ans Fenster und wartete gedankenvoll auf ihre Wiederkehr. Nach längerem Warten bemerkte er endlich, daß sie vom Tore her über den Hof geschritten kam. Nach ihrem Eintreten in die Stube fragte er sie mit Entschiedenheit und Ernst, wo sie sich doch alle Nächte herumtreibe. Sie erschrak sehr über diese Frage und gestand ihm ihr Schicksal. Schmeichelnd und um Nachsicht bittend sagte sie, daß es sie unwiderstehlich treibe, jede Nacht das Alpdrücken zu üben. Sie wandle daher allemal um die Mitternachtsstunde bis zu einer Birke an der Grenze der Wirtschaft, diesen Baum müsse sie wie ein Alp drücken. Ohne das könne sie keine Ruhe finden. „Gut," dachte der Bauer, „wenn dies ein unvermeidliches Bedürfnis ist, will ich Rat schaffen; ich werde die Birke absägen und in den Hof bringen lassen, dann braucht sie nicht erst

1) Preschlebie ist ganz polnisch.

eine weite Strecke zu gehen.“ Das tat er schon am folgenden Tage. Allein damit war seinem Weibe nicht geholfen. So lange der Stock der Birke noch stand, mußte sie den Stock besuchen, um ihre leidige Bestimmung zu erfüllen. Als dies dem Manne kund wurde, beschloß er, auch den Stock hereinschaffen zu lassen. Dadurch wurde dem Weibe wenigstens einige Linderung verschafft. Allein damit noch nicht zufrieden, kam der Mann auf den Gedanken, den Stock völlig zu vernichten, weil dann das unselige Treiben gewiß ganz aufhören müsse. Er befahl daher, den Stock in kleinere Stücke zu zerspalten und dann zu Asche zu verbrennen. Alsbald aber wurde sein Weib krank und starb.

Aus Weidenau und Jägerndorf.
Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 25f.

1531. Derselbe Alp drückt erst einen Menschen und dann einen Birnbaum.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Ein Mann, der eben schlafen gegangen war, merkte, daß immerfort was in der Stube krabbelte. Er hatte auch gehört, daß die Tür aufgegangen und jemand hereingekommen war. Er machte Licht, konnte aber niemanden in der Stube bemerken. Und so ging er wieder schlafen. Aber wieder kommt's zu seinem Bette und zieht ihm die Zudecke ganz sachte weg. Nun denkt er sich: Aha, du Alp bist da! Und da hat er sich aufgesetzt und hat gesagt: „Komm nur morgen früh, da werde ich dir einen Böhmen (10 Pf.) geben!“ Und jetzt hat er gehört, wie es wieder sachte zur Tür hinausgegangen ist.

Den andern Tag früh kommt die alte Batonitschken[1]) und sagt: „Ich komme nach dem Versprochenen.“ Und als er ihr den Böhmen gibt, da sagt sie zu ihm: „Wo soll ich denn hingehn, wenn wieder die Zeit kommt?“ Da hat er zum Fenster hinausgezeigt

1) Sie heißt Bartonitschek und wird im Dorfe „de ale Mure“ genannt von tschechisch můra = Alp.

auf einen Birnbaum, und da ist sie wieder heimgegangen. Und es dauerte nicht lange, da war der Baum verdorrt.

Nach der mundartlichen Erzählung von Marie Hillmann aus Brzesowie, Kreis Glatz, handschriftlich mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Kudowa. 1912.

1532. Junge Frau drückt eine Birke im Walde bei Borowitz.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsvorland.

In Borowitz heiratete ein Bauer ein Mädchen, das ein Alp war, ohne daß es davon Kenntnis hatte. Allnächtlich um die zwölfte Stunde verließ die junge Bäuerin das Haus und kam nach Ablauf einer Stunde ganz erfroren wieder. Dieser nächtliche Ausgang konnte dem Bauer nicht lange verborgen bleiben, und bald nahm er ihn auch wahr. Er fragte sein Weib, wohin es in so tiefer Nacht gehe. Er empfing darauf unter Tränen das Bekenntnis, daß es jede Nacht hinaus in seinen Wald gehen müsse, um eine dort stehende Birke zu drücken. Der Bauer hatte sein junges unglückliches Weibchen viel zu lieb, als daß er ihm deswegen hätte gram werden können. Gutmütig meinte er: „Wenn sonst nichts ist, so werden wir die Birke hereinholen, damit du nicht so erfrierst." Die Bäuerin sagte nichts und dachte nur, es wäre freilich besser, wenn der Baum im Hofe stände.

Kaum graute der Morgen, so stand der Bauer auf, nahm Hacke und Säge und wanderte in seinen Birkenbusch. Draußen angelangt, legte er Hand an die bezeichnete Birke. Wie freute er sich im Stillen, seinem Weibe zu zeigen, wie lieb er es habe; der Baum sollte zu Hause sein, ehe er frühstücke. Er nahm den abgesägten Baum und schaffte ihn in den Hof. Hatte er erwartet, sein Weib würde ihm freudig entgegenkommen, so irrte er; und als er in die Stube trat, bot sich ihm ein erschütterndes Bild. Die Bäuerin lag tot auf dem Fußboden; sie war in demselben Augenblicke gestorben, in welchem er die Birke durchsägt hatte. Nun begriff er den großen Fehler, welchen er begangen hatte. Nicht absägen und abhauen hätte er den Baum sollen, sondern sorgfältig mit den

Wurzeln ausheben und in den Hof verpflanzen. Doch die Erkenntnis kam zu spät.

Mündlich aus Klein-Borowitz.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 28. 1888. S. 52.

1533. Ein Bursche muß eine Birke bei Gabersdorf drücken.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsrand.

Zu einem Mädchen unseres Dorfes (Gabersdorf) kam ein Bursch aus Bösig freien. Da Bösig von uns mehrere Stunden entfernt liegt, so übernachtete der Bursche wiederholt in dem Hause des Mädchens. Bald nahmen aber die Angehörigen der Umworbenen wahr, daß der Bursche um die mitternächtige Stunde das Haus verließ, und als man in dessen Kammer nachsah, lagen die Kleider unberührt auf einem Stuhle. Das erweckte Verdacht, und das Mädchen beschloß, den sonderbaren Freier darüber zur Rede zu stellen.

Eines Abends, als der Bursche wieder auf Besuch kam, wurde aufgepaßt. Der Fremde legte sich zu Bette und schlief bis Mitternacht. Als die zwölfte Stunde anbrach, stand er vom Lager auf und verließ unbekleidet das Haus. Nach Ablauf einer Stunde kam er wieder, fast erstarrt. Das Mädchen ging nun in die Kammer und fragte ihn, wo er gewesen sei. Der Bursche wollte von einem Ausgange nichts wissen, erst auf die Drohung, daß er nicht mehr ins Haus kommen dürfe, falls er nicht sage, was er soeben getrieben habe, bekannte er, daß er ein Alp sei und allnächtlich drücken müsse. Er müsse diesen Gang unternehmen. So oft er hier im Dorfe sei, drücke er eine Birke (er bezeichnete den Baum näher). Diese Birke dürfe man nicht fällen; geschähe es dennoch, dann müßte er sterben. Nach diesen Eröffnungen gab das Mädchen dem unheimlichen Freier selbstverständlich den Abschied.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 28. 1888. S. 51.

Alpkinder und Wechselbälge.

1534. Kinder, die zu Albern werden.

Kreis Leobschütz und Neisse.

Wie vorsichtig man mit Kindern sein muß, ergibt sich auch aus folgenden beiden Berichten:

Man sagt, solche Kinder, die bereits abgesetzt sind, aber von der Mutter aus Mitleid wieder an die Brust gesetzt werden, müssen als Alber umgehen.

K. Mündlich von Frau Schuhmacher Clemenz aus Langenau bei Katscher. 1905.

Wenn die Pate mit dem Kinde zur Taufe geht und an der Kirchtür nicht wartet, bis der Priester sie hereinruft, sondern voreilig die Kirche betritt, so wird das Kind ein Alp.

K. Mündlich von der Milchfrau Kautzen aus Patschkau. 1900.

1535. Die Mora mit ihren Jungen in Keltsch.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Groß-Strehlitz.

Von einer Alpfamilie berichtet folgende Sage aus dem polnischen Oberschlesien:

Zu einem Bauern kamen einmal viele Moren, „eine Alte mit vielen Jungen". Der Bauer biß einer jungen Mora, die ihn würgte, den Finger ab. Zur Rache dafür wollten die Moren in der nächsten Nacht den Bauern mit Messern erstechen. Schlau aber legte der Bauer, der den Plan der Mora gehört hatte, einen vermummten Holzklotz an seiner Stelle in sein Bett. Am nächsten Morgen fand der Bauer viele Messer in dem Klotze stecken.

Von dem Schüler Bednarek aus Keltsch, Kreis Groß-Strehlitz. A. Bartsch in Mitt. Heft 8. 1901. S. 50.

1536. Welches Kind ein Alp wird.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Wenn eine Sechswöchnerin in den Sechswochen zu Kirchen geht, so verfällt sie der Krankheit, und wenn sie vor den Altar tritt,

ehe der Geistliche sie abgeholt und eingesegnet hat, so heißt es, so ein Kind wird dann ein Alp.

Von Marie Hillmann aus Brzesowie, Kreis Glatz.
Handschriftlich mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Kudowa.
1912.

1537. Der Alp bildet ein Kind aus Lehm[1]) in Klein-Borowitz.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsvorland.

Ein armer Mann, der sich von Dorf zu Dorf bettelte, traf unterwegs einen Fremden, welcher am Wege kauerte und sich mit aufgeweichtem Lehme zu schaffen machte. Das fiel dem Bettler auf. Stundenweit in der Runde kannte er jeden Menschen, den Mann hatte er aber noch nie gesehen. Was mochte der wollen? Eine Weile sah er dem Treiben des Unbekannten zu. Was er sah, steigerte nur sein Erstaunen. Der Fremde formte aus dem Lehme einen Rumpf, einen Hals, einen Kopf und endlich Gliedmaßen. Als die Teile fertig waren, fügte er sie zusammen, und ein Lehmkind war geschaffen. „Freund," redete der Bettler den sonderbaren Mann an, „was tut ihr da?" „Wie ihr seht, mache ich ein Kind, einen „Wakselbolka"." Jetzt ging dem Bettler ein Licht auf, aber anscheinend gleichgültig fragte er weiter: „Ja, wozu denn?" Der Künstler, der niemand anderer als der Alp war, erzählte redselig: „Heute Nacht um zwölf Uhr wird in einem Bauershofe des nächsten Dorfes ein Kind geboren, das ich auswechseln werde." „Aber auf welche Weise? Heute wird jedermann auf das Kind achten!" „Ach, nicht doch! Sobald das Kind geboren sein wird, wird es dreimal niesen, und sagt da niemand „Gotthelf!", so ist es mein. Wer wird aber daran denken, dies zu sagen?" Der Bettler hatte genug ausgeforscht, er sputete sich, vor Einbruch der Nacht das Dorf zu erreichen; denn nimmer solle es dem Alp gelingen, seinen Plan zu verwirklichen. Im Dorfe angelangt, ging er schnurstracks in den bezeichneten Hof und bat um ein Nachtlager. Wie

1) Dieselbe Sage teilt Kuhn (Norddeutsche Sagen, S. 521) aus Biedenkopf in Oberhessen mit.

leicht begreiflich, wurde er mit seiner Bitte abgewiesen. „Mein lieber Mann," sprach der Bauer, „heute geht es nicht, euch hier zu behalten; mein Weib sieht der Niederkunft entgegen, und da ist in der Stube kein Raum." Der Bettler ließ sich jedoch nicht abweisen. Er bat immer wieder und wieder, da es ihm heute ganz unmöglich sei, sich weiter zu schleppen. Da willigte der Bauer endlich in die Bitte und wies ihm einen Winkel bei der Tür an. Der Bettler legte sich nieder, schlief aber nicht, sondern harrte mit Spannung auf die zwölfte Stunde. Mitternacht kam endlich, und die Bäuerin schenkte einem kräftigen Knaben das Leben. Er nieste dreimal; niemand rief jedoch „Gotthelf!" Da sprach der Bettler mit lauter Stimme: „Gôt helf dr die Nocht!" Kaum waren die Worte des Bettlers verklungen, als auch schon die Tür aufging und der Alp mit seinem Lehmkinde sichtbar wurde. Krachend warf er es auf den Boden, daß es in tausend Splitter ging, und auf den Bettler deutend, rief er zornig: „Dar hôt mer's Spiel vertorwa (verdorben)!" Da erschraken die Bauersleute nicht wenig, besonders als sie den unvermuteten Eindringling betrachteten. Der Bettler nahm jedoch das Wort und sprach: „Fürchtet nichts, Leute, der Alp hat keine Gewalt mehr über das Kind; er muß unverrichteter Dinge wieder gehen." Grollend entfernte sich auch der Alp. Nun erzählte der Bettler sein Erlebnis, und Freude herrschte im ganzen Bauershofe über dessen glücklichen Ausgang. Reich beschenkt wurde der Bettler am andern Morgen entlassen.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 28. 1888. S. 53. Bei Taubmann, „Märchen und Sagen aus Nordböhmen" S. 54 wird diese Sage vom Wassermann erzählt.

1538. Der Alp wechselt ein Kind aus zu Gabersdorf.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsvorland.

In den Sechswochen darf ein Kind nicht allein gelassen werden, sonst stiehlt es der Alp.

In Gabersdorf war ein Weib nachlässig genug, mit Außerachtlassung dieses Gebotes aus der Stube zu gehen und den noch

nicht sechs Wochen alten Säugling allein zu lassen. Es mußte dafür auch büßen. Als es nach einer Weile zurück in die Stube kam, sah es zwei Kinder, die in ihrem Äußeren einander vollkommen glichen. Aber nicht nur körperlich ähnelten die Kinder einander, sondern auch in der Bekleidung. Sie hatten gleiche Häubchen, gleiche Hemdchen, gleiche Bettchen.

Der Wöchnerin war klar, hier trieb der Alp sein Spiel. Sie hatte auch Geistesgegenwart genug, sofort einen Besen vor die Tür zu legen, so daß der Alp weder in die Stube herein, noch aus derselben hinaus konnte. Der Alp hatte in der Tat das Kind auszuwechseln gesucht, indem er das eigene[1]) für das fremde hinlegte. Gewöhnlich nimmt er, wenn der Diebstahl ihm nicht gelingt, sein Kind wieder mit, hier war es ihm unmöglich geworden, deshalb fand die lässige Mutter zwei Kinder vor. Ratlos stand sie vor den beiden Kindern; sie vermochte sie nicht zu unterscheiden. Sie rief darum die Nachbarinnen herbei, und diese hießen sie, beide Kinder mit Birken- oder Weidenruten zu peitschen. Eins der Kinder werde dann zu schreien anfangen; das sei ihr Kind, das andere aber der Wechselbalg.

Die Mutter schaffte nun rasch Birkenruten herbei und strich mit diesen tüchtig die beiden Kinder. Die Wirkung war bald da. Eins hob gar jämmerlich zu schreien an. Dieses ergriff sie und legte es in die Wiege. Um den Wechselbalg kümmerte sie sich nicht weiter. Er verschwand bald auf unbemerkte Weise. Der Alp hatte ihn wieder geholt.

Das Kind behielt indessen einen Denkzettel; weil der Unhold dasselbe mit seinem Munde bei den Lippen gefaßt und so aus der Wiege gehoben hatte, blieben seine Lippen immer dick und wulstig.

Mündlich aus Gabersdorf.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild, Heft 28. 1888. S. 52.

1) Daß der Alp auch eigene Kinder hat, erfahren wir aus folgendem Berichte aus der böhmischen Riesengebirgsgegend: Die Kinder des Albes sind leicht zu erkennen. Sie haben sehr lange spindeldürre Beine, Spinnenfinger, einen sehr großen Kopf, dicke wulstige Lippen. Die Sprache erlangen sie nie oder unvollkommen (Klein-Borowitz.) Ihr Name ist Wechselbalg oder Wichtelbalg (Nimmersatt). Fiedler, Das Riesengebirge in Wort und Bild. Heft 28. 1888. S. 54.

Der Werwolf.

1539. Der Werwolf in Fellhammer und Umgegend.

Kreis Waldenburg.

Erbauete Christoph Rosemann die Rosenmühle in Obergiersch-dorf. 1695. Fand sich in der Fastenzeit ein grimmiger Wolf in den Fellhammer Wäldern, welcher auch an andern Orten sich sehn ließ und dann ab und zugehenden Leuten sehr nachsetzte. Er hat alsdann in Altwasser ein Kind und in Fellhammer zwei Kinder erbissen, auch in Weissstein, Steingrund und Tannhausen an jedem Orte ein Kind zerrissen und gefressen, da aber demselben an allen diesen Orten sehr nachgesetzet worden, hat er sich gänzlich verloren. Hierbei war ein Mann in Fellhammer, der alte Gumpricht genannt, in Verdacht, als ob er sich in diesen Wolf verwandelt hätte.

Aus einer Chronik des Dorfes Giersdorf, zum Jahre 1695. Prov.-Bl. 1828. Ergänzungsbogen S. 251.

Über den Werwolf sagt Drechsler in Sitte, Brauch und Volksglauben I, S. 17 nach Scherffer Spr. 273: In den Zwölften (zwischen Weihnachten und Heilige Drei Könige) gehen die Werwölfe um. Man darf in dieser Zeit überhaupt den Wolf nicht mit seinem Namen nennen, sondern muß ihn das Gewürm oder Ungeziefer oder Unflat heißen, damit man nicht mit der Herde von den Wölfen zerrissen werde.

Doppelgänger.

1540. Der Doppelgänger zu Goldberg.

Kreis Goldberg-Haynau.

Ein furchtbares Hagelwetter hatte 1580 die hoffnungsreiche Ernte um Goldberg zerstört. Als das Wetter vorüber war, eilten die Bürger aus den Toren, um den Schaden zu besehen. Auch der Bäckermeister Pätzold machte sich auf den Weg. Als er unter das Obertor kam, begegnete ihm der Schwertfeger Döring, der schon von draußen kam, wo seine Felder neben denen Pätzolds am Wolfsberge lagen. Döring sah furchtbar niedergeschlagen aus, Pätzold redete ihn an und erfuhr, wie schrecklich das Wetter gehaust

habe, die Ernte sei vollkommen vernichtet. Sie sprachen noch einige Zeit, dann ging Döring nach seiner Wohnung in der Schmiedegasse, während Pätzold den Weg nach dem Wolfsberge fortsetzte. Er war trübe gestimmt. Was konnte es Döring so viel schaden, dachte er, wenn auch die Ernte nicht eingebracht werden konnte? Er betrieb ein Handwerk, das seinen Mann nährte, denn es war das einzige am Orte. Aber er! Er war nicht der einzige Bäcker, und dann hatte er eine zahlreiche Familie. Während er so in Gedanken sich seinen Feldern näherte, sah er deutlich, wie Döring, das gesenkte Kinn mit der Hand gestützt, langsam auf seinen Äckern dahinschritt, zuweilen stehen blieb und das Haupt schüttelte. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, denn hatte er ihn nicht soeben unter dem Tore getroffen? Und er war doch nach der Stadt zu gegangen. Neugierig schritt er näher, um ihn anzureden. Da schien es ihm, als ob des Schwertfegers Füße nicht den Boden berührten, sondern er leicht dahin schwebte. Ein Grauen überkam ihn, aber endlich faßte er sich und sprach: „Nachbar Döring! Seid ihr schon wieder hier? Wie seid ihr denn an mir vorbeigekommen?“ Da stand die Gestalt stille, stierte ihn an, und das Antlitz war geisterbleich, aber die Züge Dörings waren es so unverkennbar, daß ein Irrtum ausgeschlossen war. „Nachbar,“ sagte der Bäckermeister, „ihr kommt mir gar sonderbar vor. Fehlt euch etwas?“ Keine Antwort. Nun faßte er nach seiner Hand, da schob sich die Gestalt wie von selbst zusammen und war verschwunden. Nun war es mit der Fassung des Bäckers vorbei, wie ein Verfolgter eilte er zurück nach der Stadt, mit Schweiß bedeckt kam er durchs Tor, und sein erster Gang war zum Nachbar Schwertfeger. Als er eintrat, rief ihm Döring entgegen: „Nicht wahr, Nachbar! Es ist alles in Grund und Boden gehauen, wie ich gesagt habe?“ Der Bäcker fragte sogleich, ob er das Zimmer irgendwie verlassen habe, seit er ihn getroffen. „Nein!“ sagte Döring, „ich habe hier gesessen wie festgebannt, aber mein Geist war beständig auf den Feldern, ich sah sie immer vor mir die zusammengeschlagenen Saaten und das ganze Unglück!“ Es wurde Pätzold unheimlich bei diesem

Manne, und er empfahl sich rasch. Unterwegs traf er den Trompetenmacher Kiritz, einen guten Freund, dem erzählte er die Geschichte. „Das braucht dich nicht zu wundern," sagte dieser, „Döring ist ein Doppelgänger. Wo sein Geist weilt, da sieht man ihn, wie wenn er es selber wäre. Man hat ihn oft schon an zwei Orten gesehen. Du kennst ihn ja, er ist so sparsam, man könnte ihn fast geizig nennen. Dieser Hagelschlag hat ihn so aufgeregt, daß sein Geist sich nicht losmachen kann von den verwüsteten Feldern, und den wirst du halt gesehen haben."

C. W. Peschel, Anhang zur Geschichte der Stadt Goldberg. 2. Aufl. 1841. S. 111 f. Im Auszuge.

1541. Der Doppelgänger zu Breslau.

Stadt Breslau.

Ein Breslauer Arzt (der jetzt schon lange tot ist) pflegte öfter ein sonderbares Vorkommnis zu erzählen, das ihm selbst begegnet war und das auf alle, die es hörten, einen unheimlichen Eindruck machte. Wollte man das, was er sagte, bezweifeln, so erwiderte er regelmäßig, er sei doch ein gebildeter Mann und keineswegs zum Aberglauben geneigt.

Als er noch ein junger Arzt war, wohnte er auf der Scheitniger Straße, und da ihn einmal seine Praxis bis in die späte Nacht außer dem Hause gehalten hatte, so kehrte er, sehr ermüdet, erst spät abends in seine Wohnung zurück. Wie er so die Straße entlang schreitet, da merkt er, daß ein Mensch ihm gegenüber auf der anderen Seite der Straße immer gleichen Schritt mit ihm hält. Das fällt ihm auf, und er hält inne, der andere bleibt ebenfalls stehen. Als er zu ihm hinüberblickt, sieht er, daß der Mensch ihm vollkommen gleicht, denselben Rock trägt, denselben Hut und genau dieselben Bewegungen macht wie er selbst. Er geht wieder, der andere ebenfalls, er greift sich an den Kopf, ob er noch bei Sinnen sei, der andere tut dasselbe. Er fängt an zu laufen, der andere läuft ebenfalls. So kommen sie an den Eingang des ehemaligen Wintergartens. Da sieht er, wie der andere quer über

die Straße auf das alte Häuschen zugeht, wo er (der Doktor) bei einer Witwe wohnte. Er sieht, wie er den Schlüssel aus der Tasche zieht, die Haustür aufschließt, wieder zuschließt, und er hört ihn die alte gebrechliche Treppe hinaufsteigen. Er tritt gegenüber auf die Straße und sieht, wie der andere in seinem eigenen Zimmer Licht anstreicht und wie es hell wird. Da steht ein Baum gegenüber, den ersteigt der Doktor, um zu sehen, was in seinem Zimmer vorgeht. Die Wirtin ist eingetreten und bringt ihm das Abendbrot, als wäre er es selbst, er plaudert mit ihr, und als sie zur Tür hinausgeht, ruft er ihr noch nach, wann sie ihn wecken solle. Er sieht, wie der Mann sich entkleidet, sich in sein eigenes Bett legt und das Licht auslöscht.

Das alles kam dem Doktor höchst unheimlich vor, und wenn er auch nicht an einen Spuk dachte, so glaubte er doch, es könne am Ende auf sein Leben abgesehen sein. Einige Häuser zurück wohnte ein Freund von ihm, und er beschloß, diesen aufzusuchen und bei ihm zu übernachten. Etwas anderes zu unternehmen, verbot ihm die späte Nachtstunde, seine Müdigkeit und eine gewisse Zaghaftigkeit. Der Freund behält ihn natürlich mit Freuden bei sich, dem erzählt er nun die ganze sonderbare Geschichte. Beide denken, der andere Tag werde schon eine Aufklärung bringen. Er brachte sie auch. Früh am Morgen, sie lagen beide noch zu Bette, kommt des Doktors Wirtin mit allen Zeichen der Aufregung herübergelaufen zu dem Freunde, pocht lebhaft, und als er öffnet, schlägt sie die Hände über dem Kopfe zusammen: „Um Gotteswillen, denken Sie doch, der Doktor ist erschlagen! Die Decke ist in der Nacht heruntergebrochen und auf ihn gefallen!“ „Beruhigen Sie sich, liebe Frau,“ sagte der Freund, „Der Doktor ist bei mir! Wollen Sie ihn sehen?“ „Aber scherzen Sie doch nicht,“ sagt sie, „ich habe ja gestern abend mit ihm gesprochen, als ich ihm das Abendbrot brachte. Heute früh wollte ich ihm den Kaffee ins Zimmer tragen, da sah ich, daß die Decke unten lag und gerade auf seinem Bette. Er ist tot, alle Leute im Hause sagen, der Doktor ist erschlagen.“ Da mußte wohl der Doktor selbst hervortreten in

seinem Nachtgewande, um die erregte Frau zu beruhigen. Aber auch sein persönliches Erscheinen brachte keine Klärung in die Sache. Wer war der Mann gewesen, mit dem sie gestern abend gesprochen hatte? Als man die Trümmer der Decke wegräumte, fand man natürlich das Bett leer. Ohne diesen merkwürdigen Vorfall wäre der Doktor ein Kind des Todes gewesen.

K. Mündlich von meiner Frau, die dieses Abenteuer von dem Arzte selbst, dem es begegnete, erfahren hat. 1903.

Eine ähnliche Geschichte finde ich berichtet im Breslauer Erzähler, 1848, S. 225, unter dem Titel: Das zweite Gesicht. Ein alter Mann erzählt von der Witwe Gentner, bei der er ein Zimmer gemietet habe. Eines Abends, als er nach Hause kommt, sieht er, wie ein alter Herr vor ihm in sein Zimmer geht; er wundert sich darüber und nimmt einstweilen im Salon Platz. Das rettet ihm das Leben; denn kaum sind einige Augenblicke vergangen, da stürzt die Decke seines Zimmers ein, und er wäre ohne diesen merkwürdigen Zufall getötet worden. Von jenem alten Herrn war keine Spur mehr zu entdecken. (Eine Ortsangabe enthält diese Erzählung nicht.)

1542. Der Doppelgänger zu Neisse.

Stadt Neisse.

Gegen Ende der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebte zu Neisse der Fürstentumsgerichtsrat Franz Lork. Dieser pflegte in seinen letzten Lebensjahren gern eine kleine Geschichte zu erzählen, deren Held einer seiner Neffen gewesen ist. Sie ist durch Familientradition erhalten worden.

Rat Lork hatte nach dem Tode seines Schwagers, eines Forstbeamten des Benediktinerstiftes Braunau, einen von dessen sieben Söhnen, den 19 Jahre alten Primaner Franz, zu sich nach Neisse genommen, um seiner einzigen Schwester, die nun Witwe geworden war, in ihrer Not zu Hilfe zu kommen. Da aber die Wohnung des Rats beschränkt war, mietete dieser für den jungen Mann ein Zimmerchen in der Nähe des Gymnasiums, wo er arbeiten und schlafen sollte, während er im übrigen sich im Hause seines Oheims aufhielt. Das gemietete Zimmerchen war ein abgetrennter Teil eines ursprünglich großen dreifenstrigen Zimmers, das

einen wertvollen Schmuck hatte: die ganze Decke war mit schönen Stukkaturarbeiten überkleidet, in den vier Ecken der Decke waren in ganz erhabener Arbeit Engelchen angebracht, welche die vier Jahreszeiten darstellten. Der große Raum war zu unbequem gewesen, und so hatte man eine bretterne Wand gezogen, die das Zimmer in ein kleineres mit einem Fenster und ein größeres mit zwei Fenstern zerlegte. Die Wand trennte auch die Decke in der Weise ab, daß in dem kleinen Zimmer vorn in der Ecke am Fenster „der Winter" und in der andern Ecke „der Herbst" zu sehen war. Das war der Raum, den Rat Lork für seinen Neffen ausersehen hatte.

Es war am 25. November 1750, einem Sonnabende. Das Wetter war jammervoll, es wehte kalt durch die Straßen und regnete Bindfaden den ganzen Tag, und da den alten Rat ohnehin die Gicht plagte, war seine Laune heut doppelt schlecht. Sein Neffe Franz hatte ihm nachmittags und abends Gesellschaft geleistet und ihn durch anregende Gespräche etwas aufgeheitert. Es war 10 Uhr abends und Zeit geworden, nach Hause zu gehen. Wohl meinte die alte Köchin, Franz solle doch dableiben, es sei ja ein Wetter, daß man keinen Hund auf die Straße jage, er solle die Nacht in der Eckstube auf dem Sofa schlafen. Aber der Rat entgegnete, ein so junger Mann dürfe sich vor dem bißchen Wind und Regen nicht fürchten, die Köchin solle ihm nur den Mantel bringen, den der Rat längst nicht mehr trug, der werde ihm gute Dienste leisten. Es war ein sonderbarer Mantel, einst sehr modern, jetzt aber höchst auffallend durch seine helle, ins Gelbe spielende Farbe, durch den steifen, aufrechtstehenden Kragen, den fünf Kragen übereinander und dem großen merkwürdigen Schlosse am Halse. Franz tat ihn um, stülpte seine Pelzmütze auf den Kopf, ergriff die ihm von der Köchin gereichte Blendlaterne und empfahl sich.

Als er auf die Straße trat, fiel der Regen und Wind förmlich über ihn her. Er raffte den Mantel zusammen und schritt den Weg von der Breslauer Straße nach dem Salzring, wie er ihn zu gehen gewohnt war, dahin. Keine Menschenseele war auf der

Straße zu erblicken. Er ging quer über den Fahrdamm der Breslauer Straße nach der Franziskanerkirche (heute evangelische Kirche) und weiter zur Töpfermühle. Franz hob sein Laternchen, um den Weg besser überschauen zu können, da stand, ungefähr 20 Schritte von ihm entfernt, an der Ecke der Töpfermühle irgend jemand, eine Gestalt, die auch ihrerseits aus einer kleinen Laterne die Strahlen auf Franz fallen ließ. Dieser glaubte, der Mensch warte auf ihn, da er ganz ruhig und still stand. Kaum aber hatte er selbst den ersten Schritt vorwärts getan, da verschwand das Licht und die Gestalt um die Ecke der Mühle hinum. Als er selbst um die Ecke bog, da ging die Gestalt wieder vor ihm her, indem sie die Laterne vorn auf der Brust hielt, so daß die Umrisse des Unbekannten sich deutlich abzeichneten. Um den Fremden besser sehen zu können, hob Franz die Laterne. Doch wie wunderbar! Der andere tat dasselbe. Deutlich erkannte Franz, daß dieser eine Pelzmütze trug und einen langen Mantel mit Stehkragen, auch daß dessen Farbe hell war und der seinigen glich — und doch hatte ihm der Oheim mehrmals versichert, ein ähnlicher Mantel sei wohl in der ganzen Stadt nicht mehr zu finden. Da wurde in ihm der Wunsch rege, dem Manne ins Angesicht zu sehen und ihn gar, wenn tunlich, anzureden; denn Furcht war ihm fremd. Unterdessen waren beide am Theater vorbei und an die bischöfliche Residenz gekommen. Franz ging immer rascher, merkwürdig! die Gestalt ging ebenfalls rascher, und obwohl er mehr und mehr in Laufschritt überging, der Fremde blieb in derselben Entfernung von etwa 20 Schritten vor ihm. An der heutigen Kommandantur verschwand die Gestalt. Franz befand sich nun doch in einer körperlichen und seelischen Erregung, wie nie zuvor. Schon wollte er umdrehen, aber er schämte sich, und mit fester Anspannung seines Willens schritt er weiter, bis zum Geländer des Mühlgrabens, und bog dann kurz um die Ecke der Residenz in die Jesuitenstraße ein. Da — wie ärgerlich — 20 Schritte vor ihm ging abermals „das wesenlose Ding, das von ihm selbst sich die Gestalt geborgt", wie Franz später diesen Doppelgänger zu bezeichnen pflegte.

Dieser war bis ans Ende der Jesuitenkirche gelangt, während Franz am Anfange der Kirche sich befand. Da faßte er den Entschluß, eine Entscheidung über das Wesen des Fremden herbeizuführen. Auf die erste Stufe der marmornen Freitreppe der Kirche hinauftretend, hob er die Laterne hoch und rief laut in die Nacht hinein: „Der da vor mir geht, drehe sich um; ich will erkennen, wer mich bis jetzt geneckt hat!“ Sofort drehte sich die Gestalt um, ebenfalls die Laterne hoch zum Gesicht haltend, und Franz erkannte — sein eigenes Gesicht! Kraftlos vor Furcht und Schreck sank er auf die Stufen der Treppe nieder, doch behielt er seine Besinnung. Er sah ganz deutlich, wie die Gestalt gleich wieder kehrt machte, in raschem Schritte bis zu dem Hause ging, das Franz bewohnte, wie sie dort einen Augenblick an der Tür stehen blieb, scheinbar diese aufschließend. Und wirklich, die Tür öffnete sich, die Gestalt trat ein, und geräuschlos schloß sich jene wieder. Deutlich sah Franz hierauf hinter dem Fenster des Flures neben dem Haustor Licht; dies glitzerte eine Weile in den Scheiben und hob sich dann, als wenn sein Träger die Treppe in die Höhe stiege; dann war das Licht eine kurze Zeit verschwunden, um alsbald in Franzens Zimmer wieder zu erscheinen. Eine Minute lang sah er hier das Licht sich hin- und herbewegen, und dann war es auch hier erloschen.

Franz fühlte nicht den Mut, auf sein Zimmer zu gehen. Er rannte, wie von Furien verfolgt, zurück, zog die Hausglocke seines Oheims und ward von der alten Köchin, mit dem Lichte in der Hand, empfangen. „Um Gotteswillen, Herr Franz, wie sehen Sie aus?“ rief sie bei seinem Anblick. Er war nicht imstande, sie aufzuklären, ließ sich ins Eckzimmer führen und legte sich aufs Sofa, ohne einschlafen zu können. Der Oheim erfuhr erst am nächsten Morgen, was vorgefallen war; Franz gab seinen ausführlichen Bericht. Rat Lork hielt alles für Phantasiegebilde und mahnte ihn, sich nach Hause zu begeben und sich auszuschlafen.

Franz kam, noch völlig erschöpft, in seinem Hause an. Zaudernd stieg er die Treppe zum ersten Stock empor, da fand er seine

Wirtin mit einem Dienstmädchen plaudernd auf dem kleinen Flur. „Guten Morgen, Herr Franz! Schon so früh ausgewesen? Ich habe Sie gar nicht fortgehen hören.“ Dann setzte sie hinzu: „Aber sagen Sie doch, was ist Ihnen denn gestern in der elften Stunde passiert. Es gab ja mit einem Male einen Knall, daß ich hoch im Bette aufgefahren bin. Sie sind gewiß wieder mit Ihrer Bettstelle zusammengebrochen.“ Franz hatte indessen die Stubentür aufgeschlossen und die Tür weit aufgestoßen. Welcher Anblick! Ein Teil der Stukkaturverzierung hatte sich von der Decke losgelöst und war auf den Fußboden gestürzt, die Engelfigur „der Winter“ hatte den Schreibtisch arg beschädigt, die andere, „der Herbst“ war in die Bettstelle gefallen und hatte diese vollständig zertrümmert, die Figuren lagen in Stücken. Hätte Franz in jenem Augenblicke im Bette gelegen, er wäre unzweifelhaft getötet worden.

Das wunderbare, aber wahre Ereignis hat nicht weiter aufgeklärt werden können, das Haus, in dem es geschehen, ist seit einigen Jahren von der Erde verschwunden.

Erzählung von Fritz Herring in Prov.-Bl. 1867. S. 22 ff. u. 96 ff. Auszug des zur Sache Gehörigen. Nacherzählt von Paul und Hildegard Knötel, Oberschlesische Sagen. 2. Bd. 1911. S. 129—135.

III. Schwarzkünstler.

1543. Der Feuersegen des Zigeuners zu Budissin.

Sächsische Lausitz. Stadt Bautzen.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts kam eine wandernde Zigeunerfamilie nach Budissin und suchte, da fast alle eine Krankheit befallen hatte, ein Obdach auf einige Tage. Die Mutter mit ihren zwei kranken Kindern ging von Haus zu Haus, um die Herzen der Einwohner zu bewegen, und der Vater lag auf einer Steinbank am Tore. Allein kaum gelang es den Armen, einige geringe Gaben zu erhalten, sie aufzunehmen bezeugte niemand Lust, und so mußten sie dem kranken Vater leider alle Hoffnung auf Obdach

in der feuchten Herbstnacht rauben. Traurig, vor Kälte zitternd, saßen sie nun am Tore; da schritt ein Mann vorüber, der selbst arm und dürftig aussah. Dieser fragte sie, warum sie so klagten, und als sie ihm ihre Not gestanden, da führte er sie mit den Worten: „Nun, so kommt mit mir!“ in seine schlichte Wohnung in der Gaschwitz, unfern der äußeren Ringmauer der Stadt. Er gab ihnen eine Kammer, reichte dem durchfrorenen Vater einen Trank, teilte mit den Unglücklichen sein Abendbrot und bereitete ihnen ein Lager aus frischem Stroh. So übte er mehrere Tage lang sein Werk der Barmherzigkeit an ihnen, bis sie imstande waren, ihren Weg wieder in ihre Heimat nach Ungarn fortzusetzen. Ehe sie Abschied von dem menschenfreundlichen Manne nahmen, sprach der genesene Zigeuner zu ihm: „Wir wollen nicht undankbar von dieser Stätte gehen, sondern ein bleibendes Zeichen zurücklassen. Von dieser Stunde an wird dieses Gebäude kein Raub der Flammen werden, und wenn auch die ganze Stadt in Schutt und Asche verwandelt würde, so wird doch kein Feuer dieses Haus anfassen.“ Damit murmelte er den sogenannten Feuersegen und ging von dannen. Zwar glaubte anfangs der Besitzer des Hauses den Worten des Zigeuners nicht, allein bald ward er eines andern belehrt und erfuhr zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Fremdling die Wahrheit geredet hatte. Nach wenigen Jahren ward Budissin von Wallenstein erobert und mit kaiserlichen Truppen besetzt, der Friedländer zog bald darauf nach Böhmen und ließ den Obristen von Goltz als Stadtkommandanten zurück. Dieser ließ, als die Sachsen vor die Stadt rückten, die Vorstädte der Stadt in Brand stecken, ein widriger Wind jagte das Feuer in die innere Stadt, und bald stand diese in Flammen. Nur ein unbedeutendes Haus in der Gaschwitz blieb unversehrt, und das war dasjenige, welches die Zigeuner beherbergt hatte. Die Soldaten legten mehrmals Pechkränze an, konnten aber das Dach nicht in Brand bringen. Noch vor wenigen Jahren war es bewohnt, allein 1840 ward es wegen Baufälligkeit niedergerissen, der Platz geebnet und als Garten benutzt.

Anmerkung. Ganz dieselbe Geschichte wird von einem Hause zu Neubrunn in Franken erzählt (Bechstein, Fränk. Sag. 1842. S. 278).

Ein Gegenstück dazu bildet eine Lausitzische Fluchgeschichte. In Gerlachsheim lebte ums Jahr 1660 ein reicher, aber hartherziger Bauer, namens Seibt. Den baten auch einmal wandernde Zigeuner, die dem Verschmachten nahe waren, um Herberge. Er aber stieß sie unbarmherzig von seiner Türe. Da sprachen die Zigeuner einen Fluch über ihn, und es vergingen kaum vier Wochen, da fingen alle Hausbewohner an, erst am Leibe zu erlahmen, dann verloren sie sämtlich den Verstand und sind so in Raserei gestorben. (Moritz Käuffer, Geschichte von Gerlachsheim. 1847.)

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 205 f.
Nach Klar, Die helle Sagenquelle, S. 101, und Gräße, Sagenschatz des Königreichs Sachsen, S. 484.

Zum Vergleich sei eine Sage aus Sachsen-Meiningen angeführt, berichtet von L. Bechstein in Mythe, Sage usw., 1854, S. 49: Bei dem Dorfe Steinbach bei Liebenstein lagerten häufig Zigeunerhorden. Eines Spätherbsttages bei sehr mildem Wetter kam aber eine solche mit Sack und Pack ins Dorf herein und bat um Gottes willen um Obdach in einer Scheune. Niemand wollte sie aufnehmen, bis endlich ein alter Bauer sich ihrer erbarmte und seine Scheuer ihnen öffnete. Kaum waren die Zigeuner darin, so entzündeten sie ein Feuer, dessen Lohe bis hinan zum oberen Barn schlug, wo die ganze Ernte noch unausgedroschen lag. Dem Bauer und seinen Nachbarn wurde angst und bange, und sie schalten heftig die Zigeuner und wollten sie wieder austreiben. Die aber hielten vor der Bauern Augen ganze Schütten Stroh mitten in die lodernden Flammen und besprachen sie, und sie brannten nicht an, kein Hälmchen sengte, und der Glaube wurde fest bei den Bauern, daß die Zigeuner Macht haben, das Feuer zu besprechen, ja, daß in einem Dorfe, wo Zigeuner lagerten, gar kein Feuer auskommen könne.

1544. Martin Pumphut.

Lausitz und Voigtland.

Martin Pumphut, der wandernde Müllerbursch, ist so eine Art Till Eulenspiegel, von dem man sich nicht nur in der Lausitz, sondern auch im sächsischen Voigtlande wunderbare Geschichten er-

zählt. Sein Name rührt her von einem großen spitzen Hut, den er zu tragen pflegte und der ihn überall kenntlich machte. Manche nannten ihn auch Graumännchen, weil er immer einen grauen Kittel trug.

Martin Pumphut ist geboren in dem kleinen Dörfchen Spuhle bei Hoyerswerda. Bald nach seiner Geburt verschwand er einmal aus der Wiege, in der man statt seiner eine große, aber unschädliche Schlange fand. Die erschrockenen Eltern eilten sofort in alle Himmelsgegenden, um das Knäblein zu suchen. Als sie ihn nirgends fanden und verzweiflungsvoll nach Hause kamen, lag er wieder frisch und gesund in der Wiege. Als er sechs Jahre alt war, zog eine Zigeunerbande durch das Dorf. Eine Zigeunerin, welche bei seinen Eltern bettelte, erblickte kaum das Kind, als sie wahrsagend ausrief: Martin würde weit in der Welt herumkommen, zwar in niederem Stande bleiben, aber viel Reichtümer erwerben, großes Aufsehen machen und endlich durch ein Frauenzimmer ums Leben kommen. Der Knabe wuchs nun heran, lernte außer seiner wendischen Muttersprache auch noch die deutsche und zeichnete sich bald durch Schlauheit und Neigung zu lustigen Streichen vor seinen Altersgenossen aus. Auch will man nachts, wenn er schlief, sonderbare Gestalten über seinem Haupte schweben gesehen haben, und wo er im Dunkeln ging, umhüpften ihn Flämmchen. Als er erwachsen war, lernte er die Müllerprofession und führte von nun an ein lustiges Wanderleben, indem er immer dem Wasser nach von Mühle zu Mühle ging. Wo es ihm gefiel, da blieb er, und für einen Schnaps oder ein Stück Brot machte er den Leuten allerlei ergötzliche Schwänke und spaßige Dinge vor. Nur wo man ihm absichtlich schlechte Kost vorsetzte oder ihn gar hungern ließ, spielte er den Leuten arge Streiche. Sonst war es ein gar harmloser Kerl. Zu seinen übernatürlichen Künsten gehörte, daß er auf papiernen Kähnen die Flüsse querte; Elbe, Saale und Mulde hat er auf diese Weise überschritten. Zuweilen ritt er auf einer großen Heuschrecke durch die Luft. In Budissin zerschnitt er einen Mühlstein, was man noch heute daselbst in der großen Mühle abgebildet sehen kann. Bei Dresden setzte er einmal bei großer

Windstille alle Windmühlen in Bewegung, indem er durch ein Nasenloch blies, während er das andere zuhielt. Als er durch Volkersdorf wanderte, zimmerte man eben eine Mühlwelle. Er bemerkte im Vorübergehen, daß sie ja viel zu kurz sei, aber man lachte ihn aus. Bald aber überzeugte man sich von der Wahrheit seiner Bemerkung, und als er wieder vorüberkam, bat ihn der Müller um Rat und Hilfe. Da dehnte mein Pumphut einfach die Mühlwelle aus wie Brezelteig und setzte so die fehlende Elle zu. In Heiligenbeil schleuderte er seine Axt an den Kirchturm, wo sie noch heute zu sehen ist. In Leipzig ließ er im Gasthofe zum goldenen Siebe am hellen Tage zur Meßzeit eine Menge Hasen aus dem Kacheltopfe heraus- und wieder hineinspazieren. Den Müllern, die ihm das übliche Geschenk verkürzten oder verweigerten, leitete er das Wasser ab. So machte er es z. B. mit einigen Saalmüllern. Wer ihn freundlich aufgenommen hatte, dem fehlte es nie an Wasser auf der Mühle. Zu Wallengrün im Voigtlande zauberte er alle Fliegen, die im Zimmer waren, in seinen Hut, um ungestört essen zu können.

Einst wanderte er ermüdet auf der Landstraße einher. Da kommt ein Roßtäuscher mit Pferden geritten. „Laß mich ein Stück mitreiten, Kamerad", bittet ihn Pumphut. Aber der grobe Kerl hört gar nicht auf die Bitte des Ermüdeten. Dafür fand er am nächsten Morgen im Stalle statt seiner Pferde — Strohwische. Lange Zeit hielt er sich beim General Sybilski[1]) auf. Dieser warf einst schwarze Haferkörner in den Kacheltopf, welche sich auf der Stelle in ein Fußvolk verwandelten, herauskletterten, sich auf dem Schloßhofe versammelten, manövrierten, sich wieder in ihre kupferne Kaserne begaben und als schwarze Haferkörner darinlagen. Pumphut langte aus einer am Fenster stehenden Mulde einige Erbsenkörner heraus und warf sie ebenfalls in den Kacheltopf,

1) Johann Paul Sybilski von Wolfsberg (geb. 1677, gest. 1763) war sächsischer General und stand mit dem Bösen im Bunde, so daß er allerlei Zauberkünste konnte. Von ihm die Sage Nr. 218 in Haupts Sagenbuch I. S. 183 f.

welchem sofort eine ganze Schwadron vollständig equipierter Reiter entstiegen. Allein, da er Sybilskis Worte nicht wußte, vermochte er sie nicht wieder in den Kacheltopf zu bringen, vielmehr setzten sich ihre Klingen auf seinem Buckel in unangenehme Bewegung, bis ihm der General zu Hilfe kam, der sie sofort Kehrt machen ließ dahin, wo sie hergekommen waren. Übrigens soll Martin Pumphut auch früher schon zu Hildesheim sich als der Geist Hütchen gezeigt, auch dem Herzog von Friedland, Albrecht von Wallenstein, als graues Männchen wesentliche Dienste geleistet haben und endlich mit einem reizenden Frauenzimmer unter Hinterlassung jenes berüchtigten Hutes aus einem Gasthofe zu Paderborn zu Ende des siebenjährigen Krieges verschwunden sein.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 185 f.
Nach Gräve, Volkssagen, S. 83.

1545. Pastor Pech zu Neukirch am Hochwalde, der Hexenmeister.

Sächsische Lausitz. Böhmische Grenze.

Zu Neukirch am Hochwalde lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein evangelischer Pfarrer, namens Johann George Pech. Der war sehr gelehrt und verstand auch die schwarze Kunst, und das Volk erzählt sich manche unheimliche Geschichte von ihm.

Es waren aber einmal zu Neukirch drei junge Burschen, der Lieb, der Lob und der Ehregott. Und der Lieb hatte zu Hause im Bodenwinkel ein Buch gefunden, das von geheimen Dingen handelte. Und er sagte es dem Lob, und der Lob sagte es dem Ehregott, und sie beschlossen, mit dem Zauberbuche den großen Schatz zu heben, der im Falkenberge[1]) vergraben ist. Es standen aber auch allerhand Beschwörungen in dem Buche, und die drei Burschen beschlossen, einen Versuch damit zu machen. Eines Abends kamen sie beim Lieb zusammen. Der holte aus dem Schranke das Buch, das war ganz schwarz und erfüllte die enge Stube mit einm unheimlichen Modergeruch. Und darin standen geschrieben schwarze, blaue und rote Buchstaben, aber es war sehr schwer zu

1) Der Falkenberg liegt schon in Böhmen.

lesen. Als die alte Wanduhr Mitternacht zu schlagen begann, da fing Lieb an zu lesen Wort für Wort, und die Gefährten horchten aufmerksam zu. Und es dauerte auch nicht lange, da entstand ein sonderbares Geräusch in der Ofenpfanne, der Deckel hob sich, und heraus sprang ein kohlschwarzer Ziegenbock. Der fing an sich auf die Hinterbeine zu erheben und nach seinem Schatten an der Wand zu stoßen. Da sagte der Lob: „Hör' auf, Lieb, der Zauber ist richtig; morgen geht's auf den Falkenberg, und die Braupfanne ist unser." Aber Lieb war einmal im Eifer und las immer lauter und schneller. Da tat sich der Deckel der kupfernen Pfanne von neuem auf, und heraus kam allerhand unheimliches Getier, und die Stube füllte sich mit schwerfälligen Eulen, krächzenden Krähen, plappernden Elstern, schwirrenden Fledermäusen, meckernden Ziegenböcken und anderen langgeschwänzten, krummgehörnten unbekannten und sonderbaren Geschöpfen. Lob und Ehregott riefen voller Angst: „Um Gotteswillen, Lieb, hör' auf!" Dem Lieb aber stand der Angstschweiß auf der Stirn — jetzt kam die Beschwörung zum Ende, und da stand's: Wenn er die Gäste wieder los sein wolle, so müßte er die ganze Zauberformel — rückwärts lesen. Rückwärts lesen! Das konnten Lieb und Lob und Ehregott alle drei nicht, und ihre Angst wuchs, denn die Böcke fingen an, die Burschen von hinten und vorn zu stoßen. Es entstand ein greulicher Kampf in dem engen Zimmer. „Lies das Teufelsbuch zurück, Lieb, schaff das Viehzeug fort, Lieb", riefen die beiden andern in Todesangst. Da fiel dem Lieb zum Glück der Pfarrer ein, und mit dem Ausrufe: „Bleibt nur hier, ich werde sogleich Hilfe herbeischaffen", sprang er durchs Fenster ins Freie.

Der Pfarrer saß noch zwischen seinen großen Büchern in der Studierstube, als Lieb hastig bei ihm eintrat und in abgebrochenen Sätzen und unverständlichen Worten um Hilfe bat. „Still," sagte der Pfarrer, „ich weiß schon, ich habe schon seit einer Viertelstunde auf dich gewartet; komm, Lieb, wir wollen dem Spuk zeigen, daß wir Gewalt über ihn haben." „Gott sei Dank, ich komme nicht zu spät", rief der Pfarrer, als sie auf den Kampfplatz traten, ergriff

das Buch und las die Beschwörung ohne alle Umstände rückwärts, worauf das Getier mit sichtlichen Zeichen ohnmächtigen Widerstrebens seinen Rückzug durch die Ofenpfanne antrat. Als die Uhr Eins schlug, war alles verschwunden. „Dankt Gott, daß ich noch fertig wurde", sprach er sodann. „Wäre nach dem Schlage Eins noch ein einziges dieser Höllentiere hier verblieben, so hätte euch der Böse den Hals umgedreht." „Ach, Herr Pfarrer," rief der Lob, „ich bin am ganzen Leibe wie zerschlagen." „Ach, Herr Pfarrer," rief der Ehregott, „ich habe einen Knacks davon mein Leben lang." Aber der Pfarrer sagte ernst: „Es hätte euch der Seelen Seligkeit kosten können. Versprecht mir feierlich, nie mehr dergleichen zu versuchen." Das taten sie zerknirschten Herzens. Der Pfarrer nahm das Zauberbuch zu sich, und die Braupfanne mit Gold ruht noch bis auf diese Stunde im Falkenberge, denn niemand weiß den Zauberspruch. Lieb und Lob und Ehregott sind aber alle drei in jungen Jahren verstorben.

Als Pastor Pechs Frau gestorben war und die Träger mit der Leiche schon vor dem Pfarrhause standen, da soll die Selige aus einem Fenster im ersten Stock ihrer Beerdigung zugesehen haben. Alles sei erstarrt vor Erstaunen und Furcht, der Pfarrer aber, schnell gefaßt, habe ein weißes Taschentuch hervorgezogen und nach dem Fenster hinaufgewinkt, darauf sei die Erscheinung sogleich verschwunden. Bei seinem eigenen Begräbnisse 1808 soll er aber auch selbst zugesehen haben. Man zeigt noch die Maueröffnung am Kirchturme, wo seine ehrwürdige Gestalt stand. Vor seinem Tode hatte er seinen Angehörigen befohlen, einige seiner Bücher, namentlich das sechste und siebente Buch Mosis, in deren Besitz er war, gleich nach seinem Ende zu verbrennen. Als dies nicht geschah, ließ sich der Geist des Pfarrers mehrmals mahnend sehen. Einmal soll er sogar durch die Esse, gleich einem Sturme, eingefahren sein, worüber eine Magd bis auf den Tod erschrak und starb. Die Bücher wurden endlich vernichtet, und der Spuk hörte auf.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 189ff.
Nach Gräße, Sagenschatz des Königreichs Sachsen. 1855. S. 481.

1546. Der Teufelsbanner Huser zu Sorau.

Märkische Lausitz. Stadt Sorau.

Anno 1621 ließ der Landvoigt der Nieder-Lausitz Graf Promnitz zu Sorau einen Münzmeister namens Johann Huser aus Österreich kommen, um neue Münzen zu schlagen. Dieser Huser war ein Schwarzkünstler, Schatzgräber und Teufelsbanner. Denn bei uns zu Sorau ist in dem Walde, nicht weit von Looß, ein Raubschloß; da hat man auch ehemals Silber gegraben. Daselbst hat nun Huser etliche Wochen alle Tage von 11 bis 12 fleißig gegraben und einen Schatz gesucht. Nach vier Wochen kam er an die Braupfanne, darinnen der Schatz und das Gold liegen sollte. Davor aber war eine eiserne Türe, welche er mit einem Stoß oder Schlag aufrennen sollte. Wo er dieses nicht auf einmal würde bewerkstelligen, so wollte ihm der Teufel den Hals entzweibrechen. Er wollte es zwar wagen, aber der Herr Landvoigt verbot es ihm, und er durfte nicht mehr hingehen. Da sagte Huser, es würde nach ihm kein Mensch den Schatz mehr finden, wie sehr er es auch mit dem Teufel halten würde.

Derselbige Huser hatte einstmals Gäste gebeten, darunter der Herr Rektor Zahn und der Herr Konrektor Lehmann auch waren. Als sie nun über der Mahlzeit vom Teufel und seinen Erscheinungen zu reden anfingen, so sprach Huser, wenn sie den Teufel sehen wollten, so wolle er denselben alsbald in Gestalt einer Fliege in ein Glas bannen, und zwar ohne allen Schaden. Aber da die Gäste erschraken, aufstanden und fortgehen wollten, so ließ er sein Vorhaben bleiben.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 193.
Nach Magnus, Beschreibung von Sorau. 1710. S. 168.

1547. Die Krabatsagen der Lausitz.

Schlesische Lausitz (Kreis Hoyerswerda) und sächsische Lausitz.

Krabats Mutter, eine unbemittelte Witwe, heiratete zum zweiten Male, und zwar einen ebenso armen Viehhirten des wendischen Dorfes Eutrich bei Königswartha, und brachte ihrem

Manne als lebendes Heiratsgut ihren Sohn Krabat mit in die Ehe. So frühzeitig als möglich mußte er in Dienstverhältnisse als Gänsehüter eintreten oder als Bettler von Haus zu Haus ziehen, um milde Gaben zur Linderung der häuslichen Not und der Armut einzusammeln. Auf diesen Sammelgängen kam er auch in das Haus des Besitzers der sogenannten Teufelsmühle zu Schwarz-Kollm, der zu jeder Zeit 12 Mühlknappen hatte. Als Krabat hinkam, war der eine abgängig geworden, und der Meister nahm Krabat in seine Mühle auf und weihte ihn mit den andern in die Geheimnisse der schwarzen Kunst ein. Denn er war ein schlimmer und böser Zauberer, der seine Seele und die seiner 12 Schüler dem Teufel verschrieben hatte, und zwar unter der Bedingung, daß diesem jedes Jahr ein Mühlknappe zufallen sollte, den das Los bestimmen würde. Zu diesem Zwecke hatte er eine Vorrichtung ersonnen. Auf einer Tafel standen im Kreise die 12 Namen der Zöglinge. In der Mitte war eine eiserne Spille, auf welcher ein Drehrad angesteckt wurde, das mit einer fest eingedrehten Spitze an der Rundung versehen war. Das Rad wurde an einem bestimmten Tage im letzten Monat des Jahres in Bewegung gesetzt und mehrmals herumgedreht. Wenn es nach dem letzten Umdrehen stehen blieb, so zeigte die Spitze auf einen der aufgeschriebenen Namen, und derjenige, dessen Name angezeigt wurde, war unrettbar verloren und fiel dem Satanas in die Klauen. Dies wurde allen bekannt gegeben, als jeder den Pakt mit dem Bewohner der Hölle mit abschloß. Krabat war ein sehr aufmerksamer Schüler des Müllers und machte gute Fortschritte, so daß er in alle seine Geheimnisse eingeweiht war und Günstling seines Lehrmeisters wurde. Je mehr er aber lernte, desto schauerlicher dünkte ihm das Ende, das ihm in der Mühle bevorstand. Er sann deshalb auf Mittel und Wege, dieser Mordhöhle zu entfliehen. Zuerst erwirkte er sich die Erlaubnis zum Besuche der Eltern auf ein paar Tage. Daheim angekommen, vertraute er der Mutter seine Besorgnis und bat sie, sie möchte bald nach seiner Rückkehr zum Meister kommen und ihn bitten, daß er ihn aus der

Mühle entlassen möge. Er gab der Mutter Anweisung, wie sie es anfangen solle, um ihn frei zu bekommen; denn der Meister würde es nur unter gewissen Bedingungen tun. Als sie nun nach einigen Tagen erschien und ihre Bitte vorbrachte, sagte der Müller, daß er nichts loszugeben pflege, was ihm einmal gehöre, doch wolle er bei Krabat eine Ausnahme machen, weil er ihm als Lernender immer große Freude bereitet habe; doch müsse sie ihren Sohn richtig herausfinden unter den 12 Raben, in die er seine Knappen verwandeln und vorführen werde. Er führte sie in eine ziemlich dunkle Kammer, in welcher 12 Raben von ganz gleicher Gestalt und Farbe saßen und ihr Gefieder putzten. Der Verabredung gemäß betrug sich ihr Sohn so, daß sie ihn mit Bestimmtheit als den ihrigen bezeichnen konnte. Der Zauberer hielt sein Wort und ließ ihn mit der Mutter heimziehen. Leider Gottes fiel auch Krabat in die Unart vieler Schüler, die ihrem Lehrer statt Dank den schwärzesten Undank beweisen. Er stahl seinem Meister das Zauberbuch. Wegen dieser Tat wurde nun sein Lehrmeister, der ihn früher viel bevorzugt hatte, sein ärgster Feind. — In Krabats Hause herrschte immer noch Armut und Not, die er um so drückender mitempfand, als er in der Teufelsmühle sich ans Wohlleben gewöhnt hatte. Auch ward sein Herz von Mitleid mit den Eltern bewegt, und so beschloß er Abhilfe durch die gelernten Zauberkünste zu schaffen. Er sagte es dem Vater, wie er ihm zu viel Geld verhelfen wolle und was er zu tun habe, um es zu erhalten. Er würde sich in einen fetten Ochsen verwandeln, und der Vater solle ihn an einem Stricke nach Wittichenau zum Viehmarkte führen und verkaufen, aber nicht den Strick, den solle er behalten, wenn er seinen Sohn nicht unglücklich machen wolle. Krabats Vater erhielt viel Geld, obgleich ihm die betrügerischen Viehhändler viel abgehandelt hatten. Indem er mit dem Gelde und dem Kopfstricke fröhlich nach Hause zog, kehrte der Ochsenkäufer in einer Dorfschenke unweit Kamenz ein und ließ den Ochsen in den Stall führen. Als er nach einiger Zeit nach ihm sehen wollte und die Stalltür öffnete, schwirrte eine Schwalbe ins Freie, vom Ochsen

war aber nirgends etwas zu sehen. Nachdem das Geld für den Ochsen verbraucht war, wollte Krabat anderes beschaffen, indem er sich in ein Reitpferd verwandelte und wieder zu Markte führen ließ, doch dem Vater scharf einprägte, unter keiner Bedingung Halfter und Zaum mit zu verkaufen. Den höchsten Preis bot und zahlte ein alter Mann mit großem weißem Barte. Ohne Halfter und Zaum versprochener- und behandeltermaßen zurückzugeben, schwang er sich auf das Pferd und ritt damit in größter Geschwindigkeit hinweg. Der Reiter war der Teufelsmüller, der nun den in das Roß verwandelten Krabat arg turbierte und ihn durch dick und dünn, Gestrüpp und Gesträuch, Sumpf und Moor, Feld und Wiesen usw. jagte, indem er ihn durch die Sporen blutig ritzte und unbarmherzig vorwärts trieb. Endlich kam der Reiter an eine Schmiede und befahl dem Schmied, das Pferd mit glühenden Eisen zu beschlagen. Der Schmied nahm ihn mit in die Werkstatt, damit er sich die Eisen auswähle. Der Sohn des Schmiedes hielt das Pferd, welches leise zu ihm sagte: „Ziehe mir den Zaum ab.“ Trotz des Schrecks über das redende Pferd folgte der Knabe. Das Pferd verschwand, und eine Lerche erhob sich singend zum Firmament. Es war Krabat. Aber auch der Teufelsmüller verfolgte ihn in Gestalt eines Raubvogels. Als Krabat merkte, daß er seinem Verfolger nicht entgehen könne, schwebte er abwärts und suchte ein Versteck in einem Brunnen, vor dem ein jugendliches, schönes Mädchen, eine schuldlose und reine Jungfrau stand, und verwandelte sich in einen Fisch, dann in einen teuren, goldenen Ring, der an dem Finger der Jungfrau glänzte. Ein alter bärtiger Mann trat zu ihr und bot ihr viel Geld für den Ring, ohne ihn zu erhalten. Mit Gewalt konnte er den Ring nicht in seine Hände bekommen, da seine Zauberkünste keine Macht über eine reine Jungfrau hatten. Er suchte nun durch List zu erlangen, was sein Geld nicht zu leisten vermochte, und blieb deshalb in der Nähe des Hauses, in dem die Jungfrau wohnte. Eine Schar von Hühnern tummelte sich vor demselben. Da trat sie hinaus und streute dem Hühnervolke Gerste hin. Im Eifer ihrer Arbeit glitt der

goldene Ring vom Finger, rollte unter die ausgestreute Gerste und wurde selber zu einem Gerstenkorne. Sofort sprang ein großer fremder Hahn hinzu und suchte unter der Gerste nach dem einen Korn, welches aus dem Ringe entstanden war. Ehe er es aber herausgefunden hatte, war es zu einem Fuchse geworden, welcher den Hahn am Halse packte, zerrupfte und zerriß. So hatte Krabat seinem Lehrmeister ein trauriges Ende aus Notwehr bereitet.

Krabat kehrte nach Hause zurück und wurde Dirigent der sämtlichen Schweine seines Ortes. Als August der Starke einmal vor seiner Herde vorbeifuhr, standen die sämtlichen Schweine auf den Hinterfüßen und machten in militärischer Weise Parade. Nachdem der König sich mit Krabat unterhalten hatte, nahm er ihn mit nach Dresden und stellte ihn mit in der Hofküche an. Bald wurde er durch seine Neugier dem Küchenchef unbequem, und er traktierte ihn mit Ohrfeigen. Krabat rächte sich dadurch, daß er den Inhalt einer für die Hoftafel bestimmten Schüssel mit Nudeln in kribbelnde und krabbelnde Regenwürmer verwandelte, weshalb er aus der Küche fort mußte und wieder in die Lausitz zurückkehrte. Dort fiel er Werbern in die Hände. Er wurde in ein Regiment Fußvolk gesteckt, das in den Türkenkrieg zog. Der oberste Kriegsherr Sachsens wurde von den Türken gefangen genommen, welche beschlossen, ihn zu töten. Um ihn zu retten, verlangte Krabat vom Offizierkorps ein Reitpferd. Als er es erhalten hatte, verschwand er mit diesem in der Luft und kam allen unsichtbar im Lager der Türken an, forderte den König auf, sich mit aufs Pferd zu schwingen und sich an seinen Frackschößen anzuhalten. Da die Türken die Flucht ihres hohen Gefangenen merkten, sandten sie zur Verfolgung einen bei ihnen dienenden Zauberer nach, der sie in Gestalt eines großen Vogels auf dem Luftritt verfolgte. Trotzdem ihm Krabat mancherlei Hindernisse in den Weg zauberte, kam er doch immer näher an die Fliehenden. Darauf erbat sich Krabat einen goldenen Knopf von der Uniform des Königs, lud ihn in sein Gewehr und schoß ungesehen hinter sich.

Ein Schreckensaufschrei erfolgte, der Krabat erstarren machte. „Ich habe meinen besten Freund erschossen, wir waren bei ein- und demselben Lehrherrn", rief Krabat jammernd. Glücklich kamen sie bei dem erstaunten Heere an, wo Krabat eine reiche Belohnung versprochen wurde.

In Fliegen verwandelt, machten der König und Krabat einen Besuch an des Sultans Tafel und erkundeten dessen weitere Pläne für den Krieg, gerieten aber bei einem Haare in Gefangenschaft, weil sie den Türken in menschlicher Gestalt sichtbar wurden und sich trotz Warnung der König auf einen silbernen Löffel gesetzt hatte. Nach Beendigung des Krieges wurde Krabat entlassen und sollte eine große Summe Geldes erhalten, schlug sie aber aus; doch nahm er das Königl. Kammergut Großsärchen bei Hoyerswerda als Geschenk an. Er verkehrte oft in Dresden bei Hofe, obgleich er keine angebotene Staatsbeamtenstelle annahm.

Zwölf mit dem Könige unzufriedene Männer hatten sich verschworen, ihn zu vergiften. Krabat merkte es daheim und fuhr sofort nach Dresden, wo er in einer Stunde sein mußte, wenn er den Mordanschlag vereiteln wollte. Er fuhr selbst, und der Kutscher schlief im Wagen und erwachte erst, als der Wagen an der Spitze der Hauptkirche zu Kamenz hängen blieb und die Spitze verbog. Er kam im Schlosse an, als der Koch den vergifteten Tee brachte. Auf Krabats Rat mußte ihn der Koch selbst trinken und starb. Die Verschworenen wurden hart bestraft; sie wurden zum Tode verurteilt und von dem Lausitzer Scharfrichter Bundermann aus Lissahora hingerichtet.

Dem Krabat wurde von dem Wendenvolke noch eine ganze Reihe wunderbarer Taten zugeschrieben und namentlich solche, die geeignet waren, das Wehe und Leid von den Mitmenschen abzuhalten und ihr Wohlsein zu fördern. Er erschien an Krankenbetten als rettender Engel, denn er kannte unzählige Volksheilmittel aus der Pflanzenwelt und wendete sie passend an, so daß sie meist ihre Wirkung nicht verfehlten. Seinen Besitz mehrte er durch regen Fleiß und verständige Auffassung der Natur, die ihn

auch zur Verbesserung des landwirtschaftlichen Betriebes führte. Er lichtete die Wälder dort, wo sie kränkelten und dem Verkommen nahe waren, er legte Be- und Entwässerungsgräben an und verbesserte so die Wiesen, die sonst nur saures, schlechtes und ungesundes Futter gaben. Somit sorgte er auch für Verbesserung der Viehzucht.

Im letzten Jahre seines Lebens übergab er das seinem Lehrmeister entführte Zauberbuch seinem Diener mit der Weisung, es an der tiefsten Stelle des Teiches zu versenken. Der Diener tat dies aber nicht, sondern wollte es für sich behalten und danach einige Zaubereien ausführen. Wollte man Sing- oder andere Vögel in größerer Menge haben, so brauchte man nur eine größere Anzahl von Gerste- oder Haferkörnern in den mit Wasser gefüllten Kucheltopf zu streuen. Nach der richtig angewendeten Zauberformel flatterten die entstandenen Vögel ins Zimmer. Der Diener versuchte es. Er wollte Singvögel haben; aber es entflatterten dem Ofentopfe lauter Raben, die über ihn herfielen und ihn barbarisch im Gesichte zerhackten und ihm fast die Augen aushackten. Da schrie er erbärmlich um Hilfe. Das Geschrei lockte Krabat herbei. Er sagte sein Zauberspruchlein, und alle Raben flogen wieder in den Kucheltopf und wurden wieder zu Körnern. „Du hast also das Zauberbuch noch! Schaffe es fort, aber bald, sonst ist es dein Unglück!" Er wollte aber noch einen Versuch wagen. Da fragte ihn Krabat am andern Tage: „Hast du es fortgeschafft?" „Ja." „Nun, was sagte der Teich?" Darauf vermochte er keine Antwort zu geben. „Wenn es morgen nicht fort ist, wirst du mit einer bösen Krankheit beladen von mir weichen müssen für immer." Da führte er endlich aus, was sein Herr befohlen hatte. Als es geschehen war, entstand auf dem Wasser ein Brausen, Wüten und Toben und ein Lärm, als wären alle Elemente und die Geister der Hölle losgelassen worden.

Die letzten Tage verbrachte Krabat mit seinem Diener im Gasthofe zu Großsärchen. Als er merkte, daß seine Scheidestunde nahe sei, ließ er die Bewohner des Ortes zu sich kommen, um sich

von ihnen zu verabschieden. Dabei sagte er zu ihnen, daß sie, wenn seine Seele aus dem Körper gewichen sei, achtgeben sollten, ob auf dem Dache des Hauses ein schwarzer oder ein weißer Vogel säße. Säße der erstere dort, so wäre er verloren und verbannt, wäre es aber ein weißer, so hätte ihn Gott zu Gnaden angenommen. „Betet für mich, daß Gott meiner armen Seele gnädig sei!" Als er ganz ruhig entschlafen war, saß ein weißer Schwan auf dem Dache. Da jubelte das Volk und rief ihm ein herzliches „Habe Dank!" nach.

Fr. Mutschink im Gebirgsfreund XIV. 1902. S. 69—71.

Nach Dr. Pilks Mitteilungen in seinem Aufsatz „Die wendische Faustsage" in den „Bunten Bildern aus Sachsen", 3. Teil, und nach Erzählungen älterer Landleute.

1548. Von einem bösen Herrn in Großsärchen.

Schlesische Lausitz. Kreis Hoyerswerda.

In Großsärchen bei Hoyerswerda war einst ein gar böser Herr. Derselbe hat den dort vorbeifließenden Bach (um ihm eine andere Richtung zu geben) umgeackert; da er aber den davorgespannten polnischen Ochsen nicht gehörig bändigen konnte, so hat der Bach einen ganz krummen Lauf bekommen, den er noch heute hat. Derselbe Herr fuhr oft in wunderbar kurzer Zeit nach Dresden. Immer lenkte er selbst die Pferde und befahl dem Kutscher, sich hinten in dem Wagen schlafen zu legen. Einmal aber wachte der Kutscher auf, und als er sich umsah, nahm er wahr, daß die Reise nicht auf der Erde fort, sondern durch die Luft ging. Im ersten Schreck schrie er laut und wollte aufstehen, sein Herr bedrohte ihn aber sehr und befahl ihm, sich ruhig wieder niederzulegen, sie könnten sonst beide sehr unglücklich sein. Über dem Gespräche waren sie auch wirklich schon in Gefahr gekommen, denn die Pferde, auf die der Herr nicht acht gegeben, hatten sich nicht hoch genug halten können, und der Wagen war an der Spitze des Kamenzer Turmes angefahren, welche noch bis auf den heutigen Tag davon krummgebogen ist.

Dieser Herr hat auch bisweilen schwarzen Hafer in den Kacheltopf getan und dazu einige Worte gesprochen. Darauf sind gleich Soldaten, anfangs nicht größer als Haferkörner, hervorgekommen; zusehends aber sind sie gewachsen und endlich wie andere Menschen geworden, haben sich auch im Schloßhofe aufgestellt und sind hin- und hermarschiert, wie der Herr sie kommandiert hat. Wenn er dann wieder ein paar Worte gesprochen, so sind sie kleiner und immer kleiner geworden und alle wieder in den Ofentopf hineingegangen; und sah man hinein, da war nichts drin als schwarzer Hafer. Einmal behorchte der Großknecht den Herrn und merkte sich die Worte und versuchte das Kunststück auch, als der Herr eben auf dem Felde war. Es gelang ihm auch richtig; wie er aber die Soldaten wieder in den Kacheltopf bringen wollte, wußte er das Wort nicht, und sie fielen alle über ihn her und schlugen auf ihn los, und er geriet in große Todesgefahr. Der Lärm, den sie machten, war so groß, daß der Herr ihn auf dem Felde hörte. Der kam schnell herzugelaufen, befreite den vorwitzigen Großknecht, kommandierte das wilde Heer in den Ofentopf hinein und machte es wieder zu Haferkörnern.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 184f.
Nach Neues Lauf. Mag. 1837. S. 203.

1549. Valentin Dominus und der Görlitzer Henker.

Schlesische Lausitz. Kreis Rothenburg.

Anno 1582 Montags nach Cantate hat sich ein reicher Bauer zu Horka, namens Valentin Dominus, aus Verzweiflung selbst erstochen. Er hatte nämlich mit dem Görlitzer Henker einen langen Handel wegen drei gestorbener Pferde gehabt, in welchem Handel der Henker den kürzeren gezogen und von dem Rat zu Görlitz gestrafet worden war. Da hat ihm der Henker aus Rache die schwere Melancholie an den Hals gezaubert, und hat also müssen eines unschuldigen Menschen Leben in des Henkers Hände fallen.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 204.
Nach Frenzel, Hist. nat. III. 1418 msc.

1550. Zwei Bauern zu Friedersdorf können mehr als Brot essen.

Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz.

Zu Friedersdorf unter der Landskrone war einst ein Bauer, der konnte mehr als Brot essen. Wenn er des Nachts im Bette lag und die Leute auf sein Feld kamen, um Rüben zu stehlen, wußte er einen Zauberbann, daß sie stehen bleiben mußten und nicht von der Stelle konnten. Hatte er sie dann mehrere Stunden in allen Ängsten stehen lassen, dann erhob er sich gemächlich, ging hin und machte sie wieder los, nachdem er sie tüchtig ausgescholten hatte.

Von einem andern Friedersdorfer erzählt man auch, daß er, auch ohne hinzusehen, immer gewußt habe, was seine Knechte machten. Ja, wenn er weit vom Orte entfernt mit seinen Zechgenossen in einer Schänke saß, hat er ihnen oft haarklein erzählt, wie es in dem Augenblicke zu Hause zuginge; denn er sähe alles vor sich, als wenn er dabei stände.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 202 f.
Nach Frenzel, Hist. nat. III. 1416 msc.

1551. Die Kerbemühle bei Marklissa.

Schlesische Lausitz. Kreis Lauban.

Zwischen dem Burgholze und der Viehweide unweit Marklissa stand sonst eine Mühle, die Kerbemühle genannt. Es ist aber schon sehr lange her, daß sie gänzlich verfallen ist, so daß man auch keine Spur mehr von ihr sieht. Ihr Untergang wurde durch den Geiz und die Habsucht des letzten Besitzers herbeigeführt. Dieser betrog nicht nur die Mahlgäste ganz erschrecklich mit dem Mehle, sondern wucherte auch unmenschlich mit seinem Gelde und kerbte den armen Leuten, die in der Not zu ihm borgen kamen, oft mehr Zinsen an, als das Kapital betrug, hatte auch richtig halb Marklissa auf seinem Kerbholze. Aber er kriegte seinen Zahlaus. Hört, wie das kam.

Eines Abends, da es draußen regnete und stürmte und ein Wetter war, daß man nicht gern einen Hund hinausjagte, klopfte

ein hübscher schmucker Müllerbursche an, sagte gebührlich seinen Willkommen und Handwerksgruß und bat um das Geschenk, wie auch um eine schlechte Lagerstatt und Nachtherberge. Da schnaubte ihn der geizige Müller an und wies ihm die Türe, nachdem er ihm das Geschenk, welches er dem Burschen nach Handwerksgebrauche einmal nicht verweigern konnte, auf den Tisch hingeworfen hatte. Der aber ließ das Geschenk liegen und sagte: „Behaltet euer Geschenk, Meister! Ich mag nichts von euch; ich schüttle den Staub von meinen Füßen und gehe hinaus wieder in die finstere Nacht. Ihr werdet aber einst wünschen, daß ihr mich behalten hättet; denn auch ihr habt hier am längsten eure Herberge gehabt." Und damit ging der schmucke Handwerksbursche zur Türe hinaus und verschwand in der Finsternis. Und denkt euch, was geschah! Gleich des andern Morgens fanden sich in der Mühle eine große Menge Ottern ein, daß man sich ihrer nicht erwehren konnte. Wenn der Müller aß, so krochen sie auf den Tisch und langten mit in die Schüssel. Wenn er ging, um aufzuschütten, folgten sie ihm nach und schlangen sich um seine Beine. Wenn er sich ins Bett niederlegte, schlüpften sie mit hinein und ließen ihn nicht schlafen. Er mochte mit dem Schürbeil um sich hauen, mit Knütteln in sie hineinschlagen, sie stoßen oder treten, es half alles nichts, er ward sie nicht los. So blieb ihm nichts anderes übrig, als die Mühle zu verlassen, die nun leer und öde stand und nach und nach gänzlich verfiel. Um 1750 standen noch die Trümmer des unteren Stockes, von Ottern in großer Menge bewohnt; jetzt ist wenig mehr davon zu sehen.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 204 f.
Nach Lauf. Mon. Schr. 1793, II, 354 und handschriftliche Sammlung v. Schön Nr. 9.

1552. Die Sagen von den Tappern in Groß-Iser.

Isergebirge. Kreis Löwenberg, böhmische Grenze.

In Groß-Iser lebte ein Mann, den hießen sie den „Tapper". Er war ein gefürchteter Räuber und Wilddieb und verstand die schwarze Kunst. Sechs Siegel von der geheimen Wissenschaft

hatte er schon gelöst, doch die drei Fragen, die ihm die Sonne vorlegte, konnte er nicht beantworten. Darum mußte er sterben. Hätte er die drei Fragen gelöst, wäre er unsterblich geworden (nach anderen: hätte er sich unsichtbar machen können).

Als der Tapper einst bei Nacht durch den Wald ging, sah er einen weißen Hasen. Von Schreck erfüllt, wollte er umkehren; die Gegend kam ihm jedoch plötzlich ganz unbekannt vor, und er irrte lange in den Sümpfen umher. Mit einem Male sah er eine Menge Kinder, welche ein Knieholzgebüsch umtanzten, in dessen Mitte er sein (des Tappers) Ebenbild erblickte. Seine Füße schienen festgebannt, doch ermannte er sich und schoß seine Flinte auf den Spuk ab. Beim Schalle des Schusses schwand die Erscheinung, und der Tapper sah wenige Schritte vor sich sein Haus. Als er am anderen Morgen die Flinte wieder laden wollte, fand er sie zu seinem Erstaunen und Schrecken noch geladen. Kurze Zeit darauf starb der Tapper im Gefängnis zu Löwenberg (?), wohin er, als des Mordes an verschiedenen Reisenden und Förstern verdächtig, gebracht worden war.

Als die Förster und Soldaten kamen, um den Tapper zu verhaften, nahm das Weib des Wilddiebs den schweren Hackeklotz und warf ihn in den Ofen. (Wer die alten Öfen kennt, wird wissen, daß dort große Holzstücke Platz hatten.) Aus dem Ofen floß bald darauf ein Strom Blei; der Tapper hatte in dem ausgehöhlten Klotze seine Kugeln und sein Pulver verborgen. Das Pulver aber entzündete sich nicht, weil der Schutzgeist des Hauses verhinderte, daß noch mehr unschuldige Personen in dem Hause umkommen sollten, als dies durch Mord so schon geschehen sei.

Die Zauberbücher des Vaters erbte der Sohn, der in der schwarzen Kunst auch erfahren war. Doch muß er sich auf die Siegel nicht so gut verstanden haben, denn seine Zauberkünste nahmen gewöhnlich ein schlechtes Ende. So entwendete er einmal auf dem Friedhofe zu Polaun einen Totenschädel, um durch die Augenhöhlen des Schädels „Freikugeln" zu gießen. Das Blei spritzte ihm jedoch ins Gesicht und verbrannte ihn empfindlich;

dabei zeigte sich in den Augenhöhlen des Totenkopfes ein eigentümliches Leuchten. Am andern Morgen begrub er den Totenkopf hinter dem Hause und war froh, ihn los zu sein. Am Abend lag der Totenkopf aber wieder auf dem Backofen und grinste den Tapper recht höhnisch an. Voll Wut warf ihn der Tapper ins Feuer, der Kopf sprang jedoch zurück und nahm seinen alten Platz wieder ein. In stürmischer Nacht trug ihn der Tapper nach Polaun zurück und stellte ihn in die Totenkammer. Während der Zeit hatte ein Zug Pascher (Schmuggler) beim Tapper Unterkunft gefunden und es sich auf dem Backofen bequem gemacht. Bei der Rückkehr des Tappers war auch der Totenkopf wieder da, und die Pascher, unter denen der unheimliche Gast so plötzlich auftauchte, flohen entsetzt. Ein weiser Mann von Löwenberg bannte den Totenkopf in den schwarzen Teich.

Aus seinen Büchern erfuhr der Tapper, wenn er in seinem Keller grabe, werde er etwas finden, woran er sein Leben lang genug haben werde. Der Tapper, in der Meinung, es handle sich um einen Schatz, den sein Vater dort vergraben habe, ging an die Arbeit und fand bald eine Totenhand. Eine grauenhafte Erscheinung rief ihm zu, von weiteren Nachforschungen abzustehen; für ihn werde das genügen, was er schon habe! Der Tapper ließ den Keller verschütten und starb bald darauf.

Die Nachbarn, die an das Sterbelager kamen, bat der Tapper, sie möchten den bösen Geist, der bei ihm wache und sein Herzblut trinke, erschlagen. Er deutete ihnen auch die Stelle an, wo dieser stehe. Ein Nachbar führte drei Schläge gegen den unsichtbaren Feind. Beim dritten Schlage starb der Tapper.

Adalbert Pohl aus Wurzelsdorf im Jahrbuch für das Jeschken- und Isergebirge. V. 1895. S. 47f.

1553. Vom Barbierla in Petersdorf.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Die Stelle des Karl Liebisch in Petersdorf bei Warmbrunn hat schon dem Schwiegervater seiner Mutter gehört. Dessen Vorfahr,

ein gewisser Maywald, wurde der Grund-Gotlobel genannt. Dessen Vorgänger wieder auf der Stelle mag es gewesen sein, der den Namen „Barbierla“ hatte, kein ordentlicher Doktor, halt ein Pfuscher. Das Barbierla hat allerhand Künste und Wissenschaften gekonnt und Bücher gehabt. Einmal ist er mit einem andern Herrn auf das Gebirge gegangen. Mit einem Male sagt Barbierla: „Aufgepaßt! Ehe sie heute das Vieh hereintreiben, muß ich zu Hause sein, sonst gibt es Unheil!“ Auf seinem Mantel fuhr er vom hohen Gebirge herunter und war zu Hause, als sie das Vieh eintrieben. Da fand er die Stube ganz voll von Dohlen, die saßen auf den Ofenstängeln. Der Lehrling hatte sich nämlich über das Zauberbuch gemacht und die Dohlen nicht wieder loswerden können. Barbierla las nun die Schrift rückwärts und verbannte die Dohlen hinaus auf ein Fleckel, wo sie die großen Felssteine haben herausschaffen müssen. Das Fleckel heißt noch heute das Geiersfleckel[1]), und daneben ist das Geierspüschel.

Ein andermal war eine vornehme Gräfin oder Prinzessin, die war krank, und niemand konnte ihr helfen. Da ließ man das Barbierla kommen. Man wollte ihm einen Wagen schicken, aber er zog seinen Klatschpelz an, nahm einen Sack mit einem Brote auf den Buckel und blieb drei Tage draußen und heilte die Prinzessin. Darauf sollte er sich etwas ausbitten. Er antwortete: „Ew. Majestät, Geld und Gut bedarf ich nicht; wenn ich aber ein Stück Busch bekommen könnte, das möchte ich gern zu meinem Gütel haben.“ Daher kommt es, daß die Stelle mehr Busch hat als die beiden Bauern rechts und links daneben.

Nach mündlicher Mitteilung.

Th. Oelsner in Prov.-Bl. 1871. S. 515.

Die Heil- und Arzneikunst hatte von alten Zeiten her unter den Bewohnern des Riesengebirges ihre Beflissenen, und in Arnsdorf war der Mittelpunkt der Baderzunft für das gesamte Fürstentum Schweidnitz-Jauer (im Jahre 1516 war Kaspar Mai in Arnsdorf Oberältester und Altmeister des gesamten Badermittels des Fürstentums).

1) Es liegt am Fuße des Berges, über den man zu den Bibersteinen gelangen kann und der der Sand genannt wird.

Überhaupt hat Schlesien zu allen Zeiten seine Wunderdoktoren besessen und besitzt sie auch jetzt noch. Einst genossen sie einen großen Ruf, heut dürfen sie nur im geheimen wirken, aber das Volk kennt sie und hört auf ihren Rat und läßt sich gläubig kurieren. Ein weit berühmter Wunderdoktor war der Kretschmer Richter zu Royn im Liegnitzer Kreise, von dem gehandelt wird in Prov.-Bl. 1817, Bd. 66, S. 159—170: „Über den Wundermann zu Royn und seine Erscheinung zu Löwenberg am 7. August 1817", von Fr. Hans Adolf Göden, Löwenberg. Ferner ebenda S. 257 und S. 298—306. Ferner Prov.-Bl. 1818, Bd. 67, S. 429 und 1819, Bd. 69, S. 350. Ein anderer ist der Schäfer Thomas mit seinen wunderbaren Kuren an Pferden, Prov.-Bl., Literarische Beilage, 1830.

1554. Ein Geistlicher bannt einen Poltergeist in der Gnadenkirche zu Landeshut.

Stadt Landeshut.

Ein Seifensieder schenkte einst ein ansehnliches Kapital zur Gründung der evangelischen Gnadenkirche in Landeshut, mit der Bedingung, daß er in der Kirche beigesetzt werde. Man erfüllte seinen Wunsch und umgab seine Gruft mit einem ca. 1 m hohen eisernen Zaune. Nach einer Reihe von Jahren war einmal Kinderlehre in der Kirche, und die Knaben hatten ihre Mützen, wie schon oft, auf die Spitzen des Gruftgeländers gehängt. Plötzlich während des Gottesdienstes fallen die Mützen, wie von unsichtbarer Hand geworfen, vom Geländer herunter auf das Steinpflaster. Es geschah um Weihnachten eines Jahres gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Vor Ostern des nächsten Jahres bemerkten die Friedhofswächter an mehreren Tagen hintereinander um Mitternacht Licht in der Kirche und hörten ein Rumoren, als würden Stühle und Bänke übereinander geworfen. Man sagte es dem ersten Geistlichen, der auf einer angelegten Leiter in die Höhe stieg und durch ein Kirchenfenster hineinsah: sämtliche Kerzen brannten, und Stühle und Bänke lagen übereinander, ohne daß er ein lebendes Wesen erblicken konnte, das hier schaltete. Am andern Morgen fand man alles in schönster Ordnung, überhaupt kam in den nächsten Nächten kein Spuk mehr vor.

Vor Pfingsten wiederholten sich die Erscheinungen. Da öffnete man das Grab des Seifensieders und fand den Körper auf dem Gesichte liegend (ein Zeichen teuflischen Einflusses). Man forschte dem Lebenslaufe des Toten nach und fand, daß er sein Geld auf mancherlei unrechtmäßige Weise erworben hatte. Nun traf der erste Geistliche Anstalten, den Geist des Toten zu bannen. Er brauchte dazu einen kräftigen Mann, der einen großen Tornister aus Kalbfell, wie man ihn zum Leinwandtragen verwendet, tragen mußte. In einer Nacht, als die Kirche wieder erleuchtet war und der Geist darin polterte, ging der Geistliche hinein und fragte den Geist, warum er rumore. „Ich habe dich ja auch nicht gefragt, warum du dir als 10jähriger Knabe bei dem Bäcker auf der .... straße eine Semmel genommen hast!" sagte der Geist. „Das habe ich darum getan, weil meine Eltern so arm waren, daß sie mir an dem Tage nichts zu essen geben konnten." Darauf fragte der Geistliche, warum der Tote einmal einem Reisenden seine geringe Barschaft abgenommen habe. Der Geist konnte zu seiner Entschuldigung nichts anführen. Dafür hielt er dem Pfarrer noch zwei Sünden gegen das siebente Gebot vor, die dieser jedoch jedesmal in der äußersten Not begangen hatte. Dem Geiste aber gelang es während des zweistündigen Verhörs nicht, die ihm vorgeworfenen Verbrechen zu entkräften. Der Pfarrer war dem Geiste überlegen und forderte diesen zuletzt auf, in den bereit gehaltenen Tornister zu kriechen. Das tat er auch. Als jener kräftige Mann, den der Pfarrer bestellt hatte, den Tornister aufhob, war er unendlich schwer. Mit vieler Mühe trug er ihn hinaus in den „Brand", einen Busch mit vielen sumpfigen Stellen, und hinterher folgte unter fortwährendem Gebete der Geistliche. Als sie am Ziele ankamen, wies der Geistliche dem Geiste eine sumpfige Wiese als künftigen Aufenthaltsort an: hier könne er seinen Spuk weitertreiben. Die Wiese im „Brande" wurde seitdem von jedermann gemieden, denn dort war's nicht geheuer. In der Kirche aber hat man nichts mehr gemerkt.

Handschriftlich von Lehrer Gustav Krause in Schwerta, Kreis Lauban. 1897.

1555. Die Zigeuner gebieten über das Feuer und wissen Brände voraus.

Kreis Landeshut.

1. Im Jahre 1790 zog eine zahlreiche Zigeunerbande in Liebau ein. Eine Familie dieser Bande bat den neben der katholischen Kirche wohnenden Bäckermeister um ein Nachtquartier, eine Bitte, die auch der biedere Meister gewährte, indem er den Leuten eine Bodenkammer als Nachtquartier anwies. Der Meister begab sich zur Ruhe und schlief fest. Seine Frau jedoch konnte, von Unruhe erfüllt, nicht einschlafen. Nichts Gutes ahnend, stand sie in der Nacht auf und stieg die Treppe hinauf. Die Frau erschrak nicht wenig, als sie bemerkte, daß die Zigeuner auf der Diele der Kammer ein mächtiges Feuer angezündet hatten, an dem sie ihre Speisen kochten. Die Meisterin eilte die Treppe hinunter und berichtete dies ihrem Manne, der alsbald hinauf in die Kammer ging und seinen unheimlichen Gästen gebot, das Feuer auszulöschen. Einer der Zigeuner, ein alter, weißbärtiger Mann, trat an den Meister heran und sprach: „Seid unbesorgt, biederer Meister, dies euer Haus wird nie abbrennen, obgleich diese Stadt zweimal fast ganz durch Feuersbrunst zerstört werden wird und die Flammen auch euer Haus umzingeln werden."

Es geschah, wie der Zigeuner es vorausgesagt hatte: zweimal ist Liebau fast ganz abgebrannt, und auch in der nächsten Nähe dieses Hauses wüteten die Flammen, aber stets ist es verschont geblieben.

Patschovsky, Sagen des Kreises L. 1893. S. 10f.

2. In Nieder-Blasdorf stehen neben den Trümmern des alten Schlosses die noch jetzt zum Teil erhaltenen Wirtschaftsgebäude, die kurzweg „der Hof" genannt werden. In der Nähe des Hofes befindet sich eine Mühle, die den Namen Marien-Mühle führt. Einst kamen in den Nieder-Blasdorfer Hof Zigeuner, die um eine Gabe baten, aber barsch abgewiesen wurden. Darauf gingen sie in

die Marien-Mühle, in der man sie reichlich beschenkte. Einer der Zigeuner prophezeite nun dem Müller, daß den Hof öfter Feuersbrünste — und zwar in gewissen Zeiträumen — zerstören würden, daß hingegen die Marien-Mühle niemals vom Feuer vernichtet werden würde.

Patschovsky, Sagen des Kreises L. 1893. S. 40.

1556. Magister Feige zu Wüstewaltersdorf und sein „schwarzes Buch".

Kreis Waldenburg.

Pastor in Wüstewaltersdorf war von 1763 bis 1796 der Magister Joh. Friedr. Feige, ein gelehrter Mann, der eine besondere Vorliebe für medizinische Fragen hatte und auch allerlei Kuren unternahm. Die Leute glaubten, er verstehe die „schwarze Kunst."

Eines Tages benützte sein Famulus die Abwesenheit des in der Kirche amtierenden Magisters, um in dem „schwarzen Buche" des Meisters zu lesen. Er las eine Seite, die zweite, die dritte usw., ohne zu merken, daß nach jeder gelesenen Seite eine schwarze Krähe über die Schwelle ins Zimmer hüpfte. Schließlich waren schon zwölf Krähen beisammen, und es wäre wohl etwas Schlimmes geschehen, wenn die dreizehnte dazugekommen wäre. Da litt es den Magister nicht länger in der Kirche, Unheil ahnend eilte er nach Hause und kam gerade noch zurecht, ein Unglück zu verhüten. Er gab dem Famulus so viel Ohrfeigen, als dieser Seiten gelesen hatte, und las die Seiten wieder zurück. Und wie er damit Blatt für Blatt dem Anfange näher kam, verschwand eine Krähe um die andere, bis die ganze Stube von den bösen Geistern befreit war.

Später erzählte man sich dieselbe Geschichte von dem medizinischen Gehilfen Constantin Trentler, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Wüstewaltersdorf praktizierte und ebenfalls mehr verstand als „Brot essen".

Handschriftl. Mitteilung von Oberl. Dr. Richard Gottwald in Breslau, einem geborenen Wüstewaltersdorfer. 1911.

1557. Der geheimnisvolle Kalender zu Volkenhain.

Stadt Volkenhain.

In der Stadtpfarrkirche zu Volkenhain ist ein Kalender vorhanden, den der hochgelahrte Erzpriester Joh. Langer im Jahre 1500 geschrieben hat. Dieser soll nach der Sage eine Menge Weissagungen enthalten, die aber leider nicht mehr zu entziffern sind, da der Schlüssel zu ihnen verloren gegangen ist.

Klose, Sagen des Riesengebirges. 1887. S. 78.

1558. Der Alchimist und der junge Lindwurm.

Kreis Striegau.

Ein Sonderling bewohnte mit einem einzigen Diener in einer wenig besuchten Straße allein ein ziemlich großes Haus. Verkehr mit anderen Menschen pflegte der Besitzer nicht, einen Hund oder ein anderes Lieblingstier hatte er auch nicht, nicht einmal irgend ein Haustier besaß er. Die Fenster nach der Straße blieben das ganze Jahr durch hölzerne Läden verschlossen, nur einen einzigen Tag im Jahre wurden sie geöffnet, und dann blieben sie den ganzen Tag sperrangelweit offen. Die Zeit verkürzte sich dieser merkwürdige Mensch durch Hantieren mit allerlei sonderbaren Apparaten, die der Diener nicht kannte. So konnte dieser, dem es überdies verboten war, viel mit anderen Menschen zu reden, über das Treiben seines Herrn den neugierigen Fragern keine Auskunft geben. Nur das erfuhr man zuweilen von ihm, daß sein Herr gegen ihn ganz außerordentlich gütig und freigebig wäre, was allein ihn zu längerem Bleiben in dem sonderbaren Dienstverhältnis bestimme, und daß sein Herr, wenn er mit den Apparaten sich beschäftige, sich meist in ein Zimmer ohne ihn einschließe. Zuweilen höre er, der Diener, lautes Sprechen, ein Beweis, daß ein Zweiter in dem verschlossenen Zimmer sich befinde. Den Besuch habe er aber trotz genauesten Aufpassens noch nicht zu sehen bekommen, auch habe er nicht ergründen können, was gesprochen wurde, wie aufmerksam er auch an dem Schlüsselloche

gehorcht habe. Als der Besitzer starb, wurde der Diener alleiniger Erbe des ganzen Vermögens. Die Apparate sollte er laut Testament zerschlagen und die Trümmer vergraben. Das Haus sollte er bewohnen und nach seinem Gefallen einrichten. Seinen Herrn aber — nur unter dieser Bedingung machte ihn derselbe nach seinem Testamente zum Erben — sollte er nicht begraben lassen; er sollte vielmehr den Leichnam in ein eigens dazu bestimmtes eisernes Gefäß legen, ihn mit den im Testament angegebenen und bereitgestellten Flüssigkeiten begießen, den Deckel wieder gut zuschrauben und seine Ränder sorgfältig verpichen; hierauf sollte er das Gefäß mit seinem Leichnam in sein gewöhnliches Arbeitszimmer stellen, dessen Fensterladen und Tür fest verschließen, die Schlüssel in einen Teich werfen und dafür sorgen, daß niemand mehr das Zimmer betrete; auch ihm selbst war das Betreten verboten. Um in den Besitz des großen Vermögens zu kommen, erfüllte der Diener den Wunsch seines verstorbenen Herrn. Das Bewußtsein, daß er stets dessen Wohlwollen besessen und alle seine Wünsche erfüllt habe, hielten alle Furcht vor dem geheimnisvollen Zimmer von ihm fern. Im 20. Jahre aber nach dem Tode seines Herrn, als er selbst schon am Rande des Grabes stand, befiel ihn eine durch nichts mehr zu bewältigende Angst. Er ließ einen Schlosser die Tür des verschlossenen Zimmers sprengen und den Deckel des verpichten Gefäßes abschrauben. Ein grausiger Anblick bot sich ihm dar. Wie in einem bebrüteten Ei das werdende Hühnchen, so lag in dem Gefäße statt des Leichnams seines Herrn der sich entwickelnde Keim eines Ungeheuers. Es hatte die Gestalt und den Rachen eines Krokodils, auf dem Rücken hatte es Flügel, und sein gelber Bauch strotzte von Gift. Hätte der Diener noch das Ende des 20. Jahres abgewartet, so wäre dem Gefäße ein Lindwurm entsprungen. Der Diener ließ das Gefäß wieder sorgfältig schließen, dann erzählte er den Tatbestand dem Pfarrer. Dieser besprengte den seltsamen Sarg mit Weihwasser, segnete ihn ein oder vielmehr beschwor ihn und ließ ihn in einem stillen Winkel des Friedhofs

unter die Erde bringen. So wurde das schon so nahe Unheil verhütet.[1])

Handschriftliche Mitteilung von Dr. Eichner aus Striegau.

1559. Ein Feuerzauberer.

Kreis Reichenbach.

Vor 20 bis 30 Jahren ging der Feuermann[2]) von Haus zu Haus und sah nach, ob die Leute alles in Ordnung hatten. Wo er viele Spinnweben sah, zog er aus seinem fadenscheinigen Kittel einen dünnen langen Stab hervor, zündete ihn an der Schleiße an, die in der Stube brannte, durchging das ganze Haus vom Keller bis zum Boden und brannte alle Spinnweben ab. Die Nachbarn sahen, wie aus den Fenstern und allen Ritzen blaue Flammen schlugen, aber sie sahen keinen Schaden, die Leute aber wurden tüchtig ausgelacht.

Eine Frau im Dorfe (Schlaupitz) die war böse und faul, und überall hingen die Spinnweben. Die dachte, sie könne das auch wie der Feuermann machen, und leuchtete überall mit der Schleiße herum. Die Spinnweben brannten wohl ab, aber auch das ganze Haus.

Nach der Erzählung einer Frau aus Schlaupitz.
Laura Weinhold in Z. f. V. VII. 1897. S. 102.

Aus meiner Kindheit erinnere ich mich an folgende Geschichte, die mir in Damsdorf, Kreis Striegau, erzählt wurde: Ein Mann ist eben dabei, sein mit Strohschauben neu eingedecktes Haus am Rande gerade zu schneiden. Da kommt ein Handwerksbursche, bleibt stehen, sieht zu und sagt nach einer Weile: „Das könnt ihr bequemer haben, ihr braucht ja bloß das Überstehende abzubrennen!“ „So?“ meint der Mann, „da brennt ja das Haus ab.“ „Ach was! Ihr braucht nur immer zu sagen: Sachte, sachte! Ich werde es euch zeigen.“ Der Mann traute zuerst nicht, endlich gibt er nach und läßt den Handwerksburschen machen. Der zieht ein

1) Die Sage erinnert an die Sage von Doktor Theophrastus Nr. 1582.
2) Nicht zu verwechseln mit den Feuermännern in Schles. Sagen I. K.

Streichholz hervor, zündet es an und hält es an die Strohkante. Sogleich brennt das Stroh in hellen Flammen. „Sachte, sachte!“ ruft er, und richtig, das Feuer bleibt hübsch an der Kante und sengt unter dem fortwährenden „Sachte, sachte“ des Fremden die vorstehenden Enden so gerade ab, wie mit der Schere geschnitten. Der Mann reißt die Augen auf vor lauter Verwunderung. „Nun könnt ihr weiter machen!“ sagte der Handwerksbursche, „vergeßt nur nicht das Sachte, sachte!“ Damit ging er weiter. Der Bauer hat sich von seinem Staunen erholt und geht nun daran, die Sache zu probieren. Er zieht ein Streichholz aus der Tasche, streicht an und setzt das Strohdach in Brand. „Sachte, sachte!“ ruft er, als die Flamme hinaufzüngelt über die ganze Dachseite. „Sachte, sachte!“ schreit er, als das Feuer das ganze Strohdach überläuft. „Sachte, sachte!“ brüllt er, und als auch das nichts nützt, ruft er seiner Frau: „Weib, komm raus, hilf „sachte“ schrein! Sachte, sachte!“ Ja, das Feuer hörte nicht, in fürchterlicher Flammenglut brach schließlich das Dach zusammen.

1560. Der „Scharfrichter“ in Reichenau macht eine Hexe unschädlich.

Kreis Frankenstein.

Der alte Gottwaldt war seinerzeit Knecht in der Mühle zu Reichenau bei Camenz. Als von den sechs Kühen des Müllers zwei keine Milch, sondern Blut gaben, herrschte große Aufregung darüber in der Mühle. Da spricht die Müllerin: „Wir möchten doch einmal den „Scharfrichter“ fragen, der weiß ja in solchen Sachen Rat.“ Das war ein alter 80jähriger Mann, den die Leute den Scharfrichter nannten, weil er bei einem Scharfrichter als Knecht gearbeitet hatte. Der Gottwaldt hat sich kaum aufgemacht, um ihn zu holen, da kommt er schon zum Tore herein und spricht: „Nu, was ist denn los? Du brauchst mir's nicht erst zu sagen, ich weiß schon.“ Und da geht er schon hinein in die Stube zur Müllern. Sie zeigen ihm nun die rote Milch. „Wart, wart,“ sagt er, „der werde ich den Spaß verderben.“ Nun war gerade der Bru-

der von der Frau auf Urlaub da, der stand bei den Ulanen, und's Pferd war auch im Hause. Zu dem spricht er: „Nu aber reitst du gleich nach Patschkau und flink! Länger wie anderthalb Stunden darfst du nicht bleiben. Dort kaufst du einen Punscheltopf (eig. Bunzlauer Topf) ohne Glätte, wo drei Quart hineingehen." „Und du, Robert," sagt er zum Gottwaldt, „du gehst und holst siebenerlei Holz von den Sträuchern und dabei auch Schischholz."[1])

Und wie der Bruder nun mit dem Punscheltoppe da war, den er beim Töpfer in Patschkau gekauft hatte, da wurden die beiden kranken Kühe in den Topf gemolken. Und der Scharfrichter machte von dem siebenerlei Holze ein Feuerle und setzte den Topf darüber, aber ein wenig höher, daß die Flamme nicht dranschlug; sonst wär's übergekocht, das durfte aber nicht, runterlaufen durfte es nicht. Und es dauerte auch gar nicht lange, da fing es an zu bitten und zu beten in dem Topfe: „Ach, laß mich doch raus, ach, laß mich doch raus, ich werd's ja nimmer machen!" „Nein, Alte," spricht der Scharfrichter, „du kommst nicht raus! Die Augen werd' ich dir ausbrennen, du sollst dran gedenken!" Aber es hat nur immer weiter gebeten und gewinselt. Und wenn's rauf kommen wollte, da nahm er ein paar Stückchen Holz weg, daß es wieder hinunterging. Und wie's gar so sehr jammert, da spricht er: „Na, da werd ich dich noch einmal rauslassen. Aber laß dir's gesagt sein, deine Stückel machst du nicht mehr!" Und da ruft er den Herrn und die Frau (den Müller und die Müllerin) und spricht: „Wollen Sie sie (die Hexe) sehen?" Aber da ist der Herr nur gleich hinausgelaufen und hat gesagt: „Nein, nein, ich will sie nicht sehen." Gottwaldt hat sie auch nicht gesehen, wie er behauptet. Aber der Scharfrichter sah sie und jetzt spricht er zum Gottwaldt: „Komm jetzt mit, wir werden sie loslassen." Und da sind sie zusammen mit dem Topfe nach dem Kuhstalle gegangen, bis unter die Krippe. „Hier reißt du die Steine auf." Und wie

1) Auf eine eingeworfene Frage, was „Schischholz" sei, antwortet der alte Gottwaldt: „Nu, das ist Holz von einem Strauche, der hat schwarze Beeren. Früher hat man Schießpulver daraus gemacht."

der Gottwaldt die Steine aufgerissen hat, da lagen drei schwarze Kugeln vor ihnen, das waren die Haare von den Kühen. Die haben sie in den Topf getan und sind hinausgegangen unter einen Baum. Dort mußte der Gottwaldt die Erde einen halben Meter tief ausheben, und dann wurde der Topf vergraben. „Aber jetzt", sagte der Scharfrichter, „verborgt ihr nichts aus dem Hause, drei Tage lang. Jetzt wird sie kommen, und da werden wir sehen, wer sie gewesen ist, die Hexe." Und richtig! den andern Morgen kam sie schon — da war's die Nachbarin. Da klopfte sie an und sprach zur Frau: „Sei doch gebeten um ein Häckel. Ich habe meins beim Schmiede." „Nein, ich habe keins", sagte die Frau und hat's ihr nicht gegeben. Und jeden Tag ist sie um etwas bitten gekommen. Wie aber die drei Tage um waren, da ist sie weggeblieben, und die Kühe hatten wieder Milch wie sonst.

K. Mündlich vom alten Gottwaldt in Patschkau. 1902. Mundartlich in Mitt. Heft 13. 1905. S. 93ff.

1561. Der Scharfrichter in Reichenau und das Anbinden.

Kreis Frankenstein.

Der „Scharfrichter" in Reichenau bei Camenz sagte einmal zum alten Gottwaldt, als er noch als Knecht beim Müller diente: „Robert, willst du einmal das Anbinden lernen? Du gibst mir 10 Böhmen, da lern ich dir's." Aber der Gottwaldt mochte nicht.

Das Anbinden ist ein Zauber, durch den jemand um seine Bewegungsfähigkeit gebracht wird. Kommt zum Beispiel jemand, dem man nicht „grün" ist, so wird eine Formel gesprochen, und sofort bleibt der Betreffende stehen, sperrt's Maul auf und kann nicht von der Stelle. So muß er stehen bleiben, bis jemand kommt und spricht: „Nu, was stehst du denn und hältst Maulaffen feil?" und ihm dabei eine Backpfeife gibt. Kommt aber niemand, auch der nicht, der ihn angebunden hat, so ist der Angebundene verloren; denn über Nacht bricht er das Genicke.

K. Mündlich vom alten Gottwaldt in Patschkau. 1902. Mitt. Heft 13. 1905. S. 96.

1562. Die Teufelskünste des Christian Gloger aus Türpitz.

Kreis Strehlen.

Die Geschichte teilt im Jahre 1684 eine in Strehlen geschehene Hinrichtung mit:

„Christian Gloger aus Türpitz, zwischen Strehlen und Grottkau, gebürtig, 18 Jahre alt, wird beschuldigt, mit jungen Teufeln Geisterbannungen getrieben zu haben. Er habe vor $2^1/_2$ Jahren dem Christian Rothke, einem Knaben von 10 Jahren, gegen ein Stück gebratenes Fleisch im Spiele etwas so wie ein Männlein gestaltet, was lebendig gewesen sei, gegeben. Dieses Männlein habe an der Stelle der Augen zwei rote Pünktchen, schwarze Zähne, rote Lippen und ein schwarz Käppchen aufgehabt, und der Knabe, welcher es im Spiel von ihm erhandelt, sei behext worden, daß er sich aufzuhängen bewogen worden sei. Diese Zauberkunst habe er, Christian Gloger, bei einem Weibe in Arnsdorf bei Reichenbach, bei welcher er sich ein halbes Jahr aufgehalten, erlernt. Jene habe ihm ihren höllischen Spiritus, wie sie solchen vom Teufel überkommen, übertragen; er habe in ihrem Umgange von ihren Teufelskünsten so viel erlernt, daß er über denjenigen Teufel, den sie ihm glücklicherweise überwiesen gehabt, und den er nachher an den Knaben von 10 Jahren gegen ein Stück gebratenes Fleisch verkauft, allemal, wenn er gewollt, auch selbst Geister vermittelst der Anrufung des Satans unter dem Namen „Schwarzer Nickel" und „Großer Tumult" meistenteils auf den Scheidewegen, um die Mittags- und Mitternachtsstunde, habe bannen oder zuwege bringen können. Auf diese Weise habe er auch einige Teufel überkommen, habe sie nachher an verschiedene, absonderlich den einen an jenen kleinen Leinweberjungen, welcher sich nachher in Türpitz erhängt, verkauft. Auch habe er von seiner Mutter einen Wahrsagergeist, welchen er auch bis zu seiner Verhaftung in der Wohnung seines Großvaters in der Kammer unter dem Bette in einem ledernen Beutel verwahrt gehalten, erhalten. Durch schon benanntes Weib aus Arnsdorf habe er sich so weit verführen lassen, daß er sich dem bösen Geiste (welcher ihm) oder

vielmehr seiner Lehrmeisterin, die den Teufel unter dem Namen „Schwarzer Nickel" gerufen, in der Kammer, wo sie ihren höllischen Spiritus verwahrt gehalten, in einer stattlichen Gestalt sichtbarlich erschienen sei, durch ein ausdrückliches Bündnis mit Leib und Seele zu eigen ergeben; seinem Schöpfer und Erlöser habe er gänzlich ab- und entsaget. Dieser böse Geist sei ihm nachher auf den Anruf „Schwarzer Nickel", wie er es bei Errichtung des Bündnisses mit ihm verhandelt, auf jedesmaliges Verlangen erschienen. Dieser Teufel habe ihn dann immer vom Kirchengehen, Beten, Vertrauen auf Gott und der Ausübung der Tugend ernstlich abgemahnt."

Ulke, Gesammelte Nachrichten von Frankenstein, S. 425 f. (Nr. 54, den 16. Januar 1830).

1563. Ein verstorbener Bösewicht wird aus der Hölle zitiert.

Kreis Neisse.

In Sachsen[1]) hat einmal ein katholischer Geistlicher auf der Kanzel von einem sehr schlechten Menschen gesprochen, der aber schon gestorben war, und da hat er von ihm gesagt, daß er lebendig in der Hölle brenne. Kurze Zeit darauf wird er in ein vornehmes, ihm aber fremdes Haus zum Mahle geladen. Er wundert sich über die Einladung, geht aber doch hin. Nach Tisch fordern ihn einige Herren der Gesellschaft auf, mit ihnen in einem benachbarten Zimmer Platz zu nehmen. Und der eine spricht, wie um ihn zu höhnen, er habe neulich von der Kanzel erklärt, der und der brenne in der Hölle. Ob er das beweisen könne! „Jawohl, sagt er, meine Herren, ich kann das beweisen; ich werde ihn hierher vor Ihre Augen treten lassen, brennend wie er ist." Ungläubig hören die Herren zu. „Aber — sagt der Pfarrer — derjenige, der wünscht, ich möge ihn herzitieren, der muß mit ihm gehen" (er wird ihn mit zur Hölle nehmen). Da wird ihnen doch etwas sonderbar zu Mute. Aber schließlich spricht der eine, er sei bereit und

1) Der Name Sachsen hat hier die allgemeine Bedeutnng eines kirchenfeindlichen Landes.

er wünsche, daß er den Geist zitiere. Der Pfarrer bittet sich eine halbe Stunde Zeit aus und schickt nach Hause zur Wirtin nach seinem Buche. Das Buch kommt, zwei Kerzen werden angezündet, und der Pfarrer setzt sich mit dem Buche dazwischen und liest. Plötzlich steht der Abgeschiedene in hellen Flammen vor ihnen, er war durchs Fenster hereingekommen. Er wird gefragt, ob er der Betreffende sei, und eine Stimme sagt: „Ja." Nun gibt es einen Donnerschlag, die Herren werden betäubt. Und als sie wieder zu sich kommen, ist der eine weg, der gewünscht hatte, daß der Geist zitiert werde. Dieser war mit ihm durchs Fenster gefahren, man sah die blutigen Flecken an den Rändern. Er ist nie wieder gesehen worden.

K. Mündlich von Barbier Tenzer aus Patschkau. 1906.

1564. Der Teufelsmüller in der Puschmühle bei Dürrkamitz.

Kreis Neisse.

Die Mahl- und Schlachtsteuer (alten Stils) ist in der Stadt Neisse noch gar nicht so lange aufgehoben. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts muß dieses Steuerrecht der genannten Stadt sich auch auf eine Mühle erstreckt haben, die etwa eine Meile von der Stadt entfernt bei dem Weiler Dürrkamitz lag. Diese Mühle hieß im Volksmunde Puschmühle. Der Müller, ein reicher Mann, stand in dem Rufe, mehr als Brot essen zu können. Oft wollen Einwohner aus Dürrkamitz und anderen Orten, die auf dem Heimwege an der Mühle vorbeimußten, zur Nachtzeit allerlei Sonderbares an ihr wahrgenommen haben. So fing z. B. die Mühle plötzlich an zu gehen, obwohl es ganz finster drin war und alles in tiefem Schlafe zu liegen schien; dann wieder sah man den Müller zur Nachtzeit um sein Gehöft schleichen, obgleich man eine Veranlassung dazu nicht entdecken konnte. Schließlich sah man sehr feine Herren in Luxuswagen zur Mitternachtsstunde davonfahren. Es war also unbezweifelte Tatsache, daß der Müller mit dem Bösen in Verbindung stand. Dies bestätigten auch die Erzählungen derer, die in der Mühle beschäftigt waren oder darin

zu tun hatten. Die Beamten, die wegen der Mahlsteuer zur Revision kamen, wurden von dem als reich bekannten Müller aufs eigenartigste hintergangen und geneckt. Sie sahen bei ihrem Eintritt in die Mühle, daß sie im Betriebe war, wenn sie aber Gänge und Mehlbeutel untersuchten, fanden sie sie leer. Ein anderes Mal wieder kamen Ratten haufenweise aus dem Mehlbeutel, liefen die Treppe hinauf, stürzten sich in den Mahlgang und kamen unten wieder zum Vorschein. Bekannt war auch, daß der Müller sehr oft in einem Zauberbuche las. Als er nun einmal fort war, benutzte der Mühlenjunge die Gelegenheit, in besagtem Zauberbuche zu lesen. Und er las und las. Sofort kamen Scharen schwarzer Krähen auf allen Seiten zur Mühle herein. Sie stolzierten auf und nieder, setzten sich auf Balken und Kastenränder und blickten neugierig um sich. Zum Glück kam der Müller dazu. Um Unheil zu verhüten, mußte der Bursche nun dasselbe Kapitel rückwärts lesen. So wurde man die Krähen wieder los. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß die Krähen lauter Teufel waren, die gekommen waren, den Willen des rufenden Meisters zu erfüllen; jedoch dem Zauberlehrlinge, der mit ihnen nicht umzugehen verstand, wäre die Beschwörung jedenfalls teuer zu stehen gekommen.

J. Riedel in der Zeitschrift „Oberschlesien" I. 1902/03. S. 776 f.

1565. Der Rotbart-Kehrab im alten Schlosse bei Osseg.

Kreis Grottkau.

Im Walde bei Osseg hat ehemals ein Schloß gestanden, von dem noch die Wallreste, Kalkmörtel, Ziegelbrocken und Eisenschlacken zeugen. Die Sage berichtet: In alter Zeit hatten sich Räuber hier eingenistet, die vor allem den Pferdediebstahl betrieben. Suchte ein Bestohlener sein Pferd in dieser Burg, so kehrte er nicht wieder, die Räuber brachten ihn um. Später sind aber die Brieger[1]) gekommen und haben das Schloß vom Böh-

1) Nach mündlicher Überlieferung ist es die Stadt Brieg gewesen, welche die Zerstörung der alten Raubnester an der Neisse geleitet und durchgeführt hat. Bug, Heidenschanzen, S. 176.

mischdorfer Berge aus beschossen. Da ist ein alter Gesell, Rotbart-Kehrab geheißen, auf das Dach gestiegen und hat die Kugeln mit dem Besen abgefegt.

Bug, Heidenschanzen. 1890. I. S. 160f.

Bug erwähnt ein geschichtliches Vorkommnis, das er für den Schlüssel zu dieser Sage hält. Als Kaiser Maximilian im Jahre 1504 die alte Feste Kufstein belagerte, reichten seine Kugeln nicht an diese heran. Zum Schimpf für den Kaiser sandte der Kommandant einen Mann mit einem Besen auf das Dach und ließ es von den Kugeln, die gar nicht vorhanden waren, rein fegen. — Die Sache liegt vielleicht umgekehrt: Weil der Kommandant eine Sage kannte, wie die oben erwähnte, kam er auf den Gedanken, sie zum Hohne für den Kaiser in die Tat umzusetzen. K.

1566. Vom Mitspielen und Aufstechen.

Kreis Neisse, Neustadt, Leobschütz.

„In meinem Heimatsdorfe lebt heute noch ein Mann, Franz Brandel genannt, der irrsinnig ist. Auf welche Weise er seinen gesunden Menschenverstand plötzlich verlor, darüber gingen seinerzeit die verschiedensten Gerüchte im Dorfe herum. Ich mochte vielleicht sechs, sieben Jahre alt sein, weshalb ich jetzt nur noch Dunkles davon zu sagen weiß. In meiner Erinnerung haftet es so: Brandel ging eines Tages im Garten seines Schwagers, auf dessen Wirtschaft er lebte, einher; da kommt ein fremder Mann und fragt, ob der Besitzer nicht ein Pferd (oder einen Hund?) zu verkaufen habe. Brandel bejaht es, fügt aber hinzu, daß das Pferd nicht verkauft werden dürfe, da es sein besonderer Liebling sei. Der Mann feilscht mit dem Eigentümer zwar um das Pferd, erhält es jedoch nicht, da Brandel den Verkauf nicht nachgeben will. Voll Zorn entfernt sich der fremde Käufer und ruft dem Brandel, der damals noch ledig war und in der Mitte der zwanziger Jahre stand, nach: „Warte, du sollst an mich denken." . . . Wie man damals erzählte, zeigten sich von jenem Tage an bei Brandel Spuren des Irrsinns. Die Leute sagen: „Es hat ihm jener Mann etwas mitgespielt." Zu Zeiten ist Brandel sehr boshaft, sonst aber kindgut. Jede Feder, jedes Hölzchen auf dem Wege hebt er auf

und nimmt es mit nach Hause. Stundenlang sah ich ihn zuweilen am Graben mit Fußwaschen beschäftigt. Alles, was man ihm gibt, ißt er, und wenn's gleich nur Baumpilze, Besenruten oder andere undelikate Sachen sind, die ihm lose Rangen darbieten.

In seinem Wahne reiste Brandel ohne Paß einigemal bis Olmütz und weiter, wo er dann jeden Ort als seine Heimat angab, den ihm die Polizei forschend vorredete. Mit dem Teufel hat er's beständig. Heiligenbilder sind bei ihm Teufelsfratzen, in jeder Ecke stiert ihm der Böse entgegen. In einem wilden Zornausbruche, wie er mit dem Teufel haderte und die Fäuste gegen ihn ballte, sah ich ihn einst hinter einem Ziegelofen meines Dorfes.

Manche Leute sagten wohl auch: jener Pferdekäufer habe den Brandel „ufgeknuppt" (aufgeknüpft). Das Volk denkt sich das so, daß gewisse Leute, falls sie auf andere Rache führen, unter irgend welchen Zauberformeln Knoten in einen Faden knüpfen, diesen daheim verwahren und so ihre Opfer in ihrer willkürlichen Gewalt besitzen.

Dasselbe gilt vom „Anstechen" oder „Aufstechen". Hier verschaffen sich die Unholde das Bild ihres Opfers oder schneiden sich ein solches selbst aus Papier. Mit einer Stecknadel wird dasselbe an einem geheimen Ort aufgesteckt. Nun hat der Betreffende nichts wie Unglück, hat ein unerklärliches Weh in seinem Herzen sitzen, magert alle Tage mehr ab, bis er endlich in die Grube sinkt. Von einem Geistlichen des Kreises Neisse erzählte man sich vor einigen Jahren insgeheim: ein Müllerbursche halte ihn zu Hause aufgesteckt, da er ihm seine Heirat rückgängig gemacht habe. Der Geistliche war und ist noch leidend. Ein hartnäckiges Nervenübel ist der Grund seines Siechtums." Philo, Schlesien. 1884. S. 46 f.

1567. Die Zigeuner können mehr als Brot essen.

Kreis Leobschütz.

In Fürstlich-Langenau bei Katscher pflegen die Leute, sobald eine Zigeunerbande ins Dorf kommt, zu sagen: „Gebt nur den Zigeunern." Denn sonst nehmen sie Stricke vom Hofe und ziehen sie durch die Obstbäume. Dann vergraben sie die Stricke in die

Erde, und so wie sie verfaulen, stirbt der Baum dahin. Das ist ihre Rache, wenn man ihnen kein Almosen gibt.

K. Von der Witfrau Schattk u aus Langenau bei Katscher. Mitt. Heft 13. 1905. S. 97.

Der Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher hatte ein altes ererbtes Häusel im Dorfe. Das wird nicht abbrennen, wie er behauptet, denn es haben einst auf dem Boden Zigeuner gekocht, und die können mehr als Brot essen. Man hatte ihnen einst erlaubt, den Boden als Schlafstätte zu benützen, da haben sie ein Feuer auf dem Boden gemacht und eine Öffnung durchs Dach, daß der Rauch abziehen konnte, und haben gekocht. Und als sie weiter zogen, haben sie dem Besitzer gesagt: Dies Häuschen wird nie vom Feuer verzehrt werden! Und so ist es auch gewesen. Die Häuser rechts und links sind weggebrannt, das alte Häuschen aber ist stehen geblieben. Man könnte es selbst anzünden, und es würde nicht verbrennen. K. Mündlich von dem Genannten. 1905.

Eine Zigeunerin mit einem Kinde auf dem Arme kommt in eine Bauernwirtschaft betteln. Da sie niemanden sieht, tritt sie in die Küche, wo von Rauchfleisch gerade noch ein „Schnittling" (ein angeschnittenes Stück) dahängt. Den nimmt sie und geht ins Nachbarhaus, um ihre Bettelei und Stehlerei fortzusetzen. Der Besitzer entdeckt bald nachher den Diebstahl, gerät in schreckliche Wut und eilt der Zigeunerin nach. Er packt sie und mißhandelt sie mit ihrem Kinde, reißt ihr den Schinken weg und schlägt ihr diesen unbarmherzig ins Gesicht. Da hebt sie drohend den Finger und sagt: „Du wirst noch an mich denken dafür, daß du mich und mein Kind so behandelt hast." Und nicht lange, da wurden ihre Worte wahr, der Mann, ein roher Mensch von Haus aus, soff und soff und wurde schließlich irre. Er zündete selbst sein Haus an und ist dafür im „Stockhause" gestorben.

K. Mündlich von Frau Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher. 1905.

Daß Zigeuner die Zukunft vorher wissen, ist allgemeiner Volksglaube.

1568. Die Zisterzienser.

Schlesien. Ohne nähere Ortsangabe.

„Über die Zisterzienser war noch in meiner Kindheit im Volke der Glaube verbreitet, sie trieben die schwarze Kunst und könnten den Teufel zitieren."

Bug, Heidenschanzen I. 1890. S. 158 Anm.

1569. Sander der Müller und John der Brauer.

Kreis Sagan, Freystadt, Glogau.

Nicht unbedeutend ist der Anteil, den die immer genialen schlesischen Schäfersleute, ferner die ehedem Jahrzehnte hindurch von Ort zu Ort im Lande herumwandernden, heimatlosen alten Müller-, Brauer- und Schmiedegesellen, brotlosen (feirigen) Jäger, Laufer, Köche, alten Soldaten, Scharfrichterknechte u. a. als Träger der Sage haben. Ein paar solcher Gesellen, ein Müller und ein Brauer, trieben sich in dieser Weise fast durch das ganze letzte Drittel des 18. Jahrhunderts innerhalb des Glogauer und Saganer Fürstentums herum, und ihre Zauberkünste leben noch heute (1862) in der Erinnerung des Volkes fort.

Einst, berichtet die Sage, kam Sander der Müller in die Obermühle zu Beuthen a. Oder. Man machte eben scharf, und der Zusprechende bot seine Hilfe an, wurde aber schnöde abgewiesen. Er geht. Aber ehe er das Weichbild der Stadt verlassen haben kann, fällt der Mühlstein in zwei Hälften auseinander. Das kann nur der Feirige getan haben! Man sucht ihn über allen Grenzen, endlich findet man ihn in der Sandmühle bei Röhlau. Man fleht ihn um seinen Beistand an, und er sagt: man solle nur den Stein mit einem Strohseile fest zusammenziehen. Das leuchtet nicht ein, aber Sander besteht darauf, und sobald man seiner Anweisung folgt, ist der Mühlstein wieder beisammen, nichts von einem Sprunge zu sehen. — Gleicherweise hat John der Brauer einst einem Brauer ein ganzes Gebräu Bier aus der Braupfanne fortgezaubert, und als man nach einer Spur forscht, sieht man es endlich als blanken Schaum, wie ein großer Ballen Wolle, in den

Sparren des Brauhauses hängen. Man unterhandelt mit dem Tausendkünstler, daß er den Zauber löse, und es bedarf nur eines Wortes von ihm, und der klare Gerstensaft fließt wie aus einem Zapfen wieder in den Braukessel zurück. — Ein andermal nimmt John den Rocken einer Spinnerin und wirft ihr diesen auf den Schoß. Augenblicklich hat sich der Rocken in ein schreiendes, nacktes Kind verwandelt, das erst wieder zu Flachs wird, als der Zauberer auf inständiges Bitten den Bann löst.

Arvin (Theodor Oelsner) in Prov.-Bl. 1862. S. 651 f.

1570. Ein Jäger schießt allerlei Wild auf Meilenweite.

Kreis Freystadt.

Der Jäger B. in Fürstlich Carolathschen Diensten soll zu seinem Fenster hinaus Wild aller Art bis auf Meilenweite geschossen haben.

Arvin (Th Oelsner) in Prov.-Bl. 1862. S. 652.

1571. Der Schäfer als Hexenbanner.

Kreis Groß-Wartenberg.

Eine Frau hatte eine böse Brust, die ging auf und lauter Beinchen kamen heraus. Als der Schäfer, der die Leute kurierte, davon hörte, sagte er: „Warum habt ihr mir nicht so ein Beinchen gebracht, dann hätte ich's in die Flinte geladen, und die Hexe, die euch verhext hat, wäre getroffen worden!"

Einmal kommt die Hexe zu dem Schäfer zu Besuch; etwas Gutes führte sie nicht gegen ihn im Schilde, das wußte er. Daher hatte er schon mit geweihter Kreide lauter Kreuze an die Türen gemacht. Wie sie nun in die Stube herein ist und sehr freundlich tut, geht er, wie um zufällig etwas zu besorgen, aus der Stube, in der die Hexe sitzt, und schlägt die Tür zu. Nun war sie gefangen, denn die Kreuze verlegten ihr den Weg. „Siehste, du Aast, jetzt hab ich dich", schreit er draußen. Da fängt die Hexe drin im Zimmer an herumzurasen, und als sie jede Tür verschlossen findet durch die geweihten Zeichen, nimmt sie die Röcke über den Kopf

und fliegt durch den offenen Kamin zum Schornsteine hinaus. Weg war sie.

K. Mündlich von dem 85jährigen ehemaligen Nachtwächter Mosch, gebürtig aus dem Groß-Wartenberger Kreise. 1904.

1572. Der Zauberer Barthek.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Rybnik.

Als im 17. Jahrhundert die Schweden bis nach Oberschlesien vorgedrungen und von Ratibor her nach dem Raudner Zisterzienserkloster auf dem Marsche waren, um das Stift zu plündern, wurde der damalige Abt durch diese schreckliche Nachricht in gewaltige Angst versetzt. Es war niemand da, der ihnen hätte den Weg hierher versperren können. Zwar hatte der Abt die kostbaren Schätze und Geräte so gut wie möglich zu verbergen gesucht, allein gleichwohl war er nichts weniger in Angst um sie als für sich und seine Mönche. Nun war aber zu Rauden ein Arzt namens Barthek oder Bartholomäus, der, obwohl er der Klostermedikus war, doch für einen gewaltigen Zauberer galt. Wie gewöhnlich saß derselbe, ein arger Trinker, im Wirtshause, als der Abt zu ihm schickte, um seinen Beistand gegen die gefürchteten Schweden zu erbitten. Er kam nicht. Und auch als der letztere noch drei- und viermal nach ihm schickte, rührte er sich nicht von dannen, er ließ nur dem geistlichen Herrn sagen, er möge sich nicht ängstigen, er werde schon dafür sorgen, daß die Schweden nicht hierher kämen, er bitte sich aber für den Fall, daß er einst ihrer bedürftig wäre, eine Gegengefälligkeit aus. Der Abt versprach alles Mögliche und begab sich sodann in die Kirche, um zu beten. Er war aber noch nicht lange dort, als die Nachricht kam, die Feinde wären ganz in der Nähe und müßten in einer Viertelstunde hier sein. Da ergriff den Abt eine unendliche Bestürzung, und er eilte, sich unbewußt dessen, was er tat, der Gegend zu, von wo die Schweden herzogen. In dichte Rauchwolken gehüllt, näherten sich die furchtbaren Reiter. Deutlich vernahm man den Hufschlag der Rosse, das Kriegsgeschrei der Soldaten, die blanken Säbel blitzten, und man

konnte schon die grimmigen Gesichter von weitem erkennen. Da machten sie plötzlich halt, es schien, als wären sie festgebannt, sie hielten da auf ihren sieggewohnten Rossen, den Säbel in der Faust, aber starr und steif und wie versteinert. Da zogen sich plötzlich schwarze Regenwolken zusammen, der Regen stürzte in Strömen herab, und ein furchtbarer Sturm heulte ihnen entgegen. Auf einmal, wie von demselben fortgepeitscht, drehten sie dem Kloster den Rücken und jagten in sausendem Galopp davon. Das Kloster war gerettet, und der Abt wußte dem guten Barthek nicht genug der Dankesworte zu sagen.

Viele Jahre waren seit dieser Begebenheit dahingegangen, da trat der Tod an das Krankenbett des Arztes und verkündete ihm sein letztes Stündlein. Hiergegen halfen dem Sterbenden alle seine Zauberkünste nichts. Er ergab sich in sein Schicksal, rief aber zuvor noch den Abt herbei, sagte ihm, daß er sterben müsse und bat ihn, den Teufel von seinem Lager fernzuhalten, der da kommen werde, um ihn zu holen. Seines Versprechens eingedenk, kniete der fromme Geistliche nieder, umfaßte den Dahinscheidenden mit der Stola und fing an fromme Gebete herzusagen. Barthek starb. Im nämlichen Augenblicke aber erscholl aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers ein Krächzen und Heulen; Krähen und Nachtvögel sowie ungestalte Geschöpfe erschienen und umflatterten den toten Barthek mit wildem Geschrei. Das geweihte Band aber, das er um seinen Körper geschlungen hatte, sowie die Gebete des Abtes hielten die Teufel fern, bis sie endlich gänzlich wieder verschwanden. Bartheks Seele war gerettet, sein Körper aber wurde in einer Gruft der Kirche begraben.

Gräße, Sagenbuch. 1871. S. 268.
Nach Illustr. Familienjournal Bd. XI, Nr. 273.

1573. Die bestrafte Müllerin oder die verhexte Mühle.

Österreichisch-Schlesien.

Zwei Müllerburschen gingen mitsammen auf die Wanderung. Sie kamen in ein Dorf, wo eine geizige Müllerin wohnte, die dem

einen von beiden schon vom Hörensagen bekannt war. Dieser sagte daher zu seinem Kameraden: „Hier paß auf, wie es uns gehen wird!“ Als sie in die Mühle der geizigen Müllerin kamen, baten sie in üblicher Weise um ein Geschenk. Die Müllerin, welche wohl wußte, daß ein wandernder Müller einen ganzen Laib Brot nicht anschneiden dürfe, brachte ein unangeschnittenes Brot und dazu ein Viertelpfund (Quartierdel) Butter, das die Form einer vollkommen runden Scheibe hatte, setzte beides stillschweigend auf den Tisch und legte noch zwei Messer dazu, worauf sie sich entfernte. „Siehst du,“ sagte der eine, „wie uns die Müllerin abspeisen will? Doch sie soll an uns denken!“ Er schnitt von dem Laib Brot die obere Kruste vollständig kreisrund ab, grub mit dem Messer die (das) „Weichel“ heraus, steckte diese in seine Taschen und legte sodann die abgeschnittene Kruste wieder oben auf, daß man die Aushöhlung nicht bemerkte. Ebenso machte er es mit der Butterscheibe. Dann gingen sie stillschweigend weg und setzten ihre Wanderung fort. Als sie ein gutes Stück Weges weiter gekommen waren, sprach der erste zum zweiten: „Jetzt gib acht, was geschehen wird!“ Da vernahmen sie ein fernes Getöse, und bald kam ein Mühlrad dahergebraust. Der eine Kamerad bedeutete jetzt dem andern, er möge sich auf die gegenüberliegende Seite der Straße stellen. „Gelingt das, was ich jetzt vorhabe,“ sagte er, „so ist uns beiden geholfen; wenn nicht, so sind wir verloren.“ Das Mühlrad kam mit furchtbarer Schnelligkeit immer näher, und in dem Augenblicke, als es zwischen die beiden Burschen gelangte, schob er seinen Stab zwischen die Speichen des Rades und rief: „Es ist glücklich gelungen!“ Während er noch redete, zerfiel das Rad in tausend Trümmer und blieb auf der Straße liegen. „Jetzt komm“, sagte er, „bis ins nahe Dörfchen, dort werden wir im Wirtshause einkehren, uns gütlich tun und das Weitere abwarten.“ Sie taten es. Es dauerte nicht lange, so kam ein Bote eiligst ins Wirtshaus, wo sie aßen und tranken, und flehte im Namen des Müllers, sie möchten ihnen um Gottes willen verzeihen und den Spektakel, der in der Mühle entstanden sei, wieder aufhören

machen. Die beiden achteten jedoch nicht darauf, sondern schickten den Boten wieder heim, blieben selbst aber im Wirtshause. In kurzer Zeit kam aber der Müller selbst mit seinem Weibe und bat flehentlich, die angetane Unbilde zu vergessen und den Spuk aufzuheben. Diese Bitte wurde von einem ansehnlichen Geschenke begleitet. Da sagte der Müllerbursche zum Müller: „So gehet denn heim und nehmet in Zukunft reisende Müllergesellen besser auf. Ihr werdet die Mühle wieder in Ordnung finden." Mit Dank schieden nun die Geängstigten, und als sie zu Hause ankamen, war die Mühle wieder in schönster Ordnung.

A. Peter in Troppau in Prov.-Bl. 1868. S. 204f.

1574. Ein verstorbener Fabrikherr zu Jägerndorf wird zitiert.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Jägerndorf.

In Jägerndorf (das Volk sagt Jägendorf) hat ein armer Schuhmacher gelebt, der die Seelen der Verstorbenen zitieren konnte. Er gebrauchte dazu ein Buch. Von reichen Leuten verlangte er 100 Gulden, von armen 50, aber darunter machte er es nicht.

Ein reicher „Fabrikenherr" hatte einen ungeratenen Sohn, den er hatte nach Amerika besorgen müssen. Aber auch drüben tat er nicht gut, sondern machte Schulden auf Schulden, und alle Augenblicke kam so ein Bettelbrief an den Vater. Der Vater schickte und schickte, aber es war wie ein Faß ohne Boden, je mehr er Geld schickte, um so mehr verlangte der Sohn, um so liederlicher und verschwenderischer benahm er sich. Der Vater, der den Sohn über alles liebte und darum sich so schwach zeigte, nahm sich das Leben des Sohnes so zu Herzen, daß er sich eines Tages eine Kugel vor den Kopf schoß.

Nun war er aus dem Leben geschieden, und die „Fabrikenfrau" hätte gern mit den andern Kindern für seine Seele gebetet, aber sie wollte doch wissen, wie es ihm im Jenseits gehe und ob es einen Zweck habe, für ihn zu beten, da er unversehen gestorben war und mit einer Todsünde (Selbstmord) auf dem Herzen. Sie

ging also zu dem Schuhmachermeister und legte ihm 100 Gulden auf den Tisch, er solle ihren Mann zitieren, sie wolle ihn fragen. Der Schuhmacher aber ließ das Geld liegen, er nahm es nicht eher, als bis er seine Sache gemacht hatte. Er kniete nun nieder mit dem Buche, las darin und forderte den Geist auf zu erscheinen. Nicht lange dauerte es, da kam er wirklich zur Tür herein, leibhaftig so wie er gelebt hatte. Und nun fragte ihn die Frau, wie es ihm gehe und was sie für ihn tun sollten. Da sagte er: „Beinahe wäre ich verloren gewesen, aber betet nur, betet." Dann verschwand er, er war im „geistlichen Leibe" erschienen.

K. Mündlich von Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher, der die Geschichte von einem Manne auf dem Burgberge bei Jägerndorf hörte. 1905.

1575. Ein Schäfer übt durch Stockschläge einen Fernzauber.

Österreichisch-Schlesien.

Ein Schäfer hütete einst in der Nacht seine Herde und stand auf freiem Felde rücklings auf seinen Stab gestützt. Da kamen zwei Jäger vom Anstande zurück. Dem einen von ihnen, einem trefflichen Schützen, kam es in den Sinn, dem Schafhirten den Stab in der Mitte entzwei zu schießen. Gedacht, getan. Er legte an, traf, und der Schäfer fiel rücklings zu Boden. Dieser sprang auf, zog seinen Mantel aus und hieb mit der einen Hälfte des zerschossenen Stabes, was er nur konnte, auf das Kleidungsstück. „O weh! o weh!" schrie nun der boshafte Jäger. Denn jeden Streich, womit jener den Mantel getroffen, hatte zugleich der Jäger schmerzlich empfunden.

Aus Zuckmantel.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 68.

1576. Der Sichtspiegel des Mannes in Schwarzwasser.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„Am Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gab es in unserer Gegend viel Gerede über eine merkwürdige Begebenheit. In dem Dörfchen Gröditz waren Pferdedecken ge-

stohlen worden, und der Verdacht lenkte sich auf den Unrechten. Dieser, nicht faul, geht nach Schwarzwasser zu einem Manne, der einen sogenannten Sichtspiegel besaß. Der Spiegel zeigte die wahren Diebe, Leute, von denen man es kaum geglaubt hätte. Die Decken wurden wirklich gefunden, und jetzt kam die Sache ans Bezirksgericht nach Freiwaldau. Bei dem Hin und Her vor Gericht und wie es da halt so geht, plapperten die Leute das Geheimnis von dem Spiegel aus, obwohl ihnen der Besitzer ausdrücklich verboten hatte, zu keinem Menschen eine Erwähnung zu tun; denn er habe, sagte er, schon so viele Verdrießlichkeiten gehabt. Der Mann mußte jetzt auch nach Freiwaldau und erhielt den strengsten Verweis mit dem Bemerken, daß ihm der Spiegel unwiderruflich weggenommen werden würde, wenn er sich noch einmal in polizeiliche Dinge einmischte. Die zweimalgescheiten Sicherheitsorgane waren dem Spiegelbesitzer schon längst neidisch, daß er so viel dunkle Fälle aufgeklärt hatte, die jenen verborgen geblieben waren."

Handschriftl. Mitteilung von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich), einem geborenen Österreichisch-Schlesier (Breitenfurt Bzh. Freiwaldau). 1911.

1577. Der Mann zu Schwarzwasser befragt den Sichtspiegel zum letzten Male.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„Ende 1879, als ich vom Militär nach Hause kam, erzählte mir mein Vater einen merkwürdigen Vorfall, der sich inzwischen ereignet hatte. Er hatte sich als alter Mann zum dritten Male verheiratet. Gewollt hatte er nicht, aber auf dringendes Zureden einer guten Bekannten — es war die Schwester dieser Frau — hatte er die Torheit begangen, und das war halt eine, wie es in der ganzen Freiwaldauer Bezirkshauptmannschaft keine zweite gab. Von diesem Weibe erzählte nun mein Vater, sie ginge immer gerne mit den Niklasdorfer Schmugglern nach Zöptau in Mähren, und nicht selten sei sie das einzige Weib unter

ihnen. Daß es die Mährische Kundschaft und der gute Verdienst wäre, habe er ihr gleich nicht geglaubt, wenn sie kam und bettelte, er möchte ihr das Mitgehen erlauben. Um aber der Sache auf den Grund zu kommen, ging er heimlich nach Schwarzwasser zum Sichtspiegelmanne. Er traf ihn zu Hause und brachte so von ungefähr sein Anliegen vor. „Ja, sagte der Mann, ich lasse niemand mehr in den Spiegel sehen, mir steht der Ärger nicht für das, was ich für das Einschauen kriege." „Nun," spricht der Vater, „was soll Ihnen denn da der Spiegel, Sie sind ja auch schon hübsch alt, und wer erbt diesen einmal?" Worauf jener antwortet: „Den bekommt kein Mensch in die Hände, dafür sorge ich schon noch vor meinem Tode." „Was ich in dem Spiegel sehe," sagt mein Vater, „davon erfährt niemand etwas." „Ach, das verspricht jeder," entgegnet er, „aber sobald man nach Hause kommt, geht die Plapperei schon an, und in ein paar Tagen sind mir die Gendarmen wieder im Hause." Als mein Vater aber gar nicht nachließ, sagte der Mann: „Bei euren weißen Haaren will ich euch glauben, daß ihr mir keine Unannehmlichkeit macht. Wartet also." Er ging auf den Boden, und erst in einer hübschen Weile kam er mit dem Spiegel herab — dieser mußte also wohl gut versteckt gewesen sein. Es zeigten sich nun nacheinander fünf verschiedene Bilder von dem Schmugglerzuge in dem Spiegel. Die mußte der Teufel selbst photographiert haben, so genau war alles, der Vater kannte gleich jedes einzelne, waren doch auch einige Namensvettern von ihm dabei. Das erste war ein Nachtlager auf dem Holzberge bei Ziegenhals. Dann setzte sich der Zug in Bewegung, immer auf Schleichwegen durch den ganzen Niklasdorfer Wald. Das zweite Lager wurde auf der Bromme[1]) gehalten, gekocht, gebalgt und geschlafen den Tag über. In später Nacht ging es wieder weiter im Walde nach Adelsdorf, wo es gute Bekannte gab (aus diesem Dorfe stammte sie, die jetzt meine Stiefmutter war, und war dann

1) Die „Bromme" ist ein verrufener Fleck auf dem Grenzwege südwärts von Breitenfurt nach Reihwiesen zu, wo drei Grenzen zusammenkommen.

lange in Rudelsdorf bei Zöptau verheiratet gewesen) und nun nach der Mährischen Grenze. Das letzte Bild war ein Nachtlager beim Rotenbergwirt. Hier war die Sippe schon vor den Grenzjägern sicher, und sie brauchten sich keinen Zwang mehr anzutun. Sie lagerten auf dem Rotenberge in einem Stalle auf dem Heuboden, und was der Vater hier im Spiegel sah, das übertraf alles bisher Dagewesene. Er hatte genug und empfahl sich. Mit Gelegenheit machte er einen Weg zum Rotenbergwirt, um sich weiter zu erkundigen. Dieser zeigte ihm die Lagerstätte, welche genau so aussah, wie er sie im Spiegel erblickt hatte, und teilte ihm mit, daß die Leute hier oft tage- und nächtelang kampierten. „Und wenn das Ihre Frau ist, setzte er hinzu, dann haben Sie was Gutes erwischt." So klagte mir mein Vater das Leid seines Alters."

Handschriftlich mitgeteilt von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich). 1911.

1578. Der Franzosentones zu Niklasdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Als 1806 die Festung Neisse von den Franzosen belagert wurde, blieb eines der schlechtesten Subjekte, die je auf Erden gelebt, von der französischen Armee in Niklasdorf zurück. Man wußte nicht, hatte der Mann aus seinem Dienste den Abschied bekommen oder war er von den Franzosen desertiert, weil ihm das Umherziehen mit den Truppen über wurde, kurz, er setzte sich in Niklasdorf zur Ruhe. Dieses Dorf hat früher alles Gesindel von weit und breit her aufgenommen, jetzt ist das anders geworden, und der Ort blüht immer mehr empor. Unser Franzose — seinen wahren Namen und seine Heimat kannte wohl niemand — hieß allgemein der Franzosentones. Er hatte ein paar Töchter, von denen noch Nachkommenschaft vorhanden sein muß. Geld hatte Tones nie, und doch lebte er prächtig, ohne einen Finger krumm zu machen. Die ganze Umgegend war in Angst vor ihm, und alle sagten, der kann mehr wie Brot essen, ja er konnte noch mehr als den Teufel

zitieren. Um Lebensunterhalt zu finden, brauchte Tones nicht weit zu gehen, auch zu bitten brauchte er nicht, wo er gekannt war. Die Bauersfrau fragte von selbst: „Na, Franzosentones, willst du Brot, Mehl, Getreide oder Fleisch, Butter, Eier, Milch und Obst?“ Schlimm hingegen ging es jenen, die den Mann nicht kannten und ihn wie andere Bettler mit nichts oder einem Stück trockenen Brotes abspeisten.

Hören wir nun, was mein Vater, der alte Grenzschmied und Schmiedekasper als Augenzeugen darüber berichten. Franzosentones strebte nicht nach Geld, seine Verehrer konnten seine Künste umsonst sehen. Da zog irgend ein Hahn einen riesigen Zimmerbohlen durch das Dorf. — Einmal hatte er einem Bauer ein recht billiges Pferd verkauft, aber ihm eingeschärft, ja in kein Wasser damit zu fahren. Das Pferd war gut und schon Jahr und Tag im Gebrauch, als der Teufel diesen Bauer reitet, er hatte wohl gar nicht mehr daran gedacht und fährt mit einer Fuhre Klötzer nach der Gröditzer Sägemühle. Nicht weit von unserem Wohnhause in Breitenfurt, wo die Furt durch die Biele nach Gröditz ging, geschah das Unerhörte. Es war gerade ein kleines Hochwasser, und kaum befand sich das Pferd bis unter den Bauch im Wasser, da war es auch schon verschwunden und das Geschirr hing an einer Schütte Kornstroh, die im Wasser schwamm und fortgeschwommen wäre, wenn die Stränge nicht am Wagen festgehangen hätten. — Einmal hieß Tones verschiedene Männer durch das Schlüsselloch einer verschlossenen Stube schauen, aber sie sollten keinen Laut von sich geben. Da sahen sie, wie eine Anzahl Spinnrädchen, Stühle und Tische umeinander liefen, als wenn sie lebendig wären und tanzten. Als aber ein Mann vor Schreck einen Gacks machte, stand plötzlich alles still an seinem Ort. — In den alten Bauernhöfen befanden sich früher stets ein großer und ein kleinerer Eisenkessel (Ofentopf) zum Wasser- und Knödelkochen. Kam Franzosentones in ein Haus, wo er unbekannt war, und wurde er so wie oben abgefertigt, so ging er schweigend hinaus. Kaum hatte er die Türe hinter sich zugemacht, so flogen die Deckel von den

Ofenkesseln ab, und heraus kam aus dem einen ein Trupp Artillerie mit Pferden und Kanonen, diesem folgte Infanterie, dann kam die Kavallerie und zuletzt das Fuhrwesen, Tausende und Tausende von Mann. Das ging nun auf dem Ofengesims hübsch in Reih und Glied, die Geschütze rasselten, die Pferde trampelten, die Waffen klirrten, immer Regiment um Regiment um und um, und dann wieder in den zweiten Ofentopf hinein. Leute, die das sahen, waren ganz sprachlos, viele wurden ohnmächtig und nicht wenige schwer krank. Das hielt ununterbrochen Tag und Nacht an und hörte nie früher auf, als bis Franzosentones kniefällig gebeten wurde, die Sache rückgängig zu machen. Dieser hatte sich in solchen Fällen stets schnell aus dem Staube gemacht und ließ sich sehr lange suchen. Meine oben genannten Gewährsmänner, die mehrmals solche Dinge sahen, sprachen dann zueinander: „Man muß sich wirklich vor dem Sterben fürchten, weil man nie weiß, in welche entsetzliche Gesellschaft und Zustände man gerät." Leute, die dem Tones noch Grobheiten sagten, kamen nicht so glimpflich davon. Statt des harmlosen Miniaturmilitärs zitierte er diesen die Stube voll böse Geister und Teufel, die so gräßlich zu toben anfingen, daß die ganze Nachbarschaft zusammenlief. — Ging es wo in einem Hause um und es konnte kein Geistlicher mehr helfen, so wurde Franzosentones geholt, und der wurde ganz bestimmt mit dem Unholde fertig. Besonders aus Preußen war der Zuspruch sehr stark. — Einst hatte ein Müllerbursche, ein alter Valot, in der Grenzmühle Feierabend gemacht und dem Müller den Dienst aufgesagt, wahrscheinlich hatte ein Wort das andere gegeben, kurz, sie gingen nicht im Guten auseinander. Der Mann war noch nicht lange fort, so sprang plötzlich ein Mühlstein aus der Spindel, und bald drehte sich dieser auf dem Dachfirst. Der Müller wurde gerufen und sagte sofort: „Das hat dieser Halunke getan. (Die Müller und die Jäger sollen früher viel Zauberei gekonnt haben.) Der aber ist fort. Geht und holt den Tones! Er ist eh da über Nacht gewesen im Wirtshaus nebenan." Franzosentones kam und sagte: „Das werden wir bald

haben; der hat den letzten Mühlstein aus dem Hause tanzen lassen," dann zog er ein altes Buch hervor und fing an zu lesen. Es dauerte nicht lange, da kam der Stein vom Dache herab und kaulte in rasender Geschwindigkeit flußaufwärts dem Müllergesellen nach. Dieser war mit einem andern Handwerksburschen auf die Wanderschaft gegangen. Oberhalb des Weges auf der kurzen Seite blieb er stehen, sah sich um und sprach: „Hier, Bruder, meine Hand, leb wohl, das ist mein Tod, der Meister kann mehr als ich." Dann steckte er seinen Stock in die Erde, den Hut darauf und stellte sich selbst dahinter, und schon sauste der Mühlstein über ihn hinweg. Voll Entsetzen lief sein Begleiter in das nächste Haus und erzählte, was vorgefallen. Der Stein befand sich aber plötzlich wieder in der Mühle an seinem Ort.

Wie der andere erzählte, hatte der Geselle gewollt, daß ihm der Meister nachkäme, um ihn durch Bitten und Geschenke wieder umzustimmen, was er ohne den Tones auch sicher hätte tun müssen.

Handschriftl. Mitteilung von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich). 1911.

1579. Begräbniszauberei der Nistlerjungen zu Freiwaldau.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„Während der Gräfenberg = Freiwaldauer Glanzzeit[1]) in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als ungeheuer viel Kurgäste und zwar sehr vornehme und reiche alle Häuser der ganzen Umgegend besetzt hielten, kamen nicht selten Selbstmorde von verzweifelnden unheilbaren Kranken vor. Obwohl nach altem Brauch einem Selbstmörder ein ehrenvolles Begräbnis in geweihter Erde (auf dem Kirchhofe) nicht zustand, so wurden doch Ausnahmen gemacht, wenn der Kurgast recht reich und vornehm war. Die Bevölkerung nahm daran schon lange Anstoß, und bei jedem neuen Falle verdichtete sich das Gerede,

1) Die Gräfenberger Wasserheilanstalt war von Vincenz Priesnitz nach eigener (Priesnitzscher) Methode 1826 gegründet worden. Unter Priesnitz' eigener Leitung erlebte sie die größte Blüte.

daß man nicht länger dulden wolle, die reichen Fremden anders behandelt zu sehen als die Einheimischen.

Unter diesen Umständen kam es, daß die Selbstmörder heimlich begraben wurden. Sie fanden ihre Grabstätten auch vielfach im Walde. Zu diesen gehören beispielsweise zwei Gräber im Gräfenberger Walde auf der Lindewieser Seite, mit prächtigen Denkmälern geschmückt; auf dem Sockel des einen steht Et non iudicabimini. auf dem andern die Inschrift:

Ein Mann noch in des Lebens Fülle
Zerbrach hier seinen Pilgerstab,
Und Freundschaft baute seiner Hülle
Im duft'gen Wald ein grünes Grab.
Was frommer Eifer ihm verneinte,
Ein Stückchen Erd zur letzten Ruh,
Gab Menschenliebe ihm und weinte
Manch stumme Träne noch dazu.

Um solche Selbstmörderbegräbnisse in der Einsamkeit der Nacht flocht die Sage allmählich ihre Ranken.

Am Anfange des Goldkoppen-Waldes steht noch heute ein einsames Haus von etwas anrüchigem Ruf, Nistlerhaus genannt. Dieses wurde damals von einigen Brüdern bewohnt, den Nistlerjungen, die sich mit Abdeckerei beschäftigten und besonders in dem Rufe standen, alle Selbstmörder beiseite zu schaffen und sie allerwegen im Walde, namentlich in der Nähe von drei Grenzen, zu begraben. Ohne Zauberei und nächtlichen Spuk konnte das, wie das Volk glaubte, nicht abgehen, und in der Tat hieß es von den Nistlerjungen, sie könnten mehr als Brot essen.

1. Da gingen eines Nachts drei Webermeister aus dem Wirtshause heimwärts nach der Hintergasse und mußten am Friedhofe[1]) vorbei. Das Tor steht offen, was die drei schon stutzig macht.

1) Der hier gemeinte Kirchhof befand sich am Anfange der Hintergasse, vor ihm war der Friedhof bei der Kirche, und heute liegt er weit außerhalb am Fuße der Goldkoppe.

Bald kommen Träger mit einem Sarge heraus, es sind die Nistlerjungen, die ohne ein Wort zu sprechen vorübergehen. Die Weber stoßen sich an und sagen leise zueinander: „Den folgen wir.“ Die Träger gehen weiter nach der Gräfenberger Straße zu und wollen offenbar nach Gräfenberg, die drei Beobachter immer fast hinter ihnen. In der Nähe der Glückaufquelle beim Hexenhübel (wo früher Hexen verbrannt wurden) geschah das erste Mirakel, ein ganzes Rudel Katzen lief fortwährend über den Weg hin und her. Die Nistlerjungen gingen mit ihrer Last ungehindert durch, als aber die drei Weber kamen, machten die Katzen Miene, sie anzuspringen, so daß sie einen weiten Bogen beschreiben mußten. Eine weitere Überraschung war es, daß der Zug durch die Kurhäuser hindurchging, denn die Mitgänger hatten geglaubt, hier würde die Sache zu Ende sein. Aber entschlossen sagten sie zueinander: „Wir folgen und wollen doch sehen, wo sie den wieder hinschleppen und verscharren werden.“ Es ging weiter auf dem Wege nach der Sophienquelle. Als man aber zu einer verrufenen Spukquelle kam, einem Steinhaufen mit Gebüsch, Feld und Wiese rundum (nicht weit vom Walde und nahe bei den Schindlerschen Kurhäusern), war ein weiteres Nachfolgen ausgeschlossen; denn ein Hagel von Holzstücken, Ästen und Steinen flog von allen Seiten heran. Wieder gingen die Nistlerjungen ungehindert durch, doch die Weber bemühten sich vergeblich, durch einen Umweg auszuweichen, überall war derselbe Spektakel. Sie sahen noch, wie die Träger am Waldeingange das erste Mal ruhten; wer den Weg kennt, weiß, welche Leistung sie hinter sich hatten, vielleicht durften sie es auch nicht früher. Die Weber mußten also unverrichteter Dinge wieder umkehren.

Nach dem Berichte eines der drei Weber, der längst verstorben ist.

2. Östlich von Freiwaldau beim „Josefpeschla“ (Josefbüschel) waren einst zwei Bauersleute im Felde beschäftigt, als sie die Nistlerjungen querfeldein (der ganze Strich ist heute längst in den Stadtpark einbezogen und ganz verändert) in forschem Tempo

ankommen sahen. „Du!“ sagte die Frau zu ihrem Manne, „die haben wieder was vor, komm mit, wir wollen sie belauschen.“ Als die Nistlerjungen in dem damals noch jungen Gehölz verschwunden waren, schlichen sich die beiden vorsichtig näher und konnten bald wahrnehmen, daß ein oberflächlich zugedeckter Menschenkörper ausgewühlt wurde. Zwei der Brüder machten aus Ästen eine Trage zurecht, auf welche die Leiche mit Säcken umwickelt gepackt und mit Reisigzweigen zugedeckt wurde. Nun ging es seitauf der Goldkoppe zu. Neugierig folgten die Beobachter nach, aber da es hellichter Tag war und sie nicht von den Nistlerjungen bemerkt sein wollten, mußten sie langsam gehen. Ein hübsches Ende ging alles nach Wunsch. „Als ma aber of de Steenhänge[1]) kumma, do fangt asu a Gepolter on und de Fichtazoppa floga asu decke wie de Hogelschlossa ens em de Schadel, ber konnta nech meh anôch.“ Auch diese haben nicht inErfahrung gebracht, wo dem Unglücklichen seine letzte Ruhestatt beschert worden ist.

Handschriftl. Mitteilung von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich). 1911.

Das Annakirchel soll von einem zur Kur in Freiwaldau weilenden Geistlichen erbaut worden sein, und zwar sollen ihm dazu den Anlaß gegeben haben Beobachtungen, die er bei seinem Lieblingsspaziergange auf dem Kamme zwischen Streitenhau und Freiwaldau gemacht hatte. Er soll allerlei gesehen haben; was er aber erlebt hat, ist nie recht herausgekommen.

Überhaupt gab es um Freiwaldau und Gräfenberg, nach Franz Streits Mitteilungen, zahlreiche Spukorte. Spuken sollte es auf der Kreuzkoppe, in der Pfarrhölle, beim Viktorkreuz und vielleicht auch bei der Priesnitzquelle, wenigstens wurde hier im 30jährigen Kriege herumgeteufelt. Sehr verrufen war seinerzeit das Pulverhäusel, weit außerhalb Freiwaldaus an der Lindewiesener Straße (eine Pulverniederlage, keine Wohnung); es sollen Selbstmörder aus alter Zeit hier begraben liegen, vielleicht ist es auch ein Pestfriedhof gewesen; Freiwaldauer und Lindewiesener Leute erzählten eine Menge verschiedener Schreckniſse von diesem Orte: schwarze Hunde, Galgen, Feuerkugeln, Klagerufe usw. sind gesehen oder gehört

1) Die Steinhänge haben wahrscheinlich in der Nähe des Annakirchels gelegen, wo damals nur dürftige Felder mit endlosen Steinhaufen sich befanden, heute aber wohl wieder Wald.

worden, Fuhrleute konnten in der Nacht nicht von der Stelle und Fußgänger wurden verführt und geprügelt, kurz, jedes, was darum wußte, nahm darauf Bedacht, noch vor Dunkelwerden dort vorbeizukommen.

1580. Wie der Scharfrichter die böse Priesnitzin zu Böhmischdorf begräbt.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„Mit Freiwaldau hängt das lange Böhmischdorf und dieses wieder mit Sandhübel zusammen. Aus diesem letzten Dorfe stammte meine Großmutter. Von ihr hatte mein Vater verschiedenes erfahren, was er ab und zu zum besten gab und was ich als kleiner Junge begierig aufschnappte. Vom sagenumwobenen Harrich- und Reineltstein kann ich nichts berichten, denn es ist mir seit 45 Jahren spurlos aus meinem Gedächtnisse entschwunden. Doch das folgende hat sich unauslöschlich eingeprägt.

Im nördlichen Teile von Böhmischdorf, also nicht mehr allzu weit von Sandhübel, hatte sich ein böses Weib, mit Namen Priesnitz, auf dem Hausboden erhängt. Der Scharfrichter, der damals die Selbstmörder zu beerdigen hatte, erklärte, sie müsse zum Giebel hinaus und es müßten vier starke Pferde herbei, wenn man imstande sein sollte, das Weib fortzuschaffen. Es wurden nun zwei Bretter vom Giebel losgemacht und die Person hinausbefördert, auf den Wagen gebracht, und fort ging es. Die Pferde kamen aber bald in Schweiß und arbeiteten, was das Zeug hielt, bis es eben nimmer ging. Der Scharfrichter wußte sich jedoch zu helfen, er schnitt die Nase ab und steckte sie ihr in den Mund. Dann sprach er zu den Fuhrleuten: „Jetzt aber feste drauf los, bevor sie wieder zu schwer wird." Eine Zeitlang ging alles ganz gut, dann aber wiederholte sich die alte Geschichte. Nun schnitt er ein Ohr ab und steckte ihr dieses in den After, um wieder eine Strecke vorwärts zu kommen. Als der Wagen von neuem stehen blieb, wiederholte er das Mittel mit dem zweiten Ohr. Die Fahrt ging in das Göbeltal an die Nesselkoppe. Dort soll die Priesnitzen begraben und weil sie gar keine Ruhe gab, auch verbrannt worden

sein. Meines Wissens sind da keine Dreigrenzen (wohin man Selbstmörder zu begraben pflegte), sondern alles Bistumswald. Es mag aber sein, daß Bauernwald aus Schwarzwasser da anstößt. Der ganze Strich ist sehr abgelegen, selbst für Holzsammler zu weit, und nur selten kommt ein Jäger dahin.

Die Giebelbretter, die man vor dem Durchziehen der Leiche losgenommen hatte, waren zwar wieder angenagelt worden, aber sie blieben nicht fest, jede Nacht fielen sie wieder ab, obwohl immer längere Nägel genommen wurden. Der Scharfrichter hatte das gleich vorausgesagt und den Rat gegeben, man solle mit dem Stricke, womit sie sich erhängt habe, die Bretter anbinden. Das geschah nun und half auch. In dem Hause war jedoch fortgesetzt bei Tag und Nacht ein solcher Spektakel, daß es niemand darin aushalten konnte, und da es Jahr für Jahr so blieb, wurde es endlich ganz abgerissen."

Handschriftl. Mitteilung von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich). 1911.

1581. Das Zitieren der bösen Priesnitzin zu Böhmischdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„An einem langweiligen Wintersonntage war im Zindlerkretscham (das Gasthaus steht noch heute) eine fidele Böhmischdorfer Gesellschaft versammelt. Man trieb allerlei Ulk, ein Spaß löste den andern ab, und so war der Nachmittag und schließlich auch der Abend vergangen, ohne daß jemand ans Nachhausegehen dachte. Um 11 Uhr machte einer scherzend den Vorschlag, die Priesnitzin, die sich erhangen hatte, zu zitieren, was sogleich allgemeine Zustimmung fand. Ein großer Kreis wurde in der riesigen Tanzstube gemacht, in den hinein sich jedes auf einen Stuhl setzte. Der Ofen verbreitete eine behagliche Wärme, und die Ausgelassenheit hatte den höchsten Grad erreicht; jubelnd sah man dem, was kommen sollte, entgegen. Kaum aber hatte der Veranstalter einige Worte aus einem alten Buche gelesen, so hörten die Leute schon ein fernes Heulen in der Luft, welches mit

rasender Geschwindigkeit herankam. Es brauste im Schornstein herab, der ganze Zindlerkretscham wackelte wie von einem Erdbeben, es klopfte an alle Fenster von außen her, daß sie schwirrten, die Türen flogen auf und zu, und das Heulen außerhalb des Hauses wurde immer gräßlicher. Nun aber drang auch aus dem Ofen heraus eine grauenhafte schwarze Wolke, die mit unheimlicher Schnelle den ganzen Menschenhaufen umkreiste. Der Vorleser war schon beim ersten Heulen aus dem Konzept gekommen und die fröhliche Gesellschaft war verstummt und mauerweiß geworden. Zähneklappernd begannen sie zu beten, und als der Rumor schon längst aufgehört hatte, getraute sich niemand aus dem Kreise, mit voller Inbrunst beteten sie die ganze Nacht hindurch, und erst als der Tag anbrach, schlichen sie davon, immer noch fürchtend, die Priesnitzin möchte ihnen doch noch den Hals umdrehen."

Handschriftl. Mitteilung von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich). 1911.

1582. Doktor Theophrastus. Sein Spiritus und sein Tod.

Österreichisch-Schlesien.

Es war einmal ein Doktor, der hieß Theophrastus. Auf einem Spaziergange kam er einstens in ein Gehölz. Dort bemerkte er eine hohle Tanne mit sieben Wipfeln. Aus dem hohlen Baume aber hörte er eine Stimme rufen: „Laß mich heraus! Laß mich heraus!" Er trat nun ganz nahe hinzu, guckte in die Höhlung und fand ein Fläschchen, das sehr fest verstopft war. Theophrastus nahm es in die Hand und betrachtete es. Da ertönte aus dem Gefäße abermals die frühere Stimme. Der Spiritus im Fläschchen bat um Befreiung und versprach, wenn er ihn herauslasse, ihm das Kraut des Lebens zu zeigen, mit dessen Safte er alle Krankheiten heilen und Eisen in Gold verwandeln könne. Theophrastus ging darauf ein und öffnete das Fläschchen. Da sah er, wie aus einem Pünktchen eine Figur sich gestaltete, die nach und nach ein ungeheurer Mann wurde. Dieser forderte den Doktor auf, ihm

zu folgen, und führte ihn etwas tiefer in den Wald. Dort zeigte er ihm das Kraut des Lebens. Dem Theophrastus wäre es nun am liebsten gewesen, wenn er den Spiritus wieder ins Glas hätte bannen können. Er stellte sich darum sehr erstaunt über die Körpergröße des Mannes und fragte ihn: „Sage mir, bist du denn wirklich das Wesen, das im Glase sich befand?" „Ja", war die Antwort. „Das scheint mir unmöglich," entgegnete Theophrastus, „wenn ich mir den Umfang deines Leibes und den Umfang dieses Fläschchens betrachte. Ich kann es nicht glauben, wenn ich den Hergang nicht mit aufmerksamem Auge beobachten kann." Jetzt fing die Gestalt an, sich allmählich zu verkleinern, bis sie derart zusammengeschrumpft war, daß sie mit Leichtigkeit ins Glas hineinschlüpfte. Plötzlich drückte Theophrastus den Stöpsel wieder fest ins Glas und sagte: „Hast du früher in diesem Raume gewohnt, so bleibe auch ferner darin." Mit diesen Worten steckte er das Glas wieder in die Tanne. Beim Weggehen hörte er die Worte seufzen: „Undank ist der Welt Lohn!" Theophrastus sprach: „Wenn das wahr ist, so magst du bleiben, wo du bist; finde ich aber das Gegenteil bestätigt, so will ich nicht der einzige Undankbare unter den Menschen sein und schenke dir die Freiheit." Bald kam er auf einen Platz, wo er ein mageres Pferd an einem Baume angebunden fand. „Wie kommst du hierher?" fragte er das arme Tier. Das Pferd wieherte ihm die Antwort zu: „Undank ist der Welt Lohn. Ich habe einem hartherzigen Manne die ganze Zeit meines Lebens treu gedient. Nun ich aber alt geworden bin und meine Kräfte geschwunden sind, wurde ich zum Lohne dafür hier angebunden und dem Hungertode preisgegeben." Theophrastus ging weiter. „Dein Urteil ist gefällt", sprach er, indem er an den Bewohner der Tanne dachte.

Er sammelte nun das Kraut des Lebens und machte zu Hause davon Gebrauch in allerlei Krankheiten. Der Ruf seiner Wunderkuren verbreitete sich durch die Welt und erweckte ihm den Neid der übrigen Ärzte. Es kam soweit, daß sie ihn vergifteten, und zwar mit einem Gifte, dessen Wirkung durch das Kraut des Lebens

nicht vernichtet werden konnte. Als das Ende seines Lebens herannahte, rief er seinen Diener zu sich und sprach: „Ich fühle, daß ich in kurzem sterben werde. Höre und achte auf meine Worte. Packe meine Bücher zusammen und wirf sie ins Wasser. Verschone kein einziges Stück und nimm nichts für dich.“ Der Diener ging, packte die Bücher zusammen und trug sie fort. Unterwegs aber tat es ihm leid, eine so wichtige Sammlung von verborgenen Geheimnissen ins Wasser zu werfen. Er beschloß, die Bücher für sich zu behalten, um womöglich daraus Nutzen zu ziehen. Als er zurückkam, „Ja“, sagte der Diener. „So berichte mir,“ sprach Theophrastus, „was du an dem Wasser wahrgenommen hast.“ Der Diener antwortete: „Nichts.“ „So hast du nicht getan, was ich dir befohlen habe“, fuhr Theophrastus ihn an. „Geh und vollzieh meinen Auftrag. Du kannst mich nicht täuschen. Aus deinem Berichte werde ich erkennen, ob du die Wahrheit sprichst.“ Wenn es denn sein muß, dachte der Diener, so will ich gehorchen. Er ging und warf die Bücher in die Flut. Kaum war das geschehen, so bekam das Wasser an dieser Stelle eine gelbe Farbe wie Gold. Verwundert hierüber ging er nach Hause und berichtete seinem Herrn, was er gesehen habe. Nun gab ihm Theophrastus noch folgende Weisungen: „Sobald ich gestorben sein werde, träufle etwas von dem Balsam, den ich dir hier übergebe, auf meinen Leichnam und zerhacke diesen in lauter Brei; gib jedoch acht, daß nicht das kleinste Teilchen verloren geht. Dann spünde ihn in ein Faß, so daß keine Luft eindringen kann, und verwahre das Faß an einem verborgenen Orte sieben Jahre lang. Wenn die Zeit um ist, kein Tag weniger und keiner mehr, dann öffne das Faß, und du wirst ein merkwürdiges Wunder sehen.“ Kurz darauf starb Theophrastus. Der Diener entkleidete die Leiche und verfuhr genau so, wie ihm geheißen worden. Nach langer Zeit fiel es ihm ein, daß die sieben Jahre um sein könnten, und erschrocken darüber, daß es vielleicht schon zu spät sei, eilte er an den verborgenen Ort und fing an, das Faß zu öffnen. Da sah er den vollständigen Körper des Theo-

phrastus darin in kniender Stellung, aber ohne Leben. In dem nämlichen Augenblicke jedoch zerfiel dieser durch die eindringende Luft zu Staub. Jetzt erst nahm sich der Diener die Mühe, genau die Zeit von dem Sterbetage an zu berechnen, und siehe! es fehlte noch ein Vierteljahr. Dadurch war das Wunder der Wiederauflebung des Theophrastus vereitelt.

Aus Weidenau und Odrau.
Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 27ff.

Theophrastus Paracelsus, eigentlich Theophrast von Hohenheim (geb. 10. Nov. 1493, gest. 1541 zu Salzburg) war seinerzeit eine der am meisten genannten und gekannten Persönlichkeiten Deutschlands und Europas überhaupt. Er hatte sich ein tüchtiges naturwissenschaftliches, namentlich chemisches Wissen erworben, soweit es ihm seine Zeit bieten konnte, und wußte es, da er wie sein Vater Arzt war, in genialer Weise für die Arzneikunde fruchtbar zu machen. Dazu kam eine ungemein umfassende Erfahrung, die er sich auf weiten Reisen durch fast sämtliche Länder Europas und durch fortgesetzten Verkehr mit dem Volke erworben hatte. R. Julius Hartmann in seinem vortrefflichen Büchlein über „Theophrast von Hohenheim" (Stuttgart und Berlin 1904) sagt auf S. 27: „Auf die Kunde von den in jener Zeit ganz außerordentlichen, ganz abenteuerlich dünkenden Fahrten durch Europa hat man es ihm wohl zugetraut, daß er auch „Ägypten und Arabia" bereist, am Ende gar mit Hilfe übernatürlicher, dämonischer Kräfte durchflogen habe. Aus dem die Natur erforschenden Landfahrer ist er ein Zauberer, aus dem Chemiker ein Goldmacher, aus dem Arzte, der Krankheiten und Heilmittel auf seine Art kennen lernte, ein Wunderdoktor geworden." Theophrastus ist auch in Breslau gewesen (Hartmann, S. 142), und der Schlesier Joh. Montanus besaß nach seinem Tode einen großen Teil seiner Schriften. So kann es nicht wundernehmen, wenn Th. auch in Schlesien bekannt geworden ist und in der Sage bis heute fortlebt.

1583. Schabernack, den ein zauberkundiger Förster einem Wilddiebe spielt.

Österreichisch-Schlesien.

In einem Dorfe wurden Soldaten einquartiert. Einen von diesen, der ein eingefleischter Wilddieb war, kam nun auch hier die Lust an, sich einen billigen Hasen zu verschaffen. Er nahm sich den Karabiner unter den Mantel und schlenderte auf das Feld. Nicht

lange, so traf er auf einen Hasen und schoß nach ihm. Aber anstatt zu fallen, kam der Hase, obschon er getroffen war, stracks auf den Schützen losgerannt, entriß ihm den Karabiner, lief damit auf den Platz zurück, wo er getroffen worden war, und verschluckte die Waffe. Den folgenden Tag sollte Kirchenparade sein, bei welcher auch unser Schütz zu erscheinen hatte, und zwar in voller Rüstung. Der Soldat war ratlos und jammerte, wie es ihm ergehen würde. Die Leute, welche das hörten, hatten Mitleid mit dem armen Tropf und gaben ihm den Rat, zum Jäger jenes Revieres zu gehen und ihm die ganze Sache zu erzählen. Denn der sei ein Zauberkünstler und habe ihm unfehlbar diesen Streich gespielt. Der Soldat befolgte den Rat. Der Jäger aber ließ sich lange bitten; endlich sprach er: „Ich will Erbarmen an dir üben. Geh morgen frühzeitig auf den Platz, wo du geschossen hast, dort wirst du deinen Karabiner wiederbekommen." Dem Soldaten wurde leichter ums Herz, er befolgte die Weisung und begab sich frühmorgens auf den Platz, von wo er gestern nach dem Hasen geschossen hatte. Da kam derselbe Hase, spie den verschluckten Karabiner aus und lief davon.

Aus Weidenau.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 65f.

1584. Der Zigeuner behext eine Bauerstochter.

Österreichisch-Schlesien.

Eine Bauerstochter war einmal mit der Magd im Garten beim Arbeiten, da kommt ein Zigeuner vorbei. „Den heirat ich mir", sagt scherzend die Bauerstochter zur Magd. „Pfui, Sie werden doch das nicht tun", spricht die Magd entsetzt. Der Zigeuner hatte die Reden gehört, kommt an den Gartenzaun und heftet den Blick scharf auf die Bauerstochter, indem er spricht: „Vergessen Sie ja nicht, was Sie eben versprochen haben."

Nach einigen Tagen ist die Tochter weg. Der Vater vermutet nach dem Bericht der Magd, daß sie wirklich mit den Zigeunern fortgezogen sei, spannt sofort an und fährt nach. Er erreicht die Bande am Waldessaum, wo sie lagert, und findet auch die Tochter

als Weib des oben genannten Zigeuners wieder. Alle seine Vorstellungen sind fruchtlos, sie weigert sich, mit dem Vater zurückzukehren, und er verstößt sie. Nach Jahren kommt endlich dieselbe Zigeunerbande wieder in die Gegend, und als richtige Zigeunerin streicht die ehemalige Bauerstochter im Dorfe herum, trifft alte Bekannte und erzählt, wie unglücklich sie sich fühle; sie habe zwei hübsche Knaben und werde auch gut behandelt; aber das beständige Herumziehen sei ihr zuwider. Sie könne jedoch nicht fort von der Bande, der Zigeuner, ihr Mann, habe sie damals am Zaune behext.

Aus Barzdorf in Österreichisch-Schlesien.
K. Mündlich von der Mutter Kuppen in Patschkau. 1902.
Mitt. Heft 13. 1905. S. 97.

1585. Der Scharfrichter in Landeck als Zauberkundiger.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt, Landecker Gegend.

In Landeck lebte bis in neuere Zeit der alte Scharfrichter Stein, der die Zauberei verstand. Wenn die Leute in Not waren und es hatte dem Vieh jemand was angetan oder ein Dieb hatte was gestohlen und niemand wußte, wer's war, da gingen sie zum Scharfrichter nach Landeck, der fand's. Er hatte ein „Büchel" und ein „Spiegerla"; betete er aus dem Büchel und sah dann in den Spiegel, da sah er die Person, die Böses gestiftet hatte. Von weit und breit kamen die Leute herbei, auch aus dem Österreichischen, wenn sie ein Anliegen hatten.

In Sörgsdorf (Österreichisch-Schlesien) war ein kleiner Bauer, und wenn die Frau die Kühe melkte, da kam immer Blut für Milch aus den Strichen. Die Leute sagten, die Kühe wären verhext, und sie gaben ihr den Rat, nach Landeck zu gehen zum Scharfrichter, daß er die Hexe rausfände. Wie sie nun zu ihm kam und die Sache erzählte, da nimmt er sein Büchel, betet und sieht ins Spiegerle. „Ja, ja," sagt er, „'s richtig, das ist die Hexe, die ihr bei euch im Dorfe habt. Na, wart, wir werden ihr schon den Garaus machen." Er nimmt ein Tüppel (Töpfchen) und tut verschiedene Nadeln hinein, stellt's Tüppel auf die Platte und kocht sie. Und's dauert

gar nicht lange, da fängt's an Skandal zu machen und zu jammern und zu bitten, er sollte sie (die Hexe) doch rauslassen. „Nischte," sagt er, „du bleibst drinne! Ich werde dir schon den Spuk vertreiben!" Und zu der Bauersfrau spricht er: „Nu haben wir sie, das ist sie, die Hexe! Ich kann zwar nicht den Namen genennen, aber die wird nicht mehr wiederkommen. Hört nur, wie sie bitten tut!" „Ne, ne, dich laß ich nicht mehr raus!" Wie's nun aber gar sehr schlimm geworden ist und sie hat bloß immer geheult und geschrien, da hat er das Tüppel runtergenommen vom Feuer und hat gesagt zur Bäuerin: „Na! Geht nur heute heim, die wird nicht mehr lange machen, die wird euch keine Kuh mehr behexen." Und richtig — wie sie heimgekommen ist, da hat sie's gehört, da hat die Hexe im Bette gelegen, so krank ist sie gewesen, sie ist auch nicht mehr aufgestanden und ist gestorben.

Dann ist ein Mann in Weißwasser (Österr.-Schlesien) gewesen, der hat sein Wirtschaftel verkauft und hat ein anderes kaufen wollen. Gerade jetzt war das andere freigeworden, das er schon immer hatte haben wollen. Aber wie er's kaufen will, da hat's ihm ein anderer weggekauft gehabt. Da war er nun schrecklich unglücklich, er hat nur immer gejammert und geklagt um die Wirtschaft und hat sich gar nicht zufrieden geben können. Da hat er's Gebetbüchel genommen und hat gebetet, und dann hat er was hineingeschrieben, ganz ans Ende, wie ein Testament. Dann macht er's Büchel zu, legt's hin und geht naus. Seine Frau wundert sich, daß er so lange draußen bleibt, es war schon Abend geworden, und er ist immer noch nicht da. Da sind sie nun alle suchen gegangen, den ganzen Wald haben sie durchsucht, ob er etwa wo hängen täte. Aber sie haben nichts gefunden. Da hat die Frau das Gebetbüchel aufgeschlagen, und da stand's ganz hinten: „Alles, was mein ist, ist dein; niemand kann dir was nehmen", und da wußte sie's, daß er tot war. Aber wenn sie nur gewußt hätte, wo er hing! Da ist sie zum alten Stein nach Landeck gegangen, der hat im Buche gelesen, und wie er ins Spiegerle sieht, da spricht er: „Ja, ja, ich seh ihn hängen! An einem Baume hängt er! Ich seh ihn ganz

deutlich; ihr könnt's nicht sehen. Es ist nicht weit vom Hause. Laßt nur suchen." Da haben sie wieder gesucht, aber nichts gefunden. — Nach einiger Zeit geht eine Beerenfrau mit ihrem Jungen in den Busch nach Pilzen. Und wie sie beim Hause der Bäuerin vorbei auf dem Raine hinausgehen, da schreit der Junge: „Mutter, seht nur, da steht ja ein Mann!" Und wie sie zusieht, da war's der Müller, er hing an einem Baume, gar nicht weit vom Hause, wie der Scharfrichter gesagt hatte.

Die Erzählerin, die alte Zappen aus Weißbach (Österreichisch-Schlesien), hat selbst einmal die Hilfe des alten Landecker Scharfrichters in Anspruch nehmen wollen. Sie hatte eine simple Tochter, und die ist einmal (es war im Juni 1906) in den Wald nach Beeren gegangen, aber nicht mehr zurückgekommen. Nach mehrtägigem vergeblichen Suchen hat sich der Zappen ihr Mann nach Landeck aufgemacht, um den alten Stein zu fragen, wo das Mädel wäre. Aber der alte Stein lebte schon nicht mehr. Seine Tochter hatte vom Vater das Zaubern gelernt[1]) und war mit ihrem Bruder nach Neurode weggezogen, wo sie das Geschäft weiterführten. Dorthin zu gehen war dem Manne zu weit, und so hat er die Sache dem Gensdarm angezeigt. Der hat diesmal auch geholfen, denn auf telegraphische Umfrage kam die Antwort, das Mädchen sei in Glatz, wohin sie sich verlaufen hatte.

Noch eine Geschichte erzählt die Zappen aus Weißbach. Dort war einer Frau das Vieh behext worden, so daß die Kühe Blut statt Milch gaben. Da hat sie sich nach Landeck aufgemacht und den Scharfrichter gefragt. Und der hat ihr gesagt: sie solle heimgehen, und wenn der erste beste Handwerksbursche kommen würde, so sollte sie ihm nur geschwinde den Stab aus den Händen reißen und ins Vieh hineinhauen, was sie könnte; sie solle aber nichts dazu sagen, stockstille solle sie den Stab nehmen und auch wieder zurückgeben. Und wenn er sich wundern täte, so solle sie ihm einen Böhmen (10 Pfg.) geben. Nun gut. Das hat sie auch so gemacht,

1) Es darf immer nur eine Frau von einem Manne und ein Mann von einer Frau lernen.

als gerade ein Mensch in die Stalltüre trat. Als sie ihm den Stab zurückgab, reichte sie ihm ein 20-Hellerstück. Da hat er sich gar sehr gefreut, und weil er etwas tümplig war, hat er seitdem immer, wenn er in eine Wirtschaft kam, den Stab von selber hingereicht und hat gedacht, er kriegt ein 20-Hellerstück.

K. Mündlich von der alten Zappen, einer Beerenfrau aus Weißbach (Österreichisch-Schlesien), nächst der Grenze des Neisser Kreises bei Patschkau. 1906.

1586. Vom alten Jägerpeter.

Grafschaft Glatz. Kreis Neurode.

Es ist einmal in Schlegel bei Neurode ein Jäger gewesen — im Munde des Volkes schlechtweg „der âle Jägerpeter" — der mehr gekonnt hat „wie's Brut assa". Er hatte mit dem Teufel einen Pakt geschlossen; denn er konnte die absonderlichsten Stückchen. Aber nicht tat er, wie böse Zauberer tun, den Menschen Böses, sondern ist ein gar guter Geselle gewesen und leistete den Leuten, wie er nur konnte, mit seinen Zauberbüchern Hilfe, besonders aber verstand er entwendete Sachen dem Eigentümer wieder zuzustellen, wenn diese noch nicht „übersch Wosser", nach andern nicht „über die Grânze", gegangen waren. Da war einem Bauern ein Pferd gestohlen worden; der Eigentümer wendet sich an den Jägerpeter. „Wenn's noch nê übersch Wosser is, wärscht's wieder kriejâ." Und wunderbar! Der alte Jägerpeter muß aus seinen Büchern ein kräftig Sprüchlein gesprochen haben; denn das Pferd stand des andern Morgens wieder im Stalle vor seiner Krippe; es war noch nicht aus seinem Zauberbanne, noch nicht über das Wasser gekommen. Einem andern hatte man ein Pflugrad gestohlen; es war im Frühjahr, wo er den Acker pflügen und besäen sollte. Er geht zum Jägerpeter. Der aber „wil nischt nemmeh macha; ich bin schonn zu âlt". „Ha, tummersch ock noch amôl zu Gefolla," bittet jener, „'s is grode ei der Sôtzt (Saatzeit); ich brauch dersch ock gor zu nutwendig." Da verspricht's ihm der gute Jägerpeter und fragt, ob er auch den Dieb sehen wolle, und

als jener bejaht, erwidert er ihm: „Do gih etz eim Darfe nuff on do wertter (wird dir) êner begenn, da werd bei Pflugradla off'm Röcke (Rücken) hon. Tu'm ober beileibe nischt; ich weß, du beft a wing hetzig. Du därfft ober ock zu'm foin: Du, mach's ja nemmeh." Da ging er im Dorfe hinauf, seinem Hause zu, und richtig — geht da ein Mann vor ihm her, der sein Pflugrad auf dem Rücken hat und trägt es in seinen Hof an die Stelle, wo es gestanden hatte, und jener, glücklich, es wieder zu erhalten, sagt zu ihm nur: „Du, mach's ja nemmeh." Der Dieb spricht keine Silbe und geht schweigend, mit starren Augen, davon, und sagte mir ein altes Mütterchen: „Wa weß, wos'm do possiert wär, wenn'r am (er ihm) wos geton hätte."

Besagter Jäger aber konnte noch mehr. Er verstand das „Anbinden". Hatte an seinem Hause einen schönen Obstgarten, und gelüstete gar manchen nach den schönen gelben Birnen und den rotwangigen Äpfeln, die da oben hingen, und schüttelten auch manchmal in den Ästen und stiegen auch in der Nachtzeit hinauf. Das sah sich nun unser Jägerpeter einige Zeit an, aber er wollte auch seine Äpfel und Birnen essen. Da sprach er denn manchmal, wenn seine Frau das Schütteln der Äste hörte und sagte: „Du, die sein wieder amôl ei a Berna", ein Zauberspröchlein, und siehe da! Der Fürwitzige, der auf dem Baume saß, mußte „ogebonda" bleiben, bis der Jägerpeter hinauskam und ihn entzauberte, was aber vor Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang geschehen mußte. Nachher hätte er ihn nicht mehr „lusbenda" können und der Angebundene hätte kläglich umkommen müssen. Auch durfte er vor dem Losbinden nicht über Wasser gegangen sein. So hatte einmal in Eckersdorf bei Schlegel ein Handwerksbursche einen Mann angebunden, weil er ihm auf seine Bitte um einen Zehrpfennig eine Ohrfeige gegeben hatte. Lange stand der Mann; endlich wird man aufmerksam auf ihn, man lauft dem Handwerksburschen nach. „Na, 's wor die hichste Zeit," sagte dieser, „grode wullt ich übersch Wosser gihn. Do giht ock etz on gatt (gebt) dam Monne êne techt'ge Ohrfeige; do wat (wird) a schonn luskenna (loskönnen)." Und

denke man nicht, der Jägerpeter habe die Diebe dann zur Strafe gezogen oder hätte sie wenigstens hart angefahren. Keineswegs! Er neckte sie gutmütig, sagte ihnen, sie sollten's nicht mehr machen, und ließ sie laufen. „Hât (halt), wos machtern (macht ihr denn) do off'm Bôme? Is euch denn nê zu kâlt? Wâm kommter (warum kommt ihr) denn ne ronder? Ach asu — gelt! ihr kannt nê? Na, do kommt ock on nammt euch die pôr Berna mîte, doß'r a (auch) wos hott. Macht mersch ober ja nemmeh." So mußte er öfters Holzdiebe anbinden, wenn sie's ihm zu arg trieben, und machte er sich einmal einen besonderen, lustigen Spaß. Es wollten nämlich einmal einige junge Burschen ihrer Maid in der Walpurgisnacht einen Maienbaum (en Mäa) setzen, wozu sie sich hübsche schlanke Tannen im Walde losschnitten. Sie nehmen sie auf die Schultern und gehen, gehen fortwährend, kommen aber nicht nach Hause, gehen um den Busch herum, der eine hinter dem andern, die Tanne auf dem Rücken, und so gehen sie noch, als der Jägerpeter, der ihnen das angetan hatte, des Morgens zu ihnen kommt. „Na, wos machter denn do?" rief er ihnen zu, „wos rennter denn wie de Norrn emmer em das Pusch rem? Kunnter mersch denn nê soin, wenn'r a Stängla braucht? Do hättersch euch zuhulla kenna." Und da band er sie los. Solche Stückchen konnte er noch viele.

Wollte er einen Hasen haben und mochte nicht auf das Feld gehen, machte er das Fenster auf und pfiff hinaus, und siehe da! ein Hase lief am Fenster vorbei. Der Jägerpeter nahm die Flinte und schoß ihn. Schickte auch einmal einen Jägerburschen, der erst bei ihm eingetreten war, auf das Feld nach Hasen. Es dauert nicht lange, und es kommt ein Häslein nach dem andern, und der Bursche zielt und will abdrücken — in dem Augenblicke aber hat er keine Flinte. Wo war sie hin? Der Bursche ging verwundert zurück, da hing seine Flinte im Hausflur, wo er sie weggenommen hatte, und hatte sich der gute Jägerpeter einen Spaß mit dem Jungen gemacht. — „Wellt er (wollt ihr) a pôr Rûtkâtlan?" fragte er einmal zwei Knaben. Diese bejahten erfreut. „Na, do giht met

mer ei a Püsch." Bald lassen sich einige Rotkehlchen auf einem Strauche sehen. „Na, do nammt's euch." Die Knaben aber sehen ihn verwundert an. „Nu, do nammt's euch ock weg, ihr tomma Jonga. Ihr därft se ju ock wegnahma." Die Knaben greifen nach ihnen — die Rotkehlchen bleiben sitzen.

Gedachter Jäger ist einmal in der Kirche; denn er war auch ein gar frommer Mann, und verspürte man sonst nichts an ihm, daß er's mit dem Teufel hatte. Während des Gottesdienstes befiel ihn eine große Angst. Er geht nach Hause, und es war richtig, was er gefürchtet hatte. „Die Jonga hotta wos ogestellt." Sie hatten eins der Zauberbücher des Vaters zu finden gewußt, hatten darin gelesen, und es waren währenddem schwarze Krähen durch das offene Fenster hereingeflogen, die mit den Schnäbeln nach den beiden hackten. Diese, geängstigt, lesen weiter, um die Krähen vielleicht hinauszubringen. Aber je mehr sie lesen, um so mehr Krähen kommen herein. Die ganze Stube ist angefüllt, als der Jägerpeter hereintritt. Da nimmt der Jäger das Buch, streut den Krähen Hirse und liest, während diese picken, alles, was seine Söhne gelesen, Wort für Wort rückwärts. Und die Krähen fliegen eine nach der andern hinaus, und mögen diese nichts anderes als Teufel gewesen sein, die durch Lesen des Buches beschworen wurden. Der Teufel nämlich kann sich in alle beliebige Gestalten verwandeln, nur nicht in ein Lamm, weil sich Christus das Lamm nennt, und nicht in eine Taube, weil der heilige Geist durch die Taube versinnbildlicht wird.

Man hat unsern Jäger auch oft gefragt: „Wärscht'n deine Jonga nischt larna (lehren)?" „Nê, die sein zu hetzig", erwiderte immer der Jägerpeter, „die wärn wos Schînes orichta." In seinem hohen Alter ist er nach Albendorf gewallfahrtet, hat sich vor dem Marienbilde niedergeworfen und hat für sein Seelenheil gebetet; denn es war ihm bange, wenn er an sein Bündnis mit dem Teufel dachte. Die Jungfrau Maria erhörte sein Beten. Wie er so da kniete, kommt eine Krähe zu ihm geflogen, die hält in ihrem Schnabel das Stück Papier, auf dem er dem Teufel seine Unter-

schrift gegeben hatte. Er hat alsdann ein Bild in der Albendorfer Kirche aufgehängt, welches die Begebenheit darstellte. Ein solches Bild ist in der Kirche wirklich zu sehen gewesen, versichern mich viele; andere erzählen, daß eine Kreuzspinne die Unterschrift dem büßenden Jäger gebracht habe. Von Albendorf zurückgekehrt, ließ er seine Zauberbücher ins Wasser werfen; dieses zischte und brauste dabei auf, als wenn eine große Menge böser Geister darin herumrumorte, und haben solche böse Geister sich auch besonders in dem Wipfel einer alten Tanne des Waldes, den der Jäger beaufsichtigte, aufgehalten, und hat der Jägerpeter oft gewarnt, den Baum nicht zu fällen, weil die bösen Geister jedem, der Hand anlegte, den Hals umdrehen würden. Die letzten Jahre seines Lebens hat er „nischt nemmeh gemacht" und ist gottselig gestorben — es ist noch nicht viel über ein halbes Jahrhundert her. Alte Leute haben ihn noch gekannt, und sie erzählen gern von ihm beim Schnurren der Räder, wenn auch mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung gegen den Fremden.

J. Großpietsch in Prov.-Bl. 1865. S. 694ff.
Nacherzählt von Hyckel, Schles. Sagenborn, S. 43.

1587. Das verhexte Gewehr.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

In Kabelsdorf (?), einer Kolonie seitwärts Rengersdorf in der Grafschaft Glatz, lebte vor nicht langer Zeit ein Jäger, der als ein trefflicher Schütze weit und breit bekannt war. Einst kam ein reisender Jäger zu ihm. Er bewirtete ihn aufs beste und nahm ihn mit auf den Anstand. Der Förster erlegte einen Hirsch, und da er die Gewohnheit hatte, so oft er einen Hirsch geschossen, ihn durch einen andern Jäger ausbrechen zu lassen, so übertrug er dieses Geschäft auch diesmal seinem Begleiter. Darüber nun ärgerte sich dieser nicht wenig, machte jedoch gute Miene zum bösen Spiele, tat aber dem Förster, ohne daß er es wußte oder ahnte, einen Schabernack an. Die Büchse nämlich, mit der er den Hirsch geschossen hatte, taugte von dieser Zeit an nichts mehr, keine Katze

konnte er auf 10 Schritte weit mehr treffen, so vortrefflich auch das Gewehr sonst immer gewesen war. Das verdroß den Förster sehr. Eines Tages nun sprach sein Vater zu ihm: „Weißt du dir denn mit dem Gewehre gar keinen Rat?“ „Wenn ich einen wüßte,“ antwortete der Sohn, „so hätte ich ihn längst angewandt.“ „Nun, so schraube den Lauf der Büchse ab,“ sprach der alte Vater, „bestreue ihn mit Salz und lege ihn auf die Ofenstange.“ Das tat der Förster. Nach drei Tagen läuft ein Brief aus Neisse ein mit der inständigen Bitte, der Förster möge doch sein Gewehr von der Ofenstange nehmen, sonst müsse der Briefschreiber sterben. Er nahm es herab und versuchte es. Es bewährte wieder seine ursprüngliche Tüchtigkeit.

A. Peter aus Troppau in Prov.-Bl. 1867. S. 162.

1588. Ein Astrolog in Glatz sagt einem Mörder seine Todesart voraus.

Grafschaft Glatz. Stadt Glatz.

Ein Mörder und Straßenräuber hatte nicht weit von Jägerndorf einen reichen Kaufmann aus Neisse ermordet und 3000 ungarische Dukaten bei ihm gefunden. Das Geld hatte er samt dem Pferde an sich genommen, den Leichnam aber hatte er heimlich verscharrt. Nach einiger Zeit sitzt er in einem vornehmen Wirtshause zu Glatz, in dem viele gelehrte Leute über Tisch von seltsamen Händeln und Begebenheiten und auch von der Menschen Nativität reden. Dabei wird auch vieler Beispiele gedacht, wie manchem Menschen aus seiner Nativität seine Zukunft, ja auch sein Lebensende sei verkündet worden. Gedachter Mörder, der zwar von seinem gewohnten Vorhaben seither abgestanden — Peter Klimpt war sein Name — nimmt solches in acht und geht am folgenden Morgen zu einem hocherfahrenen Astrologen in Glatz, den er deswegen schon hatte rühmen hören, verehrt ihm fünf Dukaten und gibt ihm daneben die Stunde seiner Geburt, wie er sie von seinen Eltern erfahren hatte, an. Der Astrolog bescheidet ihn auf den folgenden Morgen wieder zu sich und will ihm

dann das Geld wiedergeben, indem er sagt, er könne in dieser Sache nicht richten. Klimpt spricht, er solle das Geld behalten und ihm alles gerade heraus sagen. Da spricht der Astrologus: „Weil ihr es ja doch wissen wollt, so will ich es euch anzeigen, doch wisset dieses zuvor: Astra non necessitant sed tantum inclinant. Ich finde aber, daß ihr im 35. Jahre eures Alters sollt aufs Rad gelegt und durch den Scharfrichter umgebracht werden. Also hütet euch davor und begeht keine solche Händel, die einen solchen Lohn bringen." Hierüber erschrickt Klimpt, nimmt seine Sachen besser in acht und hält sich danach drei Jahre in Habelschwerdt auf, treibt einen Eisenhandel und führt ein ganz ehrbares Leben. Im vierten Jahre begeht er wieder zwei Morde in Mähren, worauf ihn sein Gewissen nagt, er an des Astrologen Worte gedenkt und sich in Troppau freiwillig dem Gerichte stellt, wo er dann im Jahre 1475 in seinem 35. Lebensjahre erst mit Zangen gerissen und dann aufs Rad gelegt ward.

Gräße, Sagenbuch. 1871. S. 199.
Nach Aelurius, Glaciographia. 1625. S. 314.

1589. Eine Frau in Reinerz ans Waschschaff gebannt.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Die Handwerksburschen hatten früher eine viel größere Gewalt und Geistesmacht als heute. Das kam zwar teils von ihren weiten Reisen, hauptsächlich aber von den mannigfachen Zauberkünsten, welche sie in der Ferne von den Welschen erlernten. Eine derartige Zauberei mußte Frau H. in Reinerz zu ihrem Leidwesen erfahren. Eines Tages, als sie gerade am Waschschaffe stand und fleißig ihr Linnenzeug reinigte, trat in ihre Stube ein wandernder Handwerker und bat sie um ein Hemd. In ihrem Eifer wies sie den Bittenden barsch ab. Dieser ging allerdings fort, malte aber beim Hinaustreten einige eigentümliche Zirkel mit Kreide an die Türpfosten und sprach dabei unverständliche Worte. Durch diese und jene Zeichen war über die arme Frau ein Bann verhängt, dem sie jahrelang unterlag. Sie fand, ob früh, ob spät, keine Ruhe, bis sie am Waschschaffe stand und wusch. Oft kam sie weinend zu

den Nachbarsleuten gelaufen und bat, daß sie ihr doch einige beschmutzte Kleidungsstücke geben möchten, damit sie dieselben waschen könnte. Oft war es ihr aber auch wegen vorgerückter Zeit nicht möglich, zu den Mitbürgern zu gehen und ihr Gesuch vorzubringen, oder sie schämte sich, abermals um Wäsche zu bitten, nachdem sie dies erst kurz vorher getan hatte; dann zog sie ihren Rock aus und nahm das Kopf- und Halstuch ab, um sie in die Wanne zu legen und darin zu reiben. Unter dieser Waschwut litt die Armste schon mehrere Jahre. Da kam ein Tag, von dem sie Erlösung und Befreiung hoffte — der Tag, an dem ihr Sohn nach empfangener Priesterweihe die erste heilige Messe lesen sollte. Aber ach! als die Sonne heraufstieg, da zog es Frau H., wie seit langer Zeit, ans Waschschaff. Ob weinend, ob betend, sie mußte bei diesem stehen und bleiben und die übliche, lästige Beschäftigung verrichten.

Endlich sollte jedoch der auf ihr ruhende Bann gelöst werden. Wieder trat ein Handwerksbursche bei ihr ein und bat um ein Paar alte Stiefeln oder Schuhe. Rasch eilte sie, in Furcht, daß ihr bei einer Weigerung neues Ungemach zustoßen könnte, auf den Boden und holte die gewünschte Fußbekleidung, da solche von ihrem verstorbenen Manne noch vorhanden war. Als sie diese hingab, erzählte sie dem Bittsteller, in welches Unglück sie durch einen seiner Genossen gekommen sei. „Wenn es sonst nichts ist," entgegnete dieser, „dann soll bald geholfen sein." Darnach ging er rückwärts zur Stubentür hinaus, zeichnete mit der linken Hand mittels Kreide einige Figuren an die Pfosten, murmelte unverständliche Worte, rief zur offenen Tür noch ein „Vielen Dank" herein und marschierte seines Weges. Frau H. war von dem Banne befreit.

Hohaus in Gl. V. V. 1885/86. S. 189 f.
Inhaltlich übereinstimmend Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 74.

1590. Der zaubernde Gaukler in Altenbuch.

Nordöstliches Böhmen. Trautenauer Gegend.

In Altenbuch gab einst ein Gaukler eine Vorstellung, welche sich des ungeteilten Beifalls der Zuschauer zu erfreuen hatte. Da

kam eine Magd vom Grafen. Sie sah die Vorstellung schon von weitem und vernahm auch den lauten Beifall der Menge. Doch vermochte sie beides nicht recht in Einklang zu bringen. Was gespielt wurde, verdiente den Jubel nicht. Ein Hahn spazierte mit einem Strohhalm über dem Schnabel auf dem Seile. Das war doch nichts Außerordentliches. Und als sie ganz nahe gekommen war, gab sie ihrer Verwunderung laut Ausdruck. Allein von allen Seiten hieß es, der Hahn trägt ja einen Balken, nicht einen Strohhalm. Der Gaukler hatte die laute Rede und Gegenrede auch vernommen, und er beschloß, sich an dem Mädchen, das, wie er erkannte, vierblättrigen Klee in ihrem Graskorbe trug und deshalb den Betrug durchschaut hatte, zu rächen. Er zauberte ihm ein großes Wasser vor, durch das es waten mußte. Die Magd hob dabei die Kleider über Gebühr in die Höhe und wurde von allen Anwesenden ausgelacht.

Mündlich aus Altenbuch.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild. Heft 29. 1888. S. 89.

1591. Der Schinder von Schwarzenthal und die an den Grenzpfahl gebannte Hexe.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsvorland.

Die Hexe kann man, wie schon vorhergegangene Berichte bezeugen, zitieren. In diesem Kunststücke war der Schwarzenthaler „Schinder" Meister. Einer Bäuerin in Oelse war alles Vieh zuschanden gemacht worden. Erbittert ging sie zum Schwarzenthaler „Schinder" und verlangte zu wissen, wer ihr den Schaden zugefügt habe. Der widerstandskundige Mann fragte sie, ob sie die Hexe sehen wolle, und als die Bäuerin bejahte, sprach er: „Gehet jetzt nach Hause; morgen in aller Früh stehet aber auf und sehet durch euer Fenster hinüber zum Zaunpfahl an der Gartengrenze. Ihr werdet dann dort, am Rande beim Pfahle, die Hexe stehen sehen. Doch eins wisset: Wenn ihr versäumt, vor Sonnenaufgang hinzugehen und sie zu befreien, so stürzt sie beim ersten

Sonnenstrahle, der vom Osthimmel auf sie fällt, zusammen; sie ist tot, und der Teufel holt sie."

Die Bäuerin merkte wohl auf die Rede, und der Mahnung eingedenk, ging sie nach Hause, um die Nacht zu benützen. Sie brauchte aber nicht zu fürchten, die Morgendämmerung zu verschlafen; denn die Erregung ließ sie kein Auge zudrücken. Vor dem ersten Hahnschrei war sie bereits auf den Beinen, weckte ihre Tochter und befahl derselben, sich zum Fenster zu setzen und unausgesetzt den Bergrand, wo der Grenzpfahl stand, im Auge zu behalten. Sobald dort jemand erscheine, solle sie ihr unverzüglich Kunde in den Stall bringen, wo sie nach dem Viehe sehen wollte. Das Mädchen kam der Weisung nach. Noch nicht lange war es auf dem Posten, als eine Weibsperson am Zaunpfahl erschien, die es trotz der Dämmerung als die Muhme aus Prag erkannte. „Mutter, Mutter," rief das Mädchen, „die Muhme aus Prag ist da, sie steht dort drüben." „So rufe sie nur", rief die Angeredete zurück; sie dachte ganz und gar nicht an die Hexe. „Kommt herein zu uns, Muhme", schrie das Mädchen hinüber zum Pfahle. „Ich kann nicht, du mußt mich holen", erwiderte die Hexe. Denn die Muhme hatte das Vieh behext. Jetzt stand sie drüben am Grenzpfahle mit dem Boden verwachsen, des erlösenden Wortes und der Handreichung harrend. Eher konnte sie nämlich nicht von der Stelle, als bis jemand ihre Hand ergriff und sie von der Stelle führte. Das Mädchen sprang hinüber und löste den unfreiwilligen Besuch von dem Banne. Die erboste Bäuerin verzieh nun auch der neidischen Schwester.

Mündlich aus Oelse bei Arnau.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild. Heft 29. 1888. S. 84.

1592. Der Schwarzenthaler Schinder macht eine Hexe unschädlich.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsvorland.

Zu Oelse bei Arnau lebte ein Mann, der war durch eine Hexe krank geworden. Da gingen seine Leute zum Schwarzenthaler

„Schinder“[1]), der in solchen Fällen ein erprobter Helfer war und ließen „Widerstand machen“. Dieser sprach, nachdem er den Fall vernommen hatte: „Gehet hin und suchet ein Flecklein des Kleides oder etwas von den Ausscheidungen jener Person zu erhalten, auf die ihr Verdacht habet. Werfet diese Stückchen in ein Näpfchen mit glühenden Kohlen und beräuchert den Behexten. Wenn euer Verdacht richtig ist, dann wird der Mann bald gesund sein. Am Morgen nach der Beräucherung wird die Hexe krank und elend auf zwei Stäben kommen, denn die Krankheit wird auf sie zurückgefallen sein, und sie wird um eine Gabe bitten; schenkt ihr derselben etwas, so wird ihr geholfen, und euer Mann fällt in die Krankheit zurück. Tut deshalb nach eurem Gutdünken.“ — Die Boten richteten den Bescheid des Schinders aus, und die Angehörigen handelten gemäß dem empfangenen Rate. Da ward der Mann gesund. Am andern Morgen kam aber eine benachbarte Bäuerin krank und elend um eine Gabe bitten. Sie empfing natürlich nichts.

Mündlich aus Oelse bei Arnau.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild. Heft 29. 1888. S. 83.

1593. Der in seiner Stellung gebannte Bettelvogt.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsvorland.

Auf eine ganz empfindliche Art rächte sich ein wandernder Handwerksbursche an dem Bettelvogte in Böhmisch-Prausnitz. Dieser sah nämlich einen Wanderer im Dorfe betteln, er ging auf diesen zu und verbot es ihm. Der Bursche kehrte sich aber nicht an das Gebot, sondern ging schnurstracks ins nächste Bauernhaus. Das erzürnte den Vogt höchlich. Er wartete, bis der Bursche aus dem Hause kam, und drang mit erhobenem Stocke auf ihn ein.

1) Der Schinder tritt an Stelle des Scharfrichters, der schon im Mittelalter geheimer Wissenschaft kundig gilt. Meier Helmbrecht warnt seinen Sohn vor dem „Schergen“:

sô kan ein scherge machen,
daz sie tretent swie er wil,
waer ir noch drîstunt so vil. (v. 1262—1264).

Das erschreckte den Bettler aber nicht im mindesten. Mit einem raschen Griffe fuhr er dem Vogte unter den Arm. Sogleich fühlte sich dieser gelähmt. Auch vermochte er weder den Arm zu rühren, noch die Stelle zu verlassen. Mit ausgestrecktem Arme mußte er den ganzen Tag daselbst verharren. Endlich, als der Abend einbrach, erschien der Handwerksbursche, welcher den Tag über verschwunden war, und befreite den Mann aus seiner unerquicklichen Lage. Doch blieb dieser elend und mußte aus seinem Amte entlassen werden.

Mündlich von Klein-Borowitz.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild. Heft 29. 1888. S. 88.

1594. Vom alten Lux zu Göhe, der hexen konnte.

Nördliches Böhmen. Grenze des Kreises Lauban.

Dieser brachte es zuwege, daß andere Fuhrleute seine Last fahren mußten, während er trotz reichlicher Ladung „leer" fuhr.

Einmal kam er mit seinem Gespanne bei einer Wiese vorbei, auf der Leute beschäftigt waren. Auf einmal blieb das Pferd stehen. „Wos hoste denn aber, Fuchs, gieht's denn niemeh?" sprach Lux, und zu den Leuten gewendet: „Is ejs unter euch, dos mir wos ogeton hot, do macht's zurück, sonst g'schieht wos! Hüh Fuchs!" Nach dreimaliger fruchtloser Warnung nahm Lux eine Rodehacke und schlug damit an die Deichsel. „Au, mei Bejn is azwee", hört man gleich darauf den Hirten jammern, der, ein „Zauberlehrling", den Spuk nicht mehr hatte können „zurückmachen".

Als Lux gestorben war und seine Leiche aus dem Hause getragen wurde, sah ein Nachbar dessen drei „schwarze" Rappen im Stalle knien.

Joh. Schubert im Jahrbuch für das Jeschken- und Isergebirge. X. 1900. S. 59.

1595. Der Brechschmied. Ein Faust aus dem Handwerkerstande.

Nördliches Böhmen. Isergebirge.

1. Der Brechschmied und seine Teufelsschmiede.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte in dem hochgelegenen Isergebirgsdorfe Maxdorf (heute Gemeinde Ober-Maxdorf)

ein kunstreicher Schmied namens Schöler (Schäller), der im Volksmunde der „Brechschmied" genannt wurde. Er hatte diesen Beinamen erhalten, weil er aus der „Brechwirtschaft" stammte, die im heutigen Ober-Maxdorf an Stelle der Nr. 128 auf dem „Scholzberge" stand. Eine Flachsbrechstube, die auf dem Bauernhofe eingerichtet war und von der gesamten Nachbarschaft benützt worden sein mag, soll hinwiederum für diesen Besitz namengebend gewesen sein.

Wenn man die Wiesenthal-Maxdorfer Bezirksstraße entlang geht, so kommt man an den Abhängen des Scholzberges zu einer scharfen Krümmung, dort wo die Ober-Maxdorfer Straße sich abzweigt. In dem Winkel, den die beiden Straßenzüge miteinander bilden, gewahrt man eine Anhäufung alter, wetterzernagter Bruchsteine. Das sind die spärlichen Reste der „Brechschmiede", die hier am Ende der „Bleiche" ehemals gestanden hat. Wenige Schritte unterhalb der vorhin genannten Wegbiegung liegt zur Rechten ein Gasthaus, von der Bevölkerung insgemein „die Krümme" genannt. Dieses Haus steht erst seit den verflossenen siebziger Jahren. Früher war eine gleichnamige Schenke, dem Brechschmied gehörig, gegenüber an der linken Straßenseite erbaut. Als diese jedoch zu der vorgenannten Zeit niederbrannte, führte man den Neubau an der rechten Wegseite auf, und das ehemalige Besitztum des Brechschmieds lebt nur noch in der Erinnerung als die „alte Krümme" fort. Ein schöngeschmiedetes Gitter, das ehedem das steingefaßte Erkerfenster im alten Hause verwahrte, soll von dem kunstreichen Schmiede herrühren und ist gegenwärtig vor einem Stallfenster des neuen Gasthauses angebracht.

Der Brechschmied hatte sich während seiner Wanderjahre nicht bloß im Gewerbe vortrefflich ausgebildet und ein gutes Stück Welt gesehen, es war ihm sicherlich nicht entgangen, daß mancher Meister seiner Zunft, dem herrschenden Aberglauben Rechnung tragend, sich mit einem geheimnisvollen Nimbus umgab. Das bot in jenen Zeitläuften, da bei dem Mangel ausgebildeter Ärzte der Hufschmied nicht nur Vieh-, sondern vielfach auch Menschendoktor war, kaum zu unterschätzende Vorteile. Es kann daher nicht

wundernehmen, wenn unser junger Meister nach seiner Seßhaftmachung im heimatlichen Dorfe sich bemühte, in den Ruf geheimnisvoller Hantierung zu kommen. Daß ihm dies wohlgelungen ist, läßt der Sagenkreis erkennen, der sich um seine Person gesponnen hat.

Der Brechschmied hatte sich also dem Bösen verschrieben; wann und unter welchen Umständen, besagt die Überlieferung leider nicht. Sein geheimnisvolles Tun verbarg er in einer Felshöhle des Waldes, der wenige Schritte von seinem Hause entfernt lag. Dort schmiedete er in stockdunklen Nächten, daß die Funken aus den Felsspalten hervorsprühten und die Vorüberziehenden gewaltige Hammerschläge und allerlei wilde, gräßliche Stimmen vernahmen. Noch heute heißt diese Höhle die Teufelsschmiede. Man gelangt zu ihr, wenn man an der linken Giebelseite der „neuen Krümme" (dort, wo das erwähnte Gitter eingemauert ist) vorüber geht. Nach wenigen Schritten steht man vor einer Anhäufung gewaltiger Granitblöcke, zwischen denen sich der enge Eingang zur Höhle auftut. Im Innern ist diese unregelmäßig gestaltet, etwa 2,50 Meter hoch und bis 3 Meter breit. An der nördlichen Höhlenwand liegt ein rundlicher, oben flacher Stein, auf dem der Zauberkundige geschmiedet haben soll; gegenüber ist sein Sitz wahrnehmbar. Der Haupteingang ist nach Westen gerichtet, doch führen auch Klüfte gegen Süden und Norden ins Freie. Im Hintergrunde einer weiten Spalte, die an der Ostseite wagerecht verläuft, erblickt man eine dunkle, viereckige Öffnung, die in das Innere des Berges zu führen scheint.

Nachstehende Brechschmiedsagen konnten in letzter Stunde der Vergessenheit entrissen werden; nur wenige unter den ältesten Leuten können noch über sie Bescheid geben, und die Jugend weiß bereits wenig mehr als die Tatsache, daß jener merkwürdige Mann ehemals gelebt hat.

2. Der Bannzwang des Brechschmiedes.

Fuhrleute, die ins Gebirge kamen, mußten in seine Werkstatt einkehren, eine Bestellung machen oder eine Ausbesserung vor-

nehmen lassen. Wagte ein Neuling es, ohne Einkehr vorüberzufahren, so verzauberte der Schmied die Pferde derart, daß sie wie angewurzelt stehen bleiben mußten. Alles Antreiben und Peitschen half da nichts. Der Urheber schaute hohnlächelnd so lange zu, bis der zaghaft gewordene Fuhrmann ihn durch irgend eine Leistung bewog, den Bann von den Tieren zu nehmen.

Es war ferner ganz unmöglich, dem Brechschmied etwas zu stehlen. Wagte irgend ein Unerfahrener es doch, so mußte er festgezaubert stehen bleiben. Wollte ihn der Schmied dann wieder laufen lassen, so hatte er darauf zu achten, daß er dem Regungslosen noch vor dem nächsten Sonnenaufgange einen Stoß versetzte und dabei ausrief: „Nun kannst du gehen." Versäumte er dies aber aus irgend einem Grunde, so stürzte der Gebannte in eben dem Augenblicke, wenn die Sonne aufging, tot zu Boden.

Auch bei der Entdeckung von Dieben leistete er Erstaunliches, sofern man seine Hilfe anrief. Noch lange nach dem Tode des Mannes wurde, wenn man von einem verübten Diebstahle hörte, gewohnheitsmäßig die Redesnart gebraucht: „Ja, wenn der Brechschmied dagewesen wäre."

3. Das Blumenwunder.

Einmal ging der Brechschmied mit einem Nachbar über dessen dürftige Brache. Der Besitzer klagte über das schlechte Grundstück und daß es beinahe keinen Ertrag abwerfe. Der Schmied lächelte seltsam und meinte: „Nun, nun, es ist ja so schlimm nicht." Und auf einen Wink des Zauberkundigen hin wandelte sich die Brache in die üppigste blumengeschmückte Wiese, aus der balsamische Düfte emporstiegen. Lange blieb der Begleiter des Schmiedes vor Verwunderung stumm. Als er endlich Worte fand und zu sprechen anhub, war aus der blumigen Wiese plötzlich wieder die dürre Brache geworden.

4. Das Eselreiten.

Damals war auf der Herrschaft Morchenstern noch die Strafe des Eselreitens üblich. Der Übeltäter wurde verkehrt auf einem

dürren Esel durch den Ort geführt. Einmal wurde auch der Brechschmied verschiedener Streiche wegen, die er gegen die Beamten verübt hatte, zu dieser Strafe verurteilt. Viele Leute hatten sich eingefunden, den Brechschmied reiten zu sehen. Der Verurteilte fügte sich auch scheinbar in das Unvermeidliche. Kaum aber saß er auf dem Esel, so sprengte er, statt durch Morchenstern zu reiten, auf den Finkstein hinauf und bannte das Tier dort, daß es wie festgenagelt stehen bleiben mußte. Darauf ging er ruhig nach Hause. Der Büttel bemühte sich vergebens, das Grautier vom Felsen herabzubringen. Die Gutsverwaltung mußte erst um den Brechschmied schicken, und dieser führte nach seiner Ankunft den Langohr wieder herab. Seit diesem Vorfalle hörte das Eselreiten in Morchenstern auf.

Aber eine ähnliche Strafe blieb noch bestehen; nur daß sich diese bloß gegen das schöne Geschlecht richtete. Vor der Morchensterner Kirche stand nämlich lange Zeit hindurch eine hölzerne Eselsfigur, und an den Sonntagen mußten die gefallenen Mädchen während des Hochamtes auf ihr sitzen. Als auch einmal eine Jungfrau, die dem Brechschmiede nahe stand, diese Prangerstrafe erleiden mußte, beschloß der Zauberkundige, dieser Züchtigungsart ein Ende zu machen. Am nächsten Sonntage nach der Messe stieg er vor den Augen aller Leute auf den hölzernen Esel und ritt auf ihm durch die Luft davon. Niemand sah je die Prangergestalt wieder, und den Mädchen auf der Herrschaft blieb fortan diese Strafe erlassen.

5. Die Mantelfahrt.

Wie der Schumburger Doktor Kittel, so besaß auch der Brechschmied einen Zaubermantel, mit dessen Hilfe er seine nächtlichen Reisen vollführte. Bisweilen sahen ihn die Leute von solcher Luftfahrt zurückkommen, und dann verschwand er regelmäßig bei jenem Erkerfenster, das von dem künstlichen Gitter so fest verwahrt erschien. Einmal wettete der Schmied, er werde binnen einer Viertelstunde nach Prag reisen, dort auf einem Hochzeitsbierabende mit der Braut tanzen und noch vor Ablauf dieser Frist

wieder daheim sein. Einen beherzten Mann nahm er der Zeugenschaft wegen mit und gebot ihm, während der Fahrt durchaus zu schweigen. Es geschah, wie der Schmied gesagt hatte. Auf der Rückfahrt aber übertrat der Begleiter das strenge Gebot und stürzte ab. Er fiel glücklicherweise so weich, daß er mit einer langen Betäubung davonkam. Als er am Morgen erwachte, lag er auf einem Misthaufen und erfuhr bald durch Fragen, daß er in der Gegend von Bakow zur Erde gekommen sei. Von dort kehrte er nach einigen Tagen müde und ohne Geld nach Hause zurück.

Bei einer späteren Reise hatte der Begleiter das Gebot des Schweigens länger befolgt. Als die beiden aber schon über dem Schwarzbrunnberge schwebten, konnte der Mann sich nicht enthalten zu sagen: „Nu, dou hon m'r jo schun 'n Schwarzeborn." Damit glitt er auch schon vom Mantel herab und fand in der Tiefe seinen Tod.

6. Die verlorene Wette.

Als einst in später Nachtstunde in seiner Schenke das Bier ausgegangen war, wettete der Brechschmied gegen seine Gäste, er werde binnen kurzer Zeit ein Faß Klosterbier herbeischaffen. Mit Hilfe des Mantels holte er ein solches auch von Münchengrätz her. Als er aber über den Finkstein flog, da saß auf diesem der Teufel und zwang ihn herab. Mit dem Höllenfürsten trank unser Brechschmied nunmehr das Faß aus und erinnerte sich erst seines Vorhabens, als der letzte Tropfen des Getränkes weg war. Das hieß des Brechschmieds verlorene Wette.

7. Der Höllenzwang.

Daß der zaubermächtige Schmied auch den Höllenzwang besessen hat, das ist wohl selbstverständlich. Einmal gerieten Kinder, während der Besitzer eben abwesend war, über das gefährliche Buch. Wie sie so darin blättern, kamen von allen Seiten und in immer größerer Menge schwarze Hühner herbei, füllten Stube und Haus und flatterten scharenweise vor den Fenstern auf und nieder. Der heimkehrende Schmied bannte den Spuk und rettete

die Kinder, indem er in dem Zauberbuche von hinten an zurückblätterte und las.

8. Der Tod des Brechschmiedes und seine umgehende Seele.

Über den Tod des Brechschmiedes meldet die Überlieferung nichts, als daß seine Seele dem Bösen entronnen sei. Es ist begreiflich, daß man dem klugen Manne Witz genug zutraute, selbst den Teufel um seine Seele zu prellen. Als Gegengewicht aber und dem Sühnebedürfnis zuliebe fügt die Volkssage hinzu, daß der Verstorbene noch lange nach seinem Tode habe als Gespenst am Scholzberge umgehen müssen.

Als der alte „Dominik" einmal schwer erkrankt war, ließ er mitten in der Nacht den Morchensterner Geistlichen holen. Als dieser auf seinem Versehgange in die Nähe der Teufelsschmiede gekommen war, erblickte er eine weiße Gestalt, die händeringend am Wege stand. Der Priester bannte den Spuk mit dem Hochwürdigsten und erklärte nachher, das Gespenst sei die ruhelose Seele des Zauberschmiedes gewesen, der eine ungestörte Grabesruhe nur durch wohltätige, für ihn gestiftete Werke erlangen könne. Der alte Dominik ließ deshalb nach seiner Genesung an der alten Buche, unter der das Gespenst erschienen war, ein Heiligenbild anbringen. Später, als Baum und Bild längst dahin waren, ist in der Nähe der Brechwirtschaft eine Kapelle errichtet worden. Diese steht heute noch, war zuerst aus Holz erbaut und wurde vor etwa 50 Jahren aus Stein neu aufgeführt. Sie ist in Sechseckform angelegt, mit einem spitzigen, kreuzgeschmückten Dache versehen und weist im Innern ein altes, hölzernes Kruzifix, sowie einige wertlose Bilder auf. Lange Zeit stand diese Kapelle im Verrufe; denn es hieß, daß es niemand fertigbringen könne, in ihr ein Vaterunser zu Ende zu beten.

Es blieb auch sonst am Scholzberge nicht recht geheuer. Als die alte „Bittnern" noch ein Mädchen war und einstmals in der Nacht nach Hause gehen mußte, fürchtete sie sich vor der Kapelle

und bog links ab auf die sogenannte Bleiche. Als sie aber in die Nähe des Platzes kam, auf dem vormals die Brechschmiede gestanden hatte, sah sie auf einmal eine weiße Mauer vor sich. Sie lief nach rechts, sie lief nach links, aber das Schrecknis wollte da und dort kein Ende nehmen. Da tat sie in ihrer Angst einen Schrei und — verschwunden war der Spuk. Als sie heimkam, fragten die Angehörigen, warum sie so bleich aussehe, aber das Mädchen verriet an dem Tage kein Sterbenswort von ihrem Erlebnis; denn so etwas muß man erst beschlafen, ehe man darüber spricht, sonst fällt man in eine schwere Krankheit.

Volkssage aus dem Isergebirge.

Joseph Leutelt aus Josefsthal im Jahrbuch für das Jeschken- und Isergebirge. XIII. Jahrgang. 1903. S. 28—32.

1596. Der in seiner Stellung gebannte Holzhacker.

Nördliches Böhmen. Jeschkengebirge.

Es war einmal ein Holzhauer aus Johannesthal, der nahm seine Axt, legte sie über die Achsel und ging in den Jeschkenwald hinaus, um Holz zu fällen. Unterwegs begegnete ihm ein Bettler, der hatte einen eisgrauen Bart und war steinalt. Der redete nun den Holzhacker, der sehr mürrisch war, allsogleich an und sprach: „Lieber Mann, seid doch so gut und sagt mir, wo der Weg nach Liebenau geht.“ „Was weiß ich“, entgegnete unwirsch der Holzhauer und wollte von dannen gehen. Da sprach der Bettler: „Halt, so geschwind gehst du nicht! Still gestanden! Ich frage dich noch einmal: Wo geht der Weg nach Liebenau?“ Da dachte der Holzhauer: Mußt's ihm nur sagen, daß er's weiß, und sprach: „Geht nur hübsch der Nase nach.“ Da ergrimmte aber auch der Bettler und sprach: „Du, du, das werd ich dir gedenken!“ Da faßte den Holzhacker grimmiger Zorn, er griff nach seiner Axt und holte damit aus, um den Bettler niederzuschlagen. Doch dieser hatte das sofort gemerkt und murmelte eiligst zwischen den Zähnen. Da stand nun der Holzhacker mit erhobener Axt und konnte nicht zuschlagen, auch konnte er die Axt nicht herunterlassen, und er

mußte in seiner drohenden Stellung verharren. Der Bettler aber ging nun ruhig seines Weges weiter und überließ jenen seinem Schicksale. Ach Gott, wie wurde da dem armen Holzhauer bang, und niemand wollte kommen, der ihn aus seiner traurigen Lage befreit hätte. Hinter Liebenau traf der Bettler einen Wandersmann, der gerade nach Reichenberg ging. Da sagte der Bettler: „Merke, ehe du nach Maffersdorf hinein kommst, wirst du mitten auf dem Wege einen Mann finden, der dort mit erhobener Axt steht. Tritt an ihn frisch heran und gib ihm eine tüchtige Ohrfeige, er wird dir's danken. Aber beeile dich, daß du noch vor Sonnenuntergang zu ihm kommst, sonst ist der Tropf verloren." Hierauf ging der Bettler seines Weges, desgleichen der Wanderer. Wie dieser an die bezeichnete Stelle kam, fand er mitten auf der Straße in der beschriebenen Stellung den Holzhacker, und es schien, als wollte er jedem Wanderer eiligst den Schädel spalten. Der Wanderer trat jedoch beherzt hin und gab ihm eine Ohrfeige. Da senkte der Holzhauer seine Arme und sprach freudig: „Viel bezahl's Gott! Hätt' ich noch lange so stehen müssen, wär's aus mit mir gewesen. Mir tun alle meine Knochen weh."

Taubmann im Jahrbuch für das Jeschken- und Isergebirge. VI. 1896. S. 80 f.

1597. Die aus Werg gezauberten Eichkätzchen.

Nördliches Böhmen. Jeschkengebirge.

Lebte einmal in Kessel (Dorf südöstlich von Oschitz am Südwestabhange des Jeschkengebirges) ein Bauer, der mit dem Teufel in inniger Freundschaft stand, weil er mit dessen Hilfe allerhand sonderbare Künste trieb. Kamen einmal zu ihm einige Nachbarn und die sprachen: „Lieber Gevatter, laß doch einmal etwas von deiner Kunst sehen, damit wir eine Kurzweil haben." Die Mägde, die gerade am Spinnrocken saßen, kreischten laut auf, denn sie erschraken allemal, wenn sie von den bösen Künsten ihres Herrn reden hörten, und sie fürchteten sich sehr. Der Bauer aber konnte den Bitten der Männer nicht widerstehen, und er sprach: „Na,

meinetwegen, ihr sollt was sehen!" Da griff er in das erste beste Körbchen, das mit grobem Werg gefüllt war, und nahm daraus einige Pflöckchen hervor, murmelte dazu einige unverständliche Worte und warf dabei die Pflöckchen an die Wände. Und wie die Leute hinsahen, da liefen lauter Eichkätzchen an den Wänden, und die wedelten mit ihren Schwänzlein und sprangen gar lustig umher. Da lachten alle vor Freuden und konnten sich nicht satt sehen an dem Schaustück. Die Mägde aber lachten nicht, denn auf dem Kopfe einer jeden saß so ein Biest (Tier) und machte ein Männlein, und die Mägde schrien, als ob sie am Spieße steckten. Da lispelte der Bauer seine Worte wieder zurück, und weg waren die Eichkätzchen! Da sprach der Bauer: „Seid ihr aber furchtsame Weibsen! Es ist ja nur Werg; nehmt's nur herunter!" Da langten die Mägde nach und nach schüchtern auf den Kopf hinauf, nahmen es herunter und sahen sich's ordentlich an. Da war's richtig nichts als gewöhnliches Werg (Flachswirren), und da wurde erst recht gelacht.

Taubmann im Jahrbuch des Jeschken- und Isergebirges. VI. 1896. S. 79.

Freimaurersagen.

1598. Von der Aufnahme unter die Freimaurer.

Mittelschlesien, bes. Breslau.

Wer unter die Freimaurer gehen will, muß drei Tage lang das Rad treten. Sonst trauen sie ihm nicht, daß er standhaft ist (Neisse).

Oder er muß mehrere Stunden lang in einem Sarge liegen (Kreuzburg). Hat sich der Aufzunehmende in den Sarg gelegt, so setzen alle Freimaurer ihre Schwerter auf seine Brust; in dieser Lage muß er den Bundeseid schwören (Breslau). Man glaubt auch, er würde wirklich durchstochen. Einen am Abend vorher aufgenommenen Freimaurer bat seine Frau am nächsten Morgen, er solle ihr doch zeigen, wohin ihn die Freimaurer gestochen hätten

(Breslau). Einen andern bat ein jüngerer Freund in auffälliger Weise immer wieder, er solle doch einmal mit ihm baden gehen. Als der so Gebetene erstaunt fragte, warum denn, erklärte er schließlich verlegen: er möchte doch gar zu gerne seinen durchstochenen Körper sehen (Breslau). Man glaubt deshalb in Trebnitz, ein Freimaurer vermeide es möglichst, mit anderen zusammen zu baden, weil er nicht die Wunden zeigen wolle, die er stets am Körper habe. Olbrich in Mitt. Heft 12. 1904. S. 64f.

1599. Aufnahme in den geheimen Bund der Freimaurer.

Kreis Jauer und Liegnitz. Grafschaft und Kreis Glatz.

Hat jemand sich zum Eintritt in eine Loge gemeldet, so wird er vorher von den Freimaurern mindestens ein Jahr lang insgeheim beobachtet. Dann findet eine geheime Abstimmung darüber statt, ob man ihn zulassen will oder nicht. Bei der Aufnahme selbst tragen alle außer dem Aufzunehmenden schwarze Masken vor den Gesichtern. Der Vorsitzende läßt ihn zunächst unter einem Eide seinem Glauben entsagen, dann muß er ein besonderes Schriftstück mit seinem Blute unterschreiben.

Olbrich in Mitt. Bd. XIII u. XIV. 1911. S. 234.

Dies geschieht, wie man in Brzesowie im Kreise Glatz erzählt, so, daß sie durch zwei Stuben hindurchgehen, wobei sie ein Schreiber führt und ihnen alles zeigt, und da sehen sie auch den Teufel in der Hölle, dem sie sich mit ihrem eigenen Blute unterschreiben müssen. Nach der Erzählung in westglätzischer Mundart von F. Graebisch in Mitt. Bd. XII. 1910. S. 223.

1600. Der große graue Brief des Freimaurers.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Ein feiner Herr hat sich einmal ein armes Mädchen geheiratet. Er wollte aber niemals in die Kirche gehen, und wenn ihm seine Frau zuredete, ging er wohl fort, aber nicht in die Kirche, sondern in ein anderes Haus. Und wenn sie von ihm Geld haben wollte,

da gab er ihr immer reichlich, daß sie sich wunderte, wo er so viel her hatte. In die eine Stube durfte sie niemals eintreten, wenn er nicht zu Hause war, dort hatte er sein Schreibpult.

Einmal hatte er den Schlüssel vergessen, und da trat sie in die Stube, als er fort war, und las die Briefe, die er im Pulte hatte. Da war auch ein großer, grauer Brief, in dem stand geschrieben, daß er Freimaurer wäre. Und wie sie ihn durchgelesen hatte, fiel sie um und wurde ohnmächtig. Bald darauf kam ihre Mutter zu Besuch. Der erzählte sie alles, was sie gelesen hatte. Darauf nahm sich die Mutter ihre Tochter nach Hause, und sie ließen den Freimaurer allein. Die Tochter aber trat in ein Kloster ein.

Nach mundartlicher Erzählung von Marie Hillmann aus Brzesowie, Kreis Glatz, handschriftlich mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Kudowa. 1912.

1601. Die Freimaurer bestrafen den (drohenden) Verrat mit dem Tode.

Mittelschlesien, bes. Breslau.

In der Gabitzer Kräuterei erzählt man, der Meister richte den Verräter ihrer Geheimnisse in effigie hin, indem er sein in der Loge hängendes Bild mit einem Dolche durchstößt (Breslau).[1]) In Brieg wollte einst eine fromme Frau ihren Mann aus den Banden der Loge befreien. Tapfer ging sie zu dem Meister; der gibt schließlich ihren Bitten scheinbar nach und durchsticht, um den Bruder zu „entlassen", sein Bild mit einer Nadel. Zu Hause angekommen, findet sie den Gatten tot im Lehnstuhle. Eine Variation ist, daß der Meister heimtückisch die Frau ersucht, selbst mit einer goldenen Nadel das Bild oder eins der gemalten Herzen auf der großen Tafel oder in dem Mitgliederbuche zu durchstechen; denn dann „werde der Betreffende sofort aufhören, ein Freimaurer zu sein". Vielfach wird die Erklärung hinzugefügt, der Meister fürchte, der Ausgeschiedene werde das Bundesgeheimnis verraten, und töte

1) So berichtet Frau Dorothea Gutschmansky, seit 40 Jahren Hausmeisterin in Gabitz bei Breslau.

ihn deshalb lieber (Breslau). Daher sagt man in Breslau, wenn jemand ganz plötzlich stirbt, er sei von den Freimaurern getötet worden. Olbrich in Mitt. Heft 12. 1904. S. 68f.

1602. Die geheimen Sitzungen der Loge und der Verrat ihrer Geheimnisse.

Stadt Liegnitz. Stadt und Kreis Jauer.

Alle Arbeiten der Loge sind streng geheim, und „ob Freimaurer oder nicht, wer von dem Leben und Treiben in der Loge etwas an die Öffentlichkeit bringt, erleidet die Todesstrafe." Die Sitzungen finden in einem Saale statt, dessen sämtliche Fenster stets schwarz verhangen sind. In der Mitte steht ein Tisch, auf diesem liegt ein Totenschädel und ein Schwert. Dort sitzt bei besonderen Anlässen der gesamte Vorstand, z. B. bei einem Gericht über einen eingedrungenen Fremden oder einen Verräter. Hat sich ein Nichtfreimaurer Zutritt in eine Versammlung verschafft und wird entdeckt, so schließt man ihn in ein Zimmer ein. Im Sitzungssaale wird dann zu ermitteln gesucht, wer den Fremden eingeführt haben könnte. Der Freimaurer, der sich dieses Vergehens schuldig gemacht hat, ist sofort dem Tode verfallen.

Liegnitz und Kreis Jauer.
Olbrich in Mitt. Bd. XIII—XIV. 1911. S. 238.

Der fremde Eindringling wird vor das Gericht geführt und muß angesichts des Totenkopfes, wobei gleichzeitig ein Mitglied ihm das Schwert über den Kopf hält, bei allem, was ihm heilig ist, schwören, nichts von dem, was er gesehen und gehört hat, zu verraten; andernfalls muß auch er den Tod erleiden.

Liegnitz.
Olbrich, ebenda, S. 239.

Der Freimaurer, der als Verräter oder als Teufelsopfer zum Tode bestimmt ist, muß innerhalb einer bestimmten Frist Selbstmord begehen. Andernfalls wird ein Bruder durch das Los bestimmt, der die Tötung auszuführen hat.

Jauer.
Olbrich, ebenda, S. 239.

1603. Die Freimaurer darf man nicht belauschen.

Mittelschlesien, bes. Breslau.

Man weiß nicht recht, was die Freimaurer eigentlich treiben (Breslau). Wer sie aber belauscht, dem geht es schlecht. In Bunzlau, wo die Loge früher ein Zimmer im Hause eines Bäckermeisters gemietet hatte, wagte dessen Dienstmädchen ihre Arbeiten zu belauschen. Dafür ist sie, wie man in vollem Ernst erzählt, von den Freimaurern „abgemurkst" worden. Weniger schlimm erging es einem Breslauer Bürger, der in der Vereinigten Loge etwas zu bestellen hatte und dabei in einen finsteren Saal geriet, in dessen Mitte ein Sarg stand. Als er neugierig auf diesen zuging, erhielt er plötzlich von unsichtbarer Hand eine so furchtbare Ohrfeige, daß er nicht nur zum Saale hinaus, sondern noch die Treppe hinabflog. Olbrich in Mitt. Heft 12. 1904. S. 67f.

1604. Ein Freimaurer aus Hartlieb auf der Fahrt zur Loge in Breslau.

Kreis Breslau.

Ein Gutsbesitzer aus Hartlieb bei Breslau fuhr mit zwei Rappen ohne jedes Abzeichen mehrmals in der Woche zu den Versammlungen der Loge in Breslau. Der Kutscher durfte nachts, wenn er an Pferden oder Wagen etwas Ungewöhnliches bemerkte, bei Todesstrafe sich nicht umdrehen, sonst würde ihm der Hals gebrochen. Schwitzten und zitterten die Pferde und ging der Wagen nicht von der Stelle, so mußte er ihn stehen lassen, die Ziehblätter durchschneiden und die Pferde allein nach Hause treiben. Der Herr stieg dann aus und lief nach dem Schloß. Am andern Morgen holte man den Wagen nach.

Olbrich in Mitt. Bd. XIII—XIV. 1911. S. 236.

1605. Der Teufel als Begleiter der Freimaurer.

Mittelschlesien und Polnisch-Oberschlesien.

Die Freimaurer tragen ihren höllischen Geist nicht selten bei sich, in irgend einem Gegenstande verschlossen. Teils meint man,

er sei in den Täschchen, welche die Freimaurer immer mitnehmen, wenn sie in die Loge gehen (Glatz), teils, er stecke in den goldenen Kugelberlocks, die sie an den Uhrketten zu tragen pflegen (Breslau). Der höllische Geist begleitet sie auch wohl in eigener Person. In der Strehlener Gegend nahm ein Gutsbesitzer, wenn er in die Stadt zur Logenarbeit fuhr, stets unterwegs einen andern Logenbruder mit, der infolge eines Klumpfußes hinkte. Obwohl der Kutscher wußte, daß es ein benachbarter Gutsbesitzer war, betrachtete er den Fahrgast stets mit großer Scheu und wußte dann Wundergeschichten zu erzählen, wie die Pferde jedesmal hoch aufbäumten, Funken um die Räder sprühten usw. In Oberschlesien (Falkenberg) weiß man auch von einer Verschreibung des Freimaurers an den Teufel, wobei das eigene Blut benützt wird. In der Grafschaft Glatz erzählt man, der Teufel verpflichte sich dabei, den Freimaurer zweimal aus Lebensgefahr zu retten; das dritte Mal aber bringe er ihn um.

In Liegnitz erzählt man sich: Wenn die Loge umzieht, sitzt der Teufel oben auf dem Wagen, wo die „Lade" steht.

Bisweilen werden die Freimaurer bedauert, daß sie in die Hände des Teufels gefallen sind. Eine Bedienungsfrau meint, es sei wirklich schade, daß ihr Herr Freimaurer wäre und in die Hölle kommen müsse; „er ist immer so freundlich" (Breslau). Ein alter Mann bittet einen Rittergutsbesitzer um Verzeihung, daß er ihn früher oft verleumdet habe; denn wenn er auch als Freimaurer in die Hölle käme, so sei er doch ein guter Mensch (Bunzlau).

Olbrich in Mitt. Heft 12. 1904. S. 75f., 77, 78.

Aus Polnisch-Oberschlesien stammt folgende Sage:

Ein Kaufmann, der Freimaurer war, pflegte zum Teufel zu beten, das geschah in einer finsteren Stube, in deren Mitte ein „jüdischer Sarg" stand. Dafür stand ihm der Teufel hilfreich zur Seite. Gewöhnlich bewegte sich der Teufel in Gestalt einer Katze in den Zimmern umher und machte seine Beobachtungen. Als der Kommis einst einer Frau auf ein Zehnmarkstück 20 Mark her-

ausgab, verriet die Katze, die sich auf dem Ladentische aufgehalten hatte, dies sofort dem Kaufmanne.

Von Schüler H. Berg aus Königshütte.
A. Bartsch in Mitt. Heft 8. 1901. S. 53.

1606. Umzug der Loge.

Stadt Liegnitz.

Wenn in Liegnitz die Loge ihre Wohnung wechselt, so ist der Böse dabei, sitzt auf dem Wagen, wo die Lade steht, so schwer, daß sechs Pferde vorgespannt werden müssen, und umschauen darf der Knecht sich nicht, sonst bleibt der Kopf ihm rückwärts stehen.

Der immergrüne Märchenwald in Prov.-Bl. 1862. S. 116 f.

1607. Über den Reichtum der Freimaurer.

Mittelschlesien. An verschiedenen Orten.

Wenn jemand reich wird oder sich aus schwieriger Lage durch unbekannte Mittel emporarbeitet, so sagt man in Breslau: „Der wird wohl Freimaurer sein." Ein Reinerzer Kutscher antwortet dem Fahrgaste auf die Frage, ob denn der Wirt des verlassenen Gasthofes auch das nötige Geld zu den vielen Neubauten habe: „Der kann immerfort bauen, der hat viel Geld, er ist ja Freimaurer." Als ein alter Gemeindevorsteher in Steinhübel bei Neisse nach langem Ehezerwürfnisse seine Frau fast erschlagen und sich selbst dann im Gefängnisse erhängt hatte, sagte die ergrimmte Ehefrau: „Den hat der Teufel vorzeitig geholt, der hat immer Freimaurer werden wollen, denn er konnte nie genug kriegen." In Lilienthal bei Breslau hatte ein reicher Freimaurer sich ein Gut als landwirtschaftliche Musterwirtschaft eingerichtet. Knechte und Mägde, welche eine solche Fülle von Vorräten und trefflichen Geräten noch nicht gesehen hatten, erzählten alsbald, der Herr habe einen „Getreidedrachen", der ihm das Getreide, und einen „Geldbrachen", der ihm immer neues Geld zutrage. Ebenso erzählte man in Falkenberg von einem Rittergutsbesitzer, der aus bedrängten Verhältnissen durch zwei Erbschaften nacheinander

reich geworden war, er sei ein Freimaurer, und der „Teufelsdrache" sei mit Geldsäcken durch den Schornstein zu ihm gekommen.

Olbrich in Mitt. Heft 12. 1904. S. 71.

1608. Wie die Freimaurer reich werden.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

In Brzesowie in der Grafschaft Glatz erzählen sich die Leute, daß der feurige Drache manchen Leuten Waren stiehlt und sie den Freimaurern zuträgt. Wenn ein Freimaurer Geld braucht, so darf er nur ein paar Wörter sagen, da bringt ihm der Teufel einen ganzen Sack voll.

Nach der Erzählung in westglätzischer Mundart von F. Graebisch in Mitt. Bd. XII. 1910. S. 223f.

1609. Die Freimaurer als Goldmacher.

Schlesien. Vereinzelt.

Vereinzelt meint man noch heute, die Freimaurer könnten Gold machen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren in der Tat Alchimisten und Goldmacher in die Logen eingedrungen und hatten viele Köpfe verwirrt. Um 1789 war in Schlesien übelberüchtigt ein gewisser Masius, der unter Benutzung alter Venezianersagen eine „gedruckte, wohlversiegelte, nur von einem Freimaurer zu erbrechende Anweisung zum Goldmachen für 2 Taler verkaufte" (Breslauischer Erzähler, 1801, S. 170).

Olbrich in Mitt. Heft 15. 1906. S. 68f.

1610. Freimaurer können nie völlig verarmen.

Stadt Breslau.

Ein Mühlenbesitzer in Breslau schloß sich jeden Abend, wenn alle andern zu Bett gegangen waren, in seiner Stube ein. Dort hörte man ihn bis morgens früh vier Uhr angestrengt arbeiten. Ein Dienstmädchen war neugierig und lauschte einst nachts am Schlüsselloche; da vernahm sie Geräusch wie von Sägen, Hämmern, Pochen. Alle Freimaurer müssen nämlich ein Handwerk

neben ihrem Berufe treiben. So sind sie, wenn ihr anderes Geschäft zusammenbricht, immer imstande, sich wieder emporzuarbeiten.

Von einem Breslauer Institutsdiener.
Olbrich in Mitt. Heft 15. 1906. S. 68.

1611. Die Freimaurer sind geheime Zauberer.

Mittelschlesien, bes. Breslau.

Die Freimaurer sind geheimnisvolle Zauberer, die mit Geistern in Verbindung stehen. Bei der Wirtschafterin eines Freimaurers erkundigte sich einst der Haushälter, ob sie sich denn nicht beim Aufräumen des Zimmers fürchte; sie müsse doch schon Zeichen vom „Umgehen" gemerkt haben (Breslau). Ein Dienstmädchen, welches in der Loge beim Bedienen mit aushalf, erklärte, die Freimaurer „wüßten alles"; sie habe einmal aus Neugier versucht, ihr „Arbeitszeug" aufzumachen, aber obwohl es ihr nicht gelungen sei, hätten die Freimaurer es doch gemerkt und sie sofort entlassen (Brieg). Sie haben auch eine Geheimschrift, die sie mit der linken Hand schreiben. Der Unberufene, der ihnen dabei zusieht, erblindet (Breslau). Dem gleichen Schicksale entging gerade noch der Lehrling eines Bäckermeisters. Denn kaum hatte er wenige Zeilen in dem Buche buchstabiert, in dem er seinen Meister, der Freimaurer war, oft hatte lesen sehen, als dieser eiligst zurückkehrte; auf geheimnisvolle Weise hatte er erfahren, daß sein Buch in unrechten Händen sei. Er befahl dem Neugierigen, sofort alles Gelesene rückwärts zu lesen; sonst erblinde er. Voll Schreck tat es der Bursche und hatte darauf alles vergessen, was er gelesen (Trebnitz). Wegen ihrer geheimen Zauberkünste lassen die Freimaurer niemanden in ihr Zimmer (Breslau). Man betrachtet sie mit Scheu, und wegen ihrer Macht behandelt man sie mit Ehrerbietung. Ein Dienstmädchen, das gegen alle andern Familienmitglieder dreist war, begegnete doch dem Hausherrn stets auffallend ehrerbietig. Dieser fragte einst scherzend nach der Ursache ihres Benehmens, da sagte sie: „Nu, sehn Sie, Sie sind halt doch Freimaurer!"

Aus Breslau.
Olbrich in Mitt. Heft 12. 1904. S. 66f.

1612. Ein Freimaurer dämpft durch Zauber die Feuersbrunst.

Kreis Lüben.

Bei einem Brande in Lerchenborn (Kreis Lüben) warteten die Leute sehnsüchtig auf das Eintreffen des Grafen Schmettau, der als Logenbruder bekannt war: „Der könne als Freimaurer helfen.“ Als er nun ankam und mehrmals, um den zur Bekämpfung des Feuers nötigen Überblick zu gewinnen, die Brandstätte umritt, atmete alles auf: „Jetzt ist er dreimal herumgeritten, jetzt brennt's nicht weiter.“ Olbrich in Mitt. Heft 12. 1904. S. 69.

1613. Der Freimaurer als Bauner.

Kreis Nimptsch.

Unfern von Heidersdorf, Kreis Nimptsch i. Schles., steht dicht an der Brücke über einen Bach eine Kapelle mit einem Marienbildnis. Hierher soll ihr Erbauer, ein Scholtiseibesitzer F. aus Langenöls — er war ein arger „Freimaurer“ — irgend etwas verbannt haben. Dieses Ding „geht nun häufig um“, erscheint dem Wanderer bald als Hund mit feurigem Rachen, bald rasseln dort Tausende von Ketten, oder der fürbaß schreitende homo sapiens erhält von einem unsichtbaren Wesen ein paar urkräftige Maulschellen verabreicht, daß ihm das Blut zur Nase und zum Maule „rausgelôfa kimmt“.

Der noch lebende Sohn vom Stifter jener Kapelle, ebenfalls ein „Freimaurer“, muß nun allmorgendlich zur Muttergottes reiten und dort ein Gebet verrichten.[1]) Fährt er am Tage über die oben angegebene Brücke hinweg, so bleiben regelmäßig seine Pferde stehen und beginnen furchtbar zu schwitzen; der Kutscher bringt sie nicht weiter, selbst wenn er absteigt und die Tiere führen will. Dagegen greifen die Gäule sofort wacker aus, wenn der Herr sich auf den Bock setzt und die Zügel ergreift.

Karl Knauthe, im Am Urquell III (1892) S. 345.

1) Nach der Meinung des Schlesiers muß sich jeder Freimaurer dem Teufel verschreiben [was zu jenem Gebet nicht stimmen will].

1614. Die Freimaurer müssen immerfort bauen.

Schlesien. Allgemein.

Die Freimaurer müssen infolge einer Verpflichtung immerfort (alle Jahre) bauen, sonst trifft sie der Tod; der Teufel dreht ihnen den Kragen rum.

Allgemeiner Volksglaube in Breslau und auch sonst in Schlesien. Olbrich in Mitt. Heft 12. 1904. S. 63.

1615. Der Tod der Freimaurer.

Mittelschlesien. An verschiedenen Orten.

1. In Breslau erzählt man, daß die Freimaurer in der Silvesternacht mit „rollenden schwarzen und weißen Kugeln spielen". Wer dabei verliert, muß im kommenden Jahre sterben. In Breslau erzählt man auch, der Meister drehe das Bild des zum Tode Bestimmten um; dann muß er den Tod erleiden. Daß die Freimaurer den Tod eines ihrer Mitglieder genau vorherwissen müssen, beweist der Umstand, daß schon vor Ablauf einer Stunde nach seinem Tode drei von ihnen (ohne benachrichtigt zu sein) bei den Hinterbliebenen erscheinen, um seine „geheimen Sachen" zu holen (Trebnitz). Jeder Freimaurer weiß auch selbst seinen Tod voraus. In Langenbielau spielte ein Tischlermeister am Abend vor seinem plötzlich in der Nacht eintretenden Tode auf dem Spinett, vom Sohne auf der Geige begleitet, das Lied: „Wie sie so sanft ruhn." Am nächsten Morgen sagten die Leute: „Der hat's vorausgewußt, denn er war ein Freimaurer." Ebenso glaubt man in Groß-Glogau, daß die Freimaurer den Tag ihres Todes genau voraus wissen. Daß sie dies in der Johannisnacht erfahren, scheint die Erzählung einer Breslauer Brezelfrau anzudeuten: „Heute haben's die Juden nicht gut, heut ist „die lange Nacht", da müssen sie jammern und weimern — das ist gerade so wie bei den Freimaurern, die wissen eben da auch, wann sie der Teufel holt." Der Tod tritt stets plötzlich bei ihnen ein. Daher sagt man in Breslau und der Grafschaft Glatz: „Wer plötzlich, ohne vorheriges Siechtum, stirbt, der ist ein Freimaurer gewesen." In der Grafschaft Glatz meint man, das sei eine Strafe Gottes, damit

der Sterbende nicht mehr vorher absolviert werden und die Sakramente erhalten könne. In Breslau, Neisse, Glatz heißt es, ein Freimaurer könne nicht im Bette sterben, sondern nur sitzend oder stehend. In ihrer Not versuchen die Freimaurer wohl auch einen andern statt ihrer zu opfern. Sie fangen ein unschuldiges Menschenkind, um es zu schlachten. So wußte die genannte Brezelfrau aus Breslau zu berichten: ihr Schlafstellenmädel sei beinahe einmal von den Freimaurern geopfert worden. Der Direktor einer Porzellanfabrik in Waldenburg habe sie „in der Johannisnacht auf seine Bude haben wollen". „Der war eben dran und dachte, so kommt er noch einmal weg." In Breslau erzählt man ferner, die Freimaurer müßten zusehen, jedes Jahr wenigstens ein Mitglied zu gewinnen; an jeden komme die Reihe, sich darum zu bemühen; gelingt es ihm nicht, so muß er selbst sterben (Mitteil. von Frau Gutschmansky in Gabitz).

Olbrich in Mitt. Heft 12. 1904. S. 72ff.

Eine Breslauer Sage schildert das Verfahren der Freimaurer beim Auslosen des Bruders, der im nächsten Jahre als Opfer sterben muß. Da kommen sie zusammen und stecken die Lose mit den Namen in einen hohen schwarzen Hut. Alsbald kommt eine große, schwarze Katze und zieht mit ihrer Pfote das Todeslos heraus.

Olbrich in Mitt. Heft 15. 1906. S. 69.

2. Wenn der Schwarze den Freimaurer holt, bricht plötzlich ein furchtbarer Sturm aus, und wenn der Satan mit seinem Opfer durch den Schornstein fährt, hageln die Ziegeln nur so vom Dache herunter (Breslau). Als in Schweidnitz ein Freimaurer nachts in Abwesenheit seiner Familie gestorben war, sagten die Leute am nächsten Morgen: „Haben Sie nicht auch heute nacht den furchtbaren Sturm gehört?" Darum sagt man auch bei unvermutet entstehendem Sturmwinde in Breslau: „Da muß ein Freimaurer gestorben sein." In Schweidnitz wird erzählt, wenn ein Freimaurer begraben werde, sei der Sarg leer oder mit Steinen gefüllt.

Olbrich in Mitt. Heft 12. 1904. S. 76.

In Schlangengestalt erscheint der satanische Geist, um den Freimaurer zu holen, in einer Breslauer Sage. Da war ein „Selbstmaurer" eines plötzlichen Todes gestorben. Ein Dienstmädchen aber hatte durch das Schlüsselloch geschaut und deutlich gesehen, wie eine große Schlange langsam auf ihn zukroch, ihn mit ihren Ringen umstrickte und erwürgte. Darauf aber ist etwas an die Tür gekommen, vor der sie lauschend stand, und hat so furchtbar daran geschlagen, daß sie voller Entsetzen floh.

Olbrich in Mitt. Heft 15. 1906. S. 70.

Wer eines plötzlichen „unnatürlichen" Todes und auf geheimnisvolle Art stirbt, war sicher ein Freimaurer.

Liegnitz.

Olbrich in Mitt. Bd. XIII—XIV. 1911. S. 240.

Der Teufel lauert der armen Seele des Freimaurers in Tiergestalt auf. So sprang im März vorigen Jahres auf dem Magdalenenkirchhofe zu Breslau bei einem Begräbnisse ein aufgescheuchter Hase in das offenstehende Grab und konnte von den Totengräbern nur mit Mühe herausgetrieben werden. Sofort hörte man munkeln, der Tote müsse wohl Freimaurer gewesen sein.

Breslau.

Olbrich, ebenda, S. 241.

Wenn der Teufel einen Freimaurer in die Hölle holen will, so kommt ein Kater und erwürgt ihn. Die Freimaurer werden aber sehr alt, nur müssen sie alle Jahre etwas bauen, auch wenn es nur drei Ziegeln sind, die sie aufeinander legen.

Nach der Erzählung in westglätzischer Mundart aus Brzesowie von F. Graebisch in Mitt. Bd. XII. 1910. S. 224.

3. Die Freimaurer finden auch nach dem Tode keine Ruhe, sie müssen „schêchen". Im „Plens", einem Walde bei Lüben, sieht man öfters einen „Graurock". Das ist der frühere Besitzer, welcher Freimaurer war. Rastlos wandelt er dort umher, oft hat man ihn durch die nahen Felder streifen sehen. Ein Dienstmädchen aus Heidersdorf bei Nimptsch, welches von der Bahnstation noch

¾ Stunden in der Nacht nach Hause zu gehen hat, fürchtet sich immer vor dem „alten Schlosse"; denn es hat früher einem Freimaurer gehört, welcher jetzt dort „schêcht".

Olbrich in Mitt. Heft 12. 1904. S. 74.

1616. Der Arnoldsdorfer Graf oder der Tod eines Freimaurers.

Kreis Neisse und das benachbarte Österreichisch-Schlesien.

Die Rosenthaler und Arnoldsdorfer erzählten öfter von den Freimaurern und besonders von einem Grafen, der das Gut in Arnoldsdorf hatte und bei der Neisser Loge war. Dieser Graf hatte einen sogenannten Lebensbaum. Ein solcher Baum zeigt seinem Besitzer den Tod dadurch an, daß seine Blätter zu welken anfangen, sonst aber bleibt er Sommer und Winter grün. Dieser Baum stand in einem Zimmer, und der Graf besah ihn jeden Morgen.

Wie alle Freimaurer, so mußte auch dieser jedes Jahr bauen, und wenn es gar nichts mehr zu bauen gab, wurde eingerissen und anders gebaut. Dabei hatten die Rosenthaler schönen Verdienst, da sie meist Zimmerleute und Maurer sind. Einmal kam der Graf und befahl sofort eine Gruft zu bauen. Alles blieb stehn und liegen bei dem Bau, den man gerade in Arbeit hatte, und jedes stürzte sich auf die Gruft. Kaum war diese fertig, so war auch der Graf tot, obwohl er keine Stunde krank gewesen war. Die Dienerschaft hatte sogleich gemerkt, daß der Lebensbaum welkte, und daß die letzten Tage immer ein schwarzes Eichkätzchen auf das Fenster kam und in das Bett des Grafen sah. Am letzten Morgen saß ein pechschwarzer Kater auf der Brust des Grafen, obwohl Fenster und Türen verschlossen waren. Dieser „glutzte" den Eintretenden giftig an, sprang vom Bette und war spurlos verschwunden. „Das war der Teufel, der dem Grafen die Kehle durchgebissen hat", sagten einige. Andere aber meinten, man habe am Herzen einen roten Punkt gesehen. Das sei die Stelle, wo er von den andern Freimaurern erstochen worden sei, weil er ihre Geheimnisse ausgeplappert habe. Sie merken das sofort, denn

jeder hat die Photographie der andern, und sobald er sieht, daß eine schwitzt, so weiß er, der plaudert aus, was er geschworen hat, nicht zu verraten. Da bedarf es nur eines Nadelstiches in die Photographie, und der Verräter ist tot.

Schriftliche Mitteilung von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich), einem geborenen Österreichisch-Schlesier (Breitenfurt Bez. Freiwaldau). 1911.

1617. Der kranke Freimaurer wird vom Teufel geholt.

Kreis Neustadt.

Eine Ordensschwester hatte einen Kranken zu pflegen. Der Kranke war ein Freimaurer. Um Mitternacht öffnete sich die Tür, und die Schwester bekam eine Ohrfeige, sah aber niemanden. Nächsten Abend kam eine andere Schwester. Ihr begegnete ein gleiches. Am dritten Abende kam wieder die erste Schwester. Da öffnete sich um 12 Uhr wie das erste Mal die Tür, und ein feuriger Hund trat in das Zimmer. Der Kranke winkte der Schwester, sie solle sich entfernen, und sie ging hinaus. Nächsten Morgen fand man den Kranken tot in seinem Bette. Der Teufel hatte seine Seele geholt.

Von Seminarist Joseph Sperlich aus Langenbrück, Kreis Neustadt, 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

IV. Zaubermittel.

Die Anwendung der Zaubermittel.

1618. Der Liebeszauber am Weihnachtsabend.

Schlesische Lausitz. Kreis Hoyerswerda.

In Wittichenau war eine Jungfer, die wollte gern erfahren, wie ihr Zukünftiger aussehen würde. Um ihre Neugier zu befriedigen, machte sie folgendes:

Am heiligen Weihnachtsabende deckte sie in ihrer Kammer einen Tisch und setzte Essen zurecht, aber ohne Messer und Gabel hinzulegen. Um Mitternacht tat sich die Türe auf, ein schmucker

Bursch trat herein, setzte sich zu Tische, zog Messer und Gabel hervor und fing an zu essen. Als er fertig war, ging er ebenso stumm und gespenstig, wie er gekommen war, von dannen. Sein Messer und seine Gabel aber ließ er zurück. Das Mädchen freute sich über den schönen Bräutigam, vergaß aber Messer und Gabel auf das Flußwasser zu tragen und steckte sie in ihre Lade. Viele Jahre darauf nach der Hochzeit kommt endlich der Mann einmal zufällig über die Lade, findet das Messer darin und fragt ganz hastig: „Wo hast du das Messer her?" „Nun," spricht sie, „weißt du nicht mehr, wie du am heiligen Abende bei mir gegessen hast und Messer und Gabel liegen ließest?" „Was?" ruft er aus, „bist du's, die mich damals so geplagt hat?" Nimmt das Messer und sticht es ihr durchs Herz.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 200.
Nach Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sekt. f. Altert. Nr. 103 msc.

1619. Der Zauberspiegel zu Görlitz.

Stadt Görlitz.

Anno 1564 wurde zu Görlitz ein altes Weib, auf der Kahle wohnhaft, Landes verwiesen, welche im Geruch der Zauberei stand. Sie kam in Verdacht, Ursache zu einer Feuersbrunst in der Hothergasse gewesen zu sein, wurde in Güte und in Schärfe befragt, hat aber alles geleugnet und die Tortur ausgehalten. Doch bekannte sie, daß sie einen Zauberspiegel[1]) besäße, mit dessen Hilfe sie verlorene Sachen wieder verschaffen könnte, wie sie denn dem Herrn J. F. auf K. zwei silberne Löffel, so auf seiner Tochter Hochzeit abhanden gekommen waren, wieder verschafft hätte. Solche Kunst habe sie aber nicht vom Teufel, sondern von einer klugen Frau aus Böhmen. Da man ihr Glauben schenkte (und eine vornehme Frau mit im Spiele war!), so hat man ihr das Leben geschenkt.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 198f.
Nach Görlitzische Jahrgeschichte msc. a. a. 1564.

1) Hierzu vergl. den Sichtspiegel Nr. 1576 und 1577 und das Spiegerle des Scharfrichters zu Landeck Nr. 1585.

1620. Von dem Kräutlein Sonnentau.

Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz.

An vielen Orten der Lausitz, besonders im Görlitzer Weichbilde, wächst ein Kräutlein, das heißt das Kräutlein Sonnentau. Es ist gar ein klein und bescheiden Blümchen, von einer fröhlichen purpurroten Farbe, und doch ist es eine Wunderblume; denn ob auch rings alle anderen Blumen vom heißen Sonnenbrande vertrocknet sind und nach Labung lechzen, das Kräutlein Sonnentau ist immer frisch und schimmert hell von tausend Tautröpflein, und je heißer die Sonne sticht, desto mehr der Tröpflein hat es, und wenn du sie ihm abwischest, so kommen sie desto zahlreicher wieder zum Vorschein. Es ist aber auch ein Kräutlein, das nicht nur ein Wunder ist, sondern auch Wunder tut, das macht: Es blüht im August, wenn die Sonne im Löwen steht. Tut man das Kräutlein oder seinen Saft in ein Glas voll Gift, so springt das Glas plötzlich in Stücken, und ist's in einem silbernen Becher, so schäumt und sprudelt der Trank wie kochendes Wasser über den Rand des Bechers. Ist einer von einem bösen Geist besessen, so hängt ihm das Kraut um den Hals, dem Kräutlein Sonnentau kann der Teufel nicht widerstehen und wird alsbald von ihm ausfahren. Gebärenden Frauen erleichtert es die Wehen; wer es bei sich trägt, dem kann kein Unfall widerfahren; wer ermüdet ist von Arbeit oder einem weiten Wege und kaut das Kräutlein Sonnentau, der wird wieder stark und frisch. Die Astrologen halten es gar hoch und wissen noch manches Geheimnis vom Kräutlein Sonnentau.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 243.
Nach Frenzel, Hist. nat. II. 806 msc.

1621. Die Mordsuppe der Räuberbande in der Gegend von Marklissa.

Schlesische Lausitz. Kreis Lauban.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts hat sich um Marklissa herum eine räuberische Rotte aufgehalten, vornehm und gering beraubet, den adligen Hof in Gerlachsheim verwüstet, Greiffenberg (1603)

eingeäschert, Markliſſa, Zittau (1608), Friedland und viele andere Ortſchaften angezündet. Ihr Anführer war George Beer von Beerberg. Der hat die ganze Bande zuſammengeleſen und eine große Zuſammenkunft gehalten, wo ein jeder von einer Mordſuppe eſſen mußte, ſo Beer aus dem Herzgeblüt ungeborener Kinder gebrauet hatte, wie er denn ſelbſt bekennet, daß er ſein Eheweib getötet, um des Blutes ſeines eigenen Kindleins habhaft zu werden. Nach genoſſener Mahlzeit haben ſie vermeinet hieb- und ſtichfeſt zu ſein, auch die Tortur und Marter, ſo ſie gefangen würden, leichtiglich ertragen zu können. Hat ihnen aber zuletzt alles nichts genützt. Sie ſind eingefangen, zuſammengekoppelt und alleſamt in ein großes Feuer geworfen worden. Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 204.

Nach Fata Lusatica, Budiſſin. 1725, c. 18, p. 125.

1622. Wie man Freikugeln gießt.

Rieſen- und Iſergebirge.

Das zum Freikugelgießen verwendete Blei muß der Scheibeneinfaſſung (Butzenſcheiben) geſtohlener Kirchenfenſter entnommen werden. Noch in den vierziger Jahren wurde den Freiſchützen nachgeſagt, daß ſie ein Stück Wild auch in der größten Entfernung ſicher treffen könnten, ja ſogar nur in den Wald zu ſchießen brauchten, ohne Zielobjekt, nur mit dem Wunſche, ein Stück Wild zu treffen, ſo fänden ſie es, in der Schußrichtung erlegt, ſicher vor. Dieſe Treffähigkeit ſoll durch folgendes Experiment erreicht worden ſein: Der Betreffende geht am Karfreitag zum heiligen Abendmahle, aber anſtatt die Hoſtie zu genießen, nimmt er ſie heimlich aus dem Munde, geht in den Wald, befeſtigt die Hoſtie an einen Baum und ſchießt aus ſeinem Gewehr eine Kugel in dieſe. Mit dieſem Gewehr ſoll er alsdann alles treffen können. Cogho, Volksſagen. 1903. S. 88f.

1623. Der Zauber in der Neujahrsnacht (Chriſtnacht).

Kreis Hirſchberg.

1.

Drei Edelfräulein ſprachen einſt in der heiligen Nacht:
Heut ſei für unſre Liebſten der Tiſch zurecht gemacht!

Wir wollen heut die Männer, die uns einst freien, sehn,
Und den wir herbeschwören — bald muß er vor uns stehn.
Die Mahlzeit ist bereitet, der Zauber ist vollbracht —
Wo bleiben nur die Liebsten? Es ist schon Mitternacht.
Die Erste sprach: Mein Liebster, der trägt ein stählern Kleid,
Die Zweite sprach: Der Meine trägt edel Goldgeschmeid,
Die Dritte: Den ich wünsche, der trägt nicht Stahl noch Gold,
Und wenn mich der nicht freiet — ich lieber sterben wollt'.
Da plötzlich tritt zur Pforte herein ein bleicher Gast —
Es halten sich die Schwestern in banger Furcht umfaßt.
Wie klirren seine Sporen! Wie glänzt sein Kleid von Stahl!
Er grüßt das erste Fräulein und setzet sich zum Mahl.
Und wieder tritt zur Pforte herein ein bleicher Gast —
Es halten sich die Schwestern in banger Furcht umfaßt.
Wie funkeln seine Ketten! Wie blitzt sein Goldgeschmeid!
Er setzet sich zum Mahle und grüßt die zweite Maid.
Und wieder rauscht die Pforte — doch kommt kein neuer Gast —
Es halten sich die Schwestern in banger Furcht umfaßt.
Herein mit dumpfem Schweigen trat jetzt ein finstrer Zug,
Der eine dunkle Bahre auf schwanken Schultern trug.
Die Träger setzen nieder die schwarzbedeckte Last —
Es halten sich die Schwestern in banger Furcht umfaßt.
Da öffnet sich die Bahre — drin lieget stumm und bleich
Ein Mädchen, das der Dritten an Wuchs und Schöne gleich.
„Ich selbst bin's!" ruft die Dritte in lautem Schmerzenston;
Da schallt die erste Stunde, und alles ist entflohn:
Die Gäste und die Bahre entflohn in wilder Hast — —
Die tote Schwester halten die Beiden nur umfaßt.

Gedicht von Rudolf Löwenstein nach einer in der Gegend von Hirschberg verbreiteten Sage. Kern, Schlesiens Sagen. 1867. S. 56 f.

2. Eine ähnliche Sage spielt in der Christnacht:

Es haben einst in einer Stadt in Schlesien sich in der Christnacht um 12 Uhr drei vorwitzige Hoffräuleins an einen für sechs Personen ge-

deckten Tisch gesetzt, drei Teller an ebenso vielen leeren Stellen waren für ihre erwarteten Liebsten, die auf ihre Einladung erscheinen sollten, bestimmt. Es sind aber nur zwei Kavaliere hereingekommen und haben sich zu zweien Jungfrauen an den Tisch gesetzt, der dritte erwartete Gast aber ist ausgeblieben. Als nun dessen Geliebte hierüber traurig und ungeduldig ward, ist sie endlich nach langem vergeblichem Harren aufgestanden, hat sich ins Fenster gelegt und hinausgeschaut. Da hat sie gegenüber einen Sarg gesehen, in dem hat eine Person gelegen, die ihr ganz gleich sah. Darüber ist sie dermaßen erschrocken, daß sie sofort erkrankt und wenige Tage darauf gestorben ist. Gräße, Sagenbuch. 1871. S. 263.

Nach Erasmus Franciscus, Höllischer Proteus. S. 878.

1624. Das schwarze Buch des Doktors zu Königswalde.

Zobtengegend. Kreis Schweidnitz.

In Königswalde lebte ein sehr berühmter Arzt, der oft in weitere Entfernung zu Kranken gerufen wurde. Sein Hauswesen stand unter der Aufsicht eines Dieners. Sehr oft schon hatte er diesem eingeschärft: „Wenn ich nicht da bin, so laß es dir ja nicht einfallen, in jenem großen Buche zu lesen. Es ist dein Unglück, wenn du es tust.“ Da jedoch das Verbotene gerade am meisten reizt, so konnte sich auch unser Bursche nicht enthalten, in dem schwarzen Buche zu lesen. Er las und las, da kam eine Krähe nach der andern zum Fenster herein, ohne daß er es merkte. Dem unberufenen Zauberlehrlinge hätte es sehr bald das Leben gekostet, wäre nicht hastig und atemlos der Doktor gekommen und hätte wieder „rückwärts gelesen“, um die schwarzen Teufel zu vertreiben.

Nach dem Bericht einer Person, die den Doktor noch sehr gut gekannt haben will. R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 28.

1625. Das schwarze Buch des Schmieds in Weißkirschdorf.

Zobtengegend. Kreis Schweidnitz.

In Weiß-Kirschdorf lebte vor einiger Zeit ein Schmied, der wegen seiner glücklichen Kuren an Pferden weit und breit be-

rühmt war. Einst kam zu ihm ein Bauersmann, der, während der Meister sich mit dem Pferde beschäftigte, unterdes in die Wohnstube sich verfügte. Um sich Unterhaltung zu verschaffen, nahm er aus einem Behältnis ein schwarzes Buch und begann darin zu lesen. Da gab es denn so wundersame Dinge, daß er seiner Lektüre mit ungeteiltestem Eifer oblag. Dem Meister aber draußen wird bang zu Mute; er eilt in die Stube, reißt dem Unvorsichtigen das Buch aus der Hand und verabfolgt ihm drei derbe Maulschellen mit den Worten: „Siehst du sie nicht sitzen?" Es saßen aber eine Menge schwarzer Krähen in dem Zimmer. Zu ihnen sprach der Schmied: „Gehet hinaus und leset vom „Steinberge" die Steinchen sämtlich ab." Er betete dann wieder zurück oder „rückwärts", und eine Krähe nach der andern flog zum Fenster hinaus. Während also die schwarzen Gäste ihre Aufgabe ausführten, machte der kundige Meister die Unvorsichtigkeit seines Freundes wieder gut. Dem Bauer hätten die Krähen in kürzester Zeit das Genick gebrochen. Zum Andenken heißt jener Berg „der Krähenberg" bis auf den jüngsten Tag.

R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 28.

1626. Das Zupfen beim Schneiden der Wünschelrute.

Kreis Neisse.

Ein Mann war in Geldverlegenheit. Um zu Reichtum zu gelangen, wollte er seine Seele dem Teufel verschreiben. Er ging deshalb des Mitternachts hinaus in den Wald, um eine „Wünschelrute" zu schneiden. Wenn man nämlich eine Haselnußgerte unter Anrufung des Teufels hinter dem Rücken abschneidet, so besitzt sie Zauberkraft. Kaum brachte der Mann sein Messer hinterrücks, so zupfte ihn jemand bei den Haaren. Er glaubte sich anfangs zu täuschen und versuchte noch einmal den Schnitt. Doch die unsichtbare Geisterhand zupfte ihn wieder. Da lief er nach Hause und nahm sich nun vor, das Geld auf ehrliche Weise zu verdienen.

Als eine Erinnerung aus seiner Jugendzeit (auf einem Dorfe bei Neisse) handschriftlich mitgeteilt von Paul Kutzer in Ziegenhals.

1627. Wie man die Wünschelrute gewinnt.

Kreis Leobschütz.

Die schlesischen Dörfer ganz besonders sind arg heimgesucht durch die vielen Komödiantentruppen und Zauberkünstler. Letztere stehen beim Volke in sehr üblem Rufe. Man glaubt und sagt allseitig: „Se spieln miet'm Teiwel." Die Wünschelrute, so glaubt man, könne sich leicht jeder verschaffen, wenn er folgendes tut: Man geht zur Mitternacht an einen Haselnußstrauch, schneidet unter Anrufung des Teufels „überrücks", d. h. mit dem Rücken gegen den Strauch gewandt über dem Kopfe eine Gerte ab, die man sich vorher ausersehen hat. Der Teufel erscheint, und nachdem man ihm die Seele verschrieben, hat die Haselnußrute Zauberkraft erlangt. Geld und was man nur immer will, kann man durch sie im Augenblicke hervorzaubern. Aus Kreuzendorf.

Philo, Schlesien. 1884. S. 36.

1628. Die Galgenhand.

Kreis Glogau.

Die Hand eines Gehängten bringt den Dieben Glück. Man erzählt in der Glogauer Gegend noch immer die Geschichte von der Galgenhand. Sie soll sich im Jahre 1802 ereignet haben, doch ist in der schriftlichen Mitteilung, aus der das Folgende stammt, kein Ort angegeben.

Zwei reisende Handelsleute können Glogau nicht mehr erreichen und sehen sich gezwungen, in einer dürftigen Waldschenke einzukehren. In solchen Waldschenken pflegt es nicht gerade sicher zu sein, denn es kehren da allerlei dunkle Ehrenmänner ein, die der Wirt nicht von der Tür zu weisen wagt, um nicht ihrer Rache zu verfallen. Als in dem großen Gastzimmer eine Streu ausgebreitet worden war, ging man zur Ruhe. Außer den beiden Handelsleuten, denen der Wirt, weil sie besser gekleidet waren, ein abgesondertes Lager bereitet hatte, waren noch etwa 6 Personen im Zimmer. Außerdem noch eine alte Frau mit einem Korb, den sie auf den Tisch gestellt hatte und hinter dem verborgen sie mit

auf den Tisch gelegten Armen sich zum Schlaf anschickte. Die Handelsleute hatten Geld bei sich, und es war natürlich, daß ihr Schlaf kein fester war. Dennoch schliefen sie von Müdigkeit überwältigt ein, doch hatte der eine von Natur einen so leisen Schlaf, daß er bei jedem ungewohnten Geräusch zu erwachen pflegte, und das war gut. Denn kaum hatte die Kuckucksuhr die Mitternachtsstunde geschlagen, als er von einem sonderbaren Umstande erweckt wurde. Er hatte vernommen, daß jemand Licht machte. Als er aber die Augen öffnete, war das Licht wieder erloschen. Er verhielt sich ruhig und lauschte, da er sah, wie die Frau am Tische wiederum Licht schlug und eine Diebslaterne in Brand setzte, dann einen Gegenstand aus dem Korbe nahm, ihn mehrmals an die Flamme hielt und wie der Gegenstand jedesmal kurz aufflammte. Da rief sie plötzlich der Handelsmann an. Die laut gesprochenen Worte erweckten sämtliche Schläfer, man fragte und erfuhr von dem merkwürdigen Verhalten der Frau. Der Wirt kam auch herbei, die Frau war zuerst wie versteinert und brachte kein Wort hervor. Da drang man schärfer in sie, und es stellte sich heraus, daß sie ein verkleideter Mann war. Da versprach man auf Veranlassung des Wirtes, ihn nicht weiter zu behelligen, wenn er die Wahrheit sagen würde. Und so bekam er Mut und teilte folgendes mit. Er hatte erfahren, daß sich unter den Reisenden Leute befanden, die nicht leer waren, und so beschloß er, einen Fang zu machen. Er griff in den Korb und brachte zu aller Entsetzen eine vertrocknete Menschenhand heraus. Er erklärte es für die Hand eines Gehängten. Sie zu erhalten, mache allerdings Schwierigkeiten, aber „man hat seine Freunde", sagte er. „Eine solche Hand", fuhr er fort, „hat die Eigenschaft, den Dieben anzuzeigen, ob die Leute im Hause alle fest schlafen und das Geschäft ein gutes Ende nehmen wird, wenn man dabei auf folgende Weise verfährt. Die Hand muß, wie gesagt, einem am Galgen Gehängten abgeschnitten werden, dann kocht man sie in Kräutern ab, deren Mischung ich nicht angeben will, dann läßt man die Hand trocknen, um sie erforderlichenfalles für den alleinigen Zweck mit Erfolg zu be-

fragen. Die Frage bewirkt man dadurch, daß man die Finger der Galgenhand einen nach dem andern an ein Licht hält; brennt jeder dieser Finger hell auf, dann ist man sicher, daß alles im Hause fest schläft und keine Gefahr für den Besucher vorhanden ist; wenn aber nur ein Finger versagt und nicht brennt, dann heißt es sich hüten oder am besten, das ganze Geschäft wird fahren gelassen. Drei Finger hatten schon gebrannt, da wurde ich überrascht." Dann verwahrte der Dieb seine Hand wieder im Korbe, legte die Weiberkleider ab und verbarg sie ebenfalls im Korbe und machte sich fort. „Denn", sagte er, „morgen früh könnte Besuch kommen, der mir nicht angenehm ist; ich werde also lieber auf der Landstraße übernachten." Man hatte ihm versprochen, ihn unbehelligt zu lassen und ließ ihn gehen.

Diese Sage von der Galgenhand hat sich bis heutigen Tages erhalten.

Fritz, Denkwürdigkeiten von Groß-Glogau. 1861. S. 216ff. Im Auszuge.

1629. Das Hexenbuch und das Männlein.

Kreis Trebnitz.

Die „Hexenbücher", die gewisse Leute besitzen, kommen gewöhnlich in keine anderen Hände und verschwinden mit dem Tode der Besitzer, d. h. sie kehren zum Teufel zurück. Einmal jedoch bekam ein Knabe ein solches Buch in die Hand. Er öffnete es und las darin. Plötzlich erschien ein Männlein vor ihm. Da kam aber auch schon die Frau, der das Buch gehörte, von innerer Unruhe getrieben herbei, gab dem Jungen eine Ohrfeige und las geschwind zurück, was er gelesen hatte. Darauf verschwand das Männlein wieder. Drechsler in Mitt. Heft 8. 1900. S. 48.

1630. Der Teufel als Bock und das Herbeikochen des Schatzes.

Kreis Öls.

In dem Dorfe Klein-Ellguth bei Öls erblickten die Bewohner eines Gehöftes am Abend öfter ein großes Tier vor dem Hoftore,

das wie ein Ziegenbock aussah, langes Haar hatte, aber so groß wie ein Füllen war. Wenn die Leute aus dem Hofe heraustraten, rannte es unter gewaltigem Gepolter fort. Auch in der Nacht hörte man es öfter hinter den Häusern des Hofes traben; wenn man aber am folgenden Tage nachsah, fand man merkwürdigerweise nicht die geringste Spur eines Hufrittes am Erdboden.

Der Bock war der Teufel, der in dieser Gestalt zur Magd kam. Diese kochte nämlich immer ihren Schatz, d. h. sie kochte in einem Topfe ein Hexenkräutig, um dadurch ihren Schatz, ob er wollte oder nicht, herbeizuführen. Einmal wurde sie dabei auch von der Wirtin überrascht, die es hörte, wie es aus dem Topfe immer klang: „Marto, marto, mart, mart, mart, Marto, marto, mart, mart, mart." Dann kam des Nachts der Bock und brachte den Schatz, wenn die Magd vorher gekocht hatte.

Auch in Eisdorf bei Bernstadt kochte eine Magd ihren Schatz und zwang ihn dadurch, zu ihr zu kommen, so oft sie ihn haben wollte. Wenn er auch auf dem Felde bei der Arbeit weit von ihr weg war, so ließ er, wenn die Zeit kam, daß er fort mußte, seine Arbeit im Stiche und ging fort. Es war ihm dann, als ob ihm etwas zwischen die Schenkel führe, es nahm ihn dann in die Höhe, und er fuhr auf dem Bocke — denn dieser hatte ihn emporgehoben — durch die Luft. Wenn er dann über einen großen Wald kam, so rief ihm jener zu: „Heb die Beine, es kommt hoch Stoppel!"

Stäsche in Mitt. Heft 3. 1896. S. 40.

1631. Ein Mittel gegen die Schafkrankheit in Bankwitz.

Kreis Namslau.

Auf dem Gute Bankwitz bei Karlsruh (zwischen Namslau und Brieg) wollte die Schafzucht nicht recht gedeihen. Der alte Schäfer Schampel mochte anstellen, was er wollte, es verging keine Woche, ohne daß eins von den Tieren „verrückt" geworden wäre. Da griff er endlich zu folgendem Mittel. Er sandte zwei Knechte in der Nacht zur benachbarten Wassermühle aus und befahl ihnen, dem Müller das Wehr zu stehlen. Dabei legte er ihnen ans Herz,

den ganzen Weg über die Namen der Dreieinigkeit und den 83. Psalm vor sich hin zu beten. Unterließen sie dies, so würde sie bestimmt der Satan holen.

Die Knechte taten, was ihnen befohlen, brachten das Wehr und legten es schweigend vor die Stalltüre. Sobald dies geschehen war, wurden die Schafe über das Wehr getrieben. Das zuletzt verrückt gewordene Tier dagegen wurde abseits genommen und, als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne hervorbrachen, von dem Schäfer mit einem Beile getötet, so daß der Kopf sofort vom Rumpfe getrennt war. Darauf wurde der Leichnam genommen und an der Giebelseite des Stallgebäudes eingegraben. Auch hierbei mußte von allen Teilnehmern tiefstes Schweigen beobachtet werden. Der Erfolg war, daß das Gut seitdem von Schafkrankheiten verschont geblieben ist. (Von dem Schäfer Schampel in Bankwitz dem damaligen Studenten U. Jahn erzählt.)

Diesem in Schlesien angewandten Mittel gegen das Viehsterben, das auf ein Sühnopfer zurückgeht, das den Krankheitsdämonen gebracht wird, entsprechen auch die Pferde-, Ochsen- und Widderschädel, die über den Ställen dieser Tiergattungen von Höfen in Langenbielau und Hertwigswalde (Kreis Münsterberg) bezeugt sind (U. Jahn, Opfergebräuche, S. 21). Sie gelten und galten als Schutzmittel gegen Viehseuchen zunächst, dann überhaupt gegen Zauberei, gegen Feuer und Blitz und gehen zuletzt zurück auf Tieropfer, von denen die Köpfe den Göttern oder dämonischen Wesen als ihr Teil zukommen.

Weinhold in Z. f. V. IV. 1894. S. 458.

1632. Mittel gegen böse Geister.

Polnisch-Oberschlesien. Stadt Gleiwitz.

Eine Frau in Gleiwitz wurde von bösen Geistern geplagt. Sie bat daher einen Geistlichen, ihr vor den Teufeln Ruhe zu verschaffen. Der kam hin und machte ihr mit geweihter Kreide einen Kreis mitten in die Stube und besprengte ihn in Kreuzesform mit Weihwasser. In diesen Kreis sollte die Frau nach der Anweisung

des Geistlichen hineinlaufen, sobald sie wieder geplagt würde. Das tat sie, und damit war der Spuk beseitigt.

J. Wahner in Oberschlesische Heimat II (1906). S. 110.

1633. Der Höllenzwang in Woitzdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Ein Mann in Woitzdorf, der unter dem Namen Gärtner Franz in der ganzen Umgegend gekannt war, vor ungefähr 50 Jahren noch lebte und Kurpfuscherei trieb, war eines Tages zum Nachbar gegangen, um sich mit ihm die Zeit zu vertreiben. Während seiner Abwesenheit ging ein Fremder in sein Haus, da die Tür nicht verschlossen war. Der Fremde kam in die Stube, und weil er da niemanden fand, beschloß er zu warten, in der Meinung, die Leute könnten, weil keine Tür verschlossen war, nicht weit entfernt sein. Um sich nicht zu langweilen, griff er nach einem alten Buche, das er zufällig auf einem Stubenbalken bemerkte. Er setzte sich damit zu einem Tische und las, wußte sich aber das, was er darinnen fand, nicht eben zu erklären. Um diese Zeit aber kam den beim Nachbar befindlichen Eigentümer des Hauses eine ungewöhnliche Angst an, so daß er sagte: „Ich weiß nicht, wie es kommt, daß mich jetzt eine solche Unruhe befällt; es ist mir, als ob ich nach Hause gehen müßte." Der Freund redete ihm zu, noch zu warten, es werde ja daheim nichts Besonderes vorgehen. Gärtner Franz machte ihn aufmerksam, daß er die Türen unverschlossen gelassen habe, und meinte, man wisse doch nicht, was vorkommen könne. Er ging. In einer kleinen Entfernung vom Hause nahm er eine Menge schwarzer Krähen wahr, die sich auf der First seines Daches versammelt hatten. Noch näher gekommen, bemerkte er, daß auch jedes seiner Fenster von derlei Vögeln wimmelte. Was Tausend, dachte er, hat denn das zu bedeuten? Als er ins Haus gekommen und in die Stube getreten war, sah er den fremden Gast, welcher ganz eifrig in einem Buche las. Er fragte ihn, was er da mache, und erhielt zur Antwort: „Ich kam herein, traf niemanden, wollte aber doch nicht wie ein Spitzbube davon gehen, ohne einen von den

Hausbewohnern abzuwarten, und griff zum Zeitvertreibe nach einem Buche und las darin.“ Der Eigentümer schob ihm das Buch vor den Augen weg und bedeutete ihm, daß er mit seinem Lesen nur Unheil angerichtet hätte. In einer kleinen Weile, meinte er, würde ihm angst und bange geworden sein. Jetzt setzte sich der Hausbesitzer selbst vor das aufgeschlagene Buch und las so weit rückwärts, als der Fremde vorwärts gelesen hatte. Nach und nach verloren sich die schwarzen, unheimlichen Vögel vom Fenster und Dache, und der Spuk war wieder gehoben.

Das Buch war nichts anderes als der Höllenzwang, ein Zauberbuch, mit dessen Hilfe man Gespenster bannen und Teufel zitieren konnte. Und so hatte auch der Fremde, ohne es zu wissen und zu wollen, eine Schar Teufel zitiert.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 63ff.

1634. Die Teufelsnägel zu Königswalde.

Grafschaft Glatz. Kreis Neurode.

In Königswalde war einmal ein junger Förster, der über die Maßen streng gegen arme Leute verfuhr, welche sich etwa ohne Erlaubnis ein Bündel Klaubeholz im Walde geholt hatten, um sich eine warme Stube zu machen. Sonderlich hart benahm er sich eines Tages gegen einen alten, arbeitsunfähigen Mann, der einige dürre, schwache Stänglein, wie sie etwa zu den Bohnen gesteckt werden, auf seinen Schultern nach Hause trug. Der Jäger wußte recht gut, daß derartige Stänglein von der letzten Durchforstung her hie und da im Dickicht lagen, daß also der Greis keinen Schaden gemacht habe. Nichtsdestoweniger bestand er, weil einmal die Tochter des Greises seine unehrenhaften Anträge abgewiesen hatte, auf dessen Bestrafung. Unter Händeringen und mit Tränen im Auge ließ sich der alte Mann, der bis dahin ehrlich und redlich durch die Welt gekommen war, auf einige Stunden ins Gefängnis sperren. Die hier bewiesene Grausamkeit verdroß die Bewohner des Dorfes, und einer von ihnen, der in der Schwarzkunst wohl erfahren war, beschloß, dem Förster eins mitzuspielen. Er schlug

in die Oberfläche des Stockes eines abgeschnittenen Baumstammes, an dem der Waldhüter gewöhnlich stand, wenn er die Anlegung von Kulturen auf einer bestimmten Fläche überwachte, sechzehn[1]), unter Anrufung des Teufels besonders zubereitete Nägel, von denen jeder vier Zoll lang war, in Form eines Kreises ein. Hätte der Jäger nur die Hand in den Kreis gelegt, dann wäre er dem Teufel verfallen gewesen. Aber er sah jenen Zirkel sofort, als er an einem der nächsten Tage an seinen gewohnten Standort hintrat, und sei es, weil er eine Ahnung hatte, daß das ungewöhnliche Zeichen ihn mit Unheil bedrohe, sei es Zufall, er stützte sich nicht auf den Stock, sondern rief einen Arbeiter herbei, hieß diesen die Nägel herausziehen und schenkte sie ihm. Von der nämlichen Stunde an fühlte sich derselbe Mann unwohl, und als er gegen Abend zu den Seinen heimkam, da wußte er schon kaum mehr, was er tat. In der Nacht packte ihn ein hitziges Fieber, und am andern Morgen tobte und raste er so, daß sein Weib, obwohl sie die Kosten fürchtete, sich doch entschloß, nach dem Arzte zu schicken. Dieser kam und kam wieder, verordnete und verschrieb Hausmittel und Apothekermixturen, doch nutzten alle nichts, der Mann blieb krank und eilte zusehends dem Grabe entgegen. Da niemand erklären konnte, wodurch der Arbeiter sich das Unglück zugezogen habe, kam man auf den Gedanken, daß es ihm unter Mithilfe des bösen Feindes angetan worden sein könnte. Kaum hatte der Erfinder dieser Idee sie ausgesprochen, so eilte auch schon einer zu dem Helfer in solcher Not, zu einem Dorfgenossen, welcher ein Buch besaß, durch das er Satans Macht zu brechen vermochte. Der Gerufene kam und erkundigte sich sogleich, ob der Kranke vielleicht irgend etwas aus dem Walde mit heimgebracht habe. „Ja", antwortete die Frau, „eine Anzahl Nägel, die ich in einer seiner Taschen gefunden habe." „Bringt mir die Nägel her", fuhr der Mann fort, „und sagt mir auch, ob sie noch alle beisammen sind, oder ob ihr einen irgendwo eingeschlagen habt." „Die Nägel sind noch beieinander", ent-

1) Bei Klose sind es dreizehn.

gegnete das Weib, „und liegen dort auf dem Brette, wo ihr sie euch wegnehmen wollet, wenn ihr derselben bedürfet.“ Schleunigst griff der Freund nach den Nägeln, besah und zählte sie, ging damit zum Ofenloche und warf sie ins Feuer. Dann las er einige Sätze aus seinem Buche, und niemand sah die Nägel wieder. Der Kranke aber wurde ruhig, und nach wenigen Stunden konnte er das Bett verlassen.

Hohaus in Gl. V. IV. 1884/85. S. 76 f. Kürzer, aber inhaltlich gleich Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 112.

1635. Der Teufelszwang im Besitze eines Ludwigsdorfer Bauern.

Grafschaft Glatz. Kreis Neurode.

Wer Ludwigsdorf bei Neurode früher kannte, bevor noch die Landstraße durch das Dorf gebaut war, bevor sich noch die Industrie des Ortes bemächtigt hatte, hohe Schornsteine ihr tägliches, schwarzes Rauchopfer, die Dampfpfeife ihr Ständchen dem Tale darbrachten, und es jetzt wiedersähe, der würde wohl meinen, unter der Gewalt einer Zauberei zu stehen, wenn er glauben sollte, das sei das nämliche Ludwigsdorf — und doch ist's nicht anders. Besonders auffallend ist die Veränderung unmittelbar unterhalb und gegenüber der Kirche.

In der alten Zeit keuchte einmal ein Bäuerlein mit seinem mageren Klepper, der einen schwer beladenen Wagen ziehen mußte, den Kirchberg, über den der Dorfweg (jetzt noch Auffahrt zum Pfarrhofe) führte, hinan, blieb aber auf halber Höhe trotz seines vielmaligen Hüh und Hott stecken. Der Gaul versuchte mit Anstrengung aller Kräfte die anhängende Last nachzureißen, indessen war er es nicht imstande; auch die reichliche Portion gesponnenen Hanfes, die ihm der Herr und Gebieter auflegte, brachte keinen anderen Erfolg zuwege. Darüber geriet dieser so in Zorn, daß er schwere Gotteslästerungen ausstieß. Diese schienen zu nützen, denn durch sie wurde ein Helfer herbeigerufen, der auf die Bitten des Landmannes gern in die Speichen des einen hin-

teren Wagenrades eingriff und dadurch das Fortkommen des Gespannes ermöglichte. Ja, der plötzlich erschienene Gehilfe war so freundlich, daß er sich erbot, den Bauer noch eine Strecke zu begleiten, damit ihm nicht abermals ein Unfall zustoße, wollte auch so lange sich nicht verabschieden, bis nicht der Besitzer des Fuhrwerks durchaus jede weitere Gefährtschaft ablehnte. Bei der Trennung überreichte der Fremde jenem noch, veranlaßt durch die Liebe, die er zu ihm gefaßt habe und als Andenken an die überstandene Angststunde ein Buch, in dem er nur fleißig lesen möge, denn es enthalte nützliche Anweisungen, durch die er sich aus jeder Not retten könne.

Der Bauer, der leider bald in solche geriet, folgte dem empfangenen Rate und las. Kaum war er einige Zeilen weit gekommen, als geräuschlos ein mächtig großer, schwarzer Vogel zum Fenster hereinflog: seine Augen glichen feurigen Kohlen, seine Krallen glühenden Nägeln. Jetzt freilich merkte der Landmann, daß er mit dem leibhaftigen Gottseibeiuns zu tun habe. Allein die Sorgen drückten ihn so gewaltig, daß er sich rasch entschloß, jede Hilfe, auch die des Teufels, anzunehmen. Er offenbarte daher dem unheimlichen Gaste, wessen er bedurfte. Dieser verschwand auf demselben Wege und in derselben Weise, wie er gekommen war — am andern Morgen aber war das Begehrte zur Stelle.

Der so begonnene Verkehr ward von da ab längere Zeit fortgesetzt, stets jedoch um die dunkle Mitternachtsstunde. Der Wohlstand des Bauern nahm hierbei zu, seine Gemütsruhe aber war dahin; denn unablässig quälte ihn der Gedanke, daß er mit dem Satan in Verbindung stehe. Um sich Erleichterung für sein Gewissen zu verschaffen, ging er am Fronleichnamstage in die Kirche, vielleicht, daß eifriges Beten etwas nützte. — Doch je näher er dem Heiligtume kam, um so ärger ward die Angst, und als er trotzdem bis zum Altar vordringen wollte, da ward sie so heftig, daß er gezwungen war, das Gotteshaus zu verlassen und heimzueilen. Kaum sah er sein Gehöft, da wußte er auch, was den Sturm in seinem Innern so furchtbar erregt hatte: es las jemand in dem

Zauberbuche. Nach dem letzten Gebrauche hatte er es weit hinübergeschoben auf der Rispe, d. i. auf dem Balken, der die Stubendecke trug, und hatte gemeint, es dort wie immer gut verborgen zu haben. Die Kinder aber hatten es entdeckt und entzifferten in ihrer Neugierde Blatt um Blatt. Bei dem Wenden eines jeden flatterte einer der unheimlichen Vögel zum Fenster herein, und diese sah der Vater von ferne. Hereinstürzend ins Haus entriß er den Kindern das Teufelsgeschenk und las rasch die umgeschlagenen Blätter in umgekehrter Reihenfolge, d. h. so, daß er mit dem letzten begann. Hierbei geschah es, daß, so oft er eins zurückwendete, einer der Vögel das Gemach verließ, bis schließlich alle fort waren.

Seit dieser Stunde suchte der Bauer das Buch für die Familie unerreichbar zu machen, trug es deshalb in den Keller, umwand es mit zwei Ketten und befestigte diese in der Wand. Als er in die Stube heraufkam — lag es auf der Rispe. Er suchte es zu vernichten, allein vergeblich, denn ob er es in die Wellen des Baches oder in kleine Stückchen zerhackt ins Feuer warf, immer fand er es unversehrt auf dem gewöhnlichen Platze. Endlich faßte er den Entschluß, sich einem Priester anzuvertrauen und wallfahrtete darum nach Albendorf. Hier offenbarte er seine Geistesnot im Bußgerichte. Der Beichtvater ermutigte ihn, nahm ihm das mitgebrachte Buch ab, sprach den Reumütigen von seinen Sünden und dem Teufelsbanne los und warf dann das Buch in die Flammen. Niemand sah es wieder. Der Titel des Buches heißt im Munde des Volkes: Der Teufelszwang.

Dieselbe Sage wird in nur wenig anderer Form auch von einem Manne in Mittelwalde erzählt.

Hohaus in Gl. V. III. 1883/84. S. 84f. Übereinstimmend, jedoch kürzer, Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 113f.

1636. Der Höllen- oder Teufelszwang zu Klein-Borowitz.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsvorland.

Die Zaubereien werden zumeist mittelst des Höllen- oder des Teufelszwanges ausgeführt. Das war das Buch, in welchem die

Zauberformeln standen. Ein Mann in Klein-Borowitz hatte einen solchen Teufelszwang.

Einstmals ging der Bauer in die Frühmesse. Es war Sonntag. Die Kinder waren allein zu Hause. Da überfiel den Bauer in der Kirche eine große Angst, er mußte nach Hause. Als er daselbst angelangt war, zeigte sich die Unruhe vollkommen begründet. Die Kinder hatten sich über den Höllenzwang hergemacht und lasen die Zauberformeln ab. Zuerst erschien ein Rabe, dann ein zweiter, dritter, so daß bald die Stube voll war. Sie setzten sich auf die Ofenstange und harrten des Befehles, den sie nun empfangen würden. Da erschien der Bauer, und das war ein Glück; denn die Raben waren böse Geister, die man nicht ungestraft rufen darf, wenn man sie nicht beschäftigen will. Dem Manne kam ein glücklicher Gedanke. Draußen auf dem Felde war der Mist in Schöbern, die zerstreut werden mußten. Rasch gab er den Raben den Auftrag, die Arbeit zu besorgen. Inzwischen las er die Zauberformeln zurück. Kaum war er damit zu Ende, so verschwanden die Raben vom Felde, auf dem sie flugs die Haufen zerstreut hatten. Als die Leute aus der Frühmesse kamen, war die Arbeit auf dem Felde besorgt.

Wer die Zauberei erlernen wollte, mußte in die schwarze Schule gehen. In dieser ist der Teufel Lehrmeister. Schüler werden daselbst alljährlich zwölf aufgenommen, welche sich dem Teufel unterschreiben müssen. Einer der zwölfe kommt nicht wieder heraus. Keiner aber weiß, welchen es trifft. Durch die schwarze Schule erlangt man auch den Höllenzwang.

Mündlich aus Klein-Borowitz; auch aus Nimmersatt.

Fiedler im Riesengebirge in Wort und Bild. Heft 33. 1889. S. 78.

Der Fluch und der Wunsch.

1637. Die große Linde auf dem Nikolaikirchhofe zu Görlitz.

Schlesische Lausitz. Stadt Görlitz.

1. Die Görlitzer Schöppen übten strenge Gerechtigkeit und henkten manchen bei der Wegelagerung betroffenen Stegreif-

ritter an den lichten Galgen. Einst hatten sie einen armen Knappen gefangen und zum Tode verurteilt; denn wenn er auch in der Güte befragt seine Unschuld behauptete, so preßten ihm doch die Daumschrauben und die Streckbank das Geständnis eines Verbrechens aus, das er nicht begangen hatte. So wurde er denn an einem schönen Morgen hinausgeführt, um gehenkt zu werden. Als er nun am Nikolaikirchhofe vorbeikam, wo seine ehrbaren Eltern begraben lagen, ward es ihm sehr wehe im Herzen, daß er eines so unehrlichen Todes sterben sollte, obwohl er unschuldig war, und gedachte ein Zeichen zu hinterlassen, woran man wenigstens nach seinem Tode seine Unschuld erkennen möchte, bat also den Henker, ihm zu erlauben, daß er am Grabe seiner Eltern noch ein Ave Maria und Paternoster beten dürfe. Das weigerte der Henker dem armen Knappen nicht und ließ ihn von seinen Knechten zu dem Grabe geleiten, auf welchem ein junges Lindenbäumchen stand. Nachdem nun der Verurteilte sein Gebet verrichtet, riß er das Lindenbäumchen aus und pflanzte es umgekehrt wieder ein, so daß die Wurzeln als Zweige nach oben gerichtet, die Zweige aber als Wurzeln mit Erde bedeckt wurden, und sagte dabei: „So gewiß wie dies Bäumchen aus den Zweigen Wurzeln und aus den Wurzeln Zweige treiben und emporwachsen wird zu einem mächtigen Baume, so gewiß habt ihr mich unschuldig zum Tode verdammt.“ Und siehe! Das Bäumchen wuchs und ward ein mächtiger Baum, der seine schattenden Zweige weithin über den Friedhof verbreitet, bis auf den heutigen Tag.

2. Andere erzählen sich von dieser Linde eine andere Geschichte. Der wackere Pfarrer Martin Moller, welcher zu Ende des 16. Jahrhunderts in Görlitz das Wort Gottes mit großem Eifer predigte, obwohl er zuletzt erblindet war (wie man an seinem Bildnisse in der Sakristei der Peterskirche sehen kann), machte es nicht allen seinen Kirchkindern recht; denn er war ein gar gelehrter und mildgesinnter, dem damaligen Bekenntniseifer seiner lutherischen Kollegen abgeneigter Mann, so daß er in den Verdacht des heim-

lichen Kalvinismus kam. Er mußte wegen seiner Lehre viel Ungemach leiden, machte es aber wie David, als er in Nöten war, d. h. er dichtete zu seinem eigenen Troste viele schöne Lieder. Eins derselben befindet sich auch im alten Görlitzer Gesangbuche (unter Nr. 220) und in vielen Liedersammlungen und fängt an:

Ach Gott, wie manches Herzeleid
Begegnet mir in dieser Zeit!
Der schmale Weg ist trübsalvoll,
Den ich zum Himmel wandern soll.

Als es nun mit dem vielangefochtenen blinden Pfarrer zu Ende ging, da sagte er zu den Seinen: „Wenn ich werde gestorben sein, so pflanzt auf mein Grab als Denkmal eine junge Linde mit den Zweigen in die Erde. So gewiß diese Linde wachsen wird, so gewiß habe ich auch Gottes Wort rein und lauter gelehrt und gepredigt.“ Dieser sein letzter Wille geschah, und was er gesagt hatte, traf ein, so daß alles sich hoch verwunderte und viele gläubig wurden.

Haupt, Sagenbuch II. 1863. S. 82.
Mündlich und nach der handschriftlichen Sammlung von Schön Nr. 65.
Gräsſe, Sagenbuch, 1871, S. 381, gibt nur die erste Sage nach Haupt wieder.

3. Eine dritte Fassung der Sage gibt folgendes Gedicht wieder:

Einst lehrte das ewige Gotteswort
Ein Gottesmann mutig am heidnischen Ort.
Zum Widerruf wollt' man ihn bringen —
Den sollte das Feuer erzwingen.
Da riß er vom Boden ein Bäumchen klein,
Grub ein in die Erde die Zweigelein,
Ob schwach auch, das Bäumchen zu tragen,
Die Wurzeln gen Himmel ragen.
„So wahr als die Wurzel einst Blüten trägt
Und der Zweig in den Boden die Wurzel schlägt,

So wahr wird die Lehre bestehen"
(Er ruft's) „und die eure vergehen!"
Doch tief ergrimmt durch dies freve Wort
Schleppt bald ihn die Menge frohlockend fort,
Bald lecket — er predigt nicht wieder! —
Die flackernde Flamm' ihm die Glieder.
Gar manches Jahrhundert hat sich erneut,
Seit jene Asche der Wind zerstreut; —
Die Manen wurden gesühnet:
Schon oft hat das Bäumchen gegrünet!
Wer über den Friedhof zu Görlitz geht,
Wo ein alternder Baum bei jüngeren steht,
Dem weist ehrwürdige Sage
Das Wunder verronnener Tage.
Die Wurzeln, dem Boden entrissen und bloß,
Begrünten sich freudig und wurden groß,
Daß weithin die Zweige sich breiten,
Ein Denkmal aus heidnischen Zeiten.
Begraben ist längst in der Jahre Flug
Der Heiden Gewalt, die den Schwachen erschlug;
Der Geist, den der Priester verkündet,
Hat Stamm sich und Wurzel gegründet.

Gedicht von A. T—n. Prov.-Bl. 1867. S. 106. O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges. 1884. S. 2f.

1638. Grasloser Fleck im Muskauer Parke.

Schlesische Lausitz. Kreis Rothenburg.

Im Muskauer Parke befand sich noch im Jahre 1874 in der Nähe des „Grabes eines Unbekannten" eine Fichte oder Tanne, die von Lebensüberdrüssigen zum Aufhängen bevorzugt wurde. „Darum wächst hier kein Gras", sagten die Leute und erklärten hierdurch das Fehlen des Graswuchses unter dem Baume.

Handschriftlich von Dr. Wilpert in Oppeln.

1639. Der Burgsberg zu Schönberg und der Fluch des Schweden.

Schlesische Lausitz. Kreis Lauban.

Nahe bei Schönberg liegt der Berg, von welchem zweifelsohne das Städtlein den Namen hat, denn er ist in der Tat schön und gewährt eine reizende Aussicht in die Umgegend. Es geht da hinauf ein Weg so breit, daß zwei Wagen nebeneinander fahren können, bis auf den Gipfel. Auf der ganzen Strecke und dort oben auf einem runden Flecke wächst weder Gras noch Holz, gleich als wenn der Erdboden versengt wäre. Denn es ist das eine verfluchte Stelle, und geschah die Verfluchung im Jahre 1636. Damals besaß Schönberg Hans Christoph von Nostitz, ein sächsischer Rittmeister und ein gewalttätiger Mann. Zu dem kam einmal ein schwedischer Hauptmann, mit Namen Scoß, auf Besuch, der ritt ein wunderschönes Pferd, und das Pferd stach dem Rittmeister so in die Augen, daß er es mit aller Gewalt haben wollte und dem Hauptmann eine große Summe dafür bot. Aber der Hauptmann hatte sein treues Schlachtroß lieb und wollte es um keinen Preis lassen. Über dem Feilschen kamen beide Kriegsmänner in Streit, gaben sich gegenseitig harte und ehrenrührige Worte und drohten einander dies und jenes. Darüber rief der von Nostitz seine Leute herbei, ließ den schwedischen Hauptmann fesseln, warf ihn ins Gefängnis und machte ihm den Prozeß, weil er gesagt haben sollte: er würde dem Rittmeister einen roten Hahn auf das Dach setzen. Wie sehr sich der Gefangene nun auch verschwor, daß er diese Drohung nicht ausgestoßen habe, so wurde er doch verurteilt, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Als er nun dieses Urteil vernommen, da hat er immerfort geschrien: „Nostitz, du hast das Urteil im Finstern gemauset! Wehe über dich und deine Kinder!“ — Aber was half ihm das Geschrei. Er wurde alsobald den Berg hinauf zu der Richtstätte geführet. Auf dem Wege dahin wollte er von einem Zuspruche der Geistlichkeit nichts wissen, sondern schrie immerfort: „Wehe über dich, Hans Christoph von Nostitz, du Bluthund! Verflucht seist du, verflucht sei der Platz, wo ich mein Blut vergießen werde: darauf soll nimmer-

mehr kein Gras wachsen.“ Und der Fluch ist in Erfüllung gegangen. Der Ritter von Nostitz wurde bald darauf in seinem eigenen Hofe erstochen. Der älteste Sohn ist in Polen jämmerlich umgekommen und in Stücke zerhauen worden; der andere ward in Haugsdorf ermordet, und der dritte und letzte ist in Rothenburg über der Abendmahlzeit von einem seiner eigenen Untertanen, dessen Vater, einen Fleischer, er erschossen hatte, mit einem Schusse durchs Fenster getötet worden.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 261f.
Nach Frenzel, Hist. nat. II. 1683 msc. Sammlung von Schön Nr. 18 msc. und L. Haupt im Görlitzer Sonntagsbl. 1854. Nr. 9.

1640. Verfluchter Fleck auf dem Burgsberge bei Schönberg.

Schlesische Lausitz. Kreis Lauban.

Eine Jungfrau wurde des Kindesmordes beschuldigt, und obgleich sie ihre Unschuld mit tausend Schwüren beteuerte, wurde sie dennoch zum Tode verurteilt. Als schon das Richtschwert über ihr geschwungen wurde, beteuerte sie nochmals und rief Gott, den Allmächtigen, zum Zeugen an und sprach: „Ich bin unschuldig, und Gott wird es bezeugen. Kein Hälmchen Gras soll je auf dieser Stelle wieder wachsen!“ Darauf betete sie noch einmal und starb gefaßt. Der Frühling kam, und der ganze Berg begann zu grünen, nur auf dem Richtplatze wuchs kein Hälmchen Gras und wächst dort bis auf diese Stunde nicht.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 262f. Nach der Sammlung von Schön, Nr. 18 msc.

1641. Die drei Fichten am Burgberge von Lähnhaus.

Kreis Löwenberg.

Um ins Innere der Ruinen von Burg Lähnhaus zu gelangen, muß man die durchgehends an 100 Fuß aufsteigenden dicken Umfassungsmauern auf der Abendseite umschreiten. Hier kommt man unterwegs zu den drei Fichten, die nach der Sage sich immer wieder, so oft sie auch gefällt werden, dem Laubholze ähnlich aus dem eigenen Stocke erneuern sollen, seitdem sie von dem Herzblute

eines schuldlosen Jägers besprengt worden sind, den auf dieser Stelle ein Burggraf im Zwiegespräche mit einer Zofe antraf und aus Eifersucht erstach.

Knoblich, Chronik von Lähn. 1863. S. 227.

1642. Die Wunderkiefer in Bremberg.

Kreis Jauer.

Ein uralter Baum ist die Dorfkiefer, die sogenannte Wunderkiefer, in Bremberg zwischen Liegnitz und Jauer, die nach dem Volksglauben verkehrt, d. h. mit der Krone nach unten und mit den Wurzeln nach oben, eingepflanzt ist. Sie breitet ihre weite Krone schützend über ein Kruzifix aus.

Eine solche „Wundereiche" stand bis vor etlichen Jahren in Liegnitz selbst und zwar auf der Jauerstraße.

Aus einem Bericht der Schlesischen Volkszeitung über „Historische Bäume in Schlesien". 14. Nov. 1899.

1643. Die Linde zu Güttmannsdorf.

Kreis Reichenbach.

Im Schloßgarten zu Güttmannsdorf bei Reichenbach steht in kleiner Entfernung vor dem Schlosse eine mächtig große Linde von 36 Fuß Umfang, mit einer weiten, oben in mehreren Stämmen auseinandergehenden Krone. An diesen Baum knüpft sich folgende Sage:

Das Schloß war in der Vorzeit von Tempelherren bewohnt. Einst fand man da auf dem Boden vor den Fenstern ein totes Kind, das von oben herabgestürzt oder geschleudert sein mußte. Ein im Schlosse wohnendes Fräulein ward der Freveltat bezichtigt und deshalb zur Kriminalunterſuchung gezogen. Trotzdem daß sie die Tat hartnäckig leugnete, auch keine völlig überführenden Beweise vorlagen, ward sie dennoch zum Tode verurteilt und auf einem Steine, der noch heute neben der Linde liegt, enthauptet. Auf ihrem Gange zum Tode brach sie von einer Linde ein Reis ab, steckte es neben dem Steine in die Erde und

sprach feierlich: „So gewiß, wie dies Reis grünen und zu einem Baume heranwachsen wird, der Jahrhunderte überdauern soll, so gewiß sterbe ich unschuldig.“ Und diese Linde ist nach der Volkssage der aus jenem Reise emporgewachsene Baum.

Nach einer Mitteilung in SZ. (Schlesische Zeitung). 1854. Chênier de Fontaine in Prov.-Bl. 1869. S. 173.

1644. Der Kuhnauer Birnbaum.

Kreis Rimptsch.

Am Fußwege von Kuhnau nach Zobten stand vor etwa 15 Jahren ein sehr alter wilder Birnbaum. Ob derselbe heute noch (um 1900) an dem Platze sich befindet, ist mir unbekannt, da ich seit jener Zeit nicht mehr dahin gekommen bin.

In der Nähe dieses Baumes hat — wie die Sage berichtet — einst ein Galgen gestanden, an dem einst auch ein vermeintlicher Mörder gehenkt wurde. Die Schwester beteuerte zwar die Unschuld ihres Bruders an dem Verbrechen, doch gelang es ihr nicht, die Richter hiervon zu überzeugen. Nach der Hinrichtung pflanzte sie in der Nähe des Galgens jenen Baum, und zwar senkte sie die Krone in die Erde, während sie die Wurzeln gen Himmel ragen ließ. „Ist mein Bruder ein Mörder gewesen“, sagte sie, „so wird das Bäumchen verdorren, war er aber unschuldig, dann wird es bekleiben und zu einem kräftigen Baume gedeihn.“ — Und siehe, die Krone in der Erde schlug Wurzeln, und die Wurzeln in der Luft trieben Zweige, und die Unschuld des Bruders war glänzend bewiesen. Der Baum wurde zwar oft umgehauen, doch sandten die Wurzeln immer wieder einen neuen Trieb aus der Erde, der sich ebenfalls zum Baum entwickelte.

Handschriftlich mitgeteilt von A. Lichter.

1645. Eine Verwünschung als Ursache des Wassermangels.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Rosenberg.

Eine halbe Meile von Radau (Kreis Rosenberg) ist das Dorf Zakrzów (Sakrau) im Oppelner Kreise, das an Wassermangel

leidet. Ursache hiervon soll diese sein. Eine Nachbarin holte stets bei der andern aus deren Hofe Wasser, was diese durchaus nicht leiden wollte. Da sagte die zweite: „Möge alles Wasser im Dorfe verschwinden und sich auf den Kirchhof zurückziehen, damit du, Neidische, nach dem Tode im Wasser faulen müßtest.“ Und so ist es geschehen. Der Kirchhof liegt um eine kleine Kirche auf einer Anhöhe ziemlich entfernt vom Dorfe, und jedes frische Grab füllt sich bis an den oberen Rand mit Wasser an.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 51.

1646. Der Jungfernkranz an der Kirche zu Lubetzko.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Lublinitz.

1. In Lubetzko, Lublinitzer Kreises, soll an der Kirchhofsmauer lange Zeit ein Rautenkranz gegrünt haben. Die Sache hat nach der Sage folgende Bewandtnis.

Als eine Braut aus der Kirche ging, sprachen die Leute: Die ist des Brautkranzes nicht wert. Sie hörte dieses und warf den Kranz an die Mauer, sprechend: „Wenn ich des Kranzes nicht wert bin, da möge er verdorren.“ Der Kranz faßte aber Wurzeln und grünte viele Jahre lang.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 45 f.

2. In anderer Fassung und weiterer Ausführung:

Vor wer weiß wie vielen Jahren lebte in dem Dörfchen Lubetzko ein armes Mädchen, namens Jadwiga. Der Tod hatte ihr gar zeitig die Eltern genommen, und so war sie bei einer alten Tante mitten unter Armut und Dürftigkeit großgewachsen. Wie nun die Not oft die beste Erzieherin ist, so war auch Jadwiga bei aller Entbehrung recht gut und fromm geworden, so daß es ihr der Neid selbst lassen mußte, daß sie nicht nur die schönste, sondern auch die züchtigste unter allen Jungfrauen der Umgegend sei. Daß aber der Neid ihr, der armen Waise, manches anhaben wollte, hatte so seinen Grund.

Der reiche Müller in Pietrochau nämlich hatte einen Sohn, der, weil der Alte des Wirtschaftens längst müde war, die Mühle

übernehmen sollte. Da nun auch die Frau Mutter das Hauswesen los sein wollte, so sah sich der junge Anton für seine Wirtschaft um eine Hausfrau um. Weil dies nun in der ganzen Gegend bekannt war, so hatte schon manche Anne und Marianne ihr Auge auf den stattlichen Burschen geworfen und sich als Müllerin hinaus nach Pietrochau geträumt, ehe es offenbar wurde, daß Anton sich in seinem Herzen schon längst für die arme Jadwiga entschieden. Paßte nun auch das Pärchen sehr gut zueinander, so mochte man doch dem blutarmen Mädchen ein so unverhofftes Glück nicht leicht verzeihen. Da hatte sie denn manches zu leiden, besonders von den neidischen Zungen derer, die gern an ihrer Statt Müllerin geworden wären. Und deren gab's sehr viele. Jadwiga indes, von Jugend auf an Demütigungen gewöhnt, ertrug dies alles mit Gelassenheit. Hatte sie doch durchaus nichts getan, um den jungen Anton für sich einzunehmen, und wenn er ihr dennoch und trotz ihrer Bettelarmut sein Herz zugewendet hatte, so hielt sie dies für eine Fügung Gottes. Daß dann aber auch sie, die arme Waise, den reichen Müllerssohn von ganzem Herzen liebgewann, daraus wollte sie sich keinen Vorwurf machen; war er ja doch ein kreuzbraver Bursche. So ließ sie denn die Leute reden und überließ das übrige dem Willen Gottes.

Nun sollte aber ihre Geduld auf eine gar zu harte Probe gestellt werden. Denn als das liebe Fronleichnamsfest herangekommen war und Jadwiga, um den Kopf einen hübschen grünen Kranz, sich zu den andern Jungfrauen gesellte, um, wie immer bisher, auch bei der heutigen Prozession das Muttergottesbild tragen zu helfen[1]), da wehrten es ihr die andern Bildjungfrauen,

1) In Oberschlesien ist es allgemein Sitte, bei kirchlichen Prozessionen eine Art Tragbilder mitherumzutragen, welche die Muttergottes oder irgendeinen Heiligen darstellen. Trägerinnen sind Jungfrauen, die in manchen Gegenden von den jungen Männern des Ortes erwählt werden. Bei solchen feierlichen Gelegenheiten werden diese Bilder mit hübschen Bändern geschmückt, was Sache der Trägerinnen ist, die dann ebenfalls durch stattliche Kränze ums Haupt und reichen Bänderschmuck vor andern sich auszeichnen.

indem sie sagten, sie gehöre nicht mehr zu ihnen, wie es überhaupt gar schamlos von ihr sei, noch immer einen Kranz im Haare zu tragen. Ein solcher Schimpf, zu solcher Zeit und an solchem Orte ihr angetan, brachte Jadwigen außer Fassung und ging ihr so zu Herzen, daß sie darob bitterlich zu weinen begann. Und schon fehlte nicht viel, so hätte der ganze Hader eine Störung der Andacht zur Folge gehabt, als der Rektor, ein ehrwürdiger Graukopf, noch rechtzeitig sich ins Mittel legte. Am Ende mußten die Mädchen es gern oder ungern geschehen lassen, daß Jadwiga auch heute Bildjungfer war. Aber der Weg mit der Prozession war ein wahrer Kreuzweg für das arme Mädchen. Obwohl das Allerheiligste hinter ihnen einhergetragen wurde, gaben ihr die Mitträgerinnen keine Ruhe, stichelten und neckten sie mit losen Reden und drohten mehr als einmal, ihr den Kranz vom Kopfe zu reißen, was sie wohl freilich bei einer solchen Feierlichkeit kaum hätten wagen dürfen. So kam es denn, daß Jadwiga während der ganzen heiligen Handlung mehr weinte als betete.

Als dann aber die Prozession zur Kirche zurückkehrte und eben außerhalb des Presbyteriums vorbeizog, da, wo hoch oben das liebe Muttergottesbild weit vom Berge hinabschaut, da setzten ihr die Mädchen so arg zu, daß sich das arme Kind nicht mehr zu halten und zu helfen wußte. „O du mein lieber Gott, da magst du Richter sein!“ rief sie aus, nahm den Kranz aus ihrem Haare und warf ihn an die Kirchmauer. Und siehe! er blieb haften, bis der Winter kam; dann vertrocknete er, um im nächsten Frühjahr frisch und voll wieder auszuschlagen. Und noch manches Jahr grünte er jeden Sommer, bis er mit seinen Wurzeln den Mörtel unterfressen hatte und dann mit ihm herunterfiel. Wer jedoch die Stelle genau kennt, findet auch heute noch einzelne Sprößchen vom Jungfernkranz an der Kirche zu Lubetzko.

Durch dieses Gottesurteil soll auf einmal aller Neid gegen das arme fromme Mädchen verstummt sein, das denn auch der Müllersohn von Pietrochau als wackere Hausfrau heimgeführt hat.

K. Baster in Prov.-Bl. 1871. S. 29f.

1647. Der Mutter Fluch verwandelt die Tochter in Stein.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Tost-Gleiwitz.

Lompas Schwager Hergesell erzählte ihm: Als ich einmal mit zwei anderen Bürgern Arrestanten nach Cosel transportierte, sind wir vor einem Dorfe bei Tost an einen an Wege liegenden großen Stein gekommen. Meine Begleiter erzählten mir:

Es ging einmal eine Mutter in die Kirche. Die Tochter wollte auch dahin und ging mit ihr bis an diese Stelle, obwohl die Mutter wollte, die Tochter solle das Haus warten. Als diese nun durchaus nicht gehorchen, sondern mitgehen wollte, sagte die Mutter zu ihr: „Daß du doch versteinern möchtest!" und sogleich war das Mädchen in diesen Stein verwandelt.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 169f.

1648. Der immergrüne Fleck bei Ellguth.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Pleß.

Bei Ellguth im Kreise Pleß befindet sich eine kleine Anhöhe und auf dieser ein längliches Plätzchen, etwa 10 Fuß lang und 10 Fuß breit. Das Stückchen Feld ist seit undenklichen Zeiten nicht umgeackert worden. Ja, wenn die Ochsen mit dem Pfluge bis dahin kommen, fallen sie auf die Knie und wollen durchaus nicht vorwärts. Es wird erzählt, daß hier ein gemauertes Gewölbe war, worin die Nonnen ihre Kostbarkeiten hatten, und es soll so manches in der Tiefe stecken, was niemand zu untersuchen wagt. Dieser Fleck bleibt immer grün und selbst in solchen Sommern, wo die Dürre alles verbrennt.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 49.

1649. Die wunderbar entsprossene Eiche in den Erlen bei Oberglogau.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Neustadt.

Als in Schlesien noch Heiden wohnten, hatte ein reicher Fürst in den „Erlen" ein hohes und schönes Schloß gebaut. Aber wegen seiner Grausamkeiten war er beim Volke sehr verhaßt. Als seine

Frevel den Höhepunkt erreichten, rottete sich das Volk zusammen, um ihn zu vertreiben. Bevor die Belagerung begonnen wurde, sandte das Volk einen Boten zu dem Herrn des Schlosses, um mit ihm wegen der Übergabe des Schlosses zu verhandeln. Das war aber eine gefährliche Aufgabe, und nicht wissend, ob er zurückkehren werde, verabschiedete sich der Abgesandte von seiner Mutter. Beide waren bereits Christen, und so empfahl sie ihren Sohn dem Schutze der Mutter Gottes und reichte ihm einen grünen Eichenzweig. Von den Segenswünschen seiner Mutter begleitet, eilte er nun dem Schlosse zu. Kaum hatte er dieses erreicht, da ritt eben der Burgherr zum Tore heraus, um in den Wäldern zu jagen. Der Bote stellte sich ihm in den Weg und erklärte, was er von ihm wolle. Wütend über solche Zumutung stieß der Fürst dem Jünglinge das Messer ins Herz. Mit dem Hilferufe „Maria!" sank dieser tot zu Boden. Als der Burgherr die bewaffneten Volkshaufen sah, ritt er in das Schloß zurück, um die Verteidigung vorzubereiten.

Zur selben Zeit zog ein Unwetter auf und verwandelte den Tag in finstere Nacht. In den dunklen Wolken erschien plötzlich die Mutter Gottes und schaute betrübt zur Erde nieder. Als die Erscheinung schwand, entlud sich ein Blitz und fuhr in das Schloß, daß es von Grund auf zerstört wurde. Als das Wetter vorübergezogen war, eilte die unglückliche Mutter zu der Ruinenstätte, um ihren Sohn zu suchen. Sie fand ihn in seinem Blute, und neben ihm grünte ein Eichenbäumchen. Es war der Zweig, den sie ihm beim Abschiede geschenkt hatte. In dem furchtbaren Unwetter hatte der Zweig Wurzeln geschlagen, und von der blutgetränkten Erde wunderbar genährt war er zu einem Bäumchen emporgewachsen.

An dieses Bäumchen hing die Mutter ein Marienbild zur Erinnerung an diesen Tag des Unglücks und des wunderbaren Wachstums. Heute ist jenes Bäumchen ein stattlicher Baum, auch hängt das Marienbild noch am Stamme dicht unter der Krone.

Schriftlich von Seminarist Otto Radek. 1910. (Durch H. von Woikowsky-Biedau.)

Die „Erlen" sind ein kleines Wäldchen bei Oberglogau, und das Volk weiß noch, daß dort einst ein Schloß gestanden hat. Weil aber der Besitzer gottlos war, versank es, und ein Sumpf breitete sich darüber aus. In der Nacht hört man aus der Tiefe des Sumpfes ein Schreien und Johlen. Das ist der Lärm der Bösewichter, die mit versanken und dort unten keine Ruhe finden können. (Mitgeteilt von Seminarist Paul Heina aus Oberglogau.)

1650. Die Wundersäule zwischen Gostitz und Überschar.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

An der Grenze zwischen Gostitz und Überschar steht eine sehr alte hölzerne Säule. Von dieser erzählt man folgendes.

Vor alter Zeit hütete ein Hirt Kühe an jener Stelle und hieb auf eine von ihnen, die nicht nach seinem Wunsche weidete, grausam ein. Da kam ein alter Mann und verwies ihm das ernstlich. Der Kuhhirt aber antwortete mit Scheltworten, worauf der Alte die Verwünschung aussprach, er möge in einen Baumstumpf verwandelt werden. Und sogleich ward der Hirt zu jener Säule, die noch jetzt die Grenzscheide der beiden Dörfer bildet. Wenn man sie anschneidet, so soll Blut herausfließen.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 88f.

1651. Der eingemauerte Totenkopf.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

In einer Schenke zu Alt-Wilmsdorf[1]) kamen einst zwei Männer in heftigen Streit, weil der eine den andern an die Zurückzahlung eines vor langer Zeit ihm gegebenen Darlehens erinnert hatte. Der Schuldner, ein Wüstling und Flucher, behauptete wider besseres Wissen, er sei schon längst seiner Verpflichtung nachgekommen und werde es sicherlich nicht nochmals tun. Da der Gläubiger jedoch seines Rechtes sich ebenso bewußt war, wie es bei seinem Gegenpart der Fall zu sein schien, so gab ein Wort das andere, bis schließlich das Feuer des Zankes in hellen Flammen aufloderte.

1) Bei Klose: Walddorf (oder Wilmsdorf).

Bald hatte sich ein Kreis von Zuhörern um die Erbosten gebildet. Nachdem dies aber geschehen war, wich erst recht keiner von seiner Behauptung ab; der Mahner blieb vielmehr bei seiner Forderung, der Gemahnte bei seiner Leugnung. Ja, dieser vermaß sich sogar zur Bekräftigung dessen, daß er die Wahrheit sage, mit brüllender Stimme auszurufen: „Der Teufel soll mich holen, wenn . . .“ Weiter kam er nicht, denn schon hatte ihn der Teufel in Gestalt eines Drachen gefaßt und fuhr mit ihm zwischen zwei Fenstern durch die Wand hinaus. — Am folgenden Morgen fand man den Leichnam des mitten in seiner Gotteslästerung Bestraften in vier Teilen auf den vier Armen eines Kreuzweges liegen. Der Teufel hatte ihn dort zerrissen.

Nachdem der Schankwirt das Loch in der Stubenwand eine Zeitlang offen gelassen hatte, weil wegen desselben eine Menge neugieriger Gäste herbeikam, beschloß er es zu vermauern. Doch alle darauf verwendete Mühe war vergeblich. Am Abende des Wochentages, an dem das Unglück geschehen war, fielen die Steine und der Kalk wieder aus der Öffnung heraus. Man versuchte das Schließen mit verschiedenem Material, unter verschiedenen Besprechungen und Zauberformeln — umsonst. Schon war der Besitzer des Hauses deshalb dem Wahnsinn nahe, als einmal in der Dunkelstunde ein reisender Handwerksbursche um Nachtquartier bat. Gern wurde es ihm gewährt. Während des Plauderns erkundigte sich der Herbergsgast — der übrigens bereits manchen Sommer und Winter durchlebt haben mußte, denn sein Haar war grau — nach der Ursache, weshalb das Loch in der Wand sei. Bald hatte er es erfahren. „Warum füllt ihr es aber nicht aus?“ fragte er dann. „Oft genug habe ich dies getan“, antwortete der Wirt, „aber vergeblich.“ „Ja, das habt ihr nicht recht gemacht“, sprach der Fremde nach der Erzählung des Herbergsvaters, „in Löcher, die der Teufel gestoßen hat, muß man einen Totenkopf setzen, dann lassen sie sich wieder schließen. Probiert es damit.“ Der Versuch wurde gemacht. Der eingemauerte Totenkopf brach den Zauber. Die Wand blieb von da ab unversehrt.

Tausende von Leuten haben, solange das alte Wirtshaus stand, in der Mauer zwischen den Fenstern den Totenkopf gesehen.

Hohaus in Gl. V. IV. 1884/85. S. 80f. Kürzer, aber sonst übereinstimmend Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 75f.

1652. Der erfüllte Fluch.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.

Zwei Ebersdorfer Bauern, von denen der eine Scholze, der andere aber ohne Ehrenamt in der Gemeinde war, verfolgten sich mit bitterem Hasse. Die Ursache hiervon war jedermann bekannt. Die beiden hatten als Jünglinge um die schöne Susanna gefreit, die natürlich nur einen wählen konnte. Der Erkorene war derjenige, der später zu dem genannten Posten gelangte. Die ihm widerfahrene Zurücksetzung konnte der Verschmähte nie vergessen, und obwohl er auch eine tüchtige und brave Lebensgefährtin gefunden hatte, so haßte er doch seinen ehemaligen Nebenbuhler, weil er glaubte, dieser habe ihn verleumdet und ihn dadurch aus der Gunst Susannas verdrängt. Anfangs hänselten sich die Gegner, nachher wichen sie sich aus; wenn sie aber einmal, etwa im Dorfkretscham, zusammentrafen, dann waren sie bald aneinander wie zwei Kampfhähne und konnten nur schwer getrennt werden.

In einer Herbstnacht, als die Ernte unter Dach gebracht war, ging der Scholzenhof unter Umständen in Flammen auf, welche Brandstiftung vermuten ließen. Wer konnte der Verbrecher sein, der frevelnd solche gewagt hatte? Nur kurze Zeit stellte man diese Frage, denn bald glaubten es alle zu wissen; wenigstens erzählten sie es öffentlich: Das hat der Feind getan! Der Bezichtigte wurde gefänglich eingezogen und trotz seines Leugnens und trotz der feierlichsten Beteuerungen seiner Unschuld zum Tode verurteilt, auch alsbald zum Galgen hinausgeführt, um durch die Strafe die Schuld zu sühnen. Während der Henker mit den Vorbereitungen zur Hinrichtung beschäftigt war, wendete sich der arme Sünder an das versammelte Volk und rief: „Bei dem lebendigen Gotte,

vor dessen Angesicht ich nach wenigen Augenblicken stehen werde, gebe ich noch einmal die Versicherung ab, daß ich unschuldig sterbe. Möge dies der Herr dereinst an den Tag bringen. Der Hof aber, wegen dessen ich als unehrlicher Schelm aus dem Leben gehe und auf dessen Grund und Boden auch dieser Galgen steht, soll verflucht sein für alle Zeiten. Und dies sei die Strafe: Nie soll in seinem Besitze der Sohn dem Vater folgen." Hier warf der Henker dem Verurteilten die Schlinge über, und bald schwebte dieser zwischen Himmel und Erde.

Monate waren vergangen, und noch hing der Gerichtete am Galgen. Der Strick verfaulte nicht, und die Leiche verweste nicht. Dies machte die Leute aufmerksam und bedenklich, und ebenso leichtsinnig, wie sie früher von der Schuld des Getöteten geredet hatten, ebenso rasch waren sie jetzt ohne jede neue Untersuchung von seiner Unschuld überzeugt, die sich allerdings später klar herausstellte. Der ausgesprochene Fluch ist bis heutigen Tages in Erfüllung gegangen.

Hohaus in Gl. V. IV. 1884/85. S. 268f. In der Sache übereinstimmend Klose, Sagen der Grafschaft. 1888. S. 61.

1653. Fluchen hilft.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Neustadt a. d. Mettau.

„Da war mein Vetter. Er liegt in Skalitz begraben. Der fuhr einmal in den Busch nach Holze mit der Radwer. Und wie er aufgeladen hatte, und wieder hereinfuhr, da ging's bergunter. Und auf einmal konnte er nicht mehr fahren, es ging nicht mehr, es hielt ihm etwas die Radwer fest. Er geht rings um die Radwer herum, aber er sieht nichts. Er geht wieder zurück und probiert, es geht nicht. Und nun fing er an und fluchte ganz gottlose, und darnach ging's."

Nach der mundartlichen Erzählung des Anton Wondřejz, genannt Raimunda-Tone, aus Gießhübel an der Hohen Mense, handschriftlich mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Kudowa. 1912.

Die Meinung, daß Fluchen hilft, ist allgemein verbreitet.

1654. Der Blutteich bei Braunau.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Einst kam ein Ritter mit seinen Knappen zu dem Orte, wo jetzt der Blutteich oder der sogenannte Rote Teich liegt. Dort rieselte früher bloß eine Quelle. Die Knappen waren alle sehr müde und durstig, und daher drängte sich jeder, um zuerst zu trinken. Als der Ritter sah, daß seine Knappen vor ihm getrunken hatten, erzürnte er so, daß er mehrere erschlug. Er trat dann selbst zum Brunnen, um zu trinken; aber siehe! der Brunnen war versiegt. Da sprach er voll Hohn: „Da ich nicht trinken soll, soll auch kein anderer mehr trinken!" Und er befahl, einen Hügel über der Quelle aufzuwerfen. Die Knechte taten das ungern, aber sie mußten es tun.

Schon war das Werk beinahe beendet, da sprang plötzlich aus jedem Ritze ein so großer Wasserstrahl, daß sich rasch das ganze Talbecken füllte. Die Knechte, die sich durch den Trunk gestärkt hatten, ergriffen die Flucht und entkamen. Der Ritter aber, der vor Mattigkeit nicht entfliehen konnte, ertrank.

So entstand der Teich, dessen Wasser eine rötliche Farbe angenommen hat; deshalb heißt er der Blutteich. Die rote Farbe soll vom Blute der erschlagenen Knechte herrühren.

Von F. Kahler aus Braunau. Grohmann, Sagenbuch von Böhmen. 1863. S. 266. Übernommen von Schade, Sagen des Braunauer Ländchens. 1903. S. 53.

1655. Burg Ballenstein vom ewigen Juden verflucht.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirge.

Vor langer Zeit stand an der Stelle des Felsens[1]) die Burg Ballenstein, deren Besitzer viele Jahre hindurch das umliegende Land verwalteten. Später übernahm ein grausamer, geiziger Ballensteiner den Besitz seiner Väter. Maßlose Habsucht trieb ihn zu Ungerechtigkeiten und Ausschreitungen gegen seine Untergebenen. Alles zitterte vor dem harten Manne.

1) Der Ballenstein ist ein altbemooster Fels auf mächtiger Bergeshöhe zwischen Niederhof und Auerwiesbauden.

Einst kam ein alter, müder Bettler in die Burg und bat um ein Almosen. Der Besitzer aber fuhr ihn rauh an und ließ ihn durch Hunde zum Tore hinaushetzen. Die Gemahlin des Schloßherrn suchte den greisen Bettler vor der Roheit ihres Mannes zu schützen. Dieser aber stieß eine grimme Verwünschung aus und schlug seine Frau zu Boden. Draußen angelangt, erhob der alte Bettler seine geballte Rechte und rief den Fluch des Himmels auf das düstere, ungastliche Schloß herab. Es ertönte ein furchtbarer Krach, und statt der Burg Ballenstein stand ein kahler Felsen vor dem vom Alter gebeugten Bettler, der seinen Stab wieder weitersetzte, um seine schon jahrhundertelang andauernde Reise fortzusetzen. Es war Ahasver, der ewige Jude. Der Fluch aber lastet noch bis heute auf dem verwünschten Schlosse und wird andauern, bis ein sündenloser Mensch Erlösung bringt. Immer nach 100 Jahren geht der unheimliche Bettler bei dem Felsen vorüber und betrachtet wehmütig die Folge seines Fluches.

J. Rhom im Riesengebirge in Wort und Bild. Heft 32. 1889. S. 59.

1656. Das Erdbeermädchen, durch den Fluch der Großmutter in Stein verwandelt.

Nordböhmen.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem starb seine Mutter. Da hatte es nun niemanden mehr als seine Großmutter; die sagte zu ihr: „Mäderle", sagte sie, „Mäderle, wenn du mir in allem hübsch gehorchen willst, so nehme ich dich zu mir, und du sollst es recht gut haben." Nun war das Mädchen der Großmutter recht gut, weil die Großmutter ihr immer gute Kuchen gegeben hatte, und da sagte sie: „Ja, Großmutter, ich will dir folgen!" Da nahm sie die Großmutter zu sich, und das Mädchen hatte es recht gut bei ihr.

Wie es aber größer wurde, kam es in böse Gesellschaft, und da sah und hörte sie Böses, und sie wollte der Großmutter nimmer folgen. Sagte die Großmutter: „Mäderle, das tu nicht", so tat sie es gerade, sagte aber die Großmutter: „Mäderle, das tu", so

tat sie es nicht. Da wurde ihr die Großmutter gram, und sie weinte um ihre Enkelin. Das Mädchen war aber nicht nur sehr eigensinnig, sondern auch sehr genäschig und ging überall herum, zu lugen und zu gucken, wo etwas zu erschnuppern war, und aß es der Großmutter weg. Auch in die Erdbeeren ging sie in den Wald, denn sie aß sie sehr gerne. Das hätte sie wohl tun können, und die Großmutter hätte es ihr auch nicht verargt, wenn sie es nur nicht immer an einem Sonntage getan hätte, wenn in der Kirche die guten Christen dem heiligen Amte beiwohnten.

Da sagte zu ihr die Großmutter: „Kind, Kind, du wirst einmal ein schlimmes Ende nehmen, weil du nicht hörst und nichts auf Gott gibst und nur immer in den Wald gehst." Das war aber in den Wind gesprochen.

Wie es wiederum einmal Sonntag war, und alle Leute in die Kirche gingen, da nahm das Mädchen der Großmutter und Gott zum Trotz sein Krüglein und ging auf die sonnigen Halden und pflückte Erdbeeren. Da ergrimmte die Großmutter, die eine fromme Frau war, und sie verfluchte sie und sprach: „Nun, so wollte ich, du würdest zu Stein vom Kopfe bis zur Zehe!" Wie sie das gesagt hatte, da wurde dem Mädchen im Walde auf einmal so bang, daß ihr das Herz still zu stehen schien, und sie konnte nicht mehr von der Stelle und wurde zu Stein. Und so muß sie draußen im Walde so lange zur Strafe als Stein stehen, bis am Johannistag ein gottesfürchtiger Jüngling zu ihr kommt und ihr während des Hochamtes dreimal auf die steinerne Brust klopft und spricht: „Werde wieder, was du ehedem warst: ein Mägdlein, zart und jung. Im Namen Gottes!" Das hat aber nur dann einen Erfolg, wenn der Jüngling seit seinem siebenten Jahre noch nie am Sonntage den Gottesdienst versäumt und sich noch nie einem Mädchen in Liebe genähert hat.

Noch heute steht das Erdbeermädchen versteinert im Walde und harret der Erlösung.

Taubmann, Jahrbuch für das Jeschken- und Isergebirge. X. Jahrgang. 1900. S. 57.

1657. Die Blutnelken bei Nixdorf.

Nördliches Böhmen. Bezirk Schluckenau, nahe der sächsischen Grenze.

Auf dem Herrschelsberge bei Nixdorf soll in alten Zeiten eine Burg gestanden haben, worin ein Raubritter sein Unwesen trieb und die ganze Gegend belästigte. Unablässig wurden die armen Bürger und Bauern geplagt und geplündert von einem Bösewichte, der überall erntete, wo er nicht gesäet hatte.

Endlich aber verabredeten sich die Bewohner von Nixdorf mit ihren Nachbarn, rotteten sich zusammen, erstiegen nach langem, blutigem Kampfe das Raubnest und stürzten den Burgherrn über den turmhohen Felsenabhang hinunter, so daß sein Körper ganz zerschmettert wurde. Die stolze Burg aber wurde zerstört und ist seither vollends zerstäubt und verschwunden, so daß auch nicht eine Spur mehr von ihr zu sehen ist. Dagegen ist der Boden ringsherum von zahllosen Blutnelken gerötet, und die Leute sagen, diese Blumen seien aus dem Blute entsprossen, welches der Raubritter dort vergossen habe. So lebt die blutige Tat fort im Gedächtnisse der Menschen, und jeder Fremde, der in die Gegend kommt, wünscht die Stelle zu sehen, wo der Raubritter zur Strafe für seine Freveltaten in den Abgrund gestürzt worden ist.

Paudler, Sagen aus Deutschböhmen. 1893. S. 30.

Verbannung von Tieren.

1658. Im Dorfe Sorah sind die Sperlinge verbannt.

Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

Unweit Budissin liegt ein Dorf mit Namen Sorah, welches nach Wilthen eingepfarrt ist. Von diesem erzählen die Bewohner und ihre Nachbarn, daß es dort nie und nirgends Sperlinge gibt, welche leidigen ungebetenen Gäste doch sonst überall in der Erntezeit ihre Schmarotzermahlzeiten halten, wo nur immer Korn in Garben liegt oder gedroschen wird. Ja, wenn von ungefähr einer dieser Korndiebe sich nach Sorah verirrt hat, so leidet's ihn nicht allda, er muß wieder fort. Noch viel weniger hat sich jemals einer

unterstanden, dort zu hecken. Und wie geht das zu, und wo kommt das her? Von Zigeunern, sagen die Leute. Denn die Soraher haben einmal eine herumziehende Zigeunerbande, die niemand hat aufnehmen wollen, beherbergt und ihnen alle Liebe erzeigt. Zum Dank haben diese Leute mit ihrer geheimen Kunst jene leichtfertigen und gefräßigen Vögel auf ewige Zeiten aus dem Umkreise des Dorfes verbannt.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 206f.
Nach Budaeus Sing. Lus. XVI. 240.

1659. Die Heilige Hedwig verbannt die Nattern und Schlangen.

Kreis Goldberg-Haynau.

Die Heilige Hedwig soll nach der Volksüberlieferung im ganzen Fürstentum Liegnitz die Nattern und Schlangen verbannt haben.

Knoblich, Lebensgeschichte der H. H. 1860. S. 247.

1660. Die Verbannung der Sperlinge in Neugericht.

Kreis Waldenburg.

„Vor ungefähr 150 Jahren oder länger sind nach der Sage Zigeunerhorden in dem Dorfe Neugericht in der dortigen, der Familie Leuchtmann gehörigen Scholtisei wochenlang Wohltaten umsonst erzeigt worden. Die Zigeunermutter befreite beim Abzuge aus Dankbarkeit das damals von Sperlingen sehr heimgesuchte Dorf von dieser Plage durch Besprechung, um zu zeigen, daß Zigeuner auch Gutes tun können, und sich in gutem Andenken für ewige Zeiten zu erhalten.

Ich wohne seit 1847 in Wüstewaltersdorf. Diese Sache war mir von Anfang an so interessant, daß ich genau achtgab, ob sie sich wirklich so verhalte. Und in der Tat ist mir nie ein Sperling zu Gesicht gekommen, trotzdem sich Futter auf der Straße, vor der Scheuer und dem dortigen Gasthofe genug vorfindet, während Sperlinge an dergleichen Orten in der nächsten Nähe von Neugericht sich in großer Menge einfinden. Herr Lehrer Bienewald will sogar die Beobachtung gemacht haben, daß ein sich nach Neugericht verirrender Sperling schnell mit Geschrei wieder

umkehrt. Die wirkliche Ursache des Fehlens der Sperlinge in Neugericht ist noch nicht aufgeklärt."

Sonntag aus Wüstewaltersdorf in Prov.-Bl. 1870. S. 512.

In einer Anfrage (Prov.-Bl. 1870. S. 456) war die Sage so gefaßt, daß in Neugericht seit vielen Jahren als Strafe für eine daselbst einst verübte grauenvolle Missetat gegen die Tierwelt sich nimmer ein Vogel blicken lasse.

Die Sage ist poetisch behandelt von Humbert aus Oppeln in Prov.-Bl. 1870. S. 617.

1661. Verbannung der Frösche in Tschammerhof.

Kreis Münsterberg.

Das Gut Tschammerhof im Münsterberger Kreise gehört seit weit über 100 Jahren derselben Familie. In dieser hat sich die Sage fortgeerbt, daß in alter Zeit ein Kammerjäger die Frösche in dem Wallgraben des Herrenschlosses verbannt habe. Der Erzähler, ein Glied der Familie, teilt mit, daß seiner Großmutter Urgroßvater einmal auf der Terrasse vor dem Schlosse gesessen habe. Da sei ein Kammerjäger gekommen und habe dem Herrn gegenüber seine Bewunderung über die schöne Lage des Schlosses ausgesprochen. „Ja", meinte der Herr, „es ist schön, aber die Frösche im Wallgraben, das ist unangenehm, die stören sehr durch ihr fortwährendes Quaken." „Das werde ich gleich besorgen", sagte der Kammerjäger, sprach einen Zauberspruch über das Wasser, und seit der Zeit quakt kein Frosch mehr im Wallgraben — oder höchst selten.

K. Mündlich von dem Genannten. 1896. Mitt. Heft 13. 1905. S. 97.

1662. Verbannung der Fliegen zu Bielau und der Ottern zu Bernsdorf.

Kreis Neisse und Münsterberg.

An manchen Orten sind auch Tiere verbannt. So in Bielau[1]) die Fliegen, in Bernsdorf[1]) die Ottern. Kommt man aber nach Hertwigswalde, da gibt's Ottern genug.

K. Mündlich aus Patschkau, Kreis Neisse. 1905.

1) Bielau im Neisser, Bernsdorf und Hertwigswalde im Münsterberger Kreise.

1663. Ein Müller verbannt die Sperlinge in Wildgrund.

Kreis Neustadt.

Eine halbe Stunde von Langenbrück an der Kunststraße nach Zuckmantel (Österreichisch-Schlesien) liegt der kleine Ort Wildgrund. Es ist wunderbar, daß in dem Dörfchen nie ein Sperling zu sehen ist. Man erzählt darüber folgendes: Es wohnte dort früher ein Müller, der Zauber bewirken konnte. Da beklagte sich eines Tages ein Bauer bei ihm, daß ihm die Sperlinge das ganze Getreide fräßen. Der Müller suchte seinem Freunde zu helfen und legte die Tiere in den Bann, und seit jenem Tage sind die Sperlinge in Wildgrund verschwunden.

Von Seminarist Joseph Sperlich aus Langenbrück, Kreis Neustadt. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1664. Der heilige Adalbert und die Frösche.

Polnisch-Oberschlesien.

Der heilige Adalbert hat den Fröschen, weil sie ihn durch ihr Quaken im Gebete störten, die Mäuler gestopft, daß sie sie vor Adalberti nicht öffnen können. Fangen sie aber vor Alberti an zu schreien, so müssen sie so viel Tage, als sie dies vorher getan, nach Alberti verstummen.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 27.

Dieselbe Sage wird von einem Heiligen bei Namur berichtet. Wechstein, Mythe, Sage usw. 1854. III. 31.

1665. Der heilige Adalbert und die Schlangen.

Russisch-Polen. Grenzgebiet des Rosenberger Kreises.

In Wielun, das früher mit seiner Umgebung den Herzögen von Oppeln gehörte, erzählt man vom heiligen Adalbert, er habe einer Schlange auf den Kopf getreten. Sogleich hätten alle Schlangen ihre Köpfe verloren und seien versteinert und für immer auf eine Meile im Umkreise verschwunden.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 26.

1666. Der heilige Hyacinth und die Elstern zu Groß-Stein.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Groß-Strehlitz.

Durch die von Mund zu Mund laufende Tradition hat sich unter den Bewohnern von Groß-Stein (Wielki Kamień) Groß-Strehlitzer Kreises nachstehende Sage von der Elster und dem heiligen Hyacinth erhalten, welche daselbst fast jedes Kind zu erzählen weiß.

Eines Tages ging der heilige Hyacinth mit offenem Brevier und betete. Da ließ eine vorüberfliegende Elster ihre Unreinigkeit auf ein Blatt des Breviers fallen. Im Feuer der Andacht blickte er der frevelnden Elster nach und verwünschte sie und ihre Gattung aus dem Bereiche von Groß-Stein. Seitdem wollen die Bewohner dieses Ortes die Bemerkung gemacht haben, daß in der Nähe von Groß-Stein Elstern niemals nisten, auch sich nicht lange da aufhalten und mit Geschrei wegfliegen.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 26.

Es wird erzählt, daß in dem Dorfe Groß-Stein (im Kreise Groß-Strehlitz) sich seit einer langen Reihe von Jahren keine Elstern sehen lassen. Die Vögel meiden es ängstlich, über das genannte Dorf zu fliegen oder sich in ihm aufzuhalten. Der Grund dazu soll folgender sein:

Der heilige Hyacinth kam einst nach Groß-Stein zu seinen Anverwandten, der dortigen Gutsherrschaft, um daselbst mehrere Tage zu verweilen. Da er Priester war, mußte er täglich die heilige Messe lesen. Als er nun an einem Tage in der Schloßkapelle (die damals noch nicht ganz ausgebaut war, indem oben die Wölbung fehlte) die Frühmesse las, flog eine Elster (schlesisch Schalaster) gerade über die Kapelle und verunreinigte das Meßbuch. Darüber ergrimmte der fromme Mann so sehr, daß er nach beendeter Messe, mit dem Finger nach oben drohend, rief: „Verflucht jede Elster, die nach Groß-Stein kommt!" Die Vögel fürchten nun den Fluch des Heiligen und bleiben dem Orte fern.

Grabinski. 1886. S. 14.

Nach einer andern Mitteilung sollen sich in Groß-Stein keine Elstern und Krähen aufhalten, weil der selige Ceslaus oder der heilige Hyacinth sie verwünschte, als sie sein Brevier besudelten. Handschriftlich von Dr. Wilpert in Oppeln. 1896.

1667. Der selige Ceslaus verwünscht die Elstern.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Groß-Strehlitz.

Der selige Ceslaus, gebürtig zu Groß-Stein in Oberschlesien († 1242), verwünschte einmal die Elstern, weil eine sein Brevier beim Gebete besudelte, und seitdem zeigten sich die Elstern in jener Gegend nicht mehr.

Rehring in Mitt. Heft 3. 1896. S. 9. Aus Lompas Handschrift. 1846.

1668. Der heilige Hyacinth und die Schalastern.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Beuthen.

Als der heilige Hyacinth eine Rede über den Mord[1]) halten wollte, kam eine Anzahl Schalastern im Sturm herangeflogen und erhob ein betäubendes Geschrei. Feierlich rief er ihnen zu: „Entweichet für immer aus dieser Gegend!“ Im Nu flogen sie von dannen, und seit jenem Tage werden um Beuthen keine Schalastern mehr gefunden. Noch heute sieht man aber zum Gedächtnisse an die am 14. September 1363 verübte Ermordung der beiden Priester über dem Eingange zur Beuthener Pfarrkirche zwei in Stein gehauene Kelche. Lompa, Handschrift. 1846. S. 38.

1669. Ein Geistlicher verflucht die Schalastern in Beuthen O.-S.

Polnisch-Oberschlesien. Stadt Beuthen.

In Beuthen O.-S. sollen sich keine Schalastern aufhalten. Denn einst soll ein Geistlicher wegen eines Verbrechens zum Tode verurteilt worden sein; als er nun den letzten Gang antrat, seien eine Menge dieser Vögel erschienen und hätten ihn durch ihr

1) Den die Beuthener an ihrem Pfarrer und seinem Kaplan begangen hatten.

Schreien dermaßen geärgert, daß er sie verfluchte. Seit dieser Zeit läßt sich dort keiner dieser Vögel mehr sehen.

Aus Breslau.
Handschriftlich von Oberlehrer J. Wotke in Neisse.

1670. Die Verbannung der Lerchen zu Höflitz.

Nördliches Böhmen. Bezirk Tetschen.

In Höflitz bei Bensen singen allerlei Vögel. Hier nistet die Schwalbe, der Sperling, der Star — aber keine Lerche! Und wie kommt das?

Ein Bauer in Höflitz hatte eine Magd, die in der schwarzen Kunst erfahren war. Der Bauer aber, der ein sehr tätiger und genauer Mann war, weckte die Mägde jeden Morgen mit dem Rufe: „Steht auf, steht auf! Die Lerchen singen schon!“ Das verdroß die Mägde, und jene, die sich auf die schwarze Kunst verstand, sagte einmal: „Den Lerchen werd' ich die Mäuler schon stopfen!“ Und durch ihre Kunst verbannte sie die Lerchen. Seit dieser Zeit nisten und singen alle Vögel in Höflitz, nur keine Lerchen.

Paudler, Sagen aus Deutschböhmen. 1893. S. 77.

Wundersagen.

I. Die Unterwelt.

Die Unterwelt und ihre Bewohner.

Unterirdische Gewässer.

1671. Der schwarze Wog bei Schreiberhau.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Stromabwärts von Schreiberhau befindet sich im Zackenbett ein dunkler Wasserwirbel, welcher der schwarze Wog genannt wird. Die Sage erzählt, daß er unergründlich sei und in seiner Mitte einen heißen Sprudel habe, der das Zufrieren im Winter verhindere. Der schwarze Wog soll außerdem die unheimliche Eigenschaft besitzen, das Wasser des Zackens aufhalten und dadurch Mühlen an dem Bache zum Stillstand bringen zu können. In den Jahren 1703, 1746, 1773, 1785, 1797 und 1810 sollen deshalb die Mühlen stundenlang zur Betriebsunterbrechung gezwungen worden sein. Klose, Sagen des Riesengebirges. 1887. S. 11.

1672. Die breiteste Brücke in Schlesien.

Kreis Liegnitz.

Zwischen dem Kunitzer und Koischwitzer See bei Liegnitz ist nach einem alten Sprichwort die breiteste Brücke in ganz Schlesien. Beide Seen liegen eine Viertelmeile voneinander, und geht die Sage, daß selbe unter der Erde durch verborgene Gänge zusammenfließen. Man hat etliche Mal Karpfen gezeichnet und in den Kunitzer See gesetzt und selbige hernach in dem Koischwitzer wieder gefischt. H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 196. Auch Gräsſe, Sagenbuch 1871. S. 265.

1673. Die Meeresader am Breiten Berge.

Kreis Striegau.

Als man anfing, am Breiten Berge bei Striegau Steinbrüche einzurichten, brach unvermutet an einer Stelle ein sehr starker Quell hervor, so daß man für seinen Abfluß besondere Fürsorge treffen mußte und daß man Bedenken trug, ob der Quell nicht der Stadt gefährlich werden könnte. Es wurde ein berühmter Brunnenmeister zur Besichtigung gerufen. Der schüttelte bedenklich den Kopf, ließ die Quelle gut verschütten und mahnte, mit dem Steinebrechen nur sehr langsam vorzugehen. „Denn", meinte er, „die Wasserader steht mit dem Schwarzen Meere in Verbindung; da kann eines Tages ein gewaltsamer Erguß stattfinden und die ganze Stadt und die Umgegend überschwemmen und verwüsten." Handschriftlich von Dr. A. Eichner. 1895.

1674. Das unergründliche Wasserloch auf der Thielaukoppe bei Seitenberg.

Kreis Frankenstein.

„Während der Ferien 1895 hielt ich mich mit meinen Eltern in Polnisch-Peterwitz, Kreis Münsterberg, bei meinem Onkel, dem Gutsbesitzer E. Buhl auf; öfters machten wir da Fußtouren in die Umgegend. So besuchten wir auch eine nahe Anhöhe, die sogenannte Thielaukoppe, da, wo sich die Kreise Münsterberg, Frankenstein und Nimptsch berühren, welche mit Wald bestanden ist und auf deren höchstem Punkte eine Grube sich befindet. Diese hat einen ungefähren Umfang von 80 bis 100 Meter und soll unergründlich tief sein. Das in ihr befindliche Wasser ist schwarzbraun.

Meine Großmutter, welche in Seitendorf, Kreis Frankenstein, geboren ist, erzählte uns nun, daß ihre Vorfahren schon vor länger als 150 Jahren in Seitendorf Landwirtschaft betrieben und in bezug auf diese Grube schon die nachstehende Sage wußten: Der Karmeliterorden[1]) habe in Schlesien viel Grundbesitz — Camenz, Heinrichau — besessen. So habe ihm auch Dorf und Gut Seiten-

1) In Wirklichkeit der Zisternzienserorden.

dorf gehört. Da sei nun vor langer, langer Zeit von dem Orden ein Schloß in Seitendorf gebaut worden, weil das alte von Feinden zerstört war. Zu diesem Schlosse hätten die Einwohner Hand- und Spanndienste geleistet, da sie nach den früheren Gesetzesbestimmungen robotpflichtig waren. Zu diesem Bau seien nur Steine verwendet worden, die auf der sogenannten Thielaukoppe (Thielau soll der Name eines früheren Besitzers sein) gebrochen worden seien. Der Schloßbau habe mehrere Jahre gedauert. Zu diesem Baue seien ungeheuer viel Steine verbraucht worden. Der Steinbruch sei so tief geworden, daß plötzlich Wasser hervorgesprudelt sei und das Brechen verhindert habe. — Wenn wieder einmal Unruhe im Lande herrschen und das Seitendorfer Schloß zerstört werden sollte, würde zur Strafe hierfür der Steinbruch auf der Thielaukoppe bersten und mit seinem unergründlich tiefen Wasser die ganze Umgegend überschwemmen."

Erzählung des Sextaners Erich Buhl, handschriftl. mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln. 1896.

1675. Der Eschenbrunnen in Kreuzendorf.

Kreis Leobschütz.

Zwischen der Erbrichterei und der Besitzung des jetzigen Ortsvorstehers in meinem Heimatsdorfe ist ein schöner Obst- und Blumengarten angelegt, der dem Erbrichter Dittrich gehört. Dieser Garten führt den Namen „Eschergarten". In früherer Zeit stand hier ein Bauergut, welches der Mittelpunkt der verschiedensten Spukgeschichten war. Zuletzt wollte niemand mehr auf dieser Wirtschaft wohnen, und so standen die Gebäude wüst und leer, bis sie zuletzt zum Abbruch verkauft wurden; den Acker, der dazu gehörte, erstand ein Bauer des Dorfes, Lichteblau. In diesem Garten war ein Brunnen, den niemand zufüllen konnte. So viel Schutt und Boden man auch hinunter schüttete, der „Eschenbrunnen" blieb immer offen. In seiner grundlosen Tiefe sah man alle möglichen Fratzen und Gestalten. Es sollen sich noch eine Menge anderer Sagen an diesen Brunnen knüpfen, die jetzt schon

vergessen sind; möglich, daß einzelne alte Leute in Kreuzendorf noch davon zu erzählen wissen. Heute ist der „Escherbrunnen", glaube ich, verschüttet.

Aus Kreuzendorf.
Philo, Schlesien. 1884. S. 22.

1676. Unterirdische Verbindung zweier Quellen.

Russisch-Polen. Grenzgebiet des Lublinitzer Kreises.

Bei Miest ist im Felde eine Kapelle und hinter deren Altare ein Brünnlein von heilsamen Kräften. Diese Quelle soll eine Verbindung mit einem Brunnen der St. Barbarakapelle am Fuße des Klasenberges (Jasnagóra) bei Czenstochau haben. Läßt man hier eine Ente hinein, so kommt sie in dem Brünnlein bei Miest heraus. Lompa, Handschrift. 1846. S. 28.

1677. Die Karpaten und das Meerauge.

Österreichisch-Schlesien. Mährisches Sprachgebiet.

Als ich vor 4 Jahren nach Bielitz fuhr, sagte mir mein Fuhrmann beim Anblicke der Karpaten: Die Teufel wollten um ganz Schlesien einen solchen Wall schütten und dann aus dem auf den Bergen befindlichen See (Meeresauge genannt) das ganze Land überschwemmen. Da jedoch der Hahn krähte, ehe sie fertig waren, mußten sie von ihrem Vorhaben abstehen und sich in die Hölle flüchten. Lompa, Handschrift. 1846. S. 170.

Besuch der Unterwelt; Zauberschlaf.

1678. Marianes Aufenthalt bei dem gestorbenen Geliebten in der Unterwelt.

Niederschlesien.

Auf einem Dorfe in Niederschlesien lebte ein alter Prediger, dessen schöne 18jährige Tochter Mariane sich mit dem Sohne des Oberförsters verlobt hatte. Aber der Bräutigam starb, und trostlos weinte Mariane auf dem Kirchhofe auf seinem Grabe. Alle Hoffnungen hatte sie mit ihm begraben. Sie harrte, bis es Mitternacht

schlug und schemenhafte Gestalten den Kirchhof belebten. Auch die Gestalt ihres Rudolf erschien, er bat sie, ins Leben zurückzukehren, Gattin und Mutter zu werden, glücklicher würden sie sich wiedersehen. Aber über die Ewigkeit wollte er nicht sprechen, nicht sagen, welche Fesseln ihn bänden. Sie aber wollte durchaus sein Los teilen, und so führte er sie durch lange Gänge bis auf eine blühende Flur,[1]) wo zahllose Scharen verklärter Gestalten wandelten. Oft sah sie längst verstorbene Verwandte, einigemale solche, die sie lebend verlassen, sie wandten sich trauernd von ihr ab. Auch ihren Vater sah sie. Da ward ihr angst, und sie wollte sich ihrem Geliebten an die Brust werfen. „Unglückliche", sagte er, „du hast Vergangenheit und Zukunft verloren". Sie kehrte zurück ins Leben auf demselben Wege, aber alles war verändert, die neue Kirche war alt geworden, im Dorfe andere Menschen, in ihres Vaters Hause ein anderer Prediger. Dem erzählte sie ihre Geschichte. Als sie ihm ihres Vaters Namen nannte, rief er: Der ist ja vor 200 Jahren gestorben. In einen Spiegel sehend erblickt sie sich zum Unkenntlichen zusammengeschrumpft; sie scheint zu fallen, der Prediger faßt sie und hält ein Gerippe, das sofort in spurlosen Staub zerfällt. Im Kirchenbuche stand, daß in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Tochter des damaligen Predigers auf dem Kirchhofe verschwunden sei.

Nach der im Breslauischen Erzähler 1805. S. 585—589 mitgeteilten Erzählung: „Mariane. Ein schlesisches Volksmärchen. Von M." Kurz zusammengefaßt.

1679. Gott als Schuldner.

Polnisch-Oberschlesien.

Ein Schmied hatte sich sein ganzes Leben lang geplagt und gearbeitet, ohne dafür Bezahlung zu erhalten. Denn jeder, der bei ihm etwas arbeiten ließ, sagte zum Lohne: Gott bezahl's! Als

1) Es ist die grüne Wiese, die nach uralter Vorstellung einen abgesonderten Teil der Unterwelt bildet. Man kennt sie auch in Schlesien, und eine Breslauer Redensart sagt: „Komme ich nicht in den Himmel, so komme ich doch gewiß auf die grüne Wiese." Über sie handelt Weinhold, Z. f. V. IV. 1894. S. 457.

der Schmied nicht mehr recht arbeiten konnte und seine Schmiede schon dem Einfallen nahe war, schloß er sie eines Sonntags ab, legte den Schlüssel unter einen Stein und machte sich auf den Weg zum lieben Gott. Endlich kam er dort an und vernahm die Frage: „Was willst du?" „Lieber Gott", antwortete der Schmied, „du bist mein Schuldner. Alle, für die ich gearbeitet habe, sagten mir zum Lohne: Gott bezahl's! Ich bitte dich: zahle mir jetzt!" — Freundlich sah ihn der liebe Gott an und reichte ihm eine Geige. „Was soll mir die Geige?" fragte der Schmied. Da nahm Gott die Geige, setzte den Geigenbogen an und strich einmal über die Saiten. Der Schmied war entzückt. Da strich Gott zum zweitenmal über die Saiten, und der Schmied wußte sich vor Freude kaum zu fassen. „Lieber Gott", rief er, „zweimal hast du gestrichen, die Hälfte deiner Schuld schenke ich dir. Streich noch einmal, und wir sind quitt."

Dann suchte der Schmied seine Werkstätte wieder auf, keine Spur war mehr von ihr zu sehen. Der Stein war noch da, aber über und über mit Moos bewachsen. Er hob ihn auf und fand den Schlüssel, der war ganz verrostet. Als er ihn sah, sank er tot nieder. Es waren tausend Jahre vergangen.

Drechsler in Mitt. Bd. XI. H. 1. 1909. S. 95.

1680. Der Besuch im Jenseits.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Rosenberg.

Zwei Ritter liebten einander sehr und sie bedangen sich gegenseitig aus, daß derjenige, der eher stürbe, den Überlebenden bei einem Gastmahle besuchen solle. Da starb der ältere. Der zweite veranstaltete in kurzer Zeit darauf eine Gasterei. Als sich die Gäste zur Tafel setzen sollten, meldete ein Diener dem Herrn, es wäre ein Reiter angekommen, der mit ihm selbst zu sprechen wünsche. Der Herr geht hinaus und erkennt seinen verstorbenen Freund. Dieser sagte: „Wie du siehst, halte ich mein Wort. Ich werde bei dir nichts genießen, du erlaubst mir aber, daß ich Bedienung verrichte. Niemand wird mich erkennen, auch außer dir niemand sehen. Mein Rappe wird mich indes hier erwarten."

So ist es geschehen. Beim Abschiede sagt der Verstorbene: „Nun mußt du auch meinen Besuch erwidern. In acht Tagen wird dich mein Pferd abholen. Doch sorge ja, daß du bei mir ohne Sündenmakel ankommst.“ Darauf verschwand der Ritter mit seinem Pferde. Der Schloßherr war sehr bestürzt, er fastete, betete, beichtete und gab sich frommen Betrachtungen hin. In acht Tagen war das Pferd da. Er setzte sich auf, doch als sie eine Strecke im Felde waren, schwang sich das Pferd in die Luft, trug ihn sehr weit und ließ sich mit ihm vor einem Kloster nieder. Der Ritter stieg ab, das Pferd verschwand. Der Ritter klingelte an der Pforte. Man machte ihm auf. Hier beichtete er nochmals, ruhte etwas aus, und da er vor die Pforte kam, wartete das Roß schon auf ihn. Er setzte sich auf, und so ging's in der Luft weiter. Das Pferd setzte ihn in einem prachtvollen Garten nieder. Er sah ein schönes Haus, sein Freund kam ihm entgegen und führte ihn in seine Wohnung. Hier gab es keine Speisen, keine Getränke. Ein angenehmer Duft verbreitete sich überall. Eine schöne Musik und herrliche Gesänge ließen sich hören, aber niemand ließ sich sehen. Darauf sagte der Gastgeber zu seinem Freunde: „Du könntest dich etwas durch Schlaf erquicken.“ Alsbald schlief dieser ein. Dann weckte ihn der Gastgeber und sagte: „Du kannst nun nach Hause zurückkehren. Ich danke dir für den Besuch.“

Das Pferd brachte den Ritter vor sein Schloß. Doch dieses war schon in ein Kloster verwandelt. Niemand lebte mehr von seiner Familie, und als man die Chroniken nachgeschlagen, waren es gerade 300 Jahre, als er das Schloß verlassen hatte. Er lebte dann nur noch eine kurze Zeit und starb selig.

Erzählt von einem polnischen Fleischer in Rosenberg.
Lompa, Handschrift. 1846. S. 179. 180.

1681. Mit dem Feuermann in der Unterwelt.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel.

Von dem Feuermanne wurde mir in meinem Heimatsorte Czissowa folgende Geschichte erzählt. Vor langer Zeit lebte im

Dorfe ein rechtschaffener Schmied, der in seinem ganzen Leben keinen Branntwein getrunken hatte. Einmal ließen ihn die Bauern recht viel verdienen, und sie beredeten ihn dann, mit ins Wirtshaus zu kommen. Er blieb dort bis tief in die Nacht hinein. Auf dem Heimwege sah er vor sich einen Mann mit einer Laterne, der ihm heimleuchtete. Zu Hause angekommen, aß er mit ihm. Nach dem Essen stand der Feuermann auf. Aber ehe er ging, forderte er den Schmied auf, ihn nun auch zu besuchen. Tags darauf begab sich der Schmied zum Pfarrer. Dieser gab ihm den Rat, sich geweihte Kreide mitzunehmen, viel zu beten und sich dabei ja nicht umzusehen. Bald darauf holte ihn sein Gast ab. Dieser führte ihn hinaus aus dem Dorfe und klopfte auf die Erde. Sie gab nach, und bald befanden sich beide in einem unheimlichen Raume, der mit lauter Ungeziefer angefüllt war. Der Schmied sah weder nach rechts noch nach links und betete. In einem zweiten Raume sah er sich auf einmal von seinem Begleiter verlassen. Sogleich zog er um seinen Standort mit der geweihten Kreide einen Kreis, kniete nieder und betete. Nach kurzer Zeit füllte sich der ganze Raum mit Teufeln an, die ihn von seiner Andacht abzubringen suchten, aber es gelang ihnen nicht. Am zweiten Tage war die Versuchung noch größer, und am dritten Tage suchten sie ihn sogar mit Gewalt vom Gebete abzuhalten. Aber keiner konnte den mit der geweihten Kreide gezogenen Strich überschreiten. Am Ende des dritten Tages besuchte ihn sein Begleiter, der bereits in ein völlig weißes Gewand gekleidet war, und verkündete ihm, daß er ihn und sich erlöst habe. Er brachte ihn wieder an die Oberfläche und verabschiedete sich unter Dankesworten von ihm. Sein Heimatshaus erkannte der Schmied an einer Pappel, die er vor seinem Weggange gepflanzt hatte und die bereits eine mächtige Größe erreicht hatte. Er trat in die Stube ein. Da der Tisch gerade gedeckt war, setzte er sich hin und aß. Da kamen die Hausbewohner und fragten ihn, was er hier wolle. Er entgegnete, er sei ja in seinem Besitztum, und erzählte ihnen seine Geschichte. Da begaben sie sich mit ihm auf die Pfarrei, und dort mußte er

hören, daß er bereits 300 Jahre für verschollen gelte. Noch an demselben Tage starb er.

Von Seminarist Joh. Stogniew aus Czissowa, Kreis Cosel. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1682. Die Galgenmühle bei Troppau.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Troppau.

Vor ungefähr 200 Jahren soll in der Nähe des alten Galgens bei Troppau eine Mühle, die Galgenmühle genannt, gestanden sein. Der Müller hatte einmal Mehl weggeführt und fuhr um Mitternacht beim Galgen, an dem noch ein Verbrecher hing, vorüber. Diesem rief er in seinem Übermute die Worte zu: „Ich lade dich für den morgigen Tag zur Kirchweih ein." Wie groß war aber sein Schrecken, als der Gehenkte erwiderte: „Ich werde kommen." Des andern Tages ging der Müller in die Minoritenkirche, erzählte einem Priester den Vorfall und bat ihn, zu ihm zum Mittagstische zu kommen, was dieser ihm auch zusagte. Als sie nun beim Essen saßen, kam ein Mann mit verdrehtem Kopfe herein und nahm lautlos an dem Tische Platz, ohne jedoch einen Bissen zu essen. Nach einer Weile aber sprach er mit hohler Stimme zum Müller: „Ich lade dich in 14 Tagen zu mir ein." Mit diesen Worten entfernte er sich. Dieser Tag war der Allerseelentag. Der Müller ging zur bestimmten Frist in Begleitung des vorgenannten Priesters zum Galgen, wo ihn der Gehenkte schon erwartete. Hier verließ der Geistliche den Müller. Dieser aber ging mit dem Gehenkten durch eine Pforte in die Unterwelt. Sie kamen alsbald in einen sehr schönen Garten, in welchem es dem Müller besonders gut gefiel. Nach einiger Zeit mahnte der Gehenkte den Müller daran, daß es Zeit sei, sich wieder auf die Oberwelt zu begeben. Der Müller ging, erstaunte aber nicht wenig, als er oben angelangt weder seine Mühle noch den Teich bei derselben wiederfand. Die ganze Gegend schien ihm verändert. Er ging deshalb gerades Wegs in die Minoritenkirche und fragte nach dem Priester, der ihn begleitet hatte. Da wurde ihm gesagt, dieser Priester sei

schon über 100 Jahre tot. Der Müller kniete nach dieser Nachricht am Altare nieder und betete. In wenigen Minuten verschied er an derselben Stelle.

A. Peter, Volkstümliches. II. 1867. S. 130f.

1683. Die Hölle bei den Siebenkreuzen im Walde bei Weißbach.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Unweit der „sieben Kreuze" ist eine Stelle, auf der die Fußtritte ganz hohl klingen. Daraus entstand beim Volke die Sage, daß unter jenem Platze die Hölle sei.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 128.

1684. Ein Spaziergang in die Unterwelt.

Österreichisch-Schlesien.

Da hab ich einmal gelesen von einem Manne, der ist einmal in einen Busch gegangen, und da ist ein Pilger gekommen und hat zu ihm gesagt, ob er mitkommen wollte. „Ja", hat der Mann gesagt, „ich will schon mitkommen, aber ich will gesund und am Leben bleiben." „Das wirst du schon, komm nur mit." Und wie sie im Walde hinauf zu einem Felsen gekommen sind, da hat der Pilger den Stab genommen und an einen Felsen geschlagen. Davon hat sich der Felsen geteilt, und sie sind zusammen hinuntergegangen in einen langen Gang, bis sie zu einem großen Platze, alles unterirdisch, gekommen sind. Dort hat ein schönes Schloß gestanden und geradeüber eine Kirche. Und dort sind auch viel Gärten gewesen und Leute sind spazieren gegangen. Und wie sie sich der Mann ordentlich ansieht, da sind's halt lauter Bekannte gewesen, die aber schon gestorben waren. Und da hat der Pilger gesagt: „Du darfst überall hin gehen, bloß in einen Garten darfst du nicht hinein, sonst mußt du sterben." Und da ist er auch einmal in die Kirche gegangen und hat den Pfarrer gesehen, und das war der verstorbene Pfarrer von seinem Dorfe gewesen. Und wie er genug gesehen hatte, da hat ihn der Pilger wieder hinaufgeführt.

Aber wie er wieder in sein Dorf gekommen ist, da hat er die Leute gar nicht mehr gekannt. Und da war er viele, viele Jahre

unten gewesen und war ganz alt geworden, obwohl er doch als junger Mann hinuntergegangen war. Und jetzt erkannte er noch welche, die mit ihm jung gewesen waren, und die waren steinalt. Die meisten aber waren gestorben.

K. Von einer Pilzfrau aus Ober-Gostitz bei Patschkau. 1900.

1685. Die Siebenschläfer.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

1. Sieben Brüder verließen einst die Stadt Glatz, weil sie in ihr Verfolgungen ausgesetzt waren. Am Roten Berge angekommen, legten sie sich wegen Müdigkeit in einer Höhle, die noch heute zu sehen ist, nieder und schliefen ein. Als sie erwachten, kehrten sie nach Glatz zurück. Hier wurden sie wegen ihrer Tracht und ihres Aussehens von jedermann angestaunt, und sie selbst fanden vieles gar fremd. Schließlich führte man sie, damit sie Auskunft über sich gäben, vor die Obrigkeit, und hier stellte sich heraus, daß sie 100 Jahre geschlafen hatten.

Hohaus in Gl. V. V (1885/86). S. 89.

Ein in der Grafschaft geborener Förster erinnert sich aus seiner Jugendzeit, daß erzählt wurde, man habe am Roten Berge Steine gebrochen und dabei in einer Höhlung des Gesteines 7 Personen gefunden, die hier wie tot lagen. Als man sie ans Tageslicht brachte, seien sie lebendig geworden. Näheres wußte er nicht mehr. K.

2. Ausführlicher wird die Sage an anderem Orte erzählt:

Vor vielen hundert Jahren sollen sieben Brüder aus Glatz nach Holz auf den Roten Berg gegangen sein und sich in einer Höhle, die noch heute vorhanden ist, niedergelassen haben. Da sie sehr ermüdet waren, schliefen sie ein und kehrten, als sie erwachten, nach der Stadt zurück. Dort fanden sie aber Menschen, die sie nicht kannten, und auf ihre Kleidung zeigten neugierig die Vorübergehenden.

Als sie in das Haus kamen, welches sie bewohnt hatten, fanden sie es völlig umgestaltet, und fremde Gesichter hausten darin. Nun erklärten sie aber, daß das Grundstück ihr Eigentum sei. Da lachte

der Besitzer, ein Mann von fünfzig Jahren, und sagte, daß er in dem Hause geboren worden sei und es von seinem Vater ererbt habe, dessen Wiege ebenfalls hier gestanden habe.

Die sieben Brüder mußten sich nun an den Rat der Stadt wenden und erzählten diesem ihre Geschichte. Die Ratsherren glaubten, sie hätten es hier mit Irrsinnigen zu tun. Einer von ihnen ließ sich jedoch die Geldmünzen aus den Kleidertaschen der Brüder zeigen, schlug dann die städtischen Aufzeichnungen nach und fand, daß die sieben Brüder wirklich die gesetzmäßigen Eigentümer des betreffenden Hauses gewesen und vor hundert Jahren in den Wald gegangen, aber nicht wiedergekehrt waren. Nun verbreitete sich schnell das Gerücht von den sieben Brüdern, die hundert Jahre geschlafen hatten, in der Stadt, und die gute Bürgerschaft übernahm die Auseinandersetzung mit dem Hauswirte und setzte sie in ihre alten Rechte wieder ein.

In welchem Jahrhundert die Rückkehr der sieben Schläfer erfolgt ist, davon schweigt die Mär.

Klose, Sagen der Grafschaft Gl. 1888. S. 19.

Der Siebenschläfertag und die Siebenschläferlegende.

Zu den Tagen, die im Wetterglauben eine Rolle spielen, gehört auch der Siebenschläfertag (27. Juni). Wenn es an diesem Tage regnet, heißt es im Volksmunde, regnet es sieben Wochen lang jeden Tag. Der Name entstammt der christlichen Legende von den sieben Märtyrern. Dieselbe erzählt: Zur Zeit des römischen Kaisers Decius (249—251) lebten in Ephesus sieben Jünglinge, die sich zum Christentume bekannten, während in der Stadt noch das Heidentum herrschte. Ihres Glaubens wegen verfolgt, flüchteten sie in eine Höhle am Fuße eines Berges in Kleinasien. Ihr Aufenthalt wurde aber entdeckt und die Höhle vermauert. Darauf schliefen sie ein. Zweihundert Jahre später, unter der Regierung des Kaisers Theodosius II., heißt es weiter, ließ ein Bauer an dem betreffenden Berge Baumaterial von dem Fuße fortschaffen. So wurde der Eingang wieder frei, die Sonne sandte ihre belebenden Strahlen hinein, und die Jünglinge erwachten. Sie empfanden Hunger, und einer eilte in die Stadt, um Lebensmittel einzukaufen. Wie erstaunte er aber, als er gewahrte, daß alles anders geworden war, überall sah er das Kreuz. Als er zum Bäcker kam, wollte dieser das Geldstück mit dem Bildnis des Kaisers Decius nicht in Zahlung

nehmen. Der Jüngling erwiderte, er besitze viele dieser Münzen, die ja gestern auch gegolten hätten. Nun hielt man ihn für irrsinnig und führte ihn der Obrigkeit vor. Hier bemerkte er bald, daß sein Verfolger, der Kaiser Decius, längst tot war, und nun erzählte er, wie er mit seinen Glaubensgenossen in die Höhle gekommen und darin eingeschlafen sei. Eine Bleitafel, in die man früher die Namen der sieben Jünglinge eingegraben hatte, bestätigte die Richtigkeit der Angaben. Der Bischof und eine Menge Menschen führten ihn unter großem Gepränge nach der Höhle. Hier fand man auch die andern sechs, sie starben jedoch an demselben Tage.

Zeitschrift „Gebirgsfreund". XV. Jahrg. 1903. S. 88f.

Diese Legende ist in ganz Deutschland in mancherlei Abweichungen verbreitet. Die Brüder Grimm haben sie in ihre Deutschen Sagen (Nr. 392) aufgenommen. Näher als ihre Sage steht der ursprünglichen Fassung die schlesische Form aus der Grafschaft Glatz.

Diese Siebenschläferlegende ist nach Ursprung und Wanderungen eingehend untersucht von P. Michael Huber, Die Wanderlegende von den Siebenschläfern, Leipzig 1910. Nach seiner Meinung hat sie ein Mönch gedichtet bald nach der Zeit des Theodosius, wahrscheinlich lateinisch. Sie hat dann ihre Wanderung durch den Orient und das Abendland angetreten und ist in Süddeutschland besonders beliebt geworden (S. 568f.).

1686. Ein langer Schlaf.

Nördliches Böhmen. Bzh. Tetschen.

Ein gewisser Franz Winter aus Rosendorf war einst am Karfreitage während der Passion in die Kapelle neben dem „guten Borne" gegangen und war dort eingeschlafen. Als er endlich erwachte und wieder nach Rosendorf heimkam, wollte ihn lange Zeit niemand erkennen, denn seine Zeitgenossen waren längst gestorben, und auch seine eigenen Besitzungen befanden sich schon gar manche Zeit in anderen Händen. Das Beil, das er einst auf den Rosenberg mitgenommen hatte, war in der Zwischenzeit ganz verrostet und der Beilhelm vermorscht und abgefault. Als man aber genauer nachrechnete, so fand man, daß Franz Winter durch 82 Jahre geschlafen hatte.

Paudler, Sagen aus Deutschböhmen. 1893. S. 54.

Beherrscher der Unterwelt.

1687. Der Schatz im schwarzen Teiche auf dem Riesenkamme.

Riesengebirge.

Im schwarzen Teiche auf dem Riesenkamme liegen große Schätze begraben. Eines Tages langte ein Taucher an, um sie zu heben. Er ritt auf einem Rosse. Beim See stieg er ab und reichte die Zügel einem Holzhauer, welcher gerade in der Nähe war. Zugleich befahl er ihm, sein Pferd so lange zu halten, bis er aus der Tiefe zurückkehre. Sollte er aber in der Tiefe des Sees sein Grab finden, so möge er (der Holzhauer) das Pferd behalten. Der Fremde tauchte in den See. Der Bergbewohner horchte klopfenden Herzens in die Tiefe hinab. Kaum waren einige Augenblicke verflossen, als ein Zischen und Brausen vom Grunde des Sees heraufscholl. Da wußte der Harrende, wieviel Uhr es geschlagen habe. Er nahm das Pferd und führte es nach Hause. Von dem Fremden sah niemand etwas wieder.

Von Herrn Mohr in Niederhof am Südrande des Riesengebirges.
Fiedler im Riesengebirge in Wort u. Bild. Heft 34. 1889. S. 127.

Die Sage ist vollständig in der ersten Legende von Rübezahl (Bearbeitung von Musäus) erhalten.

1688. Rübezahl hat einen Kampf mit dem Meerkönige.

Riesengebirge.

1. Vor Jahren soll ein schlichter Arbeitsmann über das Riesengebirge gegangen sein, da ihm unterwegs der Rübezahl mit einem Pferde begegnet und drumb angesprochen hat, daß er mitgehen, das Roß halten und ihm eine Weile dienen solle. Was hat der Mann tun können? Er hat nolens volens mit gemußt, und ist der Rübezahl drauf samt ihm und dem Pferde nach dem einen Teiche hingewandert, welcher unerhört tief sein soll und mit etliche hundert sich nicht mehr gründen läßt, da er ein stillstehendes pechschwarzes Wasser hat. Hiebei hat er (der Rübezahl) jenem Manne sein Pferd zu halten anbefohlen, sprechend: „Ihr halt mir mein

Roß und bleibt so lange stille damit bestehen, bis auf weiter Bescheid. Nämlich ich hab allhier mit dem Wasserkönige, der drinne regieret, einen heftigen Krieg zu führen. Wirst du nun, nachdem ich eine Weile vorher hineingesprungen gewesen, vermerken, daß etliche Blutstropfen heraufwärts brudeln, so gedenke, daß die Sache an meiner Seite gut sei und ich die Oberhand erhalten habe. Derentwegen bleib du so lange behalten, bis ich sieghaftig hervorkomme. Wirst du aber sehen, daß etliche Blasen aufstoßen, so ist es unklar. Da nimb dieses Roß und reit so viel und weit du immer kannst, es soll dir nichts widerfahren, und du sollst das Pferd behalten." Hierauf war der Rübezahl ins Wasser hineingesprungen. Jener aber hatte mittlerweile gedacht, ich will es doch ja sehen, wo es hinaus will, und was endlich draus werden möchte. Doch hat es sich eine Weil drauf begeben, daß über die See etliche Blutstropfen waren hervor geschwommen, darauf nach kurzer Weile der Rübezahl selber herausgesprungen, sehr blutig, erboßet und grimmig ausgesehen, sprechend: „Nun ist auch endlich dieser Feind überwunden, und bin ich also ein General und vollkömmlicher Herrscher dieses großen Gebirges. Du aber, nimb vor deine Aufwartung diese Pferdeäpfel in deinen Kober und gehe damit deines Weges davon." Und indem hilft er den Kober aufmachen, den Pferdemist miteinander hineinschütten und läßt den Narren mit dem Quarge davonschleichen, welcher aber aus Unbesonnenheit eine Weile hernach den Mist hinweggeworfen und als ein nichtiges und schändliches Ding aus seinem Kober herausgestöbert und damit leer nach Hause gespazieret ist: Da er aber eigentlicher befunden, wie er solchen seinen Kober zum andernmal visitieret, daß noch viel gediegen Gold hin und wieder an den Seiten behängen blieben: Dadurch er nicht allein ist veranlasset worden, dem Rübezahl für die Freigebigkeit zu danken, sondern auch zugleich den Verlust des verschütteten Pferdemistes zu bedauern. — — — — — Doch genug.

Joh. Praetorius in Daemonol. Rubinz. 1665. III, 4.
Vgl, de Wyl, Rübezahl-Forschungen. 1909. S. 141 f.

2. Dieselbe Sage ohne Erwähnung des Kampfes mit dem Meerkönige an einer anderen Stelle desselben Werkes.

„Ein Bote von Liebenthal erzählte mir unter andern Schnabrigaken, daß seinem Vater wahrhaftig widerfahren sei, wie er über das Gebirge gereist, daß allda zu ihm in vollem Spornstreiche der Rübezahl in eines Monsieurs Gestalt geritten kommen, abgestiegen und dem Reisenden befohlen habe, das Pferd zu halten; da er mit ernsthaftiger Stimme gesaget: Halte mir das Pferd! Auf die praetoriam vocem hat jener flugs Fuß gehalten und dem Befehle gemäß gelebet, und das Pferd beim Zügel gefasset. Drüber ist der unerkannte Rübezahl davon marschieret und, ich weiß nicht wo, hinkommen. Mittlerweile hält auf einer Stelle der ertappte Reuterknecht das anvertraute Roß ohne Unterlaß und bemühet sich trefflich es zu behalten, sintemal es durch zwo ganze Seigerstunden immer gekratzet und mit den Füßen gestampet, also, daß dem Hüter schier bange darbei geworden und seinem Leibe keinen Rat gewußt, wie er's enden oder weiter angreifen sollte."

Schließlich kehrt Rübezahl zurück und gibt ihm zur Belohnung eine Handvoll Pferdekot in seinen Ranzen und reitet weg. Der Reisende leert unterwegs seine Reisetasche, aber in der Herberge angekommen, findet er darin noch einen Dukaten vor.

Joh. Praetorius, Daemonol. Rubinz. 1662. II, 80.
Vgl. de Wyl, Rübezahl-Forschungen. 1909. S. 139.

Eine ähnliche Sage kennt auch das Altvatergebirge. Vgl. 1756,3.

1689. Der Graurock im Sumpfe.

Kreis Jauer.

Als ich Kind war, blieb ich bisweilen mit meinem Bruder Otto in Gesellschaft der Kuppen, die aus Herrmannsdorf bei Jauer stammte, zu Hause zurück, wenn die Eltern abends zu Bekannten gingen. Da hat diese Frau uns oft mit Geschichten unterhalten, bis uns zu grausen anfing und wir ängstlich in die dunklen Ecken des Zimmers schauten, als ob dort eins der Gespenster sich zeigen

müsse, von denen sie uns erzählte. Eine Sage ist mir besonders im Gedächtnis geblieben.

Eine Gräfin ist einst mit ihrer Kutsche nächtlicher Weile in einen Sumpf geraten, und Wagen, Pferde, Kutscher und Gräfin sind dort versunken auf Nimmerwiedersehen. Und seit der Zeit kann der nachts vorbeigehende Wanderer die schreckhaften Worte aus dem Sumpfe hören:

Gôrôk, Gôrôk (Graurock)
Menner orma Seel is goar kê Rôt!

Der Schreckensruf tönte mir jahrelang in den Ohren. Auf den Ort der Sage besinne ich mich nicht, aber ich weiß, daß ich sie sofort auf einen bestimmten Ort in der Nähe meines Heimatsdorfes Damsdorf (Kreis Striegau) in Gedanken übertrug, einen einsamen, teilweise verschilften Teich, den sogenannten Spillerteich. An den denke ich noch heute, wenn ich mich der alten Sage erinnere. So haben ja überhaupt Sagen mit den Erzählern ihren Ort gewechselt und sich an anderer passender Stelle niedergelassen.

Eigene Erfahrung des Verfassers gegen 1866.
Vgl. auch Mitt. 1896. Heft 3. S. 22.

1690. Der Graurock im Walde bei Brauchitschdorf.

Kreis Lüben.

„Der Graurock geht hier im Walde auf Brauchitschdorf zu um. Da ist einmal mein Vater mit der Mutter und einem anderen Manne in Lüben zum Jahrmarkte gewesen, und es war schon ein bissel spät geworden, als sie durch den Kiefernwald nach Hause zu gingen. Da kamen sie an einem Tümpel vorbei. Auf einmal spricht der andere Mann: „Hörst du was?“ und da schrie's aus dem Gebüsche: „Grôrôk, Grôrôk, menner orma Seel is goar kê Rôt!“ (Graurock, Graurock, meiner armen Seele ist gar kein Rat = weiß sich nicht zu helfen, leidet Angst und Pein). Der Vater sagte aber bloß: „Komm, komm, laß sein!“ und sie gingen weiter, ohne daß sie sich umsahen, weil sie Furcht hatten.

Ich bin auch einmal mit der Radwer dort vorbeigefahren. Mein Junge war dabei. Und da flog ein grauer Vogel um uns herum, er flog einmal links und einmal rechts von der Radwer, und mein Junge sagte: „Mutter! Hier ist er wieder!“ und „Hier ist er wieder!“ „Laß nur sein, Junge“, sagte ich, „machen wir nur, daß wir nach Hause kommen.“

Was das nun mag gewesen sein?“

Von Witfrau Schneider in Kaltwasser.
K. in Mitt. Heft 16. 1906. S. 97.

1691. Ertrunkene weinen im Wasser.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

Einst war auf der Bolkoinsel bei Oppeln ein großes Fest. Zu diesem wurden alle Jungfrauen und Jünglinge von Königlich Neudorf eingeladen. Als das Fest zu Ende war, gingen alle nach Hause. Nur eine Jungfrau verirrte sich. Als sie an die Oder kam, waren die übrigen schon auf dem andern Ufer. Da fing sie an zu schreien, damit jene sie überfahren sollten. Aber keiner wagte es; denn es war ein sehr stürmisches Wetter. Da ging sie zum Wirte und sagte ihm, daß sein Knecht sie auf das andere Ufer bringen sollte. Der Wirt schlug ihre Bitte nicht ab. Als sie nun in der Mitte des Flusses waren, siehe, da fiel dem Knechte die Stange aus der Hand ins Wasser. Der Kahn fing an zu sinken, und beide schrien um Rettung. Nach einer Weile erschien der Teufel auf einem feurigen Rosse und tanzte dreimal um den Kahn herum; dann aber nahm er den Kahn und zog ihn in das Wasser. Noch heute hört man bei stillem Wasser, wie der Knecht und die Jungfrau im Wasser auf dieser Stelle weinen.

Nach der Erzählung des Sextaners B. Lyssy in Oppeln handschriftlich mitgeteilt von Dr. Wilpert.

1692. Ertrunkene reden im Teiche miteinander.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

Im Jahre 1856 schwoll die Oder sehr an, und da noch keine Dämme waren, ging das Wasser über Wiesen und Acker weg.

An einem Sonntage ritt ein Bauer aus Bogutschütz mit einem Knechte auf das Feld, um zu sehen, ob auch schon sein Acker mit Wasser bedeckt sei. Als er nun sah, daß sein Acker samt der Straße mit Wasser bedeckt war, erschrak er und fiel vom Pferde in einen Teich, der dicht bei der Straße war. Da nun der Knecht sah, daß sein Herr heruntergefallen war, sprang er schnell vom Pferde herunter und wollte seinen Herrn retten; allein auch er ertrank. Die Leute erzählen, wenn stilles Wasser ist, höre man den Herrn und den Knecht in dem Teiche miteinander reden.

Nach der Erzählung des Sextaners B. Lyssy in Oppeln handschriftlich mitgeteilt von Dr. Wilpert.

1693. Der Teich Peklo bei Polna.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Deutschbrod.

Einer der frühesten Burgherren von Polna hatte sich wegen einer unglücklichen Liebschaft bemüßigt gefunden, den Meister Urian zur Hilfe herbeizurufen. Der Höllenfürst erschien, bot seine Dienste dem Verzweifelnden an und schloß mit ihm glücklich einen Pakt unter der Bedingung ab, daß er nach zehnjähriger Hilfeleistung zum Lohne den lieben Ritter bei lebendigem Leibe in sein unterirdisches Reich hinübertransportieren wolle. Die Zeit eilte nun auf Windesflügeln vorüber, und der Tag nahte heran, wo die Schreckensstunde für den Junker von Polna schlagen sollte. Mißmutig saß dieser im Prunksaale des Schlosses und verschmähte Trank und Speise, denn er wollte den Hungertod sterben noch vor der festgesetzten Frist. Statt des Todes ließ sich jedoch ein altes Weib bei ihm anmelden, hochberühmt als gefürchtete Hexe aus dem dichten Saarer Walde und bot dem Ritter ohne Entgelt Hilfe und Rettung an. Meister Urian hatte ihre Rache auf sich geladen, ihn wollte sie nun züchtigen für eine ihr früher von ihm zugefügte Schmach. Freundlich reichte sie dem Ritter eine Phiole voll Wundertinktur und gebot ihm, seinen Körper ganz mit dieser einzureiben, dann aber getrost den letzten Besuch des Höllenfürsten zu empfangen, der zuversichtlich nicht lange ausbleiben werde. Der

Junker tat, wie ihm geheißen, war aber kaum mit der Einbalsamierung seines Leichnams fertig, als er schon von der Ferne das Sausen der höllischen Scharen vernahm. Kaum hatte er so viel Zeit, um seinen großen Mantel überzuwerfen, und schon stürmte Luzifer mit seinem bocksfüßigen Gefolge in den Prunksaal herein. Doch plötzlich befiel den furchtbaren Gast ein panischer Schrecken, donnerndes Geheul durchdrang die Hallen der Burg, und hinaus zum Fenster stürzte sich das Höllenheer, der Satan an der Spitze. Die Wogen des Burgweihers spalteten sich zur unabsehbaren tiefen Kluft, und hinab fuhr das jammernde Teufelspack mit solcher Gewalt, daß die Fluten zischend umherspritzten und gleichsam kochend über den Damm herüberdrangen bis in die nahe Stadt. Mit gefalteten Händen lag der überraschte Junker im Bogenfenster auf den Knien und dankte dem Allmächtigen mit tränendem Blicke für die wunderbare Rettung. Das Volk aber, welches dieses unerhörte Schauspiel sah, nannte von der Zeit an den Schloßteich „Peklo" (Hölle), weil der Schwarze mit seinen Gesellen durch diesen in seine feurige Residenz zurückgefahren ist.

Aus Polna. Von dem verstorbenen k. k. Bezirksschulinspektor Benjamin Schwarzel, Gutsbesitzer in Bastin, niedergeschrieben und von Bezirksschulinspektor Emanuel Krepelka in Stecken mitgeteilt.

Langer, Das östl. Deutschböhmen. V. Jahrg. 1905. S. 158f.

Versinken einzelner Menschen[1]) in die Erde, in Gewässer.

1694. Die versunkenen Menschen.

Schlesische Lausitz. Kreis Rothenburg.

An der Straße von Neundorf nach Kaltwasser und Krauscha befindet sich am Eingange in den Busch ein runder, gleich einem Kessel gestalteter, sehr tiefer Brunnen, welcher ehemals von bedeutendem Umfange gewesen ist und Kesselbrunnen genannt wird. Schon mehreren Personen sind daselbst verschiedene Spukgestal-

1) Meist mit Pferd und Wagen.

ten, weiße Frauen in sogenannten Schobehüteln, Hunde, sowohl am Tage als auch in der Dunkelheit erschienen, aber gleich wieder verschwunden, so daß kein Mensch gewußt hat, wo sie hingekommen sind. Die Sage erzählt: Ein reisender vornehmer Herr sei an dieser Stelle mit Wagen, vier Pferden und Hunden versunken, ohne daß er hätte gerettet werden können; denn die Stelle ist ein sogenanntes Schunkel- oder Schaukelbett gewesen und hat sich gleich wieder über dem Hineingefallenen geschlossen.

Der Geiersberg bei Rengersdorf soll ebenfalls eine solche sumpfige Stelle haben, in der einstmals ein vornehmer Herr mit seinem vierspännigen Wagen versunken sei.

Haupt, Sagenbuch I. (1862). S. 170. Nach der Samml. von Schön Nr. 39 msc.

1695. Graf Robert vom See.

Schlesische Lausitz. Kreis Rothenburg.

Graf Robert vom See, ein wilder gottloser Gesell, sann hin und her, wie er zu neuem Reichtum gelangen könne. Hatte doch schon sein Vater die schönen Güter Quitzdorf und Spreewitz verpraßt und ihm nichts hinterlassen als sein leichtfertiges und rohes Wesen und das einzige Schloß am See. Da wandten sich seine Gedanken nach Quitzdorf hinüber, wo die schöne Hildegard wohl einen Mann beglücken konnte. Doppelt durch Schönheit und Reichtum. Um diesen aber war es ihm hauptsächlich zu tun, konnte er doch mit ihrer Hand wieder Herr in Quitzdorf werden. Gedacht, getan! Er sattelt seinen Rappen und jagt trotz Sturm und Regen davon, um sogleich seine Werbung vorzutragen. Wohl wird sein Ritt gehemmt. Eine Hexe tritt ihm entgegen und warnt ihn, Schön Hildegard sei nicht für ihn bestimmt, zum Unglück reite er nach Quitzdorf, er solle vernünftig sein und umkehren. Wütend schwingt er die Peitsche, die Erscheinung verschwindet, und weiter rast er dem Ziel entgegen. In Quitzdorf war eine große Gesellschaft von Rittern, Edelfrauen und Edelfräulein versammelt, denn „Schönhildes" Wiegenfest wurde eben gefeiert. Bestürzt ist

Schönhilde, wenig erfreut der Schloßherr, der ungebetene Gast wird als lästig empfunden. Der aber kümmert sich wenig um Mienen und Blicke, keck tritt er in die Versammlung und bald hat er die Tochter mit Beschlag belegt. Gewohnt, rasch zu handeln, hat er seine Werbung vorgebracht, ehe Hildegard ihre Fassung wiedergewonnen hat. Sie kann ihm nur erwidern, daß seine Werbung aussichtslos sei, denn sie habe schon den Nostitz gewählt. Wild fährt Graf Robert auf, ein Fluch gegen Nostitz beschließt die Unterredung, und fort stürmt er in gefährlicher Leidenschaft.

Er reißt aus dem Stall den Hengst hervor und stürmt wie rasend durchs offene Tor,
Er reitet wie toll zum Schloßhof hinaus, denn all sein Hoffen es war nun aus.

Wie er in solch grimmigem Mute heimwärts reitet, schallt ihm flotter Hufschlag entgegen. Es ist Nostitz, der eben zu Schönhildes Feste reitet. Die Eifersucht packt ihn mit doppelter Gewalt, drohend macht er vor dem Entgegenkommenden Halt, er gönnt ihm keine Frist und fordert ihn flugs zum Kampfe auf Tod und Leben um Hildegard. Wohl sucht ihn Nostitz zu beruhigen, es ist umsonst und er sieht sich gezwungen, seiner Haut sich zu wehren. Der Kampf endet damit, daß Nostitz zum Tode getroffen vom Pferde sinkt.

Noch heut ein verwittert Kreuz dort steht, von dem im Volksmund die Sage geht,
Daß meuchlings fiel durch Graf Roberts Schwert vom Hause Nostitz Herr Ehrenwert.

Der Mörder reitet von dannen, die Sonne senkt sich, die Abendglocke verhallt und der Abend dämmert herauf. Aber Graf Robert rast weiter über Stock und Stein.

Er kommt in Eile vom Walde her, vom Kirchberg herunter, zum Kreuzweg quer.

Da steht sein Rappe wie gebannt, schwarze Wolken hängen am Himmel, der Donner rollt, ein Blitzschlag und ein Leuchten durch

die Nacht — und schwarze Gestalten sind sichtbar, die ihn umringen, darunter die Hexe von heute morgen! Fackeln schwingend umkreisen sie ihn und schrecken ihn mit tollem Blendwerk. Da rafft er sich auf, er spornt sein Tier und saust von neuem durch die fürchterliche Nacht. Blitz auf Blitz fährt vor ihm nieder, schon glaubt er sein Ahnenschloß am See zu erkennen, aber die Lichter des Schlosses gaukeln hin und her, schon wird er irre, wohin er geraten sei und ob er den Weg nicht gar verfehlt habe. Da gluckst es unter ihm, der Boden wird weich, und unaufhaltsam versinkt er mit seinem Hengste im tiefen Moor.

Als sein Mißgeschick im Lande bekannt wurde, floß keine Träne um ihn, man hielt es allgemein für ein Gottesgericht. Doch das Andenken an den jammervoll gemordeten Nostitz blieb hochgeehrt, noch heute hängt sein Schwert in der Kirche und hält die Erinnerung wach an sein Lieben und Leiden um Schön Hildegard.

Nach der dichterischen Bearbeitung der Sage von Hoffmann-Kutschke[1]): „Ballade: Graf Robert vom See. Nach einer Sage aus dem 17. Jahrhundert". I. Werbungsritt und Hexengruß. II. Graf Roberts Werbung um Hildegard von Quitzleben. III. Graf Roberts Rückkehr und Überfall auf Ehrenwert von Nostitz. IV. Heimkehr, Hexentanz und Ende Graf Roberts."

Veröffentlicht im „Volksfreund aus der Oberlausitz", Nieskh Nr. 73 vom 11. September 1909 und Nr. 75.

1696. Die Dorfbach zu Rengersdorf.

Schlesische Lausitz. Kreis Rothenburg.

Der Junker von Rengersdorf hatte ein Bündnis mit dem Teufel gemacht. Als aber die Zeit um war und der Kontrakt erloschen, da ließ er die Pferde vor seine große Kutsche spannen, setzte sich mit einigen Mitgliedern seiner Familie (die er alle dem Teufel verschrieben hatte) hinein und fuhr angesichts seiner Untertanen durch die Luft bis an die Torgaer Flurgrenze. Dort hat ihn der Teufel in Empfang genommen, Wagen und Pferde aber sind in

1) In einer brieflichen Mitteilung nennt sie H.-K. eine alte Sage seiner Heimat See in der Oberlausitz.

dem nahen Bache versunken. Wenn die Sonne recht hell scheint, kann man die Kutsche sehen. Bei niedrigem Wasserstande sind einmal ein Paar Fischer daran gestoßen und haben dadurch keinen kleinen Schrecken bekommen. Die Stelle heißt der Knechtswinkel und das Wasser ist dort sehr tief. Dort hat man auch oft mannshohe Flammen bemerkt, die am Ufer aus der Erde emporkommen. Überhaupt ist der ganze Bach nicht recht geheuer, man sagt, es seien Karpfen darin, die hätten goldene Halsbänder.

Andere erzählen, der Junker sei mit seiner Kutsche auf den benachbarten Geiersberg spazieren gefahren. Auf dem Gipfel des Berges aber seien die Pferde wild geworden und seien mit dem Wagen in das Wasser gerannt, dort sei alles mit Mann und Maus versunken.

Haupt, Sagenbuch I. (1862). S. 139 f. Nach den Akten der Naturforsch. Gesellsch. Nr. 4.

1697. Die Herrenwiese bei Jauernick.

Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz.

Wenn man von Görlitz nach Jauernick geht, kommt man hinter Cunnerwitz über eine große Wiese, mit Gehölz umhegt, welche die Herrenwiese genannt wird. Um dieselbe schwebte einst ein langwieriger Rechtsstreit zwischen dem Kloster Marienthal und dem angrenzenden Gutsherrn.

Dieser Herr wollte den Rechtshandel auf ungerechtem Wege beendigen und das schöne Grundstück also an sich bringen. Er beredete deshalb seinen Jäger mit Namen Ruprecht, unter dem Versprechen, ihn mit einem Mädchen zu verheiraten, welches dieser liebte, als falscher Zeuge aufzutreten und seine Aussage zu beschwören. Nachdem der Jäger, verblendet von seiner großen Liebe zu dem Mädchen und irre gemacht durch eine ihm von seinem Herrn eingegebene Hinterlist, eingewilligt hatte, ward der Gerichtstag angesetzt, die Richter und Schöppen kamen mit den Zeugen an Ort und Stelle, und Ruprecht sollte den Eid leisten. Er tat dies auch mit gutem Mute. Denn er hatte sich unter seine

Füße Erde von den Feldern seines Herrn gebunden und einen Schöpfer, d. h. einen runden Löffel, auf den Hut gesteckt. Freventlich hob er die Finger zum Schwure empor und beteuerte: „So wahr der Schöpfer über mir ist, so wahr stehe ich auf dem Grund und Boden meines Herrn." Aber wenn auch die Menschen den Betrug nicht merkten, Gott wußte alles, er strafte ihn. Den meineidigen Menschen verschlang vor den Augen des Gerichts die Erde.

Haupt, Sagenbuch I. (1862). S. 260. Nach handschriftl. Samml. der Breslauer Lusatia Nr. 7 und Görlitzer Wegweiser. 1832. S. 157

1698. Das verlorene Wasser bei Penzig.

Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz.

In der Heide bei Penzig entspringt ein Wasser, welches ins Rothwassener Gebiet fließt und sich dort verliert. Wohin, weiß niemand. Die Sage aber erzählt:

Vor uralter Zeit hauste in der Görlitzer Heide ein böser Förster. Der plagte die Leute bis aufs Blut, und niemand konnte ihm was recht machen. Einmal ließ er einen Graben aufwerfen und ging selber hin, um die Arbeit zu besichtigen. Sie schien ihm viel zu langsam zu gehen, und er fing ganz greulich an zu fluchen über die ungeschickten Arbeiter. Da sagte einer von ihnen, ein alter Mann: Herr Förster, wir machen's, wie wir können. Wenn wir's anders anfangen sollen, so müßt Ihr's uns schon vormachen, damit wir's lernen. Da ward der Förster verboßt, riß dem Alten die Hacke aus der Hand und fing an unter immerwährendem Fluchen zu graben und Erde aufzuwerfen. Und es ging wirklich schnell, und er steckte schon ganz tief in der Erde, aber es dauerte gar nicht lange, da ächzte er auf und versank in den Boden, und niemand hat ihn wieder gesehen. — Man unterließ es, den Graben weiterzuziehen, aber das Wasser, welches bis auf diese Stelle fließt und sich dann nach dem Innern der Erde ergießt, heißt bis auf den heutigen Tag das verlorene Wasser.

Haupt, Sagenbuch I. (1862). S. 259f. Mündlich und nach Schöns handschriftl. Mitteil.

1699. Der beſtrafte Meineid zu Friedersdorf.

Schleſiſche Lauſitz. Kreis Görlitz.

In Friedersdorf hatte in früherer Zeit der dortige Beſitzer mit einem Bauer ſeines Dorfes Streit wegen eines Stückes Acker. Um zum Beſitz dieſes Ackers zu gelangen, rief er ſeinen Vogt zum Zeugen an. Dieſer legte den Eid in Gottes freier Natur auf dem ſtreitigen Grund und Boden ab; doch ehe er ihn vollendete, verſank er zur Strafe des Meineids in die Erde. Er kann auch heute noch nicht Ruhe finden, denn zu gewiſſen Zeiten im Jahre hört der Vorübergehende an dieſer Stelle den Ruf:

Du Grôrock,
Meine Seele hot kên Rôt (Rat).

Haupt, Sagenbuch I. (1862). S. 260. Nach der Sammlung von Schön Nr. 56 msc.

1700. Das Jungferngründel bei Langenöls.

Kreis Lauban.

„Die Alten haben den Namen daher: Es ſollen zwei Jungfern über dieſen Sumpf gehen wollen, und Brodt bei ſich gehabt, auf den Sumpf gelegt, um hinüberkommen zu können, und ſo wären ſie verſunken. So ſagen die Alten."

Treblin in Mitt. Heft 20. 1908. S. 84.
Aus einer Handſchrift des evang. Pfarrarchivs zu Langenöls von dem Gerichtsſchreiber Chriſtoph Buſchmann in L. vom Jahre 1826.

1701. Das Zetergeſchrei in Peiswitz.

Kreis Goldberg-Haynau.

1. In der Schänke zu Straupitz bei Goldberg ſaßen mehrere Männer von wildem Ausſehen bei ihrer Bierkanne, die ſchon manchen Mord auf dem Gewiſſen hatten. Da tat ſich die Tür auf, und eine große Geſellſchaft von Männern, Weibern und Kindern mit bleichen Geſichtern und verwahrloſter Kleidung trat in die Stube. Es waren Goldberger, die nach einem großen Brande ihrer Stadt geflohen waren, lange umhergeirrt und endlich hierher ge-

kommen waren, um ein Nachtquartier zu erhalten. Der Wirt brachte sie nach einigem Zögern auf dem Heuboden unter. Die Wegelagerer, die das alles mit angesehen hatten, traten nun mit den Männern aus Goldberg in Verbindung und suchten sie zu ihrem eigenen, frevelhaften Handwerke zu bestimmen. Dann seien sie mit den Ihrigen aller Not überhoben, sagten sie. Aber die ehrlichen Männer weigerten sich, sie wollten sich lieber an die Gnade des Herzogs wenden, daß er ihnen helfe, ihre Häuser wieder aufzubauen. Das verstimmte die Räuber arg. Und als die Goldberger auf dem Heuboden der Scheune schliefen, zündeten sie das Gebäude an, um sich an den Schlafenden zu rächen. Aber es gelang diesen, sich aus den Flammen zu retten, und als sie im Angesichte des Brandes beisammen standen, überzählten sie die Ihrigen. Es fehlte einer, der Vater Hartrampf. Er war es gewesen, der zuerst Lärm gemacht hatte, als das Feuer ausbrach, und als erster ins Freie gelangt war. Dabei hatten ihn die Räuber ergriffen und in ihr Lager im dichten Walde bei Hohberg gebracht. Aber ihre Schandtaten sollten in dieser Nacht noch um eine vermehrt werden. Wie sie so im Versteck lagen, kam ein Kaufmann des Weges dahergefahren. Die Räuber fielen das Fuhrwerk an und töteten die darauf befindlichen Leute. Dann bestiegen sie selbst den Wagen und fuhren davon. Nun aber ereilte sie ihr Schicksal, die Pferde gerieten in der Finsternis vom Wege ab und in einen Sumpf. Ehe sich jemand retten konnte, versank der Wagen mitsamt den Räubern. Ein grausenerregendes Hohngelächter begleitete dieses schreckliche Ereignis. Vater Hartrampf war vorher von den Räubern an einen Baum gebunden worden, wurde aber am andern Tage von Hans von Straupitz, der zufällig des Weges kam, gefunden und befreit.

Seit jener Nacht hörte man auf der Stelle, wo der Wagen mit den Räubern versank, sehr oft in der stillen Mitternachtsstunde ein Mark und Bein erschütterndes Gekreisch, welches unter dem Namen „das Zetergeschrei" noch heute im Munde des Volkes bekannt ist.

Diese Sage ist von C. W. Peschel novellistisch nicht übermäßig, wie er es sonst tut, erweitert und veröffentlicht worden im Anhange zu seiner Geschichte der Stadt Goldberg 2. A. 1841. S. 103—110. Er verlegt das Ereignis ins Jahr 1554, wo in der Tat ein großes Feuer die Stadt einäscherte.

Obige Fassung nach L. Sturm im Wanderer im RG. 1897. S. 168f. Doch scheint diese von Peschels Erzählung nicht unbeeinflußt.

2. Die alte Vorberruse auf einem Freibauergute des Deichsatales erzählte den Kindern oft vom „Zetergeschree", das man zur Fastenzeit heute noch jammern hört:

Grô Rôk, grô Rôk,
Menner Seele is goar kê Rôt!

Dort ist ein Mönch verbannt, der in seinem Leben, anstatt Gutes zu tun, das Gegenteil getan hat und nun durch sein Zetern um Erlösung aus dem Banne bittet. (Der Bericht schweigt über den Ort, wo das Zetergeschrei erklingt).

Waldemar Walter in Mitt. Heft 8 (1901). S. 59.

1702. Woher ein Hügel bei Reichenbach Verlorensberg heißt.

Kreis Reichenbach.

Vor langer langer Zeit hat einmal ein Schäfer auf einem der Hügel zwischen Güttmannsdorf und Ober-Peilau seine Herde gehütet. Als nun die Mittagglocke im nahen Dorfe läutete, nahm er seine alte Ledertasche her, um sein Mittagessen hervorzulangen. Da es aber Fasttag war, hatte die Gutsfrau nur ein Stück Schwarzbrot eingepackt. Da geriet der Schäfer in große Wut; er warf das Brot heftig auf die Erde und schrie: „Da will ich dich doch wenigstens so breit wie Kuchen schlagen" und schlug mit seinem Schäferstocke auf dem Brote herum. Da bebte die Erde, und unter Donner und Blitz versank der Schäfer mit allen Schafen und seinem Hunde in die Erde. Wer Freitags in der Mittagstunde über den Hügel geht, der nun mit Bäumen und Sträuchern bewachsen ist,

kann das Blöken der Schafe und Lämmer unter der Erde hören. Weil die Herde dort verloren ging, ist der Berg Verlorensberg genannt worden. (In Stein verwandelt wird der Schäfer mit Hund und Schafen in einer von Weinhold erzählten Gestalt der Sage in Z. f. V. IV (1894) S. 456.)

Laura Weinhold in Z. f. V. VII (1897). S. 103.

Die Sage kennt auch Vug, Heidenschanzen I. S. 134.

1703. Das Pentschemännchen bei Plottnitz.

Kreis Frankenstein.

Zwischen Plottnitz und Reichenstein liegt eine Örtlichkeit, die heißt die Pentsche.[1]) Es fließt ein Bach hindurch. Dort wollte einmal ein Bauer mit einem Wagen voll Broten über den Bach fahren, aber weil keine Brücke da war, nahm er Brote und legte sie über den Bach. Während er nun darüber fuhr, sank er in die Erde mit seinem Gespann. Seit der Zeit erscheint immer das Pentschemännchen an dieser Stelle, und man vermeidet es, nächtlich dort zu gehen.

K. Mündlich von Frau Christen aus Maifritzdorf 1906 und 1907.

1704. Versinken eines Fuhrwerks auf dem toten Mann im Brüchtig bei Neuhaus.

Kreis Münsterberg.

Im sogenannten Brüchtig (Bruch) am Jägerberge bei Patschkau befindet sich eine sumpfige Wiese, die den Namen „der tote Mann" führt. Einst soll ein Bäcker dort mit seinem Brotwagen über die Wiese gefahren sein, dabei sank das Fuhrwerk so tief ein, daß die Pferde es nicht mehr von der Stelle brachten. Da hat der Bäcker Brote vom Wagen genommen und unter die Räder gelegt, um ihn zu heben. Für diese himmelschreiende Sünde ist er alsbald mit Pferd und Wagen in die Erde gesunken.

K. Mündlich von Förster Bauch auf dem Jägerberge bei Patschkau. 1900

1) Vug, Heidenschanzen II. S. 274. nennt „die Benschen", einen Wald nördlich von Reichenstein und Maifritzdorf.

1705. Im Sumpfe bei Patschkau versunkene Familie.

Kreis Neisse.

Auf dem Pelkeberge, wo jetzt der Baum (Kastanie) steht, da hat einst eine Kapelle gestanden, die hat man zum Andenken an ein Unglück hier errichtet. Es ist nämlich in dem Sumpf, der ehemals vor dem Frankensteiner Tore gelegen hat, eine ganze Familie versunken. Heute steht der rote Baum (Blutbuche) an der Stelle.[1]) Dieser Teich hat keinen Grund gehabt, und da hinein ist der Kutscher mit der ganzen Familie gefahren, und alle sind versunken. Oben auf dem Pelkeberge hat man dann die Kapelle gebaut mit dem Bilde des Ereignisses, das hat man sehen können, bis sie weggerissen worden ist.

K. Mündlich von Mutter Heimann aus Patschkau. 1902.

1706. Versinken eines Brotwagens bei Lobedau.

Kreis Grottkau.

Bei Lobedau im Grottkauer Kreise ist ein Teich, in den einmal ein Kutscher mit einem Brotwagen hineingefahren ist und mit Wagen und Pferden darin versunken ist. Seitdem hört man immer in der Nacht den Ruf: Kummt halft! Kummt halft![2]) (Kommt helft!).

K. Mündlich von Tierarzt Freigang aus Patschkau. 1898.

1707. Der versunkene Fuhrmann bei Sengwitz.

Kreis Neisse.

Eine Stunde von Neisse entfernt liegt das Dorf Sengwitz, hinter welchem sumpfige, mit Strauchwerk bewachsene Wiesen sich ausbreiten. Hier, am Wege nach Korkwitz, soll einst ein Fuhrmann mitsamt seinem Gespanne versunken sein. Er kam nämlich spät am Abend aus Neisse, hatte Brot geladen und wich in der Finsternis vom rechten Wege etwas ab. Schon stand der Wagen

1) Die Erzählerin läßt durchblicken, daß dieser rote Baum in geheimnisvoller Beziehung zu dem Unglück stehe.

2) Unkenruf.

bis an die Achsen im Schlamme, da versucht er ihn dadurch zu heben, daß er unter die vier Räder je ein Brot schiebt. So, glaubt er, wird der Wagen mehr festen Grund fassen und beim kräftigen Anziehen der Pferde aus dem Schlamme gezogen werden. Gott aber strafte den Frevel hart. Der Wagen sank immer tiefer hinab, bis zuletzt nichts mehr von ihm zu sehen war. Geht man heute zur Nachtzeit an jener Stelle vorüber, so kann man einen halbverklungenen, unterirdischen Ruf vernehmen. Das ist der versunkene Fuhrmann.

Aus Korkwitz.
Philo, Schlesien. 1884. S. 17f.

1708. Versinken eines Fuhrmanns mit Roß und Wagen bei Deutsch-Rasselwitz.

Kreis Neustadt.

Der Weg, der Deutsch-Rasselwitz mit Gläsen verbindet, war früher wegen des sumpfigen Wiesen- und Buschgeländes schwer zu befahren. Einst blieb ein Fuhrmann, der Brot geladen hatte, mit seinem Wagen im Sumpfe stecken. Als die Pferde außerstande waren, die eingesunkenen Räder aus dem Morafte zu ziehen, nahm er mehrere Brote vom Wagen und legte sie vor die Räder, um ihnen einen festeren Grund zu geben. Nun trieb er die Tiere mit Hallo und Peitschenhieben von neuem an. Da ereignete sich das Furchtbare, daß er mit Roß und Wagen tiefer und tiefer sank und endlich in der Erde verschwand. Zur Strafe für seine Freveltat muß der Geist des Fuhrmanns in Gestalt eines Irrlichtes umherwandeln. Das Volk sagt, man höre in der Geisterstunde den Ruf: Hollaho! und unter dem Berge liege Brot begraben.

Schriftl. von Seminarist Joseph Nowak aus Deutsch-Rasselwitz. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1709. Das Graupenbrünnel bei Leobschütz.

Kreis Leobschütz.

Von der Quelle der Zinna bei Kreuzendorf bis an die Promenade von Leobschütz breiten sich am rechten Ufer des Flüß-

chens grüne Wiesen aus, die an vielen Stellen mit Erlen- und Weidengebüsch bewachsen sind. Ganz nahe an Leobschütz, wo die Grenzscheide die Wiesen quer durchläuft, befindet sich im rechten Zinnaufer das „Graupenbrünnel" mit seinem silberklaren Wasser. Hier an dieser Stelle versank einst ein Fuhrmann mit Pferden und Wagen, als er mit Graupe aus der Stadt gefahren kam. Lange Zeit nachher kam noch mit dem Wasser Graupe aus der Erde hervorgequollen, weshalb noch heute das Brünnlein „Graupenbrünnel" genannt wird. Aus Korkwitz.

Philo, Schlesien. (1884.) S. 18.

Das Graupebörnel.

Kreis Leobschütz.

Links von dem nach Sabschütz führenden Wege unterhalb der Windmühle befindet sich in einem Wiesengrunde ein Brunnen. In diesem soll ein Mann mit Namen Graupe ertrunken sein. Der Ertrunkene ging seitdem an dieser Stelle um, und der Brunnen erhielt den Namen Graupebörnel.

Handschriftlich von Prof. P. Dittrich in Breslau. 1896.

1710. Der versunkene Brotfuhrmann und sein Hund bei Hohndorf.

Kreis Leobschütz.

Jede Mitternacht ertönt es im „Höllengrunde", einem sumpfigen, engen Tal bei Hohndorf, „ho ha, ho ha!" Der verwünschte Fuhrmann treibt mit diesem Rufe seine Pferde an.

Es war Krieg, man weiß nicht recht, ob der dreißigjährige oder der siebenjährige. Ein Fuhrmann fuhr mit einer Ladung Brote in den Krieg. An einer Stelle ging der Weg so jäh hinab, daß die Pferde den Wagen nicht mehr erhalten konnten. Der Fuhrmann legte deshalb Brote vor und unter die Räder. Zur Strafe dafür versank er plötzlich mit seinem Gespann in den Boden, und es bildete sich der sumpfige „Höllengrund". Jetzt führt der neue Weg (von Hohndorf nach Neu-Würbenthal) einige hundert Meter süd-

lich. Die Spuren des alten Weges kann man deutlich an dem Kies auf den Äckern bis zum Höllengrund verfolgen. Nach einer Abwandlung der Sage war der Sumpf schon da. Der Fuhrmann geriet hinein, legte Brote unter die Räder, um nicht zu versinken, und versank. Doch darüber ist man sich einig, daß es seitdem umgeht, daß der Fuhrmann jede Nacht fährt.

Mit der vorigen hängt zusammen die Sage vom „schwarzen Hund". Des Fuhrmanns Hund, groß wie ein Kalb, schweift in der Geisterstunde heulend in der Nähe des Höllengrundes umher. Wehe dem, der in seine Nähe kommt! Viele meinen, der Teufel selbst erscheine in Gestalt dieses Hundes. Einst gingen zwei Mädchen in der Nacht den Weg nach Hohndorf, als der schwarze Hund auf sie losstürzte. In der Angst begannen die Mädchen zu beten. Knurrend umkreiste sie der Hund bis zum Dorfe und verschwand dann. Ein Mann ging einst denselben Weg. Plötzlich begann sein Hund zu winseln und lief davon. Der schwarze Hund kam und hängte sich dem Manne auf die Schultern. Er konnte die furchtbare Last nicht abschütteln. Keuchend und in Todesschweiß eilte er voran. Bei einem Kreuz am Wege sprang der Hund von ihm ab und lief heulend davon.

Von Seminarist Franz Peikert aus Hohndorf, Kreis Leobschütz. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1711. Der Schuß auf das Marienbild.

Stadt Breslau.

1. Über dem ehemaligen Schweidnitzer Pförtchen in Breslau befanden sich zwei Bilder, das (anderwärts beschriebene) Pestbild und ein altes Marienbild. Alte Chroniken sprechen von einer vorhanden gewesenen Abbildung eines Gotteslästerers, der nach diesem Marienbilde geschossen und grimmige Lästerungen ausgestoßen habe. Da klaffte die Erde, und er stürzte in die Tiefe.

Fülleborn im Breslauischen Erzähler. 1800. S. 503.

2. Vor alters haben einmal am Schweidnitzer Tor Flucher und Gotteslästerer nach dem über das kleine Pförtel beim reichen

Hospital gemalten Marienbilde geschossen und allerhand grausame Lästerungen ausgestoßen. Da hat sich plötzlich die Erde aufgetan und sie lebendig verschlungen.

Unter dem ehemaligen Schweidnitzer Tore befand sich ein uralt Bild, was diese Schauergeschichte bezeugte.

H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 37.
Danach Grässe, Sagenbuch. 1871. S. 183.

1712. Der Weinbrunnen in Werdenberg.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Troppau.

Am heiligen Abende soll in jeder christlichen Familie nach 6 Uhr jeder Handel und Wandel eingestellt werden. Trotzdem rollte einmal an diesem Tage nach jener Stunde ein mit Wein beladener Wagen durch Werdenberg. Plötzlich aber erscholl ein donnerähnlicher Knall, und schon im nächsten Augenblicke war das ganze Gespann samt seinem Lenker in die Erde verschwunden. Alsbald aber sprudelte eine Quelle des besten Weines hervor. Bis heute noch befindet sich dort ein Brunnen, welcher der Weinbrunnen heißt.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 84.

1713. Der verhängnisvolle Hemmschuh aus Brot.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Ein Bauer aus dem Dorfe Olbersdorf war im ganzen und großen kein sehr guter Wirt, und so kam es, daß ihm einst im Winter das Brennholz ausging. Er war gezwungen, sich solches eiligst zu verschaffen, und fuhr zu diesem Zwecke — es war gerade Christabend — in den Wald. Zur Vorsorge nahm er sich einen Laib Brot mit. Auf dem Rückwege war er ungehindert bis auf die Anhöhe über der Burgwiese gelangt. Er sollte nun einhemmen, hatte aber den Hemmschuh vergessen. Unser Mann besann sich nicht lange, er schnitt den Laib Brot entzwei, höhlte die eine Hälfte in Form eines Hemmschuhs aus und legte dies unter das Rad. Hierauf trieb er seine Pferde an mit den Worten „Bio! Bio! in Teufels Namen!“ Kaum war er einige Schritte gefahren, so öffnete

sich die Erde und verschlang den Bauer samt seinem Fuhrwerke. Wer seit dieser Zeit am Christabende diesen Weg betritt, hört, ohne jemanden zu sehen, die Rufe: „Bio! Bio! in Teufels Namen!“

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 62.
Nach einem Manuskripte im Besitze des Troppauer Museums und mündlich.

1714. Der versunkene Kuhhirt bei Lindewiese.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Nördlich vom Kirchgrunde in Lindewiese hütete eines Tages ein Hirt seine Kühe. Da er nichts als trockenes Brot zu essen hatte, so schlug er aus Zorn auf dieses freventlich ein mit seiner Peitsche. Zur Strafe dafür versank er bald darauf samt seiner Herde. Des Nachts noch kann man hören, wie er seine Kühe bei ihren Namen ruft. Im Winter soll er oft schon Fuhrleuten, die in dem Schnee nicht fortkommen konnten, weiter geholfen haben, dann aber wieder schnell verschwunden sein.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 61.

1715. Der Jehoimann bei Alt-Rotwasser.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Ein Mann fuhr einst, wahrscheinlich im Schwedenkriege, Kommißbrot. Er kam nicht weit von der Losche, einem kleinen Flüßchen bei Alt-Rotwasser, in einen Sumpf und war nahe daran zu versinken. Unter Flüchen und Verwünschungen legte er statt Steinen Brote unter die Räder. Zur Strafe für diesen Frevel versank er mit Roß und Wagen. Nun muß er jahraus jahrein in jener Gegend herumfahren und seinen Ruf: „Jehoi, Jehoi!“ ertönen lassen. Nach dem Abendläuten kann man ihn hören. Ahmt ein Fuhrmann seinen Ruf nach, so läuft er hinter ihm her und sucht ihn zu verderben. Nur durch fleißiges Beten und dadurch, daß man auf dem „Deichselrändchen“ geht, kann man ihm entkommen.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 61f.

1716. Die Salzsümpfe bei Sörgsdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Bei Sörgsdorf führt nicht weit vom sogenannten Roten Wässerchen die Straße vorüber. Einst fuhr dort ein Salzhändler bei finsterer Nacht mit einer Ladung Salz und Brot, mit dem er ebenfalls handelte, vorüber. Er verirrte sich und geriet in die nach ihm benannten Salzsümpfe. Als der Wagen zu sinken begann, legte er Brote unter die Räder. Sogleich aber versank er zur Strafe für diesen Frevel unter Hilferufen und Flüchen. Noch jetzt hört man in diesen Sümpfen nachts seinen Ruf: „Helft mer raus! Helft mer raus!“ Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 61.

1717. Brotfrevel eines Hütejungen in Albendorf.

Grafschaft Glatz. Kreis Neurode.

Einst mietete ein Bauer in Albendorf einen armen Knaben als Viehhirten. Dieser war während der ersten Wochen seines Dienstes mit dem Brote, das ihm jeden Morgen als Zehrung für die Hütestunden gegeben wurde, recht zufrieden; später jedoch nicht mehr. Ohne Dank nahm er es in Empfang und unter Murren oder Verwünschungen aß und zerbröckelte er es. Ganz abscheulich aber war der Frevel, den er eines Tages an der Ranft, die er mitbekommen hatte, verübte. Er höhlte sie dadurch, daß er das Weiche entfernte, aus und benutzte dann die Kruste, als ob sie ein Nachtgeschirr wäre. Augenblicklich folgte dem Verbrechen die Strafe. Die Erde öffnete sich und verschlang den Buben. Nur der oberste Teil des Scheitels blieb sichtbar. — Heutigen Tages liegt ein Stein, der die Form und die Farbe der Hirnschale eines Menschen hat, am Straforte.

Hohaus in Gl. V. IV. 1884/85. S. 78.
Im ganzen übereinstimmend Klose, Sagen der Grafschaft Gl. 1888. S. 101.

Die Sage wird auch von Grabinski. 1886. S. 12f. erzählt.

1718. Der Jochhoimann oder der versunkene Fuhrmann im Hahnloch.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Während der Kriegszeit wollte ein Fuhrmann von der österreichischen Grenze aus mit Brot in die Garnison nach Glatz fahren. Als er in das sumpfige Hahnloch kam, sanken die Räder des Wagens so tief in den Boden, daß er halt machen mußte. Anstatt nun Steine zu nehmen und unter die Räder zu legen, griff er nach den auf dem Wagen liegenden Broten und schob sie unter. Doch eine solche Verunehrung der lieben Gottesgabe läßt Gott nicht ungestraft. Der Wagen sank und sank, und endlich verschwand er mit Gespann und Fuhrmann in der Erde. Wohl schrie der Mann um Hilfe, wohl eilten auch die Dorfbewohner herbei, um ihn zu retten, aber ihre Hilfe kam zu spät, er versank vor ihren Augen.

Wenn nachts die zwölfte Stunde schlägt, dann kommt er wieder hervor aus der Erde. Und die Dorfleute hören dann seinen kläglichen Ruf: „Jochhoi! Jochhoi!" Das war der Ruf, mit dem er die Pferde antrieb. Die Großeltern der Erzählerin haben ihn noch in der Nacht schreien gehört.

Von der 65jährigen Frau Ruprecht aus Woitz, mitgeteilt von Paul Kutzer in Ziegenhals.

1719. Der Quickenteich bei Rückers.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Hinter dem Schloßgarten von Rückers dehnt sich in der Richtung gegen die weithin sichtbare Burg Waldstein ein Teich aus. Nicht immer war der dort. Vielmehr stand einst auf jener Stelle ein großer, von Obstbäumen umgebener Bauernhof, in dem eine Schar munterer Kinder spielte. Den Besitzer selbst sah man freilich selten bei den Kindern und noch seltener bei der Arbeit; denn dazu, um nach diesen zu sehen, gebrach es ihm an Zeit. Dieser benötigte er zu seinen Gängen ins Wirtshaus und zum Aufenthalte in

diesem. Taumelnd kam er zumeist bei einbrechender Nacht heim. Daß bei solcher Lebensart das Vermögen des Mannes, das Heiratsgut seiner Frau verbraucht wurde, daß Not und mit dieser Krankheit unter dem einst glücklichen Dache sich einnistete, wer möchte das bezweifeln? Schließlich starben Weib und Kinder, und der Trunkenbold stand allein in der Welt. Die Religion bot ihm in seiner fast trostlosen Lage keinen Halt, denn längst hatte er sich fluchend von Gott losgesagt.

Eines Tages hatte der Bauer wieder allzusehr dem Glase zugesprochen und war gegen Abend mit reichlichen Spuren des von ihm durchkreuzten Dorfweges bis in sein schon einer Ruine ähnliches Gehöft gewankt. Hier warf er sich in der Scheuer auf eine Schütte Stroh, um seinen Rausch auszuschlafen. Statt eines Nachtgebetes drängten sich ihm Gotteslästerungen über die Lippen. Da kam die Strafe des Ewigen. Der in so überreichlichem Maße genossene Branntwein entzündete sich in ihm, blaue Flammen züngelten aus dem Munde empor, ergriffen das Stroh und verzehrten die Gebäude. Die rote Glut leuchtete in die Fenster der umherliegenden Dorfhäuser, und der Glocken Sturmgeläut weckte die schlafenden Bewohner. Rasch eilten sie herbei und schleuderten ganze Bäche von Wasser in das entfesselte Element, doch ohne Erfolg. Gierig verzehrten die Flammen den gebotenen Trank, fraßen aber das Gehöft bis auf den Grund hinab auf. Als der Morgen graute, war keine Spur eines Hauses an der Brandstätte zu sehen. Das zusammengeschüttete Wasser hatte sich ein Bett gegraben und blieb als Teich an demselben Orte stehen. Bald war dieser belebt. Zahlreiche Frösche wählten ihn zu ihrem Aufenthalte und sangen dem umgekommenen Besitzer des Platzes einen melancholischen Grabgesang. Davon erhielt der Teich die Bezeichnung Quickenteich oder nach dem Namen des verbrannten Säufers Pelzelteich.

Hohaus in Gl. V. VI. (1886/87). S. 271 f.
Kürzer, aber von gleichem Inhalt Klose, Sagen der Grafschaft (1888) S. 74.

1720. Der Kolbapusch bei Grulich.

Nordöstliches Böhmen Bzh. Senftenberg.

Die in der Nähe der Stadt Grulich und südlich von ihr gegen Nieder-Erlitz sich ausbreitende Waldstrecke heißt der „Kolbapusch" (Kalbenbusch). In diesem Walde, dessen Boden ehedem sehr sumpfig war, hütete ein Hirt Kühe, vornehmlich Kalbinnen (Kolba). Das ihm zur Vesper mitgegebene Brot mundete ihm nicht, und er verfluchte es, warf es auf die Erde und schlug mit der Peitsche in das Brot, wobei er schimpfte und schrie: „Immerzu bloß Brut assa!" Zur Strafe für diesen Frevel versank der Kuhhirte mit seinen Kalbinnen in dem Sumpfe, und so heißt der Busch bis heute Kolbapusch.

Der Berichterstatter hält diese Deutung für wenig wahrscheinlich und glaubt, daß der Busch von einem Besitzer Kolbe so genannt sei.

Eduard Langer, Das östliche Deutschböhmen II. Bd 1902. S. 31.

1721. Der Judenteich bei Bergersdorf.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Deutschbrod.

Es war die vierte Woche des Jahres. Ein lauer Wind strich über die Fluren, und allenthalben sah man den Schnee schmelzen. Ganz plötzlich war diese Wendung des Wetters eingetreten, und viele, die gestern im Schlitten ausgefahren waren, hatten heute eine schwere Heimreise. Auch von Pollerskirchen her fuhren über Stecken, Bosowitz, Bergersdorf nach Polna drei Schlitten, die ein jüdisches Brautpaar und ihre Hochzeitsleute bargen. Nur mühsam kamen sie vorwärts, und als der Hochzeitszug vor Bosowitz an einem Kreuze vorbeifuhr, da soll einer der Gäste zum Ergötzen der angeheiterten Gesellschaft in frevelndem Übermute den Gottmenschen gelästert haben. Aber gar bald ereilte den Spötter und alle, die an seinen Worten Gefallen fanden, die strafende Hand Gottes. Als nämlich die Hochzeitler, um ein Stück Weges abzuschneiden, über den großen Teich fuhren, der an der Grenze der Gemeinden Bosowitz und Bergersdorf lag, da brach das Eis, und die drei Schlitten versanken samt den Insassen in den

Fluten des Wassers. Nie mehr hat man eine Spur von ihnen oder ihren Gefährten gesehen.

Der Teich aber hieß fortan der Judenteich, und heute noch nennen die Leute die Wiese, die an der Stelle des Teiches sich befindet, den Judenteich. Und wenn im Herbst oder Frühjahre dem sumpfigen Moore Irrlichter entsteigen, dann sehen Abergläubische die jüdische Hochzeit am Judenteich tanzen.

Von Bezirksschulinspektor Emanuael Krepelka i. J. 1888 gesammelt aus Bergersdorf, Bezirk Stecken. Langer, Das östl. Deutschböhmen. Bd. V. 1905. S. 156f.

1722. Der versunkene Ritter bei Schwarzenthal.

Nordöstliches Böhmen Riesengebirgsrand.

In den mächtigen Wäldern bei Schwarzenthal grenzten die Besitzungen zweier Ritter. Seit langer Zeit trennte die beiden ein Grenzstreit, der durch die Bosheit und Ungerechtigkeit des einen Herrn hervorgerufen worden war; denn obwohl dieser wußte, das strittige Waldstück sei seines Nachbars Eigentum, so nahm er es doch in seinen Besitz. Der gerechte Ritter aber dachte, es sei besser, einen freundlichen Nachbar als das elende Stück Bergwald zu besitzen. Er lud deshalb den Nachbar zu einer Augenscheinnahme der strittigen Waldstelle ein. Beide erschienen mit Urkunden und alten Leuten, welche ihr Recht bezeugen sollten. Der böse Ritter hatte die Urkunden gefälscht und falsche Zeugen aufgenommen. Als es nun wieder zu keiner Einigung zu kommen schien, trat der gute Ritter das Waldstück ab. Da ward der meineidige Ritter von großer Freude erfüllt. Er wandte sein Roß und ritt der Stelle zu, wo der „Heinrichsquôl“[1]) an einem Streifen Sumpflandes liegt. Kaum hatte er sie erreicht, so bäumte sich sein Roß auf und sprang in den Sumpf. Roß und Reiter versanken für immer. Seit der Zeit hat man an dem Platze gar oft einen Ziegenbock gesehen. Der Ort aber ist verrufen. (Mündlich aus Schwarzenthal.)

Joh. Fiedler im Riesengebirge in Wort u. Bild. Heft 31. (1889). S. 7.

1) Heinrichsquell.

1723. Versunkene Kutsche im schwarzen Teiche bei Böhmisch-Kamnitz.

Nördliches Böhmen. Bzh. Tetschen.

In der Nähe der Stadt Böhmisch-Kamnitz liegt in einer einsamen Gegend zwischen den Dörfern Henne, Walddörfel und Obermarkersdorf der „schwarze Teich", den man früher auch als „Edelmanns Brüchterich" zu bezeichnen pflegte. Der letztgenannte Name soll von folgender Begebenheit herrühren.

Der Edelmann, der einst auf der Burg Scharfenstein bei Bensen wohnte, kam einmal zu Wagen in die sumpfige Gegend des schwarzen Teiches. Als nun sein Kutscher wegen des gefährlichen Gesümpfes nicht mehr weiter fahren wollte, da rief der Edelmann voller Zorn, wenn jener nicht weiter fahren wolle, so werde er selber fahren „in drei Teufels Namen". Bei diesem schrecklichen Fluche ist der Edelmann vom Scharfensteine samt Roß und Wagen im schwarzen Teiche versunken. Paudler, Sagen aus Deutschböhmen. 1893. S. 28.

Versunkene Bauwerke, Dörfer, Städte.

1724. Das versunkene Schloß bei Wittichenau.

Schlesische Lausitz. Kreis Hoyerswerda.

Am Fußwege von Wittichenau nach Dubring hat einst ein Schloß gestanden. Wegen der Bosheit, Ungerechtigkeit und Sittenlosigkeit der Besitzer ist es versunken. Noch sieht man den Wallgraben und daneben ein Feld. Auch vernimmt der bei nächtlicher Weile vorbeieilende Wanderer nicht selten Geheul und Wehklagen und sieht Gestalten aus der Erde auftauchen und schnell wieder verschwinden.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 169.
Nach Neues Laus. Mag. 1837. S. 202. O. u. N. Laus. Chronik. S. 110. Gräve, Volkssagen S. 94.

1725. Das versunkene Schloß bei Cosel.

Schlesische Lausitz. Kreis Rothenburg.

An dem Fußsteige, welcher von Trebus nach Cosel führt, ist hinter dem Busche ein Sumpf. Wenn man in stillen Nächten dort

vorübergeht, vernimmt man nicht selten ein leises melodisches Singen und Klingen. Horcht man genauer hin, so kann man deutlich die schrillenden Töne der wendischen Geige und der Tarakawa unterscheiden, welche den Gesang eines bekannten wendischen Tanzliedes begleiten. Diese Nachtmusik rührt von den Geistern einer lustigen Gesellschaft her, welche dort mitten in ihrem wüsten Jubel einst versank. Denn an der Stelle stand vor Zeiten ein schönes, großes Schloß, in welchem ein Raubritter hauste, welcher nicht bloß nach den Kaufmannsgütern der ehrsamen Bürger in den Sechsstädten Verlangen trug, sondern auch nach ihren schönen Töchtern lüstern war. Stets hielt er eine Anzahl derselben gefangen und belustigte sich mit ihnen durch Gesang, Spiel, Tanz und andere Kurzweil.

Eines Tages ging es auf der Burg wieder einmal recht wild und lustig zu. Trunkenen Mutes kannten der Junker wie seine Zechgenossen kein Maß noch Ziel ihrer fleischlichen Lust. Alles drehte sich mit den Buhldirnen in üppigen Tänzen unter Kosen und Scherzen im Saale umher. Da zog ein schweres Gewitter am Himmel herauf; die wilde Gesellschaft aber achtete dessen nicht. Unter Donner und Blitz sank das Schloß langsam immer tiefer und tiefer; aber lauter nur tönte die Musik und wilder raste der Tanz. Als das erste Stockwerk schon in der Erde stand, sprangen sie jauchzend ins zweite hinauf, als auch dieses nicht mehr gesehen ward, diente der Boden zum Tanzsaal. So tanzten und sangen und jauchzten sie fort, bis die Erde sich über ihnen schloß und ein Sumpf die Schandstätte zudeckte.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 169 f.
Nach der handschriftl. Sammlung von Schön Nr. 16.

1726. Der Untergang des Dorfes Haderwiese.

Kreis Landeshut.

Im Gebiete der Bobertalsperre bei Buchwald, östlich der Mündungsstelle des Goldbaches in den Bober, soll am linken Boberufer das Dorf Haderwiese, Haderloch oder Haderteich bestanden haben.

Nach der Volksüberlieferung sollen die Bewohner des Dorfes wegen der Grenzen in Streit geraten sein (deshalb der Name „Haderwiese“[1]), so daß ein Strafgericht Gottes in Form einer riesigen Überschwemmung hereingebrochen sei und das Dorf vom Erdboden vertilgt habe (das Volk sagt, es sei versunken).

Nach einer anderen Überlieferung seien Grenznachbarn in Streit geraten, und ein königlicher Kommissar habe so entschieden, wie der Wind zufällig die Flügel seines Rockes trieb. Danach bekam Buchwald den östlichen, Michelsdorf den westlichen Teil.

Nach einer Mitteilung des Kantors Sambaly in Michelsdorf i. R. bei Treblin, Beiträge zur Siedelungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz. 1908. S. 113. Auch Zeitschrift „Schlesien“ V. S. 104.

1727. Die Laurichenburg.[2])

Kreis Schweidnitz.

Es ist eine schaurige Mär, die Mär von der Laurichenburg, die ich jetzt erzählen will, eine Mär von abscheulichem Frevel und der allmächtigen Rache des Himmels.

Ei, wie grünt und blüht jetzt das schöne Schlesiertal. Üppige Triften und grüne Berge stehen den Menschen zur Augenweide, biedre Leute wohnen dort unterm Schutze der Gesetze, feierlich hallen die Glocken der Kirchen, und Tausende von Wanderern ziehen Jahr aus Jahr ein durch den Grund, sicher und wohlgemut, sich seiner Schönheit zu erfreuen. Einst war es nicht so. Ruchloser Sinn schändete die Amut der Natur. — Es ist eine lange Zeit her, von der dies Märlein erzählt, eine so lange Zeit, daß nur das Ohr des Volkes da hinaufreicht und die Zunge der Sage davon Kunde gibt. Zu jener Zeit — dort am Abhang unfern der Silberhütte, wo jetzt eine Wiesentrift grünt, erhob sich ein stattlicher Hügel und

1) Den noch heute eine Wiese im Gebiete des Buchwalder Staubeckens am linken Boberufer führt.

2) Von dem Erbauer und den alten Besitzern sind nicht die geringsten Nachrichten erhalten.

auf seinem Gipfel eine stolze Feste, weit hinausschauend über das Schlesiertal, die Laurichenburg.

Das Dorf an ihrem Fuße aber, von den Söldnern und Vasallen des Schloßherrn bewohnt, hieß Laurichendorf. Junker Hans saß auf der Burg, dem Erbe seiner Väter. Er war ein stattlicher Mann, schön und jung, aber von rohen Sitten und bösem Wandel. Denn mit seinem Namen schreckten in der Gegend umher die Mütter ihre Kindlein in den Schlaf, und wo irgendeine wüste Schandtat begangen wurde, war Junker Hans gewiß dabei oder gar ihr Anstifter. Alles schlechte Gesindel fand auf der Laurichenburg eine willkommene Herberge, und die Raubritter und wüsten Gesellen von allen adeligen Burgen der Umgegend waren seine Genossen und Verführer, zechten und lärmten auf seiner Burg und zogen mit ihm hinaus auf Raub und Mord. Weit und breit war der Herr von Laurichenburg und seine Schar verrufen. Einst hatte der Junker in einem benachbarten Kloster eine Nonne erblickt, so schön und holdselig, daß sie seine Lüsternheit reizte, und er beschloß, sie zu gewinnen, es koste auch, was es wolle. Da aber die Jungfrau seinen Anträgen kein Gehör gab, sammelte er seine Genossen, überfiel bei Nacht das Kloster und riß die Nonne mit ruchloser Faust vom Altare weg und entführte sie auf seine Burg. Dort zwang er sie mit Gewalt zu seinem Willen, und in ihrer Sünde und Verzweiflung gab die Jungfrau ihren Geist auf, mit bitterm Fluch auf ihren Verderber.

Doch die Strafe folgte der Sünde auf dem Fuße. Am andern Morgen schon klopfte ein Mönch ans Burgtor und verlangte den Junker zu sprechen. Der Mönch aber war von der hochwürdigen Äbtissin des Klosters abgesandt und brachte dem Junker die sicheren Beweise, daß die Geraubte seine leibliche Schwester sei, von seinem Vater in heimlicher Liebe erzeugt, und verlangte ihre Auslieferung. Da überfiel es den Junker heiß wie das Gericht Gottes, und Reue und Verzweiflung erfaßten seine Seele. Der Mönch aber, als er erfahren hatte, was geschehen war, verfluchte diesen Ort ob der Blutschande mit allen lebenden Wesen, die darin weil-

ten, und verließ eilig die Sündenstätte. Dem Junker ließ seine Schuld keine Ruhe. Wie ein Spiegelbild lag sein lasterhaftes Leben vor seinen Augen, und wohin er seine Seele in bitterer Zerknirschung und Reue auch wendete, nirgends fand er Trost und Ruhe.

So saß er in dumpfem Brüten in seinem Gemach, als der Koch eintrat und ihm einen großen und seltsam schillernden Aal zeigte, den die Knappen soeben im Burggraben gefangen hatten. Der Fisch war so seltsam und wunderlich, daß noch keiner einen dergleichen je gesehen hatte. Doch der Junker würdigte ihn kaum eines Blickes und befahl nur, ihn zum Mahle zuzurichten. Als aber der Fisch nun angerichtet zur Tafel gebracht worden war und der Junker erst einen Bissen davon genossen hatte, da bekam er ein solches Verlangen und solche Lust daran, daß er den ganzen Fisch verzehrte bis auf ein einziges Stück, so er in der Schüssel ließ. Nachdem er nun solch Mahl gehalten hatte, wurde ihm plötzlich ganz seltsam zu Mute, und es ward ihm, als öffnete sich ihm ein besonderes Verständnis und verleihe seinem Geiste und seinen Sinnen übernatürliche Kräfte. Es trieb ihn hinaus aus dem Gemache in den Burggarten und von da wieder zurück, und in dem Rauschen der Bäume und in dem Wehen des Windes glaubte er eigene Stimmen zu hören. Die Vögel zwitscherten in der Luft, und er meinte Sprache und Worte zu vernehmen.

Da er aber in den Burghof trat, da hüpften die Hühner und Tauben und Enten umher und steckten die Köpfe zusammen und schrien und kicherten in allerlei seltsamen, ihm verständlichen Worten. Auf der Stiege aber saß der Liebling des Junkers, ein mächtiger Haushahn, der schaute hinauf, wie die Abendsonne die Zinnen des Schlosses rötete, und sträubte die Federn und krähte und sprach: „Wehe! Wehe! Wenn die Sonne versinkt, wird die Laurichenburg untergehen wegen der Sünden ihres Herrn, mit allem, was darinnen lebt.“ Mit Entsetzen vernahm der Junker die Worte und glaubte die Posaunen des letzten Gerichts zu hören. Um ihn gackerte und krähte und kicherte und schrie es, und der Junker wie durch Zauber verstund alle die Töne und hörte, wie

die Vögel klagten und die Sünde des Herrn verwünschten. Ängstlich flatterten selbst die Schwalben durch die Luft und suchten ihre Brut zu erretten. Und immer tiefer sank die Sonne am Abendhimmel und rötete schon den Turm des Schlosses. Dem Junker ward es bang und schwer zu Mute, und wie gelähmt harrte er der Erfüllung; der Haushahn aber flatterte empor zur Mauer, krähte und sprach: „Bald ist die Sonne hinunter, und die Laurichenburg geht unter! So du dich aber noch retten willst, nimm dein schnellstes Roß und verlaß in Eil dies verfluchte Schloß.“ Und wiederum gackerte, krähte und pustete es so wunderlich; den Junker aber erfaßte die Lebenslust und die Todesfurcht, und er stürzte zum Stall hin und band seinen schnellsten Renner los, warf sich darauf und sprengte zum Burghof hinaus. Hinter ihm drein krähte der Hahn und riefen die Hennen ihm Eile zu. Als er aber zur Brücke kam, da keuchte der Koch hinter ihm drein, erfaßte sein Pferd und flehte, ihn mit sich zu nehmen. Denn er hatte dem Gelüste nicht widerstehen können und das letzte Stück des seltsamen Fisches verzehrt, und gleich seinem Herrn war ihm dadurch die Kraft geworden, die Stimmen der Vögel zu verstehen.

Der Junker schaute empor und sah, wie die letzten Strahlen der Sonne die Kuppe des Turmes röteten, und in gewaltiger Angst suchte er sich loszureißen von dem flehenden Diener. Aber der Geängstigte hielt fest die Zügel des Rosses und wollte die Rettung teilen, und unter sich fühlte der Junker schon, wie die Erde zu zittern begann, jeder Augenblick drohte Verderben. Da hob er sein Schwert in gewaltiger Angst und trennte mit einem Streich des Dieners haltenden Arm vom Rumpfe und jagte befreit davon, daß sein Pferd durch die Lüfte zu fliegen schien. Hinter sich drein aber hörte er es stürzen und rauschen und brausen wie gewaltige Meereswogen und Donner des Himmels.

Als endlich das keuchende Roß innehielt auf der nächsten Höhe und der Junker sich wandte und zurückschaute nach seinem Erbe, da war nicht Hügel noch Burg noch Dorf mehr zu finden und alles war versunken in die gähnenden Geweide der Erde, und dunkler

sumpfiger Grund war an die Stätte des verfluchten Hauses getreten.

Er aber erkannte das Gericht Gottes, kniete zur Erde und gelobte Reue und Buße für seine Rettung. Dann machte er sich auf und ging in ein Kloster, beichtete seine Sünden, ward ein Mönch und tat strenge Buße sein Lebenlang. Von der Burg ist nimmer ein Stein mehr gesehen worden. Die birgt die Erde in ihrem Schoß. Eine grüne Trift ist im Laufe der Zeit aus ihrer Stätte geworden und hat im Munde des Volkes ihren Namen bewahrt. —

Das ist die schaurig schöne Mär von der Laurichenburg.

H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 309ff.

Nach diesem O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges. 1884. S. 123ff.

Über Laurichenschloß und Laurichendorf sagt Treblin, Beiträge zur Siedelungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz- 1908. S. 109: „Im 30jährigen Kriege ging das Kirchdorf Lurkan- oder Laurichendorf unter. Schon 1305 nachweisbar, lag es südwestlich von Ludwigsdorf, Kreis Schweidnitz, zu Füßen der wahrscheinlich auch im 30jährigen Kriege zerstörten Burg Laurichenschloß."

1728. Das versunkene Kloster und die Kiefer auf dem Breiten Berge.

Kreis Striegau.

Auf dem Gipfel des Breiten Berges bei Striegau am Rande der Steinbrüche stand noch Anfang der siebziger Jahre eine einsame, ziemlich starke Kiefer, und ziemlich in der Mitte des Gipfels befand sich ein nicht gerade großer und auch ziemlich seichter Wassertümpel, der in heißen Jahren fast austrocknete. An der Stelle des Tümpels soll einst ein Nonnenkloster gestanden haben. Da aber die Nonnen ein sündhaftes Leben führten, traf sie des Himmels Strafgericht. Das Kloster versank, und der Ort, wo es gestanden hatte, überzog sich mit einem Sumpfe.

Von der Kiefer aber ging die Sage, daß einst die Türken wiederkommen würden, und daß ihr Sultan sein Roß an die Kiefer binden würde.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner. 1895.

1729. Der Untergang von Hahndörfel.

Kreis Reichenbach.

Der untergegangene Ort Hahndorf soll nach dem Volksmunde zwischen Groß-Güttmannsdorf und Nieder-Peilau-Schlössel zwischen Hahnbach und den „Hahnteichen" zu suchen sein. Als Überreste des Hahndörfels bezeichnet man die an den Ufern der Teiche liegenden Steine.[1]) Als Ursache des Unterganges geben die einen an, es sie in einem Sumpfe versunken, die andern behaupten, es sei im dreißigjährigen Kriege zerstört worden.

Martin Treblin, Beiträge zur Siedelungskunde im ehemaligen Fürstentum Schweidnitz, 1908. S. 112 f.

In einem der Kriege Friedrichs des Großen gegen Österreich soll ein österreichischer Offizier, namens von Hahn, mit einer Situationskarte zu dem Schulmeister von Peilau gekommen sein mit der Frage, wo er zwischen Reichenbach und Nimptsch Hahndorf, den Stammort seiner Familie, finde. Hierauf soll ihn der Schulmeister zur Hahnwiese gebracht haben, als der einzigen Erinnerung an die untergegangene Ortschaft über der Erde. Unter dem Boden hat man allerdings wohl altes Gemäuer und einen verschütteten Brunnen gefunden.

H. Strusche in Prov.-Bl. 1871. S. 336.

1730. Das untergegangene Dorf im Walde bei Nieder-Hermsdorf.

Kreis Neisse.

In der Nähe von Nieder-Hermsdorf, Kreis Neisse, ist ein ziemlich großer Wald, Prosdorf oder „Prusdruf" genannt. Alte Leute erzählen: Hier, wo jetzt der Wald steht, war einst vor langer, langer Zeit ein großes, reiches Dorf. Die Bewohner desselben aber waren gottlos und schwelgten in lauter Sünden und Lastern. Deshalb ließ Gott der Herr den Ort untergehen wie einst Sodom und Gomorrha. Drei Kinder allein blieben von allen Einwohnern des

1) Auch soll noch der Name des „Hahnbusches" und der „Hahnstraße" an die alte Siedelung mahnen.

Dorfes am Leben. Gott verschonte sie wegen ihrer Frömmigkeit. Eben waren sie auf einer Wallfahrt vom Heimatsorte entfernt, als derselbe mit Mann und Maus unterging. Von diesen drei Kindern sollen die Ortschaften Nieder-Hermsdorf, Volkmannsdorf und Mannsdorf stammen; jedes Kind nämlich baute sich dann in der Nähe des untergegangenen Heimatsdorfes eine Hütte — später kamen Häuser und wieder Häuser dazu, so daß heute drei große Dörfer da zu finden sind. Sie bilden ein reguläres Dreieck: der Wald „Prusdruf" aber liegt im Mittelpunkte — alle drei Gemeinden haben Teil daran. Die Bauern jener Dörfer erzählen heute noch, daß sie beim Pflügen und Roden häufig auf Mauerwerk stoßen. Teilweise ist die Gegend auch sehr sumpfig.

Aus Nieder-Hermsdorf.
Philo, Schlesien. 1884. S. 30f.

1731. Das versunkene Schloß bei Ziegenhals.

Kreis Neisse. Grenze gegen Österreichisch-Schlesien.

1. Das letzte Anzeichen des „versunkenen Schlosses", der kahle Hügel auf dem Rodeland an der Landesgrenze zwischen Ziegenhals, Niklasdorf und Rennersfeld, ist nun fast verschwunden. Noch einiges Strauchwerk ringsherum bezeichnet dessen Stelle. Er wurde allmählich abgetragen. Noch vor etwa 30 Jahren rauschte dort ein Eichenwald. Er ist im Laufe der Zeit abgeholzt und das ganze Terrain in Ackerland verwandelt worden. An der westlichen Seite dieser Waldwildnis war eine große Wiese, auf der die grünen Husaren aus den Garnisonen Ziegenhals, Neustadt und Leobschütz ihr Regimentsexerzieren hatten und auf der auch die Ziegenhalser ihre Volksfeste feierten. Nicht weit von dieser Wiese war im Walde ein Hügel, umgeben mit einem breiten, tiefen Wallgraben, angefüllt mit schmutzig-grünem Wasser. Über diesen Wallgraben führte eine Steinbrücke. Mehrere Meter von dem Hügel befand sich ein Teich. Viele Sagen umweben diesen Ort. Es soll dort ein Schloß gestanden haben, das im Sumpf versunken ist, daher der Name „Das versunkene Schloß", den heute noch

jene Stelle führt. Nach einem alten Bilde in der hiesigen katholischen Pfarrkirche, das die Überschwemmung in Ziegenhals vor 500 Jahren darstellt, hat auch im Eichenwald ein Schloß gestanden. Die Chronik erzählt, daß es ein Jagdschloß gewesen sei.

Aus der „Neustädter Zeitung",
übernommen von der Schles. Volkszeitung Nr. v. 15. Mai 1907.

2. Bei Ziegenhals befand sich vor einigen Jahren zwischen Niklasdorf und Rennersfeld, in der Nähe des alten Exerzierplatzes, im ehemaligen Eichwalde ein kleiner Hügel, auf dem ein Raub- oder Jagdschloß gestanden haben soll, dessen Bewohner aber wegen großer Sündhaftigkeit — sie gingen nicht in die Kirche, spielten mit Broten Kegel, mordeten und plünderten — von Gott dadurch gestraft wurden, daß sie mitsamt dem Schlosse versanken. Der Hügel war von einem Wallgraben umgeben, den schmutziges Wasser füllte. In der Nähe befanden sich Wasserlachen, die man als Teiche deutete. Große Schätze sollen unter dem Hügel verborgen sein; aber alle Bemühungen, sie zu heben, waren erfolglos. Diese Stätte des Grauens und der Gespenster — von den Bewohnern gefürchtet und gemieden — bildete einen willkommenen Schlupfwinkel für Zigeuner, Wild- und Holzdiebe, Schmuggler und anderes lichtscheue Gesindel. Wenn im Herbste der Wind klagend durch die dürren Blätter rauschte, dann jagte der unheimliche Nachtjäger mit seinen Hunden, deren schauerliches Gekläff man weithin hören konnte. In lauer Sommernacht hingegen tauchten Irrlichter auf, und der Feuermann schüttelte sich, daß die Funken stoben. Einst sollte der wilde Schloßherr wegen eines Verbrechens des Landes verwiesen werden. Er erbat sich als Gnade, noch einmal säen und ernten zu dürfen. Er säete aber kein Getreide, sondern Eicheln und umging damit das Gebot. So entstand der mächtige, düstere Eichwald im weiten Umkreise des Schlosses. Eines Sonntag-Nachmittags kamen die Dienstleute aus der Kirche. Ein Mädchen wollte eben ein Lebkuchenherz der Schloßfrau zum Fenster reichen, da geschah etwas Entsetzliches,

Unerwartetes: das Schloß fing an zu sinken und sank immer tiefer, bis es vor den Augen der Zuschauer im Sumpfe verschwand. In der Mitternacht geht seitdem die Schloßfrau um und fährt mit einigen schwarzen Gesellen in einem Wagen quer übers Feld, den die Erzählerin dieser Vorgänge als sechzehnjähriges Mädchen selbst gesehen hat. Des Nachts kamen früher die mitversunkenenen Schloßleute vermummt zu einer Totenmesse in die Kirche, die ein fremder Priester las. Ein bedienender Ministrant — der nach einem nächtlichen Krankenbesuche in der Kirche zurückgeblieben war — verriet alles in seinen wirren Reden in der Fieberphantasie, ein anderer starb infolge des dabei ausgestandenen Schreckens. Der Papst hat den Bann über die ruhelos umherirrenden Geister ausgesprochen, die seitdem nicht mehr erscheinen, aber noch der Erlösung harren. „Noch zweimal Wald und dreimal Feld muß das Gebiet des Schlosses werden", so hat es die Schloßfrau prophezeit, „und wir sind erlöst." (Nach dem Berichte der 65jährigen Frau B.)

Nach vorgefundenen Spuren ist das ehemalige Vorhandensein menschlicher Wohnungen an dieser Stelle nicht zu bezweifeln. Ob aber gerade ein Schloß hier gestanden hat, ist nicht ausgemacht und auch urkundlich nicht beglaubigt. Jetzt ist der sagenumwobene Hügel abgetragen, doch wird die Stelle im Volksmunde immer noch „das versunkene Schloß" genannt.

Paul Kutzer in Zeitschr. „Oberschlesien". VIII. Jahrg. 1909. S. 512 f. Nacherzählt in Paul und Hildegard Knötels Oberschlesischen Sagen. 2. Bd. 1911. S. 11.

3. Wenn man von dem Kreuze am Roten Berge bei Niklasdorf einige hundert Schritte nordwärts auf die Ebene zu geht, so kommt man zu dem sogenannten „Schloß", was ein alter Spukort ist. Dem geringen Umfange des Wallgrabens nach kann es nur ein befestigter Landsitz gewesen sein. Die Sage und ein altes Bild auf dem Ziegenhalser Kirchenchore erzählen hierüber folgendes:

Einst war alles Feld um dies Schloß herum, und die Eigentümerinnen dieses Besitztums, ein paar ledige Fräulein, wurden

des Landes verwiesen. Sie baten nur um die Gnade, noch eine Ernte anbauen und einheimsen zu dürfen. Es wurde bewilligt, und siehe! Die Fräulein ließen das ganze große Feld mit Eichen ansetzen. Nun hatten sie gut warten, bis die Frucht auf diesem Felde reif war.

Das betreffende Land gehört schon seit undenklichen Zeiten der Stadt Ziegenhals und heißt noch heute der „Eichwald", obwohl in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur Schwarzwald dastand. Als dieser abgetrieben war, wurde wieder Feld gemacht, und wie heute die Verhältnisse liegen, wird wohl wieder Wald daraus. Während der großen Wasserflut im 14. Jahrhundert soll das Schloß eingestürzt sein und der vielfache Spuk in diesem Waldgebiete begonnen haben.

Handschriftl. Mitteil. von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich), einem geborenen Österreichisch-Schlesier (Breitenfurt, Bzh. Freiwaldau). 1911.

Derselbe berichtet auch über den Spuk im Eichwalde, und zwar über die Miffmaff-Hündla folgendes:

Unter dem vielfachen Spuke, der im Eichwalde zwischen Niklasdorf und Ziegenhals vor sich ging, waren am bekanntesten die schwarzen „Waldhendla" oder „Miffmaffhendla". Diese haben viele Gras- und Holzweiler aus dem nahen Kohlsdorf und Rennersfeld verjagd. Frau Fieber aus Kohlsdorf erzählte mir von ihnen:

„Als wir armen Dörfchenleute sicher wußten, daß der ganze Eichwald abgeschlagen werden würde, ging aus allen Häusern jung und alt in den Wald, um so viel als möglich Brennholz in Sicherheit zu bringen. Um den Jägern nicht zu sehr ins Gehege zu kommen, wurde die Zeit nach Mitternacht als die sicherste gewählt. Aber das war auch die Zeit, wo die „Waldhendla" umgingen. Wir hörten sie immer beim „Schloß" zuerst, denn von hier gingen sie stets aus. Ihr Bellen ging uns durch Mark und Bein, es war halt ganz anders wie von andern Hunden, „Miffmaff, Miff-maff" ging es fort und fort. Bald schien es von Niklasdorf herzukommen, aber kaum hatten wir dahin gehorcht, so er-

scholl es schon wieder von Ziegenhals, dann wieder vom Holzberge oder von Rennersfeld und von Kohlsdorf. Wenn so der Spektakel eine Zeitlang im ganzen Walde gegangen war, so kamen plötzlich die infamen Viecher, wir mochten sein, wo wir wollten, neben uns von allen Baumwipfeln herab, und da war es Zeit davonzulaufen. Die Hündchen waren nicht größer wie ein Igel und kohlschwarz, sie kamen in ganzen Scharen. Wir wurden angekläfft und verfolgt bis auf das Österreichische."

1732. Das versunkene Schloß im „gelben Loche" zu Friedland.

Kreis Falkenberg.

In der Nähe des Friedländer Schlosses befindet sich ein Sumpf, das sogenannte „gelbe Loch". Man erzählt sich, daß dort vor undenklichen Zeiten ein wunderschönes Schloß gestanden habe, das aber plötzlich versunken sei. Über dieser Stelle aber habe sich ein Sumpf von unermeßlicher Tiefe ausgebreitet.

Schriftl. von Seminarist Karl Spallek aus Friedland O/S. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1733. Die beiden untergegangenen Dörfer in den Schmeisdorfer Erlen.

Kreis Leobschütz.

In den sogenannten Schmeisdorfer Erlen bei meinem Heimatsorte war in meiner Jugendzeit das „Krätschembürnel". An dieser Stelle sollen vor Zeiten zwei große Dörfer, deren Namen jedoch niemand mehr kennt, versunken sein. Mit welchen Gefühlen stand ich als Knabe oft vor dem Brünnlein, in dessen tiefem, rätselhaftem Grunde meine jugendliche Phantasie die Häuser jener Dörfer zu sehen vermeinte! Beim Schlammstechen fand man auf diesen Erlenwiesen längs der Zinna hinab an verschiedenen Stellen allerlei Gerätschaften, z. B. Töpfe, Teller, Löffel, morsches Bauholz, Futterkrippen usw. Am zahlreichsten waren diese Funde im „Gesieriche", wo einstmals der „Rohrteich" gewesen.

Aus Kreuzendorf, Schmeisdorf.
Philo, Schlesien. 1884. S. 30.

1734. Versinken eines Dorfes mit Kirche in einem See bei Breitenau.

Kreis Neumarkt.

Im nordwestlichen Teile des Kreises Neumarkt haben sich Erzählungen von einer verschollenen Ortschaft im Volke erhalten. In dem zwischen den Dörfern Camöse, Schadewinkel, Breitenau und Regnitz liegenden, fast alljährlich der Überschwemmung ausgesetzten flachen Gelände befinden sich mehrere kleinere Seen, die nichts anderes als von der Oder gebildete Lachen darstellen. An dem größten von ihnen, der samt seiner mit Busch und Strauchwerk bewachsenen Umgebung vom Volke „die Kapelke" genannt wird und heute zu Breitenau gehört, soll vor Zeiten ein Dorf mit einer Kirche gestanden haben, dessen Untergang der Anlaß gewesen sei zur Gründung von Regnitz. Dazu gehörte auch ein adeliger Rittersitz, auf dem zwei Edelleute hausten. Noch wird die Stelle gezeigt, wo ein Gasthaus sich befunden haben soll. Einzelne Äcker, die im Jahre 1896 die Fundgrube wertvoller Altertümer waren, werden seit jeher unter dem Namen „das Altdorf" zusammengefaßt.

Es geht nun die Sage, daß der Pfarrer der Kirche deren Schlüssel habe vergraben lassen und daß, gewissermaßen zur Strafe dafür, das Dorf und die Kirche in der darauffolgenden Nacht im Wasser versunken seien. Wen das Glück besonders begünstigt, der könne bei klarem Spiegel die metallne Spitze der Kirche auf dem Grunde des Wassers funkeln sehen. Doch entsetzenerregend ist das Bild, das sich dem Unglücklichen bietet, der etwa zu mitternächtiger Stunde diese Stätte zu betreten gezwungen ist: Leiber von Menschen, denen die Köpfe fehlen, tauchen aus dem See auf und gruppieren sich zu einem schauerlichen Leichenzuge.

A. M. Ein schlesisches Vineta, Feuilleton der Schles. Volksztg. vom 16. November 1906.

Der Aufsatz behandelt dann die geschichtlichen Beziehungen, die dieser Sage zugrunde liegen.

1735. Versinken eines Klosters im großen Waschteiche zu Breslau.

Stadt Breslau.

Am östlichen Ende des Lehmdammes in nächster Nähe der Michaeliskirche befanden sich ehemals zwei Teiche,[1]) die Waschteiche, von denen jetzt nur noch einer erhalten und in die dort geschaffenen gärtnerischen Anlagen einbezogen ist, während der andere, der sogenannte „große Waschteich" zugeschüttet und bepflanzt worden ist. Die Gegend ist geschichtlich merkwürdig, denn in der Nähe der Waschteiche befand sich einst das umfangreiche Vincenzkloster auf dem Elbing, welches aus Furcht vor den Türken im Jahre 1529 niedergerissen wurde.

Um die Waschteiche rankte sich aber auch die Sage. So sollte der große, jetzt zugeschüttete Waschteich eine unergründliche Tiefe[2]) haben. An seiner Stelle, so erzählte das Volk, habe ein Kloster gestanden. Aber da seine Bewohner ein sündhaftes Leben führten, so habe sie die Strafe Gottes ereilt, und das Kloster sei mit allen Insassen in die Erde gesunken und vom Wasser überspült worden. Andere wissen von einem alten Schlosse zu erzählen, das an dieser Stelle gestanden habe.

Nach einer Notiz im Breslauer Generalanzeiger vom J. 1895 Nr. 111 (23. April).

1736. Versunkene Wohnstätten in der Umgegend von Bernstadt.

Kreis Öls.

Bei der sogenannten „großen Drehe" ist eine Mühle versunken. Im sumpfigen Busche bei Pangau ist eine Stadt versunken. Nachts von 12 bis 1 Uhr umschreitet eine weiße Gestalt

1) Die beiden Teiche waren die Rückstände eines Oderarmes, der in nordwestlicher Richtung das Gelände zwischen der jetzigen Fürstenstraße und der Hundsfelder Chaussee bez. dem Elbing durchströmte.

2) Die gemessene Tiefe betrug 5,30 Meter.

ohne Kopf den Sumpf, am Ende der Stunde stürzt sie sich wieder ins Wasser.

Bei Alt-Ellguth ist in einem Sumpfe ein Schloß versunken.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner. 1895.

1737. Bevorstehender Untergang von Paulsdorf.

Kreis Öls.

Bei Paulsdorf wurde eine Magd durch einen Blitz in einen Stein verwandelt. Dieser Stein ist unbeerdigt liegen geblieben und rückt nun dem Dorfe immer näher. Wenn er es wird erreicht haben, geht es unter.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner. 1895.

1738. Das im See bei Klein-Schimnitz versunkene Dorf.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

In der Nähe von Klein-Schimnitz soll ein Dorf versunken sein. An dieser Stelle hat sich ein tiefer See gebildet. Man hört dort um Mitternacht Holz spalten und ein Kalb blöken. Gleichzeitig kommt ein Jäger mit einem feuerspeienden Hunde aus der Erde und verschwindet nach einiger Zeit. Einige wollen im Wasser des Sees die Spitze eines Kirchturmes gesehen haben.

Schriftl. Mitteilung von Seminarist Theodor Piechatzek aus Klein-Schimnitz. 1910. (Durch H. v. Woikowsky-Biedau).

1739. Das untergegangene Schloß bei Murow.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

In der Nähe von Murow soll vor ungefähr 200 Jahren ein schönes Schloß gestanden haben. Aber in diesem Schlosse wohnten gottlose Menschen, welche nicht in die Kirche gingen und an Feiertagen nicht ruhten. Sie waren sehr reich, aber taten den Armen nichts Gutes. Doch die Strafe blieb nicht aus; denn in einer Nacht ging das Schloß unter. Dort aber, wo das Schloß gestanden hatte, bildete sich ein Berg, welcher von einem unermeßlich tiefen Wasser eingeschlossen sein soll. Das Wasser aber ist so tief, daß, wenn da ein Mensch hineinfällt, er sehr schwer oder gar nicht zu retten ist.

Weil man schon goldene und silberne Gabeln, Messer und Löffel gefunden haben soll, haben schon viele Menschen probiert, dort in der Erde zu graben, um auch welche zu suchen. Es gelang ihnen aber nicht; denn wenn sie ein Stück gegraben hatten, kam ihnen immer ein so übler Geruch entgegen, daß sie betäubt umfielen, krank wurden und starben.

Nach der Erzählung des Sextaners H. Raabe mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln. 1897.

1740. Die untergegangene Stadt bei Königlich-Neudorf.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

Bei Königlich-Neudorf, dicht an der Oder, liegt ein tiefes und großes Tal, das ringsum von bedeutenden Hügeln eingeschlossen ist. Von diesem Tale erzählen die alten Leute, daß dort ehemals eine große Stadt gestanden habe, aber von der Erde verschlungen worden sei, weil in ihr gottlose und überaus grausame Menschen wohnten. Auf dieser Stelle befinden sich jetzt grasreiche Wiesen und fruchtbare Äcker.

Nach der Erzählung des Sextaners B. Lyssy handschriftlich mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln. 1897.

1741. Das untergegangene Gasthaus und die wunderbare Hand im Teiche bei Halbendorf.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

Zwischen der Oder und Halbendorf liegt ein Teich. An seiner Stelle soll früher ein Gasthaus gestanden haben. Als einmal daselbst an einem Karfreitage Musik war und tüchtig getanzt wurde, ging es samt allen darin befindlichen Menschen unter. Wenn man an den Teich kommt, soll man den Hahn krähen und die Frau auf ihre Kinder schimpfen hören.

Im Jahre 1874 kam ein Baumeister, namens Perschke, zum Inspektor nach Halbendorf. Dieser hatte vorher in der Stadt erzählt, daß es in jenem Teiche große Fische gebe. Deshalb begab sich eben der Baumeister gleich am nächsten Tage mit Dynamitpatro-

nen nach Halbendorf. Beide, der Baumeister und der Inspektor, gingen zum Teiche. Unterwegs holte sie ein Diener des Gutsherrn ein und teilte dem Inspektor mit, daß er im Auftrage des Gutsherrn sogleich ins nächste Dorf reiten solle. Deshalb mußte der Inspektor umkehren, suchte aber den Baumeister vergebens zu überreden, ihn zu begleiten. Der Baumeister ging nun allein zum Teiche. Als er dahin kam, sah er sogleich einen sehr großen Hecht. Schnell zog er eine Dynamitpatrone hervor und zündete sie an, um sie auf den Hecht zu werfen. Da sie aber nicht losgehen wollte, besah er sich diese. In diesem Augenblicke platzte sie und riß ihm die rechte Hand mit zwei Diamantringen ab. Sie fiel ins Wasser, und ein paar Fischer suchten nun mit Netzen die Hand heraufzuholen. Statt des Baumeisters Hand aber fanden sie eine andere Hand mit der Inschrift: „Einmal verloren und nimmer gefunden." Als sie aber mit der Hand auf ihrem Kahne ans Land fahren wollten, verschwand sie vor ihren Augen.

Nach der Erzählung des Sextaners Paul Ledwig handschriftl. mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln.

1742. Das versunkene Gasthaus bei Derschau.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

In Derschau liegt eine tiefe, sumpfige Schlucht. Von dieser erzählen die Leute, daß dort ein großes Gasthaus gestanden habe. Einmal veranstaltete der Besitzer dieses Gasthauses ein großes Fest, zu dem alle Bauern des Dorfes geladen waren. Sie tranken, aßen, was sie konnten, und fingen zuletzt an zu fluchen. Während sie noch fluchten, läutete die Glocke der Kapelle zum „Engel des Herrn". Da spotteten die dort Versammelten über die frommen Leute, die jetzt die Hände falteten und beteten. Nur einer von den Gästen ließ sich nicht abhalten und ging hinaus, um sein Gebet zu verrichten. Kaum hatte er seinen zweiten Fuß über die Türschwelle gesetzt, da sank das Gasthaus mit allen, die darin waren, in die Tiefe.

Nach der Erzählung des Sextaners V. Lyssy handschriftlich mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln. 1897.

1743. Das versunkene Schloß auf dem Grojetzberge bei Lubschau.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Lublinitz.

1. Zwischen den Dörfern Pfaar und Lubschau erhebt sich ein kegelförmiger, mit Wald bewachsener Hügel, dessen Gestein ein basaltähnliches Aussehen hat und allem Anschein nach versteinerte Lavamasse ist. Dieser Hügel ist unter dem Namen Grojetzberg bekannt.

Eine alte Chronik berichtet, daß auf dem Grojetzberge vor nicht gar langer Zeit ein Schloß gestanden habe, das einem Rittergutsbesitzer gehörte. Der Besitzer des Schlosses sowie seine Gemahlin waren fromme, gottesfürchtige Leute und hatten nur eine einzige Tochter. Diese, ein schönes Fräulein von schlanker, edler Figur, liebte leidenschaftlich einen Bauernburschen, der zwar sehr arm, aber rechtschaffen und brav war. Der Vater des Fräuleins, der reiche Rittergutsbesitzer, ahnte wohl das Verhältnis, wußte aber nichts Bestimmtes darüber. Am Sonntage fuhr gewöhnlich der Schloßherr mit seiner Gemahlin in die Kirche nach Czenstochau in Polen, weil damals in der Umgegend noch keine Kirchen waren. Das Schloßfräulein schützte dagegen jedesmal eine Krankheit vor und blieb an Sonntagen stets zu Hause. In Wahrheit aber benutzte sie die Abwesenheit der Eltern, um mit ihrem Geliebten, dem Bauernburschen, Zusammenkünfte zu pflegen.

Zwischen Lubschau und Kaminitz steht noch heute eine uralte Kapelle, die lange Zeit hindurch den Liebenden als Treffplätzchen diente. An diesem Orte wurden die zwei eines Tages, als die Schloßherrschaft aus Czenstochau vom Gottesdienste zurückkehrte, ertappt. Der Vater des Fräuleins geriet darüber so sehr in Wut, daß er zornerregt sagte: „Daß doch die Bösewichter in die Erde sinken möchten!“ Von nun an wurde das Schloßfräulein sehr streng bewacht, und insbesondere durfte sie dann nicht das Schloß verlassen, wenn die Eltern zum Gottesdienste gefahren waren.

Eines Sonntags nun, als die Herrschaft wieder nicht zu Hause war, wußte sich der Bauernbursche in das Schloß Eingang zu ver-

schaffen und gelangte so heimlich zu seiner Geliebten. Als die Herrschaft wieder nach Grojetz zurückgekehrt war, blieb sie wie versteinert vor dem Tore stehen. Was war das! Ein Wunder mußte geschehen sein: das Schloß war in die Erde gesunken und nichts von ihm zu sehen! Der Wunsch des Rittergutsbesitzers war in Erfüllung gegangen und damit auch die Freveltat des Liebespaares gestraft und gesühnt. Grabinski. 1886. S. 14f.

2. Ein reicher Ritter, der die Grojetzburg bewohnte, besaß eine einzige Tochter von seltener Schönheit. Allein wer sich seinem Stande nach um ihre Hand bewerben durfte und ihr in dieser Absicht zu nahen versuchte, wurde von ihr kurz und schnöde abgewiesen. Dieser Umstand, und daß das Fräulein niemals in die Kirche nach Lubschau gehen wollte, sondern lieber Stickereien an Rittergürteln und dergleichen vornahm, befremdete die Eltern sehr. Eines Sonntags, als diese wieder in die Kirche gehen und ihre Tochter durchaus mitnehmen wollten, diese indes, allen Vorstellungen zum Trotz, nicht dazu gebracht werden konnte, vielmehr mit allerlei Vorwänden und Ausreden sich zu entschuldigen suchte, da sprach die Mutter, über die Starrsinnigkeit ihrer Tochter höchst entrüstet: „Nun sehe ich klar, du stehst mit der Hölle im Bunde und willst dich darum nicht in das Gotteshaus begeben. Ich fluche dir! Sei auf ewig verdammt! Versinke mit dem ganzen Schlosse in den Abgrund, damit ich dich, wenn ich zurückkomme, nicht mehr erblicke!" Durch den schweren Fluch wie durch einen Blitzstrahl getroffen, stand die Jungfrau wie versteinert da und war nicht imstande, den Mund zu öffnen, um durch Rechtfertigung die erzürnte Mutter zu besänftigen, die sich obendrein eiligst entfernte. Durch die nach der Kirche führende hölzerne Säulenhalle gingen die Eltern zu der Sonntagsandacht. Das Fräulein kämpfte mit sich in namenlosem Schmerz und schickte sich an, den Eltern zu folgen. Wahrlich, sie hatte weder mit der Hölle noch mit deren Fürsten einen Bund geschlossen. Nur der Liebe mächtige Bande waren es, die sie an die Burg fesselten, wenn sich ihre

Eltern in die Kirche entfernten. Kaum daß diese in die Kirche eingetreten waren, da entstand unter der Burg ein fürchterliches Toben, in der Luft erhob sich ein schreckliches Sausen, und im Nu war die Burg von der Erde verschlungen. Als die Eltern heimkehrten, sahen sie an ihrer Stelle nur eine schaudererregende Vertiefung, und sie zogen nach Lubschau.

Seit dieser Zeit soll der Geist des unglücklichen Fräuleins, nur um Mitternacht sichtbar, als schlanke weiße Gestalt um den Grojetzberg herumwandeln, und die Regenwolken, wenn sie über dessen Scheitel kommen, teilen sich, als wollten sie seinem Erdboden keine oder doch nur eine dürftige Erquickung gewähren. Das Volk sagt, wenn lange Dürre herrscht, während es ringsum regnet und sich über dem Grojetz die Regenwolken immer vergeblich sammeln: Das Fräulein kommt und geht um den Grojetz herum und vertreibt die Wolken, mit einem weißen Tuche wehend. Das Volk sagt auch: Wenn sich jemand erkühnen möchte, den Grojetz in einer Nacht von 11 Uhr bis der Hahn kräht dreimal auf Knien zu umrutschen, könnte das verwünschte Fräulein erlöst werden.

Wie sich Sagen im Munde des Volkes oft durchkreuzen, so haben auch wieder andere bejahrte Leute dieser Gegend jene Sage folgendermaßen erzählt:

Der Ritter der Grojetzburg habe drei Töchter gehabt, welche, statt Sonntags zur Kirche zu gehen, arbeiteten, und deshalb sei die Burg mit ihnen vom Abgrunde verschlungen worden, während unterdessen die Eltern andächtig in der Kirche waren.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 34—38.

Die Sage in der ersten Fassung ist schon im Oberschlesischen Bergfreund 1828 N. 27 erzählt (Nehring in Mitt. Heft 3, S. 11). Nach Lompa hat sie Heide Exner, Schlesische Sagen o. J. S. 90 f. umgeformt und der Rittertochter den Namen Ljuba gegeben.

3. Auf dem Berge Grojetz bei Lubschau stand in alten Zeiten ein Schloß, das einem tschechischen Edelmanne gehörte. Dieser hatte eine Tochter, die gegen den Willen der Eltern ein Verhält-

nis mit einem jungen Manne bürgerlichen Standes unterhielt. Während die Eltern an Sonn- und Festtagen nach dem zwei Meilen entfernten Boronow zur Kirche fuhren, kam sie mit ihm zusammen. Einst forderte die Mutter ihre Tochter wieder einmal vergeblich auf, mit zur Kirche zu fahren. Da verlor die Mutter Geduld und Mäßigung und in aufwallendem Zorne sagte sie: obyś się tu zapadła (du sollst auf der Stelle versinken). Als die Eltern später aus der Kirche zurückkehrten, war das Schloß verschwunden, und nur an der höchsten Stelle des Berges war eine Vertiefung zu erkennen. (Dieses Loch ist heute noch zu sehen.) Darauf zog der Edelmann auf den näher bei Lubschau gelegenen Berg und sagte: Ta góra mi jest lubsza (dieser Berg ist mir lieber). Daher soll der Name des Dorfes Lubschau kommen.

Wer siebenmal von 12 bis 1 Uhr auf den Knien um den Grojetz sich herumbewegt, soll nicht allein die verwünschte Baronin erlösen, sondern auch das Schloß und die darin befindlichen großen Reichtümer erwerben. Noch neuerdings sollen Leute diese Erlösung versucht haben.

Nach der Erzählung des Revierförsters Roth zu Ludwigsthal bei Lubschau, handschriftl. mitgeteilt von Dr. Knötel in Tarnowitz. Aufgenommen in Paul und Hildegard Knötels Oberschlesische Sagen, 1907, S. 54.

1744. Das untergegangene Gasthaus in Rybna.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Tarnowitz.

In dem Dorfe Rybna bei Tarnowitz wohnte einst ein Gastwirt, der gern über heilige Dinge spottete. Die Leute verwünschten ihn deswegen in den Abgrund der Hölle. Sieben Jahre lang dauerte das gottlose Treiben des Wirtes, bis einst um Mitternacht das Gasthaus unter donnerndem Krachen vom Erdboden verschwand. An seiner Stelle steht bis auf den heutigen Tag ein Kreuz, das im Jahre 1770 erneuert worden ist.

Nach der Erzählung des Obertertianers Friedrich Niemczyk, handschr. mitgeteilt von Dr. Knötel in Tarnowitz.

1745. Verſunkenes Dorf Jendrychow.

Polniſch-Oberſchleſien. Kreis Tarnowitz.

1. Unweit Wieszowa iſt an der Tarnowitz-Gleiwitzer Straße ein keſſelförmiges Tal. Dort ſoll ein Dorf mit Namen Jendrychow geweſen, aber verſunken ſein. An dem Orte, wo der Taufſtein in der Kirche ſtand, iſt eine Quelle mit dem ſchmackhafteſten Waſſer, die im Sommer ſelten ein Wanderer unbeſucht läßt, und die auch meilenweit an Feſttagen von Herrſchaften beſucht wird. Das Tal hat ſchönen Graswuchs. Unter der Erde ſoll man zuweilen den Klang der verſunkenen Glocken hören.

Ein alter Förſter hatte wiederholte Träume, in denen ihm befohlen wurde, in der Nähe der Quelle ein Kreuz aufzuſtellen. Er tat es und machte auch eine Treppe, auf der man in die Vertiefung hinabſteigt. Lompa, Handſchrift. 1846. S. 28.

2. Unweit Wieszowa auf der Straße von Tarnowitz nach Gleiwitz iſt ein Talkeſſel; dort verſank das Dorf Jendrychow. Wo der Taufſtein in der Kirche ſtand, dort quillt ein ſchöner Brunnen empor, zu dem weither gewallfahrtet wird. Zuweilen hört man die Glocken emporklingen. Einem alten Förſter träumte, er ſolle ein Kreuz an der Stelle errichten und Stufen bauen, die zur Quelle hinabführen. Er kam dem Gebote nach.

Im ganzen Tale iſt herrlicher Graswuchs.

Karl Bartſch, Auszug aus Weinholds 1850 verbrannter Sammlung. Prov.-Bl. 1865. S. 91.

1746. Das verſunkene Kloſter bei Beuthen O.-S.

Polniſch-Oberſchleſien. Kreis Beuthen.

Hinter dem Margaretenkirchlein bei Beuthen O.-S. ſtand einſt nach dem Goytale zu ein reiches Kloſter, das aber in die Erde verſank. In den Zwölfnächten ſteigt es auf und verſinkt zugleich in einer Nacht. Ein Bergmann, der angetrunken nach Hauſe ging, ſtieß in einer ſolchen Nacht an die Kirchturmſpitze (ſo weit hatte ſich das Kloſter gerade erhoben). Ärgerlich über die

Störung fluchte und wetterte er ganz abscheulich, und siehe! alsbald versank das Kloster mit allen seinen Schätzen. Die Geistlichen ließen Nachgrabungen veranstalten, aber sie stießen nur auf verfallene Gänge. Zu gewissen Zeiten hört man dort in der Gegend Glocken läuten unter der Erde.

Von einem Beuthener Schüler.
A. Bartsch in Zeitschr. „Oberschlesien". I. Jahrg. 1902/03. S. 845 f.

1747. Untergang eines Kretschams in Rydultau bei Ratibor.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Rybnik.

In Rydultau bei Ratibor lag am Waldeingange ein Kretscham. Die Tochter des Wirtes wurde von einem Knechte umfreit; er erhielt sie aber nicht zur Frau, weil er arm war. Eines Tages kehrte ein reicher Jude in dem Wirtshause ein. Das Mädchen beredete den Burschen, ihn zu töten und ihm das Geld fortzunehmen. Der Knecht lauerte im Walde dem Juden auf und schlug ihn tot. Sterbend sagte der Jude: „Biada, biada, za siedem lat!" (Wehe, wehe, nach 7 Jahr!) — Das Mädchen und der Bursche heirateten und lebten sieben Jahre glücklich. Da, an dem Tage des Mordes, kehrte ein Priester, der sich auf dem Wege zum Kranken befand, im Kretscham ein. Die junge Frau wollte ihm Rühreier bereiten und holte vom Boden Eier herunter. Als sie die Bodenleiter hinabstieg, fiel ihr ein Ei aus der Schürze herunter und zerbrach.[1]) Da fiel ihr das „Biada, biada" ein, und sie entsann sich, daß heute sieben Jahre seit jenem Morde verflossen waren. In demselben Augenblicke erfolgte ein Krach: das Haus stürzte ein und begrub alle. Nur der Priester rettete sich durch einen Sprung durchs Fenster. An jener Stelle befindet sich heute ein Teich; die Trümmer des Hauses waren spurlos verschwunden.

Nach Erzählung der Lehrerin Frl. Clara Schmalz, handschriftlich von Dr. Drechsler, damals in Jauer.

1) Bedeutet Unglück; im Traume Eier sehen: Krankheit, Zorn, Feuer, Freundes Tod.

1748. Das versunkene Schloß bei Ottmuth.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Groß-Strehlitz.

Zwischen Ottmuth und Oderwanz liegt links vom Wege ab ein Sumpf. Vor langer Zeit stand an dieser Stelle ein Ritterschloß, dessen Besitzer eine überaus schöne Tochter hatte. Der Vater wünschte, daß diese sich einen Freier wähle, und veranstaltete deshalb häufig glanzvolle Feste, zu denen die jungen Ritter von nah und fern geladen wurden. Aber die Tochter wies jeden, der ihr zu nahen wagte, ab. Eines Abends war wieder eine Anzahl erlesener Gäste anwesend, und das Schloß hallte wider von Gesang und fröhlichem Spiel. Als aber der im Übermaß genossene Wein ihre Sinne verwirrte, fingen sie an Gott zu lästern und zu verspotten. Die Tochter verwies ihnen zwar das frevelhafte Treiben, aber höhnisch lachend wandten nun die Gäste ihren zügellosen Spott auch gegen sie. Das Getümmel wuchs, und als es seinen Höhepunkt erreichte, erbebte das Schloß unter einem donnerähnlichen Krachen und versank mit allen Bewohnern in die Tiefe. An der Stelle des Schlosses aber dehnt sich seit dieser Zeit ein Sumpf im Gefilde.

Schriftl. vom Präparand Waldemar Koloczek aus Ottmuth bei Krappitz. 1910. (Durch H. v. Woikowsky-Biedau.)

1749. Die untergegangene Stadt im Koloteiche bei Sandowitz.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Groß-Strehlitz.

In dem Walde, der zur Försterei Mostken bei Sandowitz gehört, liegt ein Teich von 100 Morgen. Er ist von Hügeln eingeschlossen, so daß er in einem Talkessel liegt. Dort soll, wie die Einwohner der umliegenden Dörfer erzählen, eine Stadt gestanden haben, die denselben Umfang hatte wie der Talkessel. Die Einwohner der Stadt trieben Jagd und besaßen große Reichtümer. Da sie aber habsüchtig waren, wurden sie von den Bewohnern der anderen Ortschaften gehaßt. Als einst eine Hungersnot herrschte, sahen die reichen Bewohner der Stadt ruhig zu, wie die armen Leute der Umgegend hinstarben und halfen niemandem.

Da entstand eine große Überschwemmung und verschlang die Stadt, und an dem Orte, wo sie gestanden hatte, bildete sich ein Teich. Dieser wurde der Koloteich genannt, weil die Stadt Kolo (kołło) geheißen hatte. Noch heute soll man hören, wie auf dem Grunde des Teiches die versunkenen Städter, ihre Hühner, Enten, Gänse und sonstigen Haustiere sprechen, gackern, schwatzen und schreien. Auch soll man die Trümmer der Stadt auf dem Grunde des Wassers sehen können.

Nach der Erzählung des Sextaners Max Mattern, handschriftl. mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln.

1750. Versinken eines Gasthauses oder einer Mühle im Sumpf.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel.

Abseits vom Dorf Czissek liegt schilfbewachsen ein tiefer Teich. Er soll entstanden sein an der Stelle, wo einst ein Gasthaus stand, in dem gar zu viel und gottlos getanzt wurde. Mitten in der größten Tanzlust stürzte das Haus zusammen und begrub alle, die darin waren. Nach anderer Erzählung soll hier eine Mühle versunken sein, und man hört noch oft das Rauschen und Brausen des Mühlrades im Wasser.

Schriftl. von Seminarist Johann Serisko aus Czissek. 1910. (Durch H. v. Woikowsky-Biedau.)

Auch bei Kandrzin soll ein Gasthaus versunken und an seiner Stelle ein Sumpf entstanden sein. Der Wirt war der einzige fromme Mensch in dem Gasthause. Als die Gäste nichts als frevelhafte Reden führten, nahm der Wirt das Kreuz von der Wand und sagte, auf den Heiland weisend: „Der darf eurem Gespräche nicht zuhören!“ Da versank das Gasthaus, und nur der Wirt mit dem Kreuze in der Hand wurde gerettet.

Schriftl. von Seminarist Bruno Pampuch aus Kandrzin. 1910. (Durch H. v. Woikowsky-Biedau.)

1751. Das versunkene Schloß in den „Erlen“ bei Oberglogau.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Neustadt.

Bei dem Städtchen Oberglogau liegen „die Erlen“. Das Flachland, das die Stadt umgibt, ist an einer Stelle unterbrochen

durch eine tiefe Einsenkung. In ihrer Mitte liegt ein Sumpf, ringsherum stehen Erlen. Daher der Name. Wie die Vertiefung entstanden ist, erzählt der Volksmund folgendermaßen:

Früher stand dort, wo jetzt unbetretbares Sumpfland liegt, ein prächtiges Schloß. Nachdem der böse Herr des Schlosses sein Vermögen verpraßt hatte, griff er das Eigentum Fremder an, und kein Kaufmann, kein fahrender Scholar war vor ihm sicher. Ein armes Bäuerlein, das mit dem Erlös einer verkauften Kuh arglos heimwärts zog, fiel ihm auch zum Opfer, und als das Bäuerlein sich zur Wehre setzte, machte ein Schwertstreich seinem Leben ein Ende. Da lag der arme Mann nun tot im Grase, und die durstige Erde trank sein rotes Blut. Der Räuber aber zog fröhlich heim. In banger Sorge hatte des Bauern Weib auf seine Rückkehr gewartet. Doch als es Abend wurde und er nicht kam, machte sie sich in angstvoller Unruhe auf, ihn zu suchen. In der Nähe des Schlosses fand sie ihn, tot in seinem Blute und aller Habe beraubt. Da wußte sie, wer der Täter war. Dort oben saß er mit seinen Genossen in den prachtvoll geschmückten Zimmern. Und das Jubeln und Lachen der frechen Räuber drang tief in den Wald bis zum Ruheplatz des Toten. Da faßte namenlose Wut die Frau. Und mit gräulichen Verwünschungen rief sie: „Möge der Fluch euch treffen, verruchte Mörder, und ihr mit euren Sünden in die Hölle versinken!“ Kaum war das grause Wort verklungen, da fing die Erde an zu beben. Die Mauern und Türme fingen an zu wanken. Die Erde öffnete sich, und der Schlund nahm das ganze Gebäude nebst den Bewohnern auf, dem Ritter und seinen Spießgesellen . . . Und nichts war mehr zu sehen von dem herrlichen Rittersitz. Nur nachts in stiller Stunde hörte man lange Zeit aus der Tiefe Johlen, Lärmen und Schreien. Das waren die Unholde, die nicht Ruhe finden konnten.

Der Ort ward gemieden von jung und alt. Nur ein Jüngling, der seines Lebens überdrüssig war, fand in seinem Kummer den Weg an diesen verrufenen Ort. Die Erle am „Brünndel“, die hier ihre mächtigen Äste breitete, schien ihm geeignet für sein Vor-

haben. Aber als er den Strick um den Ast gelegt hatte, erblickte er im Geäst die Gestalt der Gottesmutter mit dem Kindlein auf dem Arme, wie sie unter dem Namen „Die Mutter von der immerwährenden Hilfe" bekannt ist. Vor ihrem vorwurfsvollen Blicke fiel er zu Boden. Als er wieder emporblickte, war die Erscheinung verschwunden, aber sein Entschluß war geändert; er kehrte ins Leben zurück und war gerettet. Zur Erinnerung an dies Ereignis wurde an dem Baume ein Muttergottesbild aufgehängt, das später, als der Baum gefällt wurde, durch ein in der Nähe aufgestelltes Steindenkmal ersetzt worden ist.

Nach Hyckel, Schlesischer Sagenborn. S. 8ff. Etwas gekürzt.

1752. Die beiden Teiche bei Stöblau, wo ein Schloß und eine Schmiede versunken sind.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Neustadt.

In der Nähe von Stöblau liegen zwei kleine Teiche, die aber ziemlich tief sind. In dem einen soll ein Schloß, in dem andern eine Schmiede versunken sein. Bei den Schloßbewohnern überstieg die Gottlosigkeit alle Grenzen, und so versank das Schloß eines schönen Tages in die Tiefe, über der sich der eine Teich bildete. Auch der Schmied wollte von Gott nichts wissen, und an Sonn- und Feiertagen vernahm man ebenso gut wie an Wochentagen sein geschäftiges Hämmern und Pochen. Als eines Sonntags die Leute aus der Kirche kamen, war die Schmiede, die vorher noch dagestanden hatte, mit Mann und Maus versunken, und über ihr breitete sich der andere Teich aus.

Schriftl. von Seminarist Faltin aus Stöblau. 1910. (Durch H. v. Woikowsky-Biedau.)

1753. Untergang eines Gasthauses und einer Mühle in Wilkau.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Neustadt.

Im vorigen Jahrhundert stand in Wilkau, Kreis Neustadt, ein Dominium nebst Mühle und Gasthaus. Hier übernachtete einst

ein Fuhrmann. Als er am frühen Morgen aus dem Gasthaus fuhr, hörte er hinter sich einen Hahn krähen. Er wandte sich um und sah auf seinem Wagen einen schwarzen Hahn sitzen, der in demselben Augenblicke verschwand. Zu gleicher Zeit verschwand auch die Wirtschaft, und man sah nur eine ebene Fläche.

In dem Bache, der früher die Mühle trieb, liegt noch heute die Walze des großen Mühlenrades. Zu wiederholten Malen versuchte man die Walze herauszuheben; aber man war es nicht imstande, da sie immer tiefer sank, obwohl sie nach einiger Zeit wieder zum Vorschein kam.

In der Nähe befindet sich auf einer Anhöhe ein etwa $^1/_2$ m breites rundes Wasserloch von unendlicher Tiefe. — Nicht weit davon, auf der andern Seite des Baches, wurden große Bottiche mit Geld gefunden. Davon ist die Glocke gegossen, die Donnerstag abends 8 Uhr in Oberglogau geläutet wird.

Nach einer Mitteilung des Sextaners Bruno Stoisiek, handschriftlich von Dr. Wilpert in Oppeln.

1754. Das versunkene Zebraner Schlössel bei Wagstadt.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Wagstadt.

In einem Wagstädter Urbar vom Jahre 1696 wird eines Zebraner Schlössels Erwähnung getan. Von diesem Schlössel geht die Sage, es sei ehedem befestigt gewesen und wegen der Lasterhaftigkeit seiner Bewohner versunken. Am Palmsonntage jeden Jahres öffne sich die Erde, und man sehe da große Schätze.

Peter, Burgen und Schlösser, 1. Bd. 1879. S. 55. Anm. zu Zebrákow, einem Dorfe bei Wagstadt.

1755. Die versunkene Mühle in Stubendorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Jägerndorf.

In Stubendorf bei Hotzenplotz ist ein Teich, dessen Wasser einen unangenehmen Geruch verbreitet. An der Stelle dieses Teiches soll einst eine Mühle gestanden haben, die aber eines Tages versank, weil die Müllerin aus den Brotwecken die „Weichel“

herausnahm und die so ausgehöhlten Wecken als Schuhe verwendete. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 88.

1756. Der Untergang der „Hunstadt" im Moosebruche bei Reihwiesen im Altvatergebirge und die Wunder der Tiefe.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

1. Der Untergang der „Hunstadt" und die Entstehung des Moosebruches bei Reihwiesen.

Bei dem Dorfe Reihwiesen, einem der höchsten des ganzen Sudetengebirges, breitet sich die ansehnliche ebene Hochfläche des Moosbruches aus, eines Torfmoores, welches die schwarze Oppa durchfließt und früher ganz bewachsen gewesen sein soll. Zwei Teiche liegen auf dem weiten Bergraume, dessen Boden unter den Füßen des Wanderers zittert und schwärzliches Wasser bei jedem Tritte emporquellen läßt, gegen Abend der große dreieckige Teich, und über eine Stunde Wegs davon entfernt gegen Morgen der kleine runde. Die Umgebungen erhöhen den Eindruck, den diese traurig anzusehende Gegend auf den Reisenden macht. Gegen Mittag erhebt sich aus der Senkung des Oppabettes der mit Nadelholz dicht bewachsene Geiersberg, ihm gegenüber zieht sich der Schloßberg hin, der im östlichen Teile auf mauerartig aufgetürmten Felsenmassen den Rest eines Turmes der alten Feste Koberstein und im westlichen Teile einen ebenfalls großartigen Felsen trägt; hinter ihm steigt der Alterberg mit seinem spitzen Grate empor und hinter dem Geiersberg die Urlichskoppe. —

Da, wo jetzt das Auge den Spiegel des großen Teiches erblickt, stand einst eine große Stadt, Hunstadt genannt. In diese kamen auch die mährischen Apostel Methodius und Cyrillus, um sie vom Heidentum zum Christentume zu bekehren. Allein die Bewohner der Stadt jagten die heilbringenden Männer gewaltsam zu den Toren hinaus. Da riefen die Vertriebenen, als sie unfern des Ortes gekommen waren, Gott an; die ruchlose Stadt versank vor ihren Augen, und an ihrer Stelle zeigte sich die Fläche eines Sees.

Ungeheure Schätze liegen in diesem Teiche versenkt, die Kostbarkeiten und Reichtümer der Bewohner der untergeganen Stadt. Welsche sind vor Zeiten dahin gekommen und haben viele Kleinodien aus der Tiefe des Wassers heraufgeholt.

Nach einer anderen Erzählung soll einmal da, wo jetzt die Oberfläche des kleinen Teiches zu sehen ist, eine Kirche gestanden haben, die zu einem in der Nähe der großen Stadt gelegenen Dorfe gehörte.

Diese Sage erzählten mir 1840 Leute aus Alt-Reihwiesen.

Kastner im Neisser Gymnasialprogramm 1845. S. 15.
Nacherzählt von Hyckel, Schlesischer Sagenborn, S. 26.

Bei dem Dorfe Reihwiesen breitet sich die ansehnliche Hochfläche des Moosebruches aus. Man sagt, daß er früher ganz bewachsen gewesen. Zwei Teiche liegen auf dem weiten Torfmoore, dessen Boden unter den Füßen zittert und schwärzliches Wasser bei jedem Tritte hervorquellen läßt. Der große Teich hat die Gestalt eines Dreiecks, der kleinere hingegen ist rund.

An der Stelle des großen Teiches soll einst eine bedeutende Stadt gestanden haben, Hunstadt genannt. In diese kamen auch einst die mährischen Apostel Cyrillus und Methodius, um die Bewohner vom Heidentum zum Christentum zu bekehren. Diese jedoch jagten die heilbringenden Männer unter Hohn und Spott und Qual zu den Toren hinaus. Die Vertriebenen beteten für ihre Feinde, riefen aber auch einen dreimaligen Fluch über das ruchlose Volk der Stadt aus.[1]) Sogleich entstand ein furchtbarer

1) Adolf Kettner, der in der Zeitschr. „Oberschlesien" III. Jahrg. 1904/05, S. 451—454 eine Anzahl Moosebruchsagen, im ganzen mit Peter übereinstimmend, zusammenstellt, gibt an dieser Stelle eine etwas abweichende Darstellung. Er sagt: Ein frommer Gottesmann — einige meinen, es sei Cyrill oder Method gewesen — kam einst hierher und sah das Lasterleben der Einwohner der Hünenstadt, denen schon lange das rechte Gotteswort abhanden gekommen war. Mit heiliger, frommer Begeisterung mahnte er zur Buße und Umkehr — vergeblich. Man hörte nicht nur nicht auf seine Stimme, man höhnte, mißhandelte ihn sogar und warf ihn in den

Donner, und die Stadt samt ihren sündenbeladenen Einwohnern versank vor ihren Augen, und an der Stelle, wo die Stadt gestanden hatte, bildete sich ein „See".

Andere bringen die Sage von der Vertilgung der „Hunenstadt" in Verbindung mit einem Schüler der beiden Apostel Mährens. Dieser kam, von Methodius und Cyrillus abgesandt, über den Roten Berg und weiterhin an den „Predigtstühlen", einer Felsengruppe am Hohen Urlich, vorbei nach Hunstadt. Nach derselben Erzählung erhielten der Rote Berg sowohl wie die Predigtstühle infolge dieser Bekehrungsreise ihre Namen. Auf dem Roten Berge nämlich brachte der Mann Gottes eine Nacht unter den wilden Bestien des Waldes zu. In seiner Not und Bedrängnis trat ihm das Blut aus den Poren. Und von den Predigtstühlen aus verkündigte er einer zahlreich versammelten Volksmenge die Lehre des Heiles.

Dort, wo jetzt der kleine Teich zu sehen ist, soll einst eine Kirche gestanden haben, die zu einem in der Nähe von Hunstadt gelegenen Dorfe gehörte. Noch jetzt wollen bei hellem Sonnenscheine die Umwohner in den beiden Moosebruchteichen Mauern und Turmspitzen sehen. Auch große Fische von schwarzer Farbe und seltener Gestalt halten sich dort auf, sowie andere Wundertiere, die aus der Ostsee, mit welcher der Moosebruch zusammenhängen soll, dorthin kommen. Man hört in dem größeren der beiden Teiche oft ein schreckliches Getöse und glaubt, daß einmal das Wasser mit ungeheurer Kraft aus dem Becken treten und die Gegend ringsum überfluten werde.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 91 f.

Nach einem alten Manuskript; dem Oppaland von Ens; der Moravia v. J. 1815 und 1847; dem Programmaufsatze des Neisser Gymnasiums v. J. 1845; nach einem Manuskripte der K. K. Troppauer Oberrealschule und mündlich.

Kerker. Am andern Morgen setzte man ihn auf einen Esel, band an jeden seiner Arme einen erschlagenen, stinkenden Hund und jagte ihn aus der Stadt. Der Himmel rächte die Unbill. Proschko, Geschichte und Sage. 1879. S. 155 f. benutzt ebenfalls Peter als Quelle.

2. Eine andere Sage über die Entstehung des Moosebruches. Der Seehirt.[1])

Über die Entstehung des Moosebruches lebt im Munde des Volkes noch eine andere Sage.

In alter Zeit stand an der Stelle des jetzigen Torfmoores eine blühende Stadt, welche den Namen Hunstadt führte. Ihre Einwohner ernährten sich größtenteils von der Viehzucht. Sie lebten in Hülle und Fülle, aber auch in Sünde und Laster. Bei einem der bedeutendsten Besitzer dieser Stadt hütete ein Knabe von etwa 15 Jahren die Kühe. Da geschah es, daß eines Tages der Schaffer, der die Dienstleute mit Nahrung für den ganzen Tag zu versorgen hatte, dem Knaben nur trockenes Brot in die Hirtentasche steckte. Der Knabe trieb die Herde auf den gewöhnlichen Weideplatz und gesellte sich alsbald zu den Hirten der Nachbarn. Als es Mittag wurde, zog jeder der „Kühjungen" seine Butterschnitte hervor. Dasselbe wollte auch unser Hirt tun. Aber wie erstaunte er, als er nur trockenes Brot fand. Ergrimmt warf er das Brot auf den Boden, nahm seine Peitsche und hieb auf dieses los. Doch welch Entsetzen für ihn! Aus dem Brote quollen Blutstropfen hervor. Er wollte fliehen, aber seine Füße waren wie gelähmt. Da ließ sich aus dem nahegelegenen Walde eine Stimme vernehmen: „Weil du meine Gabe mit Peitschenhieben entwürdigt hast, so sollst du zur Strafe in diesen Wäldern bis zum jüngsten Tage herumirren und die gottlosen Leute necken und quälen. Aber auch die sündhaften Mitbewohner der Stadt will ich strafen, ein Regenguß soll ihren Untergang herbeiführen." Und also geschah es auch. Am folgenden Tage öffneten sich die Himmelsschleusen, und in furchtbaren Wasserfluten ging die Stadt zugrunde. Nur wenige retteten sich und ihre Habe in die umliegenden Ortschaften. An der Stelle der Stadt aber bildete sich ein ausgedehnter Sumpf. Später erbauten in der Nähe einige Köh-

1) Über den Seehirten als schackernacktreibenden Geist des Bergwaldes vgl. Schlesische Sagen I, S. 575—580.

ler Hütten, diese nannten den Moor Sühnteich (Sinteich). Um diese Köhlerhütten herum entstand nach und nach das Dorf Reihwiesen. Das Kreuz des Kirchturmes der Hunstadt, das gerettet wurde, prangt noch heutzutage auf der Kirche in Reihwiesen.

Der „Kühjunge" aber — gewöhnlich „Seehirt" oder „Moosebruchhirt" oder „Sühnhirt" (Sinhirt) genannt — zeigt sich noch heute in jenem Walde bald als guter, bald als böser Geist und schreckt mit seinem unheimlichen „Hohoho" oder „Dôhâr! Dôhâr!" jeden, der sich dem Sumpfe nähert. Gewöhnlich erscheint er, eine Peitsche in der Hand haltend, in leinenen Hosen und bloßem Hemde, mitunter in einer Leinwandjacke, mit einer Brottasche an der Seite. Doch liebt er es auch andere Gestalten anzunehmen.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 94f.

Ein Bild des Seehirten, von Bernhard Kutzer aus Holz geschnitzt, besitzt meines Erachtens neben seinem künstlerischen auch einen hohen, volkskundlichen Wert, da sein Meister in ihm volkstümlichen Vorstellungen gefolgt ist. Bernhard Kutzer, geboren in Niedergrund in Österreichisch-Schlesien 1794, ein Künstler, der weder durch Lehre noch durch Wanderschaft sein Talent gebildet, sondern in seiner engen, von Bergen umschlossenen Heimat (er starb in Obergrund im Jahre 1864), aus eigener Kraft bewundernswerte Meisterwerke der Holzschnitzkunst, besonders für Kirchen, geschaffen, hat auch die Gestalt des Seehirten plastisch dargestellt. Im Gasthause „Zum Seehirten" in Reihwiesen (oberhalb Obergrunds) befindet sich ein altes Bild des Seehirten, das soll, wie mir der Wirt sagt, Kutzern für sein Schnitzwerk zum Muster gedient haben. Die Darstellung ist tatsächlich dieselbe. Wer das Bild gemalt hat, ist unbekannt. Das Schnitzwerk wird in Kutzers Familie (sein Sohn Raimund Kutzer in Obergrund) noch immer aufbewahrt.

Ein Aufsatz über Bernhard Kutzer befindet sich aus Adolf Kettners Feder im „Altvater", Organ des mährisch-schlesischen Sudeten-Gebirgsvereins", XXII. Jahrg. 1904, S. 40—42.

Vor mehreren Jahrhunderten lebte in Reihwiesen bei Zuckmantel ein Bauer, der einen sehr ungenügsamen Viehhirten hatte. Eines Tages sollte dieser wie gewöhnlich das Vieh des Bauern auf die Weide treiben, und der gab ihm ein Stück trockenes Brot mit. Mit dem Brote allein aber war der Hirt nicht zufrieden

und wollte Butter dazu. Weil er aber keine erhielt, so trieb er voll Zorn das Vieh auf die bestimmten Felder. Daselbst angekommen warf er das Brot auf die Erde, fluchte und schimpfte und hieb es so lange mit seiner Peitsche, bis Gott diesem Greuel ein Ende machte. Die Felder, auf denen er sich mit seinem Vieh befand, wurden in einen sumpfigen Teich („Mooseteich") verwandelt; der Hirte verschwand und wurde, den Menschen zur Plage, auf immer in diesen Teich gebannt.



Der Seehirt, Statuette von Bernhard Kutzer.

Wenn Reisende oder Graser in die Nähe seines Aufenthaltes kommen oder ihn gar bei seinem Namen rufen, so verführt er sie in seinen Teich.

Vor mehreren Jahren wollte ein Weib aus Ober-Thomasdorf ihrem Manne, der in der Umgegend von Reihwiesen Holz schlug, das Essen zutragen. Da erschien ihr unterwegs der Seehirte in Gestalt eines Weibes, dessen Gesicht mit einem weißen Tuche verhüllt war. Er ließ sich gleich mit ihr in ein Gespräch ein, und da sie auch des nämlichen Weges gehen mußte, so war es dem Weibe aus Thomasdorf sehr lieb, daß sie eine Gefährtin erhielt.

So gingen sie eine lange Strecke miteinander. Der verkleidete Hirt aber führte sie auf einen Irrweg durch Gesträuch und Gestrüpp. Auf einmal verschwand das vermummte Weib, und die Bäuerin sah sich mitten im Gestrüpp und wußte keinen Ausweg zu finden. In großer Angst irrte sie bis gegen den Abend auf den Gebirgen umher. Schon ganz ermattet konnte sie kaum mehr gehen, und der Gedanke, aus den Wäldern sich nicht mehr herauszufinden, ängstigte sie immer mehr, bis ihr endlich ein „Holzmacher" begegnete, der sie auf dem rechten Wege wieder nach Hause führte.

Auch heißt es, daß der Teich unterirdisch mit dem Weltmeere in Verbindung sei, und daß er am jüngsten Tage die ganze Umgegend unter Wasser setzen werde.[1])

In den Dörfern Saubsdorf, Sandhübel und auch in Reihwiesen selbst sagt man, es habe einst dort eine Stadt gestanden, die untergesunken sei. Auch soll der Teich eine Tiefe haben, die man bis jetzt durch die längsten Schnüre, die an dem einen Ende beschwert wurden, nicht ausmessen konnte.

Vernaleken, Mythen und Bräuche, 1859, S. 153f.

Die Sage vom Seehirten ist auch in Polnisch-Oberschlesien bekannt. In sehr gekürzter Gestalt wird von dort berichtet:

Einst schickte ein Herr seinen Hirten auf die Weide und gab ihm nur ein Stückchen trockenes Brot zu essen mit. Der Hirt war darüber böse und warf das Brot seinem Herrn vor die Füße. In demselben Augenblicke verschwand ein Teil des Dorfes Reihwiesen in der Erde, und darüber bildete sich ein Teich. Die Bewohner des Dorfes sagen, bei klarem Wetter sehe man die Turmspitze der Kirche in dem Teiche und höre bisweilen den Hirten rufen.

Nach der Erzählung des Sextaners Georg Preschkowitz, handschr. mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln.

---

1) Ähnlich lautet der Bericht Lompas in seiner Handschrift 1846, S. 50, daß es durch den Magistrat in Freiwaldau verboten sei, das Wasser des Sees abzustechen; denn ganz Schlesien würde überschwemmt werden.

3. Die Schätze des Mooſebruchteiches und des Wälſchen Tauchverſuche.

Ungeheure Schätze liegen in dem großen Mooſebruchteiche verſenkt, die Koſtbarkeiten und Reichtümer der Bewohner der untergegangenen Stadt. Wälſche ſind vor Zeiten dahingekommen und haben viele Kleinodien aus der Tiefe des Waſſers herausgeholt.

Eines Tages kam ein ſtattlicher Reiter in die Gegend des Mooſebruches. Dieſer bat einen dort beſchäftigten Arbeiter, ihm die Teiche zu zeigen. Der Angeredete willfahrte dem Fremden und geleitete ihn an den Rand des größeren Teiches. Hier erklärte der Fremde, daß er aus Wälſchland komme und in den im Teiche befindlichen Mooſen Schätze ſuchen werde. Darauf ſtieg er von ſeinem Pferde herab und erklärte dem Führer, er werde jetzt in das Waſſer hinabſteigen, und wenn binnen einer Stunde weißer Schaum heraufſteige, ſo werde er Schätze mitbringen und ſie mit ihm teilen. Steige aber roter Schaum herauf, dann ſolle er, ohne ſich umzuſehen, das Pferd hinwegführen, und es zum Andenken behalten. Hierauf ſtürzte ſich der Wälſche, mit einem Stabe verſehen, in die Tiefe. Der Führer harrte mit dem Rößlein am Ufer des Teiches, und erſt, als er aus der Tiefe weißen Schaum emporſteigen ſah, ſprang er von dem Tiere wieder herab und eilte dem Teiche zu. Der Fremde kam ganz erſchöpft aus dem Waſſer heraus, beſtieg das Pferd, warf dem Führer ein Beutelchen zu und ritt davon. Der Arbeiter aber beſah ſich das Beutelchen, und als er nichts als erbſenähnliche Kügelchen darin fand, warf er es weg. Nach einigen Wochen ſchickte der Wälſche einen Mann um dieſen Beutel. Der Arbeiter aber leugnete, einen ſolchen erhalten zu haben und wollte überhaupt von dem Wälſchen nichts wiſſen. Der Fremde aber zeigte ihm einen Beutel mit Goldſtücken, welche er gegen den andern Beutel eintauſchen ſollte. Nach langem Suchen fand man endlich den Beutel. Der Fremde tauſchte ihn für ſchweres Gold um und nahm ihn mit.

Eine andere Sage berichtet, daß in dem großen Teiche ein Edelstein von ungeheurem Werte sich befinde. Diesen habe einst ein Wälschländer bereits bis auf die Oberfläche des Wassers gebracht. Dort aber sei er ihm plötzlich entfallen. Er sei ihm zwar nachgesprungen, aber nicht mehr herausgekommen. Der See habe dann angefangen zu sprudeln und sich rot zu färben. Derjenige, der dem Wälschen das Pferd gehalten, habe sich sodann mit dem Tiere entfernt.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 93f.

Nach Lompa kam im Jahre 1804 ein vornehmer Reisender mit einem stattlichen Pferde nach Reihwiesen zum Gastwirt. Der mußte ihn zum See geleiten. Dann übergab er ihm sein Pferd, die Börse und alles, was er bei sich hatte. Er beauftragte ihn, das Pferd und alles andere zu behalten, wenn er nicht wiederkomme. Entkleidet sprang er dann in die Tiefe und kam nicht wieder.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 50.

Über das Erscheinen eines Welschen auf dem Moosbruche teilt Kastner aus einem Manuskripte eines seiner verstorbenen Freunde die folgende Erzählung mit, deren weitere Quelle er nicht kennt. „Hier soll der Sage nach in grauen Zeiten eine reiche Stadt gestanden haben, wegen der Frevel ihrer Bewohner aber in die Tiefe versenkt worden sein. Wer des Zaubers kundig ist, der diese Schätze bindet, die das unendlich tiefe Moos birgt, mag sie heben, doch ist das Beginnen gefahrvoll und mag, der's versuchen will, wohl erwägen, ob ihn nicht Gier nach irdischen Schätzen bei unreinem Herzen zu gefährlichem Wagen treibt. Nicht jedem mag es gelingen, wie jenem Welschen. Eines Morgens ist nämlich ein stattlicher Reitersmann in der Gegend der unfern von den Bruchseen gelegenen Reihwiesen zu einem Bauer gekommen mit der Bitte, ihm die Seen zu weisen. Der Bauer willfahrt des Fremden Begehr und geleitet ihn zum Rande des größeren Sees. Da gibt der Fremde sich als einen Welschen zu erkennen und vertraut dem Bauer, daß er aus Welschland eigens hergekommen sei, die Moosseen zu suchen und die darin verborgenen Schätze zu heben, erzählt ihm auch sonst noch fast seltsame Sachen, wie er schon in viele

Seen eingefahren und wie es in selbigen beschaffen sei. Als die Sonne den elften Abschnitt des Tages vollendet hat, ist der Welsche vom Rosse, so ein Schimmel gewesen ist, abgesessen, hat es dem Bäuerlein zu halten gegeben, nachdem er es zuvor gebeten hat, dasselbe bis zu seiner Wiederkunft oder, bis er ihm ein Wahrzeichen gesendet habe, zu halten. Und dies hat er ihm gesagt: „So der See, nachdem ich eine Stunde bin innen gewesen, anfängt zu schäumen, sollt du das Rößlein besteigen. Schäumet weiß aus der Tiefe der Schaum, sollt du warten meiner fröhlichen Wiederkunft und der Teilung des unterirdischen Gutes. Schäumt aber rot aus dem Schlunde der Schaum, dann sporne das Rößlein, so viel du vermagst, und eile von dannen ohne Umsehen. Das Rößlein sei dein als Lohn und Gedächtnis an diese Stunde." Wie senkrecht die Sonne auf ihre Häupter fällt, da stürzt sich der Welsche nackt, nur mit einem wunderlichen Stabe versehen, in die Tiefe. Das Bäuerlein betet vor Angst inbrünstig auf den Knien, das Rößlein steht ruhig bei ihm. Plötzlich wird es unruhig; das Bäuerlein hört fernes Brausen im See. Des Welschen Worte eingedenk, besteigt es das schnaubende Rößlein; näher und näher brausen die Wogen. Dem Bäuerlein vergeht vor Angst das Gesicht, und als es wieder zu erkennen vermag, so sieht es den weißen Schaum des Sees und von einer mächtigen Woge den Welschen getragen, den ein Wellenschlag ans Ufer wirft. Der Bauer eilt zu dem Welschen, den er dem Tode nahe in völliger Erschöpfung findet. Bald aber erholt er sich, zieht seine Kleider an, besteigt das Rößlein und entfernt sich eilends, nachdem er dem Bauer gedankt und ein Beutelchen gegeben hat mit der Weisung, es nicht zu öffnen, auch niemand zu zeigen, bis er's wieder zu holen kommen werde. Der Bauer, neugierig, was in dem leichten Beutelchen sei, versucht's zu öffnen; da er nach seiner Meinung nichts drin findet, als ein paar Erbsen, wirft er's beiseite. Nach mehreren Wochen kommt ein Bote an den Bauer nach dem Beutel. Der hat ihn nicht und will auch nichts von dem Welschen mehr wissen, da er ihn so schlecht belohnt hat. Als aber der Bote ihm einen großen ledernen Sack mit Goldstücken zeigt,

die er haben soll, wenn er dem Welschen das Beutelchen zurückstelle, sucht er's hervor und gibt es dem Boten zurück, der sich auch mit demselben, worin eitel Zahlperlen waren, entfernt. Von dem Welschen und seinem Boten hat niemand etwas mehr gehört. Das Bäuerlein hat von den Goldstücken, deren mehrere hundert waren, das Dorf Reihwiesen erbaut[1]) und hat in großem Wohlstande bis an sein Ende gelebt. — Wohl manche haben später nach den verborgenen Schätzen des Sees gesucht, doch nie hat der See weißlich geschäumt; rot stets leuchtete sein Spiegel, so oft er ein Opfer der Habsucht verschlang."

Kastner im Neisser Gymnasialprogramm, 1845. S. 15—17.

Diese Sage ist mit der andern über den Untergang der „Hunstadt" aufgenommen von Grässe in sein Sagenbuch, 1871, S. 351. Nacherzählt von Hyckel, Schlesischer Sagenborn, S. 27.

4. Der im Moosebruche gefundene Binderschlägel.

Vor alten Zeiten lebte in Freiwaldau ein ehrsamer Bindermeister, der seinen Sohn zu demselben Handwerke erzog. Beim Beginne der Wanderjahre erhielt er von seinem Vater einen meisterhaft gearbeiteten Binderschlägel mit dem Auftrage, diesen sorgfältig zu bewahren. Der junge Handwerksbursch durchwanderte die Welt in den verschiedensten Richtungen. Einst kam er auch an die Ostsee und bestieg ein Schiff, um sich nach einem fernen Lande bringen zu lassen. Während der Fahrt aber litt er Schiffbruch. Alle seine Habseligkeiten, unter diesen auch der liebe Schlägel, gingen verloren, mit genauer Not rettete er sein Leben.

Eines Tages nun angelten einige Knaben aus Freiwaldau im großen Moosebruchteiche, um einen von den seltenen Fischen zu fangen, die sich dort aufhalten sollen. Nach kurzer Zeit zieht einer von ihnen an seiner Angel einen schweren Klumpen heraus. Bald

1) In der Zusammenstellung der Moosebruchsagen von Robert Sabel in der Zeitschrift „Oberschlesien", V. Jahrg. 1906/07, S. 363—365 enthält das Beutelchen noch 77 Erbsen (statt der ursprünglichen 200). Der Bauer erhält dafür 77 Goldstücke, wovon er das Dorf Reihwiesen erbaut, das nun gerade 77 Häuser hat.

erkennt man in dem Klumpen einen Binderschlägel. Die Knaben eilen nun nach Freiwaldau zurück und bieten den Schlägel in einem Wirtshause zum Verkaufe an. Zufällig befindet sich unter den Gästen auch der Bindermeister. Sobald dieser den Schlägel erblickt, langt er danach. Schnell schraubt er ihn auseinander und nimmt aus ihm ein Goldstück heraus, wobei er erklärt, daß das derselbe Schlägel sei, den er seinem Sohne auf die Wanderschaft mitgegeben habe. Die Münze habe er ohne Wissen seines Sohnes dort eingeschlossen. Einige Zeit darauf kehrte der Sohn des Binders in die Heimat zurück. Als er unter seinen übrigen Erlebnissen auch von seinem Schiffbruche und von dem Verluste seines Schlägels erzählte, erinnerte man sich der alten Sage, daß der Moosebruch mit der Ostsee zusammenhänge.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 92 f.

1757. Das verbrannte Schloß und der Schwarzteich im Ferchauer Grunde bei Freiwaldau.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

In dem Ferchauer Grunde bei Freiwaldau in Österreichisch-Schlesien ist eine Vertiefung, die mit allerlei Gesträuch bewachsen ist, und in der nur bei starkem Regen sich Wasser ansammelt. Die Leute aber erzählen, daß dort vor vielen vielen Jahren ein Teich gewesen sei, dessen Wasser stets eine schwarze Farbe gehabt habe. Daher der Name „Schwarzteich". Vor vielen hundert Jahren soll dort ein Raubschloß gestanden haben, dessen Bewohner nur von Wegelagerei und Raubmord lebten. Auf dem Turm des Schlosses hing ein Glöcklein, welches nie geläutet wurde. Doch eine im Schlosse gefangen gehaltene Jungfrau hatte das Glöcklein entdeckt. Als die Räuber wieder einmal auszogen, Reisende zu überfallen, war die Jungfrau auf den Turm geeilt und hatte das Glöcklein geläutet, um die Reisenden zu warnen. Wütend kamen die Räuber zurück und bedrohten die Jungfrau mit dem Tode, wenn sie noch einmal die Leute durch das Glöcklein warnen würde. Ein anderes Mal aber tat sie es wieder. Überschäumend von Wut

kehrte einer der Räuber zurück, eilte nach dem Turme und hieb mit seinem Schwerte die Jungfrau nieder. In demselben Augenblicke fuhr ein Blitz aus den Wolken, das Schloß stand sogleich in Flammen und brannte nieder bis tief in die Erde hinein. Die Räuber sollen alle im Feuer umgekommen sein. An der Stelle aber entstand ein Teich mit schwarzem Wasser, der „Schwarzteich", aus dessen Tiefe man um Mitternacht ein Singen und Klingen vernehmen kann.

J. Czech von Czechenherz in Z. f. österr. Volksk. X. 1904. S. 95 f.

1758. Der verwunschene Teich bei Deutsch-Gießhübel.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Deutschbrod.

Gegen Deutsch-Gießhübel stand einst ein stattliches Gebäude. Die Umwohner behaupteten, es wäre das ein Besitz einer wohlhabenden Familie gewesen. Wenige Schritte von dem Hause entfernt lag ein ziemlich großer Weiher mit spiegelklarem Wasser, dessen Ufer mit hohem Schilf und Röhricht bewachsen waren. Da das Wasser sich niemals trübte, so glaubte man, daß der Teich eine unterirdische Quelle habe. Die Familie, so sagt man, sei zugrunde gegangen. Die genaue Ursache kannte niemand, aber der Teich wurde „der verwunschene Teich" genannt, weil man behauptete, daß es in seinen Wassern nicht richtig sei. Die Leute flohen auch diesen Teich und seine Umgebung.

Der letzte Sprößling von den früheren Besitzern mußte für seine Vorfahren Buße tun, um sie von dem Fluche zu erlösen. Es war ein gebrechliches Männchen mit spärlichem weißem Haare, und seine Gestalt flößte jedem, der ihn sah, Mitleid und Erbarmen ein. Wenn er mit bloßen Füßen und abgeschabtem Röcklein daherkam, fühlte man sich versucht, ihm den alten zerknitterten Hut vom Kopfe zu nehmen und ein Almosen hineinzuwerfen. Eigentlich lebte er auch von Almosen, denn er ging zweimal in der Woche auf den einzelnen Gehöften herum und spielte den Leuten etwas auf seiner Violine vor. Alt war die Violine, das ist wahr, aber was die Musik anging, die er vor den Türen spielte, so waren die

Weisen so fremd, lieblich und wunderbar, daß man nicht müde wurde, ihren Tönen zu lauschen.

An einem warmen Sommertage hatte er wieder seinen gewöhnlichen Rundgang abgehalten. Bei einem Bauer kaufte er für das gelöste Geld den Bedarf für seinen Lebensunterhalt. Die Geige unter dem Arme tragend, schritt er langsam und mit traurigem Gesichte seinem Hause zu. Es war schon finster, als er wieder seine Wohnung erreichte, aber bald strahlte der Mond und übergoß den Weiher mit einem freundlichen Lichte. Der Einsame zündete Feuer an und machte sein einfaches Abendessen. Nachdem er gegessen hatte, schaute er so lange schweigend ins Feuer, bis die Kohlen verglommen waren. Allerlei Gedanken durchzogen seinen Geist, besonders aber beschäftigte er sich mit der Vergangenheit seines Geschlechtes und fragte sich zum tausendsten Male, was er wohl verbrochen haben möge, daß es so gänzlich mit ihm abgehe und daß er so leiden müsse. Die Antwort blieb er sich schuldig. Nachdem das letzte Fünkchen erloschen war, erhob er sich, nahm seine Violine und begab sich an den Teich. Ein schmaler Pfad, den seine eigenen Füße gebildet hatten und der sonst von niemandem begangen wurde, führte durch das Schilf bis dicht an die Flut. Hier ragte ein schornsteinähnlicher Sitz aus dem Wasser, der wohl niemandem als ihm allein bekannt war. Auf diesem ließ er sich nieder und schaute über das vom Monde beleuchtete Wasser. In dessen Mitte schwammen graublaue Tauchhühnchen umher, die bei seiner Annäherung dem Schilfe zueilten, aber sofort zurückkamen, als sie bemerkten, daß es der alte Spielmann war. Doch die Tauchhühner verließen bald den Wasserspiegel und schlüpften in die Nester, die sie zwischen den Stengeln des Röhrichts erbaut hatten. Nun war es so stille wie in einer leeren Kirche. Für ihn war das sein liebster Augenblick; denn jetzt konnte er ganz ungestört seinen Gedanken nachhängen. Lange saß er noch sinnend, und die Nacht war schon weit vorgerückt. Da nahm er seine Violine und begann zu spielen. Aber das waren keine Töne, wie er sie vor den Türen der Bauern den Saiten entlockte, nein, sie schienen gar

nicht der Erde zu entstammen, sondern ihren Ursprung im Jenseits zu haben. Er selber wußte wohl kaum, daß er so wunderbar schön spielte; denn er gab weder auf den Bogen noch auf die Finger acht, sondern hauchte nur seine Gefühle und die Gedanken, die das Herz durchströmten, in die zitternden Saiten. Mitunter wurde er durch einen Lichtstrahl unterbrochen, der aus der Tiefe des Wassers zu kommen schien und eine Zeitlang als ein hell leuchtendes Sternlein auf der Oberfläche schwebte, um bald nachher wieder in die Tiefe zu verschwinden. Vom Kirchturme des Dorfes zitterten die Schläge der Mitternachtsstunde durch die laue Sommernacht und lösten sich in leisem Nachhalle auf. Da ließ er die Geige sinken und schloß die Augen. Träume fernster Vergangenheit durchschwebten seinen Geist, und er verlor sich immer weiter hinauf in das graue Altertum, während Seufzer seine Brust hoben und Tränen über seinen weißen Bart niederrieselten. Endlich schloß er die Augen wieder auf. Verwundert schaute er über den Teich, denn das Wasser war rosenrot geworden und das Schilf stand wie in einem See von Blut. Als er sich niederbeugte, schaute er eine unendliche Tiefe, auf deren Grunde ein mächtiges Schloß mit hohen Zinnen stand. Die Fenster waren hell erleuchtet, und er konnte deutlich sehen, wie in einem weiten Tanzsaale sich Paare im Tanze drehten und vorüberschwebten. Lange schaute er hin, die Augen taten ihm fast wehe davon. Endlich glaubte er den Fenstern einen Kranz von Nymphen entschweben zu sehen, die unter anmutigen Bewegungen emporschwammen, ihre grünen Schleier schwangen und die Arme nach oben breiteten. Er wußte nicht, was er davon halten sollte, aber dessen war er sicher, daß ihn seine Augen nicht betrogen. Fast wäre er in den Teich gesprungen, um mit den sonderbaren Wesen in das Schloß zu schwimmen. Da war plötzlich mit einem Schlage der ganze Zauber verschwunden, und das Wasser des Teiches lag wieder ruhig und klar im Scheine des Mondes vor ihm. „Schon so alt und noch immer so töricht", sprach er leise zu sich selber, sprang auf und begab sich zurück zu seinem Hause.

Als einige Tage der alte Mann nicht mehr seinen Rundgang in den Dörfern machte, schöpfte man Verdacht, daß ihm irgend ein Unglück widerfahren sei. Man drang in sein Haus ein und fand den Spielmann entseelt im Bette liegen. Viele Leute behaupten, daß sie in der Nacht dort blaue Flämmchen gesehen hätten, die aus der Erde kämen und herumirrten. Sie sagen, es seien dies verwunschene Seelen, die auf Erlösung warten.

Von Schulleiter Joseph Khun mitgeteilt aus Irschings. Langer, Das östliche Deutschböhmen, V. Jahrg. 1905. S. 165 f.

1759. Der Untergang der Tanzburg bei Heřmanitz.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Königinhof

Vor vielen hundert Jahren erhob sich auf dem Tanzberge oberhalb Brode unweit vom Wallfahrtsorte Heřmanitz die stattliche Tanzburg. Über das Elbetal hinaus bis an die fernen Berge erglänzte das Gold ihrer Zinnen, gewaltige Mauern umschlossen die schimmernden Gebäude. Der Sitz der Ritter von Tanzberg war durch lange Zeiten der Hort der Schwachen und Bedrängten, der echten Ritterſitte; glänzende Feste versammelten Gäste aus nah und fern. Da geschah es aber, daß einer der Burgherren hartherzig und böse war. Jagdgetümmel raste am Tage durch Wald und Flur, wüster Lärm und eitel Gejohle trunkener Genossen des bösen Ritters tönte aus der Burg bis lang in die Nacht hinein, ja sehr oft noch am frühen Morgen. Der Schlimmste war der Herr auf der Tanzburg selber. Da wurde es manchem schon viel, der bisher mitgetan hatte, und er zog sich aus des Ritters wüster Gesellschaft zurück, weil das nicht gut enden könne. Schließlich vereinsamte der Ritter ganz und gar und zerfiel mit Gott und der Welt. Den armen Leuten Qual und Pein zu schaffen, war sein ganzes Trachten, nur etwas liebte er, den vollen Humpen. Doch das Maß des Bösen ward endlich voll.

Es war am Vorabende eines hohen Feiertages, da raste der Ritter so arg, wie er es noch nie getan. Ein Humpen nach dem andern wanderte aus dem Keller herauf. Schon zuckte das goldene

Morgenlicht über die Lande und die Lerche hob sich aus dem Felde, festlich gekleidete Landleute gingen zum Gotteshause in Hermanitz. Auf einmal drang der Ton einer Glocke in das Gemach des trunkenen Ritters, der Priester zeigte in der Kirche vom Altare herab den Leib des Herrn. Wütend fuhr der Ritter auf, ballte die Fäuste und schrie schaurig durch die Halle: „Verflucht — —". Weiter kam er nicht, ein greller gelber Lichtstrahl durchzuckte den Raum, ein Donnerschlag fuhr herab und — dann war's still. Die Tanzburg war mit ihren goldenen Zinnen versunken, kein Stein gibt von ihr Kunde, nur die Sage weiß von ihr.

A. Schmitt unter Lokalsagen im Riesengeb. in Wort u. Bild, Heft 5/6. 1882. S. 96 f.

II. Verschiedene Wunder zwischen Himmel und Erde.

Verwandlungen in Stein.

1760. Die steinerne Spinnerin.

Kreis Landeshut.

Es sind schon viele, viele Jahre verflossen, da lebte in Kunzendorf eine Jungfrau, die sehr fleißig war und wegen ihres Fleißes von den Mitmenschen gelobt und geachtet wurde. Als sie aber älter geworden war, verstrickte sie allmählich eine gar häßliche Untugend, nämlich die Habsucht. Diese wurde bei ihr später so mächtig, daß sie stets den Sonntag entheiligte und selbst während des Gottesdienstes spann. Sie wurde oft mit dem Hinweis gewarnt, daß Sonntagsarbeit keinen Segen bringe. Aber diese Ermahnungen beantwortete sie nur mit Gotteslästerungen. Die Strafe hierfür sollte nicht ausbleiben. An einem Sonntage waren alle Ortsbewohner, die nur irgend von Hause abkommen konnten, nach Oppau in die Kirche gegangen, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Die Spinnerin aber war zu Hause geblieben. Sie wollte Geld verdienen und spann deshalb gerade so emsig, wie an

einem Wochentage. Da erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der zuletzt einem Orkan glich. Ein Wirbelwind erfaßte das Häuschen der Spinnerin, zerriß es und streute die einzelnen Teile umher. Die Bewohnerin selbst aber wurde vom Sturmwinde weit fort auf einen hinter dem Kammelberge im Walde gelegenen Felsen geschleudert, auf dem sie zu Stein erstarrte. Dort sitzt sie noch versteinert als ein Warnungszeichen. Die Leute, welche in der Kirche waren, hörten wohl auch das Heulen des Sturmes und gingen erst, als dieser sich gelegt hatte, nach Hause. Hier sahen sie mit Staunen, was geschehen war, und sprachen zueinander: „Sehet, das ist die strafende Hand Gottes gewesen; so geht es den Sabbatschändern und Gotteslästerern."

Patschovsky, Sagen des Kreises L. 1893. S. 28f.

1761. Der böse Schäfer auf dem Verlorensberge.

Kreis Reichenbach.

Auf dem Höhenzuge, der vom Zobten- und Geiersberge nach dem östlichen Eulengebirge zieht, liegt zwischen dem Hahn und dem Fischerberge der niedrigere Verlorensberg.

Einmal hütete ein Schäfer aus Güttmannsdorf seine Herde dort, ein böser Mann. Der trieb die Gotteslästerung so weit, daß er in die Brotrinde seine Notdurft verrichtete. Dafür wurde er mit seinem Hunde und den Schafen in Steine verwandelt, die man noch dort liegen sieht.

Weinhold in Z f. V. IV. 1894. S. 456.

1762. Die Kinder aus Halbendorf laufen einem Reiter nach und werden in Stein verwandelt.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

Einst ritt ein Reiter durch das Dorf Halbendorf bei Oppeln, der ganz merkwürdig aussah. Er hatte keinen Kopf und saß verkehrt auf dem Pferde. Die Leute waren gerade in der Kirche, als das geschah, nur die Kinder waren zu Hause geblieben. Als diese den sonderbaren Reiter sahen, liefen sie ihm nach. Nur ein einziger Knabe, der mit den andern Kindern auf der Straße spielte,

konnte nicht nachlaufen, weil er krank war. Als nun die Mütter aus der Kirche kamen und ihre Kinder suchten, fanden sie diese nicht. Da gab ihnen der zurückgebliebene Knabe Auskunft, daß alle Kinder einem Reiter nachgelaufen seien. Die Mütter machten sich in tausend Ängsten auf den Weg und kamen suchend in den Wald. Da fanden sie endlich die Kinder, aber alle in Stein verwandelt. Die Steine liegen jetzt noch da in einer mit Gestrüpp bewachsenen Schlucht. Jeden Abend kommen einige weiße Gestalten und setzen sich auf die Steine.

Nach der Erzählung des Sextaners Paul Ledwig handschriftl. mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln. 1896.

1763. Wie das Kuhtal am Annaberge zu seinem Namen kam.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Groß-Strehlitz.

Vor langer Zeit, als unsere Urahnen noch lebten, trieb ein Mädchen seine Kuh in ein Tal am Fuße des Annaberges, heute das Kuhtal genannt, auf die Weide. Es nahte die Mittagszeit, und das Mädchen schickte sich an, die Kuh zu melken. Doch diese zeigte sich störrisch und achtete auf keinen Zuruf der Hirtin. Da übermannte der Zorn das Mädchen in solchem Maße, daß es das Tier verwünschte. Da — ein Blitz — ein furchtbarer Donnerschlag — das Mädchen fühlt ihre Glieder erstarren; es will fliehen von dem Orte des Grausens, doch es ist nicht mehr imstande, die Füße zu gebrauchen: sie ist zu Stein erstarrt. Neben ihr steht die Kuh; auch sie ist steinern. Noch heute sind die Steinbilder zu sehen, als ein Wahrzeichen des Zornes Gottes, der seiner nicht spotten läßt. Seit dieser Zeit wird das Tal Kuhtal genannt.

Handschriftl. Mitteilung von Kottysch. Übersandt von Herrn v. Woikowsky-Biedau in Oberglogau. 1910.

1764. Verwandlung einer Sonntagsschänderin in ein Steinkreuz bei Matzkirch.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel.

An dem Wege von Matzkirch nach Dobroslawitz befindet sich ein Steinkreuz. Der Sage nach schnitt ein Mädchen gerade zur Zeit

des Hochamtes am Sonntage mit einer Sichel Gras. Ein frommer Mann kam des Weges und machte das Mädchen auf die Sünde aufmerksam, die sie damit begehe, daß sie den Sonntag entheilige. Sie erschrak und murrte, schimpfte, breitete die Arme aus und — wurde sofort ein Stein. Eine ihrem Grastuch ähnliche Erhöhung bemerkt man nach heute auf der Rückseite des Steinkreuzes.[1]) — Das Mädchen aber wartet seit Jahrhunderten auf ihre Erlösung.

Nach Erzählung des Hausdieners im Hotel Koschel, Josef Mitulla aus Tscheidt. Mitgeteilt von Herrn v. Woikowsky-Biedau in Oberglogau. 1908.

Dieselbe Sage teilt auch Seminarist Alfred Mende aus Matzkirch mit, fügt aber hinzu, daß andere von diesem Kreuze erzählen, der heilige Cyrillus habe es aufgerichtet zur Erinnerung daran, daß das Dorf Matzkirch das Christentum angenommen habe. 1910.

1765. Der steinerne Junge bei Jungferndorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

In Jungferndorf trieb einmal ein Kühjunge seine Herde auf die Weide. Dort zog er das Brot, das ihm sein Dienstherr mitgegeben hatte, aus der Tasche und mißmutig darüber, daß er wohl Brot, aber keine Butter habe, legte er es auf die Erde, nahm die Peitsche und hieb darauf los mit den Worten: „Brot, gib mir Butter!“ Kaum hatte er das ausgeredet, so wurde er in einen aufrecht stehenden Stein verwandelt. Heute noch wird der Stein neben der Straße oberhalb des Koblitzberges westlich von Jungferndorf, das in früherer Zeit Koblitzdorf oder Kobelsdorf geheißen haben soll, gezeigt. Pater Kirchmann, ein ehemaliger Lokalkaplan in Jungferndorf, hat darauf ein kleines, eisernes Kruzifix anbringen lassen.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 88.

1) Dies „Grastuch“ ist eine roh aus dem Steine herausgemeißelte Herzform an der Stelle, wo die drei Balken des Kreuzes zusammentreffen.

1766. Der Fuhrmannsstein im Altvatergebirge.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

1. Gebirgsreisende treffen auf dem Altvater einen Mann, der in der Gegend zu Hause ist und den sie nach den Merkwürdigkeiten des Gebirges ausforschen. Da weist er nach einem fernen Berge. Dorthin sollten sie gehen, dort sei ein Wunder, ein Wagen mit Pferden und Kutscher von Stein. Dazu erzählt er ihnen eine Sage: Ein reicher, vornehmer Herr hatte in dieser Gegend seine Güter. Einst fährt er in die Gebirge. Sein treuloser Knecht, welcher weiß, daß er viel Geld bei sich hat, tötet ihn und eilt mit Pferd und Wagen davon. Aber bald ereilt ihn des Himmels Strafe, mit Wagen und Pferden wird er versteinert und steht noch heutigen Tages, als wär' er vom Bildhauer ausgehauen, zum ewigen Gedächtnis seiner Treulosigkeit als ein Felsenbild da.

Aus einer Reise nach Oberschlesien bei Erwähnung des Altvaters. Hausfreund, VII. Jahrg. 1827. S. 375.

2. Gegenüber der Brünnelheide und dem Köpernickfteine zieht sich lang gestreckt der Fuhrmannsberg hin. Auf seinem Rücken ragt der gewaltige Fuhrmannsstein in die Luft, der, aus der Ferne gesehen, die Gestalt eines Wagens mit Pferden und einem Fuhrmanne zeigt und aus einer großen Menge ansehnlicher fast horizontal aufeinander geschichteter Felsen besteht. Seinem Namen gibt die Sage folgende Entstehung. Ein Bauer fuhr einmal zu Kriegszeiten Brot über das Gebirge. Auf dem bezeichneten Berge wollte er den schwer beladenen Wagen hemmen und nahm statt eines Steines, der ihm fehlte, Brot dazu. Wie er aber so an der Gottesgabe frevelte, wurde er mit seinem Fuhrwerke und seinen Pferden zur Warnung für die Menschheit augenblicks in einen Steinfelsen verwandelt, der zur Erinnerung der Fuhrmannsstein genannt wird.

Eine andere Erzählung über diese Verwandlung erwähnt nichts von Kriegszeiten. Sie sagt: Ein Bauer, der mit seinem Fuhrwerke im Gebirge gewesen sei, habe hemmen wollen, habe

deshalb das Brot, das er bei sich gehabt habe, von dem „Weichel" befreit und die Kruste dem Wagen untergelegt; deswegen sei er zur Strafe versteinert worden.

Alle Erzählungen, welche ich vernommen habe, stimmen in der Angabe überein, daß ein Bauer mit Brot gehemmt und deshalb in jenen Felsen verwandelt worden sei.

Nach mündlichen Erzählungen der Landleute.
Kastner, Neisser Gymnasialprogramm. 1845. S. 14f.

Ähnlich berichtet auch Lompa und Schroller (Heide Exner): Auf dem Berge Hockschar[1]) bei Freiwaldau liegt der Fuhrmannsstein. Ein Fuhrmann soll Brot übers Gebirge gefahren haben. Da ihm nun am Wagen etwas verdorben war, da hat er ein Brot heruntergenommen und es ans Hinterrad gelegt, um den Wagen zu hemmen. Aber — da ist Fuhrmann, Pferde, Brot und Wagen zu Stein geworden, wie dies noch heute zu sehen ist.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 50.

In der Nähe von Freiwaldau fuhr ein Bauer Brot über das Gebirge. Als er an eine Stelle kam, wo der Weg bergab ging, wollte er Halt machen. Da aber gerade kein geeigneter Stein in der Nähe lag, nahm er ein Brot vom Wagen und legte es unter das Rad, um den Wagen zu hemmen. Wie er so an der lieben Gottesgabe frevelte, wurde er mit seinem Fuhrwerke augenblicklich zu einem mächtigen Felsen, der noch jetzt auf der Höhe des Berges steht und Fuhrmannstein heißt.

Heide Exner, Schles. Sagen o. J. S. 71f. Nach Schroller, Schlesien. 1885—89. III. Bd. S. 325.

3. In südwestlicher Richtung vom Heide-Brünndl bei Ober-Thomasdorf befindet sich ein gewaltiger, schon von weitem sichtbarer Stein, der sogenannte Fuhrmannsstein, von dem folgende Sage sich erhalten hat.

1) Ein Irrtum Lompas; der Fuhrmannstein liegt südlich von der Hockschar, von ihr durch den Kepernikstein getrennt.

Einst sollte ein Fuhrmann aus einem Dorfe ins andere Brot überführen. Als er in die Gegend gekommen war, in der jetzt der erwähnte Stein steht, wurde der Weg so schlecht, daß er nicht vorwärts kommen konnte. Er trieb die Pferde an, betete, fluchte, lästerte Gott und rief endlich den Teufel um Hilfe an. Dieser erschien sogleich und erteilte ihm den Rat, sich mit dem geladenen Brote den Weg zu pflastern. Der Fuhrmann säumte nicht, es auszuführen. Als er nun so den Weg ausgepflastert hatte und darüber hinwegfahren wollte, wurde er zur Strafe für diesen Frevel samt Pferd und Wagen in einen Steinfelsen verwandelt, der zur Erinnerung der Fuhrmannsstein genannt wird.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S 87.

1767. Die Hirtensteine bei Kieslingswalde.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.

1. „Zu Khiesiswalde im Glotzischen haben drei Roßhirten ausgetrieben und ihnen ihre Herren Brot, und nicht Quärge, mitgegeben. Wie nun die Hirten in den Wald kommen, so werfen sie das Brot nieder und stäupen es mit den Peitschen und wollen's wieder heimtreiben nach Quärgen. Da straft sie Gott, daß sie alle drei zu Stein werden und noch heutzutage an der Straße im Walde bei Khiesiswalde stehen. Ich hab's gesehen stehen, weiß aber nicht gründlich, wie lang es ist, daß solches geschehen."

Erzählt 1570 von Michel Weber, einem Neisser, in seiner Chronik (Manuskript in der Breslauer Universitätsbibliothek). Mitgeteilt von Kastner in seinem handschriftl. Sagenbuche im Archiv der Schlesischen Gesellsch. f. Volkskunde.

2. Die Sage ist willkürlich umgestaltet, die Verwandlung der Knaben und ihrer Herde in Stein einem Zauberer zugeschrieben, aber ihres Brotfrevels nicht gedacht in einem Gedichte von humanistischer Form, das dem ersten Gesange der Glaziade, eines didaktisch-beschreibenden Epos von Christian Gottlieb Hall-

mann[1]), angehört. Zuerst mitgeteilt in Prov.-Bl. 1804, Bd. 39, S. 301f. und später (1825) abgedruckt im Schlesierbuche S. 408 bis 411.

3. Die noch jetzt im Volksmunde herrschende Sage wird mit einigen kleinen Abweichungen übereinstimmend wie folgt erzählt.

Die hohen Steine.

Vom oberen Ende des Dorfes Kieslingswalde zieht sich gegen Mitternacht vor dem weit höheren, östlicher gelegenen, dürren Berge ein Bergrücken hin, die Hirtenlehne oder die hohen Steine genannt. Zwischen beiden Bergen befindet sich ein Tal, in welchem die Kolonie Steingrund liegt. Auf dem Kamme dieser baumlosen, angebauten Hirtenlehne erheben sich in nicht großer Entfernung voneinander fünf große Felsenmassen, von denen eine die Gestalt eines Reiters hat. Nach der mündlichen Sage des Volkes sind dies versteinerte Menschen. Einst hüteten an jenem Berge vier Knaben das Vieh, während in ihrer Nähe ein Bauer pflügte. Sie waren diesen Tag nur mit trockenem verdorrtem Brote zur Speise versorgt worden. Das mochten aber die losen Buben nicht essen, sie warfen es auf die Erde, schlugen es mit ihren Peitschen, rollten es den Berg hinab und schrieen ihm nach: „Geh, hole Butter!" Diesen Frevel an der Gottesgabe sah der Bauer ruhig an und wehrte ihm nicht. Zur Strafe und Warnung wurden alle fünf in die Steine verwandelt, die man noch heute sieht. — Der Volkswitz sagt: Wenn jemand mit der Hand tüchtig an diese Steine schlägt, so bluten sie.

Nach mündlicher Erzählung Kastner in seinem Sagenbuche im Archiv der Schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde.

Diese Sagenform hat Kastner in einem Gedichte dargestellt, zuerst veröffentlicht in seinen (Kypselos') Gläzischen Sagen, 1838, S. 1—6, dann mit Weglassung der ersten vier Strophen in Schlesiens Sagen von Johannes Kern, 1867, S. 248—251. Danach in Prosa umgesetzt von Grässe, Sagenbuch, 1871, S. 208.

1) Hallmann, geb. den 8. Januar 1754 in Neukirch bei Goldberg, gest. den 11. Dezember 1851 als Bürgermeister von Habelschwerdt.

Die Hirtensteine.[1])

Wenn du jemals an das obere Ende des Dorfes Kieslingswalde gekommen bist, vielleicht bis dorthin, wo der Weg nach Steingrund hinausbiegt, dann hat sich gewiß dein Blick dem Hügel zugewendet, welcher sich zwischen diese beiden Orte hineindrängt, als ob er sie zu trennen bestimmt sei. Auf seinem Rücken trägt der Hügel fünf Steinkolosse von eigentümlicher Form. Ein Kranz von Bäumen, unter denen besonders Birken durch ihre silberweißen, weithin leuchtenden Stämme sich bemerklich machen, umfaßt die Höhe und gibt ihr im Verein mit jenen Felsgebilden das Aussehen einer Schlummerstätte der Toten. Dies ist sie auch, und wie sie es geworden ist, will ich erzählen.

Der Dorfhirte von Kieslingswalde sammelte bisweilen nur die Herde und führte sie hinaus auf den Platz, der gerade abgeweidet werden sollte, überließ aber dann die Aufsicht über dieselbe seinen vier Buben. Die Gemeinde sah dies zwar nicht gern, weil die Knaben sehr böse waren und die Tiere infolge fortwährenden Hin- und Hertreibens zu keinem ruhigen Grasen kommen ließen, doch wollte sie auch dem Hirten die Erleichterung, welche er sich auf die beschriebene Art verschaffte, nicht gerade wehren, da noch niemandem daraus ein ernstlicher Schaden erwachsen war.

Eines Tages, als die Abdachung jenes Hügels zum Weideplatze bestimmt war, geschah es wieder, daß der Hirt durch das den Tieren wohlbekannte Zeichen diese zusammenlockte und sie an Ort und Stelle geleitete, dann indessen unter der Obhut seiner Söhne ließ, um selbst häuslichen Geschäften nachzugehen. Diesmal verübten die Buben tollere Streiche denn je. Bald ritten sie auf den Rindern, bald mißhandelten sie die Tiere, bald jagten sie sie im Sturmlaufe vor sich her.

---

1) Auch in Böhmen gibt es einige Steingebilde, die den Namen „Hirtenstein" tragen. So bei Frauenberg, bei Ellbogen und zwischen Klobuk und Kobylnik. Überall sind es nach der Sage in Stein verwandelte Hirten, weil sie wegen irgend eines Frevels der Verzauberung verfielen. Paudler, Sagenschatz aus Deutschböhmen, 1893, S. 36 f.

Inzwischen war der Mittag herangekommen, und der Magen machte in den jugendlichen Taugenichtsen sein Recht geltend. Sie griffen in die Tasche, die der Jüngste umgehängt trug, und fanden darin nur ein Stück trockenes Brot. Die Mutter hatte nichts anderes gehabt, um es ihren Sprößlingen zur Sättigung mitzugeben. Der Anblick dieser einfachen Speise brachte in den vier Brüdern eine entsetzenerregende Wirkung hervor. Der eine fluchte über das Brot in Ausdrücken, die ihm nur die Hölle eingeben konnte, der andere spie auf die Gottesgabe, der dritte warf sie zu Boden und trat sie mit Füßen, und der letzte rollte sie gleich einem Steine den Hügel hinab, fortwährend mit der Peitsche danach schlagend. Ein Bauer, der in nächster Nähe sein Feld bestellte, sah und hörte, was vorging, schritt aber in keiner Weise dagegen ein.

Plötzlich verfinsterte sich der Himmel, und ehe es jemand ahnen konnte, brach ein Gewitter mit furchtbarer Gewalt los. Die Rinder eilten brüllend ins Dorf hinein den Ställen zu. Die Hirten wollten ihnen folgen, doch ehe sie von der Höhe herabkamen, war es, als ob diese durch eine herniederfahrende Feuergarbe in Flammen gesetzt sei. Gewaltig rollte zugleich der Donner von Berg zu Berge, als sollte er durch sein Krachen die Größe des Zornes Gottes versinnbilden. Dann ward's stiller, die Wolken hoben und trennten sich, und bald überspannte das blaue Himmelszelt die Täler und Höhen. Wo aber sind die vier Hirtenknaben und wo der Bauer mit seinem Gespann? Sie sind in die Steine verwandelt worden, die du siehst. Und zu ewiger Warnung stehen sie dort, wo des Allmächtigen Strafgericht sie erreichte.

Hohaus in Gl. V. VI. 1886/87. S. 175 f. Im ganzen übereinstimmend auch Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 69 f.

Du sollst das liebe Brot nicht verachten.

In Kieslingswalde bei Habelschwerdt hüteten einst drei Knaben die Kühe auf den Bergen. Sie trieben dabei viel Mutwillen und waren mit der Mahlzeit, die ihnen die Bäuerin aufs Feld

schickte, nie zufrieden. Als sie einstmals Brot und weißen Käse erhielten, warfen sie es wütend zur Erde, spieen es an und hieben mit den Peitschen danach. Schließlich rollten sie das Brot den Abhang hinunter, warfen den Käse hinterdrein und riefen: „Mach ock schnell, mach ock schnell, du Brot, daß de dar Quork nich anoch koan!" Ein Bauer, der in der Nähe ackerte, hinderte den Frevel nicht, sondern lachte über die Worte der Buben. Aber er lachte nicht lange. Es zog schnell ein schweres Gewitter herauf, das den ganzen Berg einhüllte. Als es vorüber war, waren Hirten und Bauer verschwunden. Aber an ihrer Stelle erblickte man auf dem Berge vier hohe, schmale Sandsteinfelsen. Jedes Kind in Kieslingswalde kann sie euch zeigen, und man nennt sie heute noch die Hirtensteine.

Heide Exner, Schlesische Sagen o. J., S. 71. Nach Schroller, Schlesien, 1885—89. III. Bd. S. 325.

1768. Versteinerte Stadt und versteinerter Hirt auf dem Käsebrett im Heuscheuergebirge.

Grafschaft Glatz. Kreis Neurode.

„Wie wir nach Albendorf[1]) gingen, kamen wir zuerst auf den Blasewey (Teil von Kudowa), danach in die Lochwiesen (Kolonie Friedrichsberg), darauf in die Höllen, dann kamen wir in den Meilenpusch und nachher aufs Käsebrett.[2]) Dort hat's so schrecklich viel große Steine. Und im Käsebrette gingen wir in die Kantine[3]) vespern, und der Vorbeter ging mit uns. Der ist schon ganz ein alter Mann; was der Mann zu erzählen weiß, ist ganz schrecklich. Und der hat erzählt von seinem Urgroßvater, der hat's immer

1) Albendorf ist der Wallfahrtsort bei Wünschelburg in der Grafschaft Glatz. Es ist hier eine Prozession gemeint, die mit ihrem Vorbeter zu Fuß von Brzesowie nach Albendorf wanderte.

2) Auf dem Heuscheuergebirge. Es ist eine gegen Passendorf geneigte baum- und pflanzenlose Steinlehne, die wegen des zutage tretenden hellen Sandsteins weit hinaus ins Land sichtbar ist, gerade wie ein in die Sonne gestelltes Käsebrett.

3) Kantine für die dort beschäftigten Steinbrecher.

erzählt und er hat's vielleicht aufgeschrieben. Was er aber erzählt hat, ist das:

„„Auf dem Käsebrette hat's großmächtige Steine, dort war früher eine große Stadt, es kann, mein' ich, schon an zweitausend Jahre her sein. Da sollen sie (die jungen Leute) am Karfreitage einmal getanzt haben. Und wie die Eltern ihre Kinder heimgeholt haben aus dem Wirtshause, da sollen ihnen die ein Maul angehangen haben (sich vermäult, geschimpft haben) — und auf einmal ist die ganze Stadt zu Stein geworden. Darauf haben sie (die Bewohner) eine andere Stadt ein Stück davon entfernt gebaut, und dieser Stadt haben sie den Namen Wünschelburg gegeben, und das heißt „verwünschte Burg".

Auf dem Käsebrett steht auch ein Junge, der ist von Stein. Das ist so gekommen. Der Junge soll einmal Kühe gehütet haben, und die Mutter hat ihm ein Brot aufs Feld geschickt. Das hat ihm nicht geschmeckt, und er hat's weggeschmissen. Dafür ist er zu Stein geworden. Man kann ihn sehr schön erkennen und auch die Schafe um ihn herum.""

Jetzt sind sehr viele Arbeiter an dieser Stelle beschäftigt, Steine zu brechen, und die haben schon sehr mit den Steinen aufgeräumt.

Nach der mundartlichen Erzählung von Marie Hillmann aus Brzesowie, mitgeteilt von Friedrich Graebisch aus Kudowa. 1912.

1769. Die drei Jungfersteine bei Ringelshain.

Nördliches Böhmen. Am Jeschkengebirge.

Am Fuße einer bewaldeten Anhöhe vor dem freundlichen Dorfe Ringelshain, linker Hand von der Straße, welche von Gabel gegen Reichenberg führt, liegen schöne, grüne Wiesenmatten. Und mitten in diesen blumigen Wiesen erheben sich drei Sandsteinfelsen, deren Häupter mit Strauchwerk bedeckt sind. Durch diese Wiesen aber rieseln einige Quellen klaren, reinen Wassers, welche den Jungferbach bilden, der durch das Lämberger Tal sich windet und bei Niemes mit der Polzen sich vereinigt. Jene drei Felsenkegel, nach denen wohl auch der Jungferbach seinen

Namen erhalten hat, heißen Jungfersteine, und das Volk weiß von ihnen folgende Sage zu erzählen.

An einem hehren Sonntagsmorgen — wie einige wollen, soll es sogar ein Ostersonntag gewesen sein — mähten drei Mägde eines Großbauern Gras auf einer Wiese, während sonst alles Volk andächtig in die Kirche ging. Als nun die andächtige Menge aus der Kirche kam und an der Wiese vorüberging, da höhnten die drei Mägde die frommen Kirchenbesucher und warfen während des feierlichen Glockengeläutes jauchzend ihre Sicheln in die Luft und fingen sie dann mit großer Geschicklichkeit wieder auf. Als sie aber dieses Kunststück zweimal wiederholt hatten und nun die Sicheln nochmals in die Höhe warfen, da wurden die drei Mägde, wie sie waren, samt ihren Sicheln zu Stein. Aus den Tränen aber, die sie wegen ihres Unglückes bei der Verwandlung vergossen, bildeten sich jene Quellen, denen der Jungferbach seinen Ursprung verdankt.

Am 9. September 1793 kam der Leitmeritzer Bischof Ferdinand Kindermann, dem der Kaiser wegen seiner großen Verdienste um das österreichische Schulwesen den Adel samt dem Titel „Ritter von Schulstein" verliehen hatte, zum Besuche der Kirche und Schule nach Ringelshain und gab dadurch Anlaß zu einem ländlichen Feste. In feierlichem Zuge wurde der Bischof in Pankraz abgeholt. An der Spitze ritten drei Burschen, welche ganz gleich gekleidet waren. Dann folgten die Fahnen, die Schuljugend, die Lehrerschaft und das Dorfgericht. Im Zuge waren aber auch — und das verdient als besonders merkwürdig hervorgehoben zu werden — über zwanzig Jungfrauen, welche mit Getreideähren und Bändern umschlungene Sicheln trugen und vor dem Bischofe sangen, worüber dieser seine besondere Freude äußerte. Freilich waren das frömmere Sicheljungfrauen als jene drei, welche einst versteinert worden waren.

Paudler, Sagenschatz aus Deutschböhmen. 1893. S. 37ff.

Wunderbare Bestrafungen verschiedener Art.

1770. Göttliche Strafe an einer Meineidigen.

Oberlausitz. Ohne nähere Bezeichnung.

In der Oberlausitz lebte vor 100 Jahren ein Mann, den man im Verdacht verschiedener seiner Betrügereien hatte. Besonders,

so sagte man von ihm, sollten seine Betrügereien im falschen Messen der Garten- und Feldfrüchte bestehen, mit denen er Handel trieb. Auch seine anfänglich ehrliche Frau verleitete er zum Betruge, und sie ward nach und nach immer geübter in dergleichen Künsten. Einst wurde es entdeckt, daß sie das Gespinst, mit dem sie handelte, zu kurz weifte. Personen, die welches von ihr gekauft hatten, wollten es ihr wieder zurückgeben. Sie leugnete, daß dieses kurz geweifte Gespinst von ihr sei, und endlich kam es zu einem Streite, den die Gerichte enden sollten. Der Frau ward der körperliche Eid zuerkannt, und sie schwur mit den Worten: „Gott strafe mich und meine Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied, wenn ich falsch geweift habe und das ganze Gespinst von mir ist.“ Sie ward freigesprochen. Nach Jahresfrist klagte sie über heftige Schmerzen in der rechten Hand, welche endlich von der Gicht ganz krumm gezogen wurde. Sie gebar einen Sohn und eine Tochter; beiden fehlte an jedem Finger ihrer Hände das letzte Glied. Jetzt gedachte man in der ganzen Gegend ihres Eides, und die Frau ward allgemein verachtet. Ihre Kinder verheirateten sich, bekamen Kinder, und wieder fehlte diesen an den Fingern ihrer Hände das letzte Glied. Die Großmutter starb in Reue und Leid, ihre Kinder erlebten noch Enkel, welchen ebenfalls an jedem Finger das letzte Glied fehlte. Dem Urenkel dieser betrügerischen Frau, der über seine übelgestalteten und zu wenig fähigen Hände sehr niedergeschlagen war, ward endlich ein Sohn mit ganz wohlgebildeten Händen geboren.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 261.
Nach Leonhard Lyser, Abendländ. Tausend und Eine Nacht. Bd. IX. S. 18. Gräsſe, Sagenschatz des Königr. Sachsen. S. 531.

1771. Der Alex zu Horka.

Schlesische Lausitz. Kreis Rothenburg.

In einer alten Kammer in der Kirche zu Horka findet sich ein altes, roh aus Holz geschnitztes Heiligenbild, sitzend, das Haupt mit der Hand stützend, dem alt und jung den unerklärlichen Namen

„Alex“ beilegen. Dieses Bild ist ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens für viele. Einst ging eine Magd des Kantors, um Gras auf dem Kirchhofe zu schneiden, vor jener dunklen Kammer, in der sich das gefürchtete Bild befindet, vorüber. Leichtsinn und Übermut verleiteten sie zu der verwegenen Aufforderung: „Alex, komm, hilf Gras schneiden!“ Urplötzlich bekommt sie von unsichtbarer Hand eine sehr fühlbare Züchtigung.

In einer stürmischen Nacht um die Zeit der Geisterstunde sah einst der Nachtwächter die verrufene Gestalt am Kirchhoftore.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 154.
Nach Neues Laus. Mag. 1839. S. 359.

1772. Das Loch in der Kirchtüre zu Kohlfurt.

Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz.

Vor hundert Jahren lebte in Kohlfurt ein Förster, welcher bis in sein hohes Alter ein leidenschaftlicher Jäger war. Damals gab es noch viel Wild in der Görlitzer Heide, und er hatte hinreichende Gelegenheit, seine Jagdlust zu büßen. Als er aber alt geworden war, versagten ihm seine Beine den Dienst, und er mußte es seinem Burschen überlassen, dem edlen Weidwerk in dem grünen Walde obzuliegen. Einstmals geschah es, daß er vom Zipperlein arg geplagt in seiner einsamen Stube mit großem Widerwillen saß und hörte, wie die Meute der Jagdhunde sich mit lautem Gebell dem Dorfe näherte. Da raffte er sich auf, langte die alte Büchse von der Wand und trat schußfertig vor sein Haus. Ein Edelhirsch, ein Sechzehnender, war es, der gefolgt von den Hunden sich in das Dorf flüchtete und, um sich zu retten, in der Todesangst mit hohem Sprunge über die Kirchhofmauer setzte. Der alte Schütze rief die Hunde ab und näherte sich vorsichtig der Mauer. Da stand der Hirsch gerade vor der Kirchtüre. Der Förster legte an und schoß den Hirsch nieder, in solcher Nähe, daß die Kugel noch durch die starke, von eichenen Brettern zusammengefügte Kirchtüre fuhr. Dort ist das Loch noch heute zu sehen. Der Förster aber, so wie er den Schuß getan, brach wie der Hirsch zusammen und ward

ohnmächtig in seine Wohnung zurückgetragen, wo er nach einigen Stunden den Geist aufgab.

Gräsſe, Sagenbuch. 1871. S. 365.
Nach Haupt, Sagenbuch II. 1863. S. 114.

1773. Der Schwedenschuß auf das Rochuskreuz bei Sagan.

Schlesische Lausitz. Kreis Sagan.

Als während des dreißigjährigen Krieges die Schweden unter Stahlhantsch in der Umgegend von Sagan lagen, da stand ein Schwede (Olof) auf Schildwache auf einer Anhöhe am Bober und beobachtete die Gegend nach Sorau hin, wo kaiserliche Kriegsmacht lag. Dabei fiel sein Blick auf das Rochuskirchlein jenseits des Bobers und auf das Kreuz daneben mit dem Erlöser. Zuchtlos, wie die Schweden damals waren, ergrimmte er über das fromme Zeichen, im Augenblick war die Flinte am Gesicht und der Schuß krachte. Durchschossen stand das Kreuz, aber das Bild blieb unbewegt. Neugierig, wie der Schuß gesessen habe, eilt er hinüber, es wird ihm aber bange, als er das Kreuz erreicht hat, und müde lehnt er sich an das Holz. Da kracht ein anderer Schuß vom nahen Walde, der Schwede stürzt zu Boden, sterbend blickt er zum Erlöser auf, den er beleidigte, aber mild bleibt dessen Leidensangesicht und scheint ihm Erbarmen zuzuwinken. Noch heute steht das Rochuskirchlein und daneben das Rochuskreuz.

Nach einem Gedicht in W. L. Schmidts Schlesischem Taschenbuche, Jahrg. 1827. Abgedruckt bei Joh. Kern, Schlesiens Sagen. 1867. S. 414ff.

Ein solcher Schwedenschuß wurde auch abgefeuert auf das Kruzifix am Eingange des Johannesfriedhofs zu Nürnberg. Die Beschädigung ist noch zu sehen. Der Schwede aber stürzte tot zu Boden. K.

1774. Göttliche Strafe einer hartherzigen Landfrau.

Schlesien. Ohne nähere Ortsangabe.

„Anno 1558 ist das Korn in großer Hitze sehr gereift, ehe es zu Kräften kommen, daß die Körner keinen Saft haben bekommen können und umgefallen sein. Es sind aber allerwegen unten im

Halm, da sich die Ähre anhebt, kleine Würmlein darinnen gesteckt, welche den Halm abgebissen, daß er umgefallen und das Getreide verderben müssen, davon eine große Teuerung entstanden. In der (!) Markt ist eine Landfrau gewesen. Zu dieser kommt ein armer Mann und will Korn bei ihr kaufen, es mangelt ihm aber an Gelde ein Groschen, wegen dessen will ihm die Frau kein Korn geben. Der arme Mann bemühet sich, daß er den Groschen aufbringet. Als er nun wieder zu der Frau kommet und den Groschen ihr in die Hand gibt, entfällt er ihr auf die Erden, und wie sie darnach greifen will, denselben aufzuheben, wird eine Schlange daraus, die windet sich um ihren Arm und beißt sie so lange, bis sie gestorben." Job Wincel, Wunderzeichen.

Daniel Gomolcke, Große Teuerungen, Hunger- und Kummerjahre. Ols 1737. S. 35f.

1775. Wunderbare Bestrafung eines hartherzigen Reichen.

Schlesien. Ohne nähere Ortsangabe.

„Ein erschrecklich Exempel göttlicher Strafe hat sich in dem 1559. Jahre in damaliger großen Teuerung begeben an einem unbarmherzigen Reichen, welcher eine unerhörte Summe Getreide aufgeschüttet gehabt und nichts verkaufen wollen. Wenn arme Bürger und Landleute kommen sind und haben um Gottes willen gebeten, ihnen einen Scheffel Korn zu verkaufen, hat er geantwortet, wenn es würde 7 Taler gelten; ehe er es um geringen Preis verkaufte, möchten es die Würmer fressen — und das Korn galt damals schon über 4 Taler. Was geschieht? Es wachsen auf dem Boden in dem Kornkörnlein kleine Würmer mit Flügeln und fliegen haufenweise mit dem Korne davon. Von diesen wunderbarlichen Fliegen kommen unterschiedliche in der Leute Häuser, so darum wohnhaft, wo dieser seinen Schüttboden gehabt, geflogen. Die Leute betrachteten die Fliegen und sahen, daß sie gleichsam ein Kornkörnlein auf dem Rücken haben. Es wird nachgesehen, wo sie doch herkommen, so werden die Leute gewahr, daß täglich große Schwärme solcher Fliegen aus gedachten Herrens

Schüttboden herausgeflogen kommen. Und liegt auch häufig Korn auf der Gasse, als wenn es Korn geregnet hätte; wenn man aber das Korn in die Hand genommen und besehen, so ist es ganz hohl und nur die Schale gewesen. Man tut es dem Herrn zu wissen, was vorgegangen. Der lauft eilends mit seinen Leuten nach dem Schüttboden. Als er hinaufkommt und die Türe aufmacht, so kommt der letzte Schwarm, und also vollends der Rest des Korns, durch die Türe und Fenster hinausgeflogen, da ihnen die Fliegen so häufig in das Gesichte und Augen geflogen, daß er davon erblindet und noch ganzer 15 Jahr stockblind gelebet."

Daniel Gomolcke, Große Teuerungen, Hunger- und Kummerjahre. Ols 1737. S. 34 f.

1776. Ein Eiferer gegen Luther verfällt der Schlafkrankheit.

Kreis Löwenberg.

Im Jahre 1529 fing das große Sterben in der Lausitz, genannt Sudor anglicus (der englische Schweiß), an, da viele Leute in einen tiefen Schlaf fielen und endlich darinnen starben. Wer sich aber des Schlafes 24 Stunden erwehren konnte, ward meistenteils wieder gesund, weshalb sich viele Leute rütteln, schütteln, hin- und hertragen oder fahren ließen. Dazumal war ein katholischer Pfarrer zu Friedeberg. Der eiferte gegen Dr. Luther von der Kanzel und gab das Unglück der neuen Lehre schuld. Als er eines Tages wieder von der Kanzel geschrieen, die Lutherische Ketzerei sei des Leidens Ursache, ist er plötzlich, von der Krankheit ergriffen, in tiefen Schlaf gefallen und hat selbst darüber ins Gras beißen müssen.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 264.
Nach Magnus, Geschichte von Sorau. S. 18.

1777. Der Schüttel-Hoffmann zu Pfaffendorf.

Kreis Landeshut.

Ein Knabe fand an einem Sonntage ein Täschchen mit Geld (Portemonnaie). Ein Mann sah das, trat an den Jungen heran und sagte: „Gib her, das ist mein Geld, ich habe es verloren." Da

hat es ihm der Junge gegeben. Als der nun seiner Mutter erzählte, wie der Mann ihm das Geldtäschchen abgefixelt (abgelistet) hatte, sagte die Frau: „Wort och, mei Sihnla! Wenn es seine is, so is es gutt; wenn es nich seine is, so wird ihn der liebe Gott schon dafür strofen", und sie hat ihm das Geld wieder abverlangt. Der aber hat bloß mit dem Kopfe geschüttelt. Von der Zeit an hat er seinen Kopf nicht mehr stille halten können und wurde nur „der Schüttel-Hoffmann" genannt. Die Leute haben gemeint, er solle doch nicht mehr in die Kirche kommen, auch der Pfarrer hat das wohl gemeint, aber er kam jeden Sonntag, und man sah ihn mit seinem Schüttelkopfe dasitzen.

Nach der Erzählung des Bauers Drescher aus Pfaffendorf, handschriftl. mitgeteilt von Friedrich Vogt.

1778. Der Gottesfrevler zu Waldenburg.

Stadt Waldenburg.

Um das Jahr 1630 soll ein schlechter Mensch das Gnadenbild zu Waldenburg geschändet haben. Seitdem hat es aufgehört den Menschen wundertätig zu sein. Der Gottesfrevler soll aber zur Strafe für seine Tat elend umgekommen und verdorben sein.

Klose, Sagen des Riesengebirges. 1887. S. 83.

1779. Der lästernde Burgherr vom Hornschlosse.

Kreis Waldenburg.

Auf dem Hornschlosse soll im Jahre 1378 der Burgherr, Kunze von Schweinichen, im Rittersaale gesessen und gezecht haben, als ein schweres Gewitter aufzog. Ein frommer Mönch warnte ihn und forderte, daß er anstatt des Zechens beten sollte. Der Burgherr lachte aber und spottete, daß er das Trinken den Grüssauer Patern gleichtue, das Beten aber ihnen allein überlasse. Kaum hatte er diese vorwitzigen Worte gesprochen, da streckte ein Wetterstrahl ihn nieder. Der Trinkhumpen soll von dem Blitze zu einem Klumpen an seine Hand geschmiedet und mit ihm begraben worden sein.

Klose, Sagen des Riesengebirges. 1887. S. 94.

1780. Der bestrafte Falscheid zu Neisse.

Stadt Neisse.

Vor sehr langer Zeit lebte zu Neisse ein habsüchtiger, gewissenloser Mann. Er borgte sich einmal von einem reichen Fleischer 300 Dukaten. Als dieser sie wieder verlangte, behauptete jener, er habe sie ihm schon zurückgegeben. Aber der Fleischer verklagte den treulosen Schuldner, und das Gericht verlangte von diesem, er müsse seine Aussage beschwören. Er zeigte sich sehr bereitwillig dazu, reichte einen dicken, schweren Stock, den er trug, seinem Gläubiger hin und bat ihn, er möge ihm doch diesen indes halten, damit er die Hände frei habe. Es war aber ein ausgehöhlter Stock, und der Mann hatte in denselben die schuldigen 300 Dukaten getan. Daher meinte er, er könne jetzt der Wahrheit gemäß beschwören, daß er dem Kläger das Geld wiedergegeben habe, und er leistete mit heiterer und ruhiger Miene den feierlichen Eid. Hierauf ließ er sich seinen Stock zurückgeben und verließ fröhlich das Gerichtszimmer zum größten Erstaunen des betrogenen Fleischers. Aber er sollte sich seines ungerechten Gewinnes nicht lange erfreuen. Als er über die Stiege hinabging, glitt er aus und stürzte hinab; der Stock zerbrach, die 300 Dukaten rollten heraus, und sein Betrug kam an den Tag; er selbst aber brach das Genick und starb so eines jähen Todes. Ein diesen Vorfall darstellendes Bild soll noch vor einiger Zeit in dem Gebäude des Neisser Fürstentumsgerichtes, der ehemaligen bischöflichen Residenz, zu sehen gewesen sein.[1])

Nach mündlichen Erzählungen. A. Kastner, Neisser Gymnasialprogramm. 1845. S. 22. Nacherzählt von Heide Exner, Schlesische Sagen. S. 87.

1781. Dämonische Strafen für Falschschwur und Sonntagsentheiligung zu Langendorf.

Kreis Neisse.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts soll sich folgende Begebenheit in Langendorf im Neisser Kreise zugetragen haben.

1) Eine ganz ähnliche Sage erzählt Widar Ziehnert, Preußens Volkssagen, III. S. 93ff. von einem Bäcker in Berlin.

Der Bauer E. lebt in äußerlich glänzenden Verhältnissen. Da er schon vorgerückten Alters ist, soll sein Ältester die Wirtschaft übernehmen. Dieser ist ein stiller Mensch, der, in den bäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen, den Bauernstolz und die Bauernsitte stets hochgehalten hat. Da tritt eine Wendung ein in dem Schicksal des reichen Erben und somit der ganzen Familie. Er, der des Vaters Stolz ist, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, tritt in ein intimes Verhältnis zu einer Magd, die zu den Bediensteten seines Vaters gehört. Vorerst bleibt die Sache geheim; doch erst in der Liebe zu weit gegangen, kann sie sich den Blicken der Umgebung nicht mehr entziehen. Und nachdem es schon die Spatzen auf den Dächern pfeifen, der reiche Bauerssohn wird die Magd seines Vaters heiraten müssen, erkennt auch der Vater das Vorgefallene und stellt den Sohn zur Rede. Bei dem sich entspinnenden Wortwechsel ruft der Sohn des E. in der Erregung: „Wenn das wahr ist, dann soll doch gleich das Donnerwetter in unser Haus einschlagen!" Und obgleich der Himmel ganz wolkenlos ist, obgleich die Sonne ringsher die gesegneten Fluren überstrahlt, fährt ein flammender Blitz hernieder und entzündet das Gehöft. Zwar eilen von allen Seiten Rettungsmannschaften herbei, zwar versuchen die Langendorfer und die benachbarten Dorfspritzen, des Feuers Herr zu werden, allein vergebens. Blutrot ist der Himmel, die Flammen züngeln, das Gebälk kracht, und ein dumpfes Heulen geht vom Feuerherde aus. Schon lassen die Schatten der Nacht die feurige Lohe noch grauenvoller erscheinen; aber des Flammenmeeres will kein Ende werden. Es ist, als ob das Feuer von unbekannter Hand geschürt würde, als ob der Pfuhl der Hölle auf die Besitzung niedergegangen sei. Auch am anderen Tage noch wüten die Flammen fort, ängstigt unheimliches Sausen die zagen Gemüter der Löschmannschaften. Endlich kommt man zu der Erkenntnis, daß der Frevel des Bauernsohnes nur durch die heilige Hand des Priesters gesühnt werden könne. Der Pfarrer des benachbarten Städtchens erscheint in feierlicher Prozession mit dem Allerheiligsten und umgeht die Feuerstelle. Da verliert sich das

Unheimliche nach und nach, und bald ist das Feuer erloschen. Was aber der geistliche Herr bei der Beschwörung der dämonischen Gewalten wahrgenommen, das will er keiner Menschenseele verraten, sondern mit ins Grab nehmen.

Es ist Sonntag, und in festliche Gewänder gekleidet eilen alt und jung, dem feierlichen Hochamte und der erbaulichen Predigt beizuwohnen. Nur bei dem reichen Großbauer Jockisch wird's mit dem Kirchenbesuche nicht so genau genommen. Namentlich die Mägde und das übrige Dienstpersonal müssen oft arbeiten, statt ihren religiösen Pflichten nachgehen zu dürfen. So auch heute wieder. Die Frau schilt die Mägde wegen ihrer Säumigkeit und Nichtstuerei und besteht darauf, daß sie auf der Stelle das am Sonnabend nicht besorgte Krautblätterfutter herbeischaffen. Wohl oder übel müssen die Mägde gehorchen. Doch der Frevel einer so schändlichen Sonntagsentheiligung rächt sich. Kaum haben die Mägde das Krautfeld betreten und ihre Arbeit aufgenommen, fliegt ein von unsichtbarer Hand geschleuderter Erdkloß der einen Sabbatschänderin auf den Rücken. Dann wird die andere getroffen, hierauf beide zugleich; bald hagelt es von Erdklumpen und Kohlköpfen in der Luft, die hier und dort niederfallen und die schreienden Mägde zur schleunigsten Flucht treiben. Atemlos zu Hause angelangt, haben sie zwar für den Augenblick Ruhe; aber gegen Abend stellt sich der Spuk im Bauernhofe selbst ein. Es wirft in Stube, Küche, Bodenraum, Scheune und Gesindekammer. Bei Tage ist gewöhnlich nichts zu merken, aber nachts kehrt es wieder, bald in regelmäßiger Aufeinanderfolge, bald in kürzeren oder längeren Zwischenräumen. Die Mägde nimmt es nachts bei den Haaren und zerrt sie aus dem Bette. Den mutigen Knechten, die sich statt ihrer in die Mägdekammer legen, ergeht es erst recht schlecht. Da schließlich niemand mehr bei dem Bauer arbeiten will, wird die Beschwörung des Spuks in die Wege geleitet. Allein der Ortspfarrer richtet gegen den Dämon nichts aus, weil er nicht mehr schuldlos genug ist. — Ich weiß nicht, ob das hierher gehört, aber einmal soll der beschworene Geist dem

Exorzisten zugerufen haben: „Erinnerst du dich noch, wie du einst dem Bauern Rüben auszogst, um sie zu essen?" — Man läßt also einen eben erst ausgeweihten Priester aus Neisse kommen, und diesem gelingt die Bannung des Spuks.

So die Erzählung, die in verschiedener Ausführlichkeit und mannigfacher Ausschmückung in der Umgegend von Polnisch-Wette verbreitet worden ist. Sie stammt aus dem Jahre 1858. Eine der beteiligten Mägde, Görlich mit Namen, die dann in Langendorf verheiratet war, erzählte: die Leute haben den ganzen Vorgang zwar sehr übertrieben, aber ganz geheuer war es damals auf der Besitzung nicht; namentlich ist es wahr, daß wir Mägde viel unter dem Werfen zu leiden hatten.

J. Riedel, Kattowitz, in Zeitschrift „Oberschlesien" I. 1902/3. S. 774ff.

1782. Das Gottesgericht zu Glogau.

Stadt Glogau.

Es war zu der Zeit, als in Glogau die Religionsstreitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten den Höhepunkt erreicht hatten. Die Protestanten hatten sich der Pfarrkirche bemächtigt und jeder suchte sich nun den geeignetsten Platz zu erobern. Da war auch ein Tuchmachermeister Balthasar Neumann — die Sage nennt ihn so — der war ein arger Schreier. Er hatte zwar einen guten Platz für sich in Besitz genommen, aber da ärgerte ihn ein anderer Umstand. Man hatte nämlich die innere Einrichtung der Kirche, die dem katholischen Kulte bisher gedient hatte, unangetastet gelassen. Balthasar Neumann aber fühlte sich durch die Heiligenbilder in seinem protestantischen Bewußtsein verletzt, und er schrie laut in den Bierhäusern, wie sein Gestühl in der Kirche also gestellt sei, daß er allezeit einige Bilder ansehen und ihrer Bedeutung gedenken müsse; er könne und wolle solchen Unfug in der Kirche nicht mehr ansehen und werde daher nicht ruhen, bis er diese Abgötter weggebracht hätte. Neumann, ein Mann von 30 Jahren, fing plötzlich an über die Augen zu klagen, er fühlte große Schmer-

zen in diesen, und nach wenigen Wochen war er erblindet. Das war, so glaubte das Volk, ein sichtbares Wunder, es war die sofortige Strafe Gottes für den Frevel, den er am Heiligen begangen hatte.

Fritz, Denkwürdigkeiten von Groß-Glogau. 1861. S. 178 f. Im Auszuge.

1783. Die Kröte auf der Zunge.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Tarnowitz.

Einstmals — so erzählt man sich in Kopanina — schlug ein Knabe mit seiner Gerte auf eine Kröte. Als er nach Hause kam, konnte er nicht sprechen, denn „die Kröte war ihm auf der Zunge".

Man glaubt nämlich, daß ein Schlag gegen eine Kröte oder einen Frosch den Verlust der Sprache nach sich zieht.

Handschriftl. Mitteil. von Schüler W. Fliegner aus Kopanina bei Tarnowitz.

1784. Die Pulverkerzen zu Albendorf.

Grafschaft Glatz. Kreis Neurode.

Zur rechten Seite des Hochaltars in der Wallfahrtskirche zu Albendorf sind fünf ungewöhnlich starke Wachskerzen angebracht, bei deren Anblick sicherlich schon mancher fragte, woher sie stammen mögen. Zur Befriedigung der berechtigten Neugier sei das Folgende erzählt:

Das Schloß zu Albendorf besaß in alter Zeit ein Ritter, der weder an Gott glaubte, noch sich vor dem Teufel fürchtete, vielmehr über alles spottete, was religiös war oder auch nur an Religion erinnerte. Das gerade Gegenteil von ihm war sein Ehegespons, eine Edelfrau im schönsten Sinne des Wortes. Treu ihrem Gatten, besorgt für ihre Kinder, mild gegen Arme, fromm gegen Gott, erfüllte sie alle ihr obliegenden Pflichten. Dies zu vermögen, was bei der unaufhörlichen Anfeindung durch den Gemahl nicht leicht war, suchte sie häufig Gott auf und war darum eine fleißige Kirchgängerin. Deshalb aber wurde der Ritter der Kirche von Tag zu Tag mehr gram und ging schließlich in seinem Grimme so weit, daß er beschloß, das Gotteshaus in die Luft zu

sprengen. Zu diesem Zwecke heuchelte er eine völlige Umkehr von seinen Wegen und schenkte als eigens sich auferlegte Bußgabe 12 gewaltig große Wachskerzen. Diese waren in ihrem Innern mit Schießpulver gefüllt und sollten, wenn die Flamme dies erreicht haben würde, das geplante Zerstörungswerk vollbringen. Indessen schützte Gott seine Wohnstätte und machte die Anschläge des Schloßherrn zu schanden. Kaum waren die Kerzen an dem Feste der Aufnahme Marias in den Himmel (15. August) bei Beginn des feierlichen Hochamtes angezündet worden, wie dies der Geschenkgeber bestimmt hatte, da fiel eine von ihnen vom Leuchter herab und zersprang. Hierbei rieselte das Pulver heraus und bedeckte, allen sichtbar, das weiße Altartuch. Rasch sprangen einige mutige Männer herbei, löschten die übrigen Kerzen aus und verhüteten das drohende Unglück.[1])

Während sich das Erzählte in der Kirche ereignete, stand der Ritter auf der Zinne seines Schlosses und wartete mit Sehnsucht auf die Erfüllung seines Racheplanes. Minute um Minute verfloß, ohne daß die Feuergarbe emporlohte und des Tempels Trümmer gleich Steingeschossen Unheil anrichteten. Endlich litt die Ungeduld den Harrenden nicht länger auf der Warte. Er ließ die Pferde anspannen und fuhr mit unheimlicher Schnelligkeit zur Kirche. An der großen Freitreppe stutzten die Rosse, doch heftige Schläge mit der Peitsche trieben sie von Stufe zu Stufe hinauf. In demselben Augenblicke, als deren letzte von den Hufen der Tiere betreten wurde, ereignete sich etwas Grauenhaftes. Der Schloßnagel, der Vorder- und Hinterwagen zusammenhielt, brach. Jener blieb mit den Pferden und dem Kutscher an der erreichten Stelle haften, dieser stürzte mit dem darin sitzenden Frevler zur Tiefe hinab. Der Graf brach das Genick und starb eines jähen Todes.

Hohaus in Gl. V. VI. 1886/87. S. 270f.

Inhaltlich übereinstimmend Klose, Sagen der Grafschaft Glatz 1888. S. 100 (Nr. 14 u. 15.)

1) Von den Kerzen wurden eben fünf zum ewigen Andenken aufbewahrt und stehen zur rechten Seite des Hochaltars zu Albendorf.

1785. Das durchschossene Muttergottesbild bei Agnesfeld.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Am Saume des Schornsteinfegerbüschels, das zwischen Agnesfeld und Finkenhübel liegt, hat ein Marienbild seit Jahrhunderten seinen Platz. Einen Schweden verdroß dies Zeichen, das als stummes Bekenntnis seines Glaubens ein Katholik an den Weg gestellt hatte. Er nahm daher seine Büchse vom Rücken und zielte auf das Bild, aber weder Maria noch das Jesuskindlein, welches sie auf ihrem Arme hält, vermochte er mit seinen Kugeln zu treffen. Darüber erbost, rückte er fluchend dem Bilde Schritt um Schritt näher. Zuletzt, schon ganz nahe stehend, hatte er nur noch eine Kugel in der Tasche. Auch diese lud er und schoß sie gegen das auserseheue Ziel. Die Kugel aber prallte an einem Nagel ab, flog zurück und durchbohrte dem frevelnden Schützen das Herz.

Noch vor wenigen Jahren (vielleicht auch heute noch) sah man zahlreiche Kugellöcher im Rande des Bildes, keins aber in der Darstellung der Muttergottes oder des Jesuskindleins.

Hohaus in Gl. V. VI. 1886/87. S. 174.

Inhaltlich übereinstimmend Klose, Sagen der Grafschaft Glatz 1888. S. 22f.

1786. Das Gottesgericht zu Glatz.

Grafschaft Glatz. Stadt Glatz.

Der Sage nach wurde ein Prediger (namens Fabian Eckel), der in der Pfarrkirche zu Glatz die Lehre Caspar von Schwenckfelds verkündete und auf der Kanzel Gotteslästerungen ausstieß, von einem Gottesgerichte ereilt; er verstummte plötzlich und starb nach einigen Stunden (1546). Die meisten Zuhörer seiner letzten Predigt sollen sofort zu ihrem alten Glauben zurückgekehrt sein.

Klose, Sagen der Grafschaft Glatz 1888. S. 10.

1787. Hussiten erblinden beim Blick auf die Alt-Wilmsdorfer Kirche.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Der Schnee schmolz unter den Strahlen der Sonne im Frühjahr 1428 und rann in tausend kleinen Bächlein zu Tale. Ach,

hätten sich diese alle doch vereint und die Hussiten hinweggeführt, die wie ein harter Eisring um Glatz lagerten. Aber diesen Wunsch konnten sie nicht erfüllen. Indessen half Gott doch durch ein Wunder. Eine bedeutende Schar jener böhmischen Unholde zog eines Tages auf Beute gegen Alt-Wilmsdorf aus und war nur noch eine ganz geringe Strecke von dem Dorfe entfernt. Dort, wo jetzt am Wege, der von Glatz her nach dem genannten Orte führt, auf der Höhe die rote Kapelle steht, hielten die Plünderer Rast und Rat, weil sie von da einen guten Teil des Dorfes und seine Kirche überschauen konnten. Allein kaum hatten sie ihre gierigen Blicke auf das Gotteshaus gerichtet, als ein Schwarm häßlicher Fliegen herbeiflog und sie so im Angesichte zerstach, daß alle erblindeten und unter Fluchen und Heulen stoßend und stürzend mühsam zu den Landsleuten zurücktappten. Diese erschraken über das geschehene Unheil derartig, daß sie sogleich die Belagerung aufhoben und in ihr Vaterland zurückmarschierten.

Nach anderer Erzählung soll nur der Anführer der beutesuchenden Truppe auf die angegebene Weise erblindet sein, als er mit seiner Hand auf die Wilmsdorfer Kirche zeigte.

Hohaus in Gl. V. VIII. 1888/89. S. 284f.

1788. Der Schwedenhieb an der Friedhofskirche zu Braunau.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

1. Am linken Türpfosten des Seiteneinganges der Friedhofskirche „Zu unserer lieben Frau" gewahrt der Besucher die Spur eines Säbelhiebes. An diesen knüpft sich folgende Sage:

Als die Schweden Braunau das erstemal belagerten, war auch eine Abteilung von ihnen bei der Friedhofskirche aufgestellt. Ihr Anführer erfuhr von dem Kirchendiener den Grund, warum das Gotteshaus nach der Zerstörung der Hussiten aus Holz aufgeführt wurde. Doch in tollem Übermute rief er dem Diener zu, er wolle sehen, ob das Holz seinem Säbel widerstehen werde. Sprach's und schwang die Klinge gegen den Türpfosten. Doch der Säbel zerbrach gleich sprödem Glase, ein abgesprungenes

Stück traf den Schwedenoffizier, daß er sterbend zusammenbrach. Er bezahlte sein frevelhaftes Beginnen mit dem Tode. Die Schweden aber ließen das Gotteshaus unversehrt, und so steht es noch bis auf den heutigen Tag.

Joh. Schade im Riesengebirge in Wort u. Bild, 1892. Heft 45/46. S. 65.

2. Ausführlicher behandelt derselbe Verfasser die Sage in folgendem Gedichte:

Bei Braunau steht ein Kirchlein, ein hölzern schlichter Bau,
Geweiht der Gottesmutter, genannt „Zur lieben Frau",
Dort ruhet mancher Müde still aus vom letzten Streit,
Denn ringsum ist des Städtleins Saatfeld der Ewigkeit.

In jenem grausen Kriege, der, daß es Gott erbarm',
An dreißig Jahre währte, lag hier der Schweden Schwarm;
Ein drittes Mal zu nehmen gedachten sie die Stadt,
Da nach des Klosters Schätzen sie's lang' gelüstet hat.

Mit Reisig und mit Bäumen, manch hundert Jahre alt,
Bemühn sie sich zu füllen des Walles Graben bald;
Doch nimmer wird verschüttet der jähe, tiefe Schlund,
Stets neue Opfer rollen hernieder in den Grund.

Es sank in seine Trümmer manch Haus am Niedersand.
„Folgt mir zur Friedhofskirche", so rief der Kommandant,
„Mit Äxten und mit Beilen, die liefert Holz genug!"
Und hin nach jenem Orte bewegte sich der Zug.

Schon wird die Axt geschwungen, da stürzt ein Greis durchs Tor:
„Laßt ab von dem Beginnen", keucht mühsam er hervor,
„Denn jedem, der noch legte die Hand ans Gotteshaus,
Dem blies der Tod gar balde das Lebenslichtlein aus!"

Doch lachend sprengt zur Pforte der Schwedenoffizier,
Zieht lachend seinen Degen, zeigt nach der Kirchentür:
„Kommt, schaut", so ruft er frevelnd, „was unser Stahl vermag!"
Und nach dem morschen Holze führt er den ersten Schlag.

Allein gleich sprödem Glase der Stahl in Stücke springt,
Der Offizier vom Pferde getroffen niedersinkt.
Ein Zittern und ein Zagen der Feinde Schar erfaßt,
Gejagt von stillem Grauen fliehn sie in scheuer Hast.

Schade, Sagen des Braunauer L. 1903. S. 59.

Der wunderbare Zahn.

1789. Der goldene Zahn zu Weigelsdorf.

Kreis Reichenbach.

1. Der zeitige Pfarrer von Lampersdorf (Kreis Frankenstein) hat seinem Kirchenregister folgende Erzählung einverleibt:

„Anno 1593 den 8. Juli ist zu mir kommen Hese Hans Müllers von Weigelsdorf (Kreis Reichenbach) Witwe, die ihren Sohn Christoph, der von mir den 26. Dezember 1586 getauft worden, mitgebracht, und mich, was ich von andern zuvor gehört, hat besichtigen lassen, dabey der Herr Pfarrer zu Roßenbach Martinus Ameiß mit sammt seinem Weibe gewesen, da wir jede gesehen vor der Kirchthüre ohngefähr um Vesperzeit, da die Sonne hell geschienen, daß er auf der linken Seiten am unteren Kinnreifen einen guldnen Backzahn, der schön geglänzet in Maße und Form eines Petschaft-Ringes, darauf ich erstlich eine Gestalt eines kleinen Kreuzleins, aber zum andern, wie er den Zahn befeuchtet hatte, solches nicht sehen können. Wie aber die Mutter von uns befraget wurde, ob er mit dem Zahne also gebohren geworden? hat sie geantwortet: daß sie nicht wüste, ob er den Zahn mit auf die Welt gebracht hätte, sie wäre dies erst um Ostern, und durch ihre Tochter, die ihn erstlich gesehen, gewahr geworden, hub auch an zu weinen; weil sie, wie mir bewußt, in großer Armuth gesteckt. Was für Glück oder Unglück der Welt so wohl als den Knaben gedeutet wird, ist allein Gott bewust."

Man deutete die Erscheinung auf den Untergang des türkischen Reiches und das nahe Ende der Welt. Und zwar ging diese Deutung aus von dem Professor und Doktor der Medizin Jacob Horst von der Universität zu Helm-

städt, zugleich Fürstlich Braunschweig-Lüneburgischer Rat und Leibarzt, der im Jahre 1594 eine Reise nach Schlesien machte und auch nach Reichenbach kam. Er besichtigte eingehend den goldenen Zahn. Bericht darüber bei Tiede, S. 133f. Auf Grund seiner Untersuchung schrieb er eine Abhandlung[1]), die auf der Julius-Universität zu Helmstädt Anfang 1595 angeschlagen wurde, und eine kleinere, als Auszug aus jener, die dem Kaiser und allen Kurfürsten und Fürsten des deutschen Reiches dediziert und zur Beherzigung zugeschickt wurde. Am Schlusse dieser gelehrten Abhandlung kommt er auf die Deutung des Ereignisses zu sprechen: „Vors erste, daß der güldne Zahn der letzte sey, daraus zu vermuthen, daß solch groß und friedsam Reich (das ganze heilige Römische Reich) das letzte vor dem Ende der Welt seyn werde." Sodann kommt Jacob Horst nach eingehender Betrachtung der Zeitumstände zu der Ansicht, daß ein großer Kampf des Reiches mit den Türken bevorstehe, in dem jedoch diese durch einen gewaltigen Helden, „welcher vormittels der gewaltigen Hand Gottes dem Adler zuspringen, den Türken dempfen, und Gog und Magog unter sich bringen wird." Er weiß auch genau, welche Länder des Reichs von dem Einfalle der Türken betroffen werden und in wie viel Jahren die Entscheidung eintreten wird. Er meint nämlich, im Jahre 1600 werde die Tragödie zu Ende sein und alsdann „geruhiges Friedes oder des güldenen Reichs die liebe christliche Kirche genießen."

Seine Prophezeiung fand vielen Glauben und viele Nachbeter. Das Blendwerk mit dem goldenen Zahn hörte aber schon vor dem Jahre 1600 auf, in dem die großen Weissagungen in Erfüllung gehen sollten, wie folgende Nachricht aus dem Lampersdorfer Kirchenbuche besagt: „Anno 1596 den 27ten Novembris kam allhier der Herr Zacharias Liebhold, Stadtschreiber aufm Silberberg, samt seinem Pfarrer, zeiget unter andern an, daß sich der goldene Zahn gar verändert, denn er ihn zu Crummau gesehen, daß die Platte auf dem Zahn, daran man zuvor die Spitzen des Zahns gesehen, gar hinweg seye, auch der Ring um den Zahn gar loß worden, da der Knab den Ring seinem Herrn, dem Herrn Peter Wagk von Roßenbach (Rosenbach) überantwortet, der ihn bey sich haben soll; aber wie er gesehen, sey der Zahn gar grün und oben ein tief eingedrucktes Kreuzlein: was Gott damit gemeynt, ist ihme allein bewußt."

Ebenso gelehrt und nicht minder ausführlich hatte ein Pfälzischer Arzt, Johann Ingelstett,[1]) bewiesen, daß der goldene Zahn ein Wunderwerk des Satans sei, den ein Regensburger Doktor, Martin Ruland, auch grund-

1) De aureo dente maxillari pueri Silesii, Lipsiae 1595. Übers. von Georg Cober. Vgl. Henelii Silesiogr. ren. III. 324.

1) J. Ingolstetter, De aureo dente Silesii pueri, Lips. 1596.

gelehrt, widerlegte, bis endlich Johann Bruchmann, Rektor der Schule zu Crummlau (d. i. Krumau oder Krumlov) in Böhmen, welche der Knabe besuchte, zuerst bekannt machte, daß die ganze Sache ein Blendwerk gewesen sei.

Nach Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens 1804. S. 130—142 mit mehrfachen erheblichen Kürzungen.

Dieser goldene Zahn, der seiner Zeit eine arge Verwirrung in den Köpfen zahlreicher gelehrter und ungelehrter Personen, nicht bloß in Schlesien, sondern in ganz Deutschland und darüber hinaus, angerichtet hat, ist immer wieder in der Literatur als eine Merkwürdigkeit Schlesiens aufgefrischt worden.

2. Anno 1593 in pago Weigelsdorff — puero Rustico Christophoro Müllero cum septimo aetatis dentes ossei cecidissent ac tales renati essent, unus eorum nimirum ultimus molaris in sinistra parte inferius productus fuit Aureus, splendens perpulchre, alter praeultimus ne secundo quidem anno rediit.

In Truttis[1]), quae ob id Auratae dicuntur, aliquando reperiri Aurum fertur: at in alio quocumque Animali multo minus Homine innatum Aurum fuisse a condito Mundo nullum extat exemplum.

Caspar Schwenckfeld (gelehrter Hirschberger Arzt), Stirpium et fossilium Silesiae catalogus 1600. S. 368.

3. Ein Zimmermann und Müller, namens Hans Müller, wohnhaft in Weigelsdorf, einem Flecken in Schlesien, hatte sich verheiratet mit einer gewissen Hedwig von Endersdorf, unfern Breslau gelegen. Diese beiden Leute lebten in friedlicher Ehe, wohlvergnügt in ihrem geringen Stande. Sie erzeugten einen Sohn, der geboren ward den 27. des Christmonats 1585 und in der heiligen Taufe den Namen Christoph empfing. Er ist von seinen Eltern mit großer Aufsicht erzogen und in die Schule gesendet worden, allwo er mit andern Bauernkindern sich unterrichten ließ und wohl gelernet hat. In der Schule nahm aber ein Kind wahr,

1) Die Truden, jene den Albern gleichstehenden dämonischen Menschen, die Menschen und Tiere drücken und quälen müssen.

daß Christophs Zahn auf der Seite glänzte wie Gold. Und als es solches den andern Kindern sagte, wollten sie alle den Zahn sehen, und erschallte hiervon ein großes Geschrei, welches auch den Herzögen zu Liegnitz, Brieg und Münsterberg zu Ohren gekommen ist, wie auch dem Bischof zu Neisse, der diesen Knaben vor sich kommen und den Zahn von den Wundärzten besichtigen ließ. Doktor Horst, der solches schreibt, meldet, daß er selbst den Knaben gesehen und den güldenen Zahn berühret habe, da er ihn dann fest und unbeweglich gefunden, und daß der Knabe einen etwas dickeren Kinnbacken hatte, als sonst andere. In dem achten Jahre hatte er alle Zähne, ausgenommen den nächsten Backzahn vor dem güldenen, deswegen auch solcher viel leichter zu sehen und zu betasten war. Er pflegte darauf zu essen wie mit den anderen Zähnen, und wurde der Zahn mit dem Probiersteine gestrichen und gutes Gold, das dem ungarischen gleich war, befunden. Dieser Knabe ist schön von Angesicht gewesen, warmer und trockener Natur, zu seinem Alter verständig und vom Leibe wohlgestaltet. Wie aber das Gold in seinen Mund gekommen, kann kein Mensch ersinnen, und ist allein göttlicher Allmacht beizumessen. Etliche haben gemeint, daß vielleicht in der ersten Kindheit, als die Zähne noch gemangelt oder als ihm ein Zahn ausgefallen, man ihm von Gold einen neuen eingesetzt, welcher in das Zahnfleisch verteilet fest geworden ist und also gedient gleich einem andern, dermaßen man auch sonst Zähne von Elfenbein wieder einsetzen kann. Daß aber dieses nicht sein könne, ist aus vielen Ursachen abzunehmen. Weil nämlich der Zahn nicht vorne, sondern zum Ende des Zahnfleisches gestanden hat, da man mit keinem Werkzeug angreifen können, und das Kind würde übrigens den Zahn, wenn dem also, nicht unbewegt in dem Munde geduldet haben, daß er hätte fest in das Zahnfleisch einwachsen können.

Gräsſe, Sagenbuch 1871. S. 269.
Nach Misander, Deliciae historicae I. S. 133f.

4. Es entstand ein Sprichwort: „Ein Wunder wie der goldene Zahn". Hierzu sagt der „Breslauische Erzähler": Im Jahre 1593

ward in Weigelsdorf bei Reichenbach bei eines armen Müllers siebenjährigem Sohne im Munde ein goldener Zahn entdeckt, für ein Wunder verschrieen, von Fürsten und Herren besehen, von Ärzten und Physikern in gelehrten Abhandlungen untersucht, von Theologen auf Krieg, Blutvergießen und Teuerung gedeutet und endlich 1595 als gemeine Betrügerei entlarvt.

Unter mehreren hundert Deutungen auswärtiger Theologen ist folgende von einem Märkischen Prediger mit am bekanntesten:

Des Knaben Christoph goldner Zahn
Groß Dürr und Wittrung zeiget an,
Die Mühl und Mehl wird werden Gold,
Mit Mehl dein Haus versorgen sollt.
Dem Leib das Brot, der Seel dein Wort
Gib, treuer Gott, an allem Ort.

Breslauischer Erzähler 1800. S. 470.

Die Sage wird u. a. kurz berichtet in Köhlers Schlesischer Kern-Chronik, 1710, S. 150 und von H. Goedsche, Sagenschatz 1840, S. 326.

5. Etwas anders lautet der Bericht in den Prov.-Bl.:

In Weigelsdorf, im Kreise Reichenbach unweit Langenbielau belegen, wurde dem Bauer Christoph Müller am 22. Dezember 1586 ein Knabe geboren, der ebenfalls Christoph genannt ward. Als der Knabe sieben Jahre alt war, entdeckte ein Mönch[1]) bei ihm einen Zahn von purem Golde, der auf der linken Seite des Mundes unter den andern Zähnen stand. Im ganzen Lande erregte die Nachricht von diesem Wunder ein großes Aufsehen, und der Knabe erhielt bald Besuche von weither. Erst nach zwei Jahren wurde das Wunder als eine Betrügerei entlarvt und der Vater[1]) des Knaben bestraft, während die eigentlichen Anstifter der Sache, die Mönche eines nahen Klosters, durch ihre geistliche Würde vor Verfolgung geschützt blieben.

R. S. in Prov.-Bl. 1863. S. 426 f.

1) Von einem Mönche sagen die früheren, auch die zeitgenössischen Berichte nichts, und der Vater Christoph Müllers war nach ihnen schon gestorben. Aber die Sage wandelt ihre eigenen Bahnen.

Wunderbare Erscheinungen an Leichen.

1790. Die verfluchte Hand des Muttermörders.

Schlesische Lausitz. Kreis Lauban.

Anno 1572, den 22. Januar, wurde ein Muttermörder von Gersdorf zu Lauban auf dem Markte erstlich auf allen Kreuzwegen mit glühenden Zangen gerissen, hernach ihm die rechte Hand abgehauen und dann das Herz aus dem Leibe gezogen, worauf er geviertelt und die vier Stücken an vier Säulen bei dem Galgen aufgehängt wurden. Die abgehauene Hand wurde mit angenagelt. Obwohl nun die Vögel alle Stücke angefressen und zerfleischt, so haben sie doch die Hand nicht berührt, und sie ist noch ganz unverletzt anno 1577 vor der Ankunft Kaiser Rudolphs II. abgenommen und vergraben worden.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 261.
Nach Roch, Neue Laußnitz- usw. Chronika, 1687. S, 399.

1791. Freikugelgießen und der immer wiederkehrende Totenkopf.

Isergebirge. Kreis Löwenberg.

Im Isergebirge geht folgende Sage vom Raubschützen Wunderlich: Im Kemnitzer Revier im Isergebirge trieb sich jahrelang ein gefährlicher Wilderer umher, der in dortiger Gegend unter dem Spitznamen „Der Wunderlich" noch gegenwärtig viel von sich reden macht.

Einst tat sich Wunderlich mit dem Gläser-Robert und anderen Wilderern zusammen, um Freikugeln zu gießen. Sie begaben sich zu diesem Zwecke nach Polaun in Böhmen unter den Galgen und holten sich von dort einen Totenkopf, denn eines solchen bedurften sie, damit die Kugeln auch richtige Freikugeln würden. Nachdem der Kugelguß vorüber war, wurde der Totenkopf beseitigt. Aber so oft er auch vergraben oder ins Wasser geworfen wurde, stets fand ihn Wunderlich, wenn er seine ärmliche Lagerstätte aufsuchte, auf dieser liegend vor. Im ganzen Hause aber ging es jede

Nacht in der zwölften Stunde fürchterlich um. Nicht nur Wunderlich selber, sondern auch alle andern Leute im Hause warf es unter Blitz und Donner aus den Betten.

Zwar ist es in diesem Hause (es gehört zu den Iserhäusern) wesentlich stiller geworden, seit ein Totengräber den Schädel fortgetragen und wieder unter dem Polauner Galgen bestattet hat, indessen ist jenes Haus auch heutigen Tages noch häufig heimgesucht von allerlei unheimlichem Spuk.

Cogho, Volkssagen 1903. S. 17f.

1792. Der immer wiederkehrende Totenkopf und seine Bannung.

Isergebirge. Kreis Löwenberg.

Flinsberger Raubschützen versuchten etwa um das Jahr 1845 beim Gastwirt „Buschlobel" in Groß-Iser Freikugeln zu gießen.

„Bei der seltenen Fabrikation," erzählt einer der Teilnehmer, der Häusler Schieberle, „waren wir ihrer viere: Ich und Hadukall und Aschpelmännich und Dupper. Zuvor mußten wir einen Totenkopf von einem armen Sünder besorgen. Da sagte ich zu Männich: „Kall (Kerl), komm, auf den Abend holen wir einen, bring nur den blauen Sack mit." Und fort ging's, hinüber aufs Böhmische nach Polaun, wo dazumal der Galgen stand. Dort wurde nachts in der zwölften Stunde einer herausgewühl', in den blauen Sack gesteckt und fort damit! Nahe bei der Iser mußten wir ausreißen, denn wir liefen einen Grenzjäger an, der hätte doch gedacht, wir hätten Paschware im Sacke — und wir kamen mit heiler Haut bis zu Lobeln. Hadukall hatte die Hostie aus der Kirche besorgt, die auch gebraucht wurde. Auf den Abend wurde zu der Kugelgießerei geschritten. Das Blei mußte durch die Augenlöcher des Totenkopfes gegossen werden.

Wie wir da so in der besten Murkserei waren, geht's auf einmal um in der Bude, als wenn alle 99 Teufel los wären. Uns vier Kerle schmeißt's an alle Wände, bald auf die Bänke, bald drunter, daß uns Hören und Sehen verging und einem die Knochen im Leibe knackten. Wie es wohl eine Stunde so mit uns um-

gegangen war, sah ich mich nach meinen Kameraden um. Ich lag unter der Ofenbank, Aschpel hinter dem Topfbrette, der Dupper lag noch unterm Kanapee und Hadukall war unter der Bank hinterm Kanapee festgekeilt, und wir konnten ihn erst herauskriegen, wie wir's Bankbein weggeschlagen hatten. Auf welche Art wir ein jeder in die Lage gekommen waren, wußte keiner. Kurz und gut: jeder klagte, schimpfte und fluchte auf die verdorbene Gießerei. Wir mochten wohl etwas versehen haben. Unser Totenkopf stand droben auf dem Topfbrette, wo man ihn gar nicht hingesetzt hatte, und grinste uns nur so von der Seite an. Nun wurden wir's aber gewahr, daß es nicht mit rechten Dingen zuging und daß es nicht mehr geheuer war. Der Wirt fing auch an zu schimpfen, daß wir mit solcher Teufelei in sein Haus gekommen wären, und ranzte uns an: „Nun schafft mir aber gleich das Luder fort!"

Das Fortschaffen war aber nicht so leicht, wie wir's dachten. Ich nahm den Totenkopf, steckte ihn in den blauen Sack und sagte zu meinen Kameraden: „Jetzt trage ich ihn zum Wassermanne in den großen Wassertump, dort schmeiß ich ihn in die Iser, da ist er weg." Ich trage ihn hinüber, hole aus und hinein damit! aber o jemerschnee! das Luder riß mich mit hinein. Ich wäre ums Haar ersoffen, wenn ich nicht einen Stein erwischte. Pudelnaß ging ich wieder zu Lobeln. Was finde ich da Neues? Unser Totenkopf stand schon lange wieder auf dem Tische. Nun nimmt ihn der Aschpel und trägt ihn bis zum Wasserfalle und schmeißt ihn in die Steinbach. Aschpel war noch lange nicht wieder zurück, da stand der Kopf schon wieder auf dem Topfbrette, und Aschpeln war's gerade so gegangen wie mir, es hatte ihn mit hineingerissen. Noch einmal schafften wir ihn fort, aber er war halt schon wieder da, ehe wir zurückkamen. Nun sagte ich: „Ich werde den Scharfrichter aus Böhmen holen, der wird ihn schon zur Ruhe bringen." Gesagt, getan. Aber es hat uns eine Anzahl Taler gekostet.

Wo er ihn aber hingebannt hat, das weiß man nicht. Nur soviel weiß ich, daß hinter Lobels Hause eine Feime Holz aufgesetzt wurde, aber mit der Bedingnis, daß niemand dran rühren oder

was verbrennen dürfte; das Holz ſollte dort verfaulen. Lobel hat's aber nicht übers Herz bringen können, er hat nach vielen Jahren etwas von dem Holze verbrannt. Von der Stunde an iſt er verrückt geworden, bis er geſtorben iſt."

Nach ſchriftlicher Mitteilung des Häuslers Schieberle in Flinsberg. Cogho, Volksſagen 1903. S. 85ff. Aus der Mundart übertragen.

1793. Der Ritter Hans von Mühlheim.

Kreis Striegau.

1. War einſt ein braver Rittersmann,
Jetzt liegt er hier und ruht:
Der hatte Kräfte wie ein Bär
Und einen Löwenmut.
Aus ſolchem Mann, wie dieſer war,
Da ſchnitz ich euch mit Haut und Haar
Eurer zehn, eurer zehn.

2. Er hieb mit hundert Rittern ſich
Und hieb ſie alle tot.
Sein Schwert war Tag vor Tag von Blut
Wie eine Kirſche rot.
Und einem Drachen oder Leun
Dem guckt' er bloß ins Aug' hinein,
Weg war er, weg war er.

3. Drum ward ihm bald der Kampf zu klein
Mit irdiſchem Geſchmeiß,
Nach höhern Schlachten ſtand ſein Sinn
Und einem höhern Preis.
So was von Kobolds oder Feen
Hätt' er fürs Leben gern geſehn
Und erwürgt, und erwürgt.

4. Da ging die Sage durch das Land:
Ein wunderbarer Zwerg

Beherrschte wild und ungestüm
Den nachbarlichen Berg.
Und Hans von Mühlheim macht' sich auf
Und trollte bald in schnellem Lauf
Nach der Höh, nach der Höh.

5. Und als er auf der Höhe war,
Erschien ihm kreuz und quer
Und hinten, vor und neben ihm
Ein höllenschwarzer Bär.
Ein solcher Bär — wir liefen heut,
Wenn wir ihn sähen, meilenweit,
Und mit Recht, und mit Recht.

6. Der Ritter zog sein gutes Schwert,
Und ohne Furcht und Graus
Zerhieb er ihn von unten an
Auf eins bis oben aus.
Doch sieh! aus jedem Tropfen gor
Ein neues Ungetüm hervor.
Das war arg, das war arg.

7. Hier brüllt ein Löwe, dort ein Ur,
Hier knurrt ein Tigerpaar,
Dort schleicht ein Luchs, hier schnappt ein Wolf,
Dort oben schwirrt ein Aar,
Und hundert Schlangen wälzen sich
Vor seinen Füßen fürchterlich.
Welch ein Kampf! Welch ein Kampf!

8. Doch Hans bestand wie Herkules
Die Bestien groß und klein —
Und mit dem letzten Hiebe glänzt
Um ihn ein sanfter Schein,
Und vor ihm steht ein edler Greis,
Sein Haar wie frischer Schnee so weiß,
Mild sein Blick, mild sein Blick.

9. Der sprach: „Herr Ritter, tausend Dank
Für jeden Säbelhieb!
Ihr habt den Zauber nun gelöst,
Der durch die Welt mich trieb.
Und daß ihr freundlich mein gedenkt,
Sei dieses Kräutlein euch geschenkt.
Nehmt es hin, nehmt es hin!"

10. Es hält euch lange jung und schön,
Erfrischet Mark und Blut
Und gibt beim höchsten Leid und Gram
Euch immer wackern Mut.
Selbst nach dem Tode macht es fest,
Daß euer Leichnam nicht verwest.
Welch ein Kraut! Welch ein Kraut!"

11. Nun, daß Herr Hans es zu sich nahm,
Glaubt ihr wohl auf mein Wort.
Der Greis verschwand in Nebelduft
Und Hans marschierte fort.
Viel Jahre tät er sich noch freu'n,
Und als er starb, ward er zu Stein —
Wie ihr saht, wie ihr saht.

Gedicht von Fülleborn im Breslauischen Erzähler 1801. S. 594ff.

Fülleborn nennt den Inhalt eine schlesische Volkssage und bemerkt, daß man in Pläsewitz (Pläswitz, einem Dorfe im Striegauer Kreise, $2^1/_8$ Meilen nordöstlich von der Kreisstadt) vor einigen Jahren in der Gruft der im dreißigjährigen Kriege zerstörten katholischen Kirche den versteinerten Leichnam eines alten Ritters gefunden habe, auf den sich die Sage beziehe. Nach Knie (Dörferverzeichnis 1830, S. 574) finden sich in der Gruft zwei biegsame Leichen des Ritters Hans von Mühlheim (der von 1577 bis 1596 die Burg besaß) und seiner Gemahlin, nicht mehr ganz unverletzt. Knie scheint die Nachricht aus Berndt, Wegweiser 1828, S. 518 s. v. Pläswitz geschöpft zu haben, der noch hinzusetzt, daß die Sage gewiß älter sei und sich nur an jenen sonderbaren Umstand geheftet habe, daß die Leiche des Ritters nicht verwest sei. (Mit dem zweiten Leichnam hat die Sage nichts

anzufangen gewußt). Berndt erzählt dann kurz den Inhalt der Sage nach Fülleborn, in anderer Fassung auch H. Goedsche, Sagenschatz 1840, S. 332, nur daß er den bei Fülleborn nicht genannten Berg, wo der Kampf mit dem Bären stattfindet, als den Zobtenberg erklärt. Die Sage ist auch erwähnt im „Wanderer. Ein Volkskalender" Glatz, Pompejus 1841, S. 50. Heide Exner, Schlesische Sagen, S. 19 f., erzählt H. Goedsche nach.

1794. Das schwer bewegbare Totengerippe.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Troppau.

In einer Dorfschenke ging's lustig zu. Alle Gäste hatten so ziemlich fleißig dem Biere zugesprochen und wurden übermütig. Endlich forderten sie einen aus ihrer Mitte auf, ein Totengerippe, das auf dem Friedhofe in einem Winkel zwischen zwei Ästen lag, herbeizuschaffen. Versprechungen, die man ihm machte, lehnte er ab, erbot sich jedoch ohne Belohnung das Gerippe zu holen. Nicht lange dauerte es, und das Gerippe lag vor den entsetzten Trinkern, die nun in nicht geringer Verlegenheit waren, wie sie es wieder an Ort und Stelle bringen sollten. Man kam schließlich überein, daß einer der Gäste in Begleitung aller übrigen das Gerippe auf den Friedhof zurücktragen sollte. Es war jedoch nicht möglich, es vom Tische aufzuheben, bis derjenige hinzutrat, der das Herbeiholen des Gerippes am dringendsten verlangt hatte. Dieser hob es auch ohne Schwierigkeit auf und trug es nun, unter Begleitung aller Anwesenden, auf den Friedhof. Hier wollte er es auf seinen Platz legen, es gelang ihm jedoch nicht, sich seiner zu entledigen. Endlich befreite ihn derjenige von seiner Last, der es in das Wirtshaus gebracht hatte, und legte es an die Stelle, von der er es genommen.

Aus Odrau.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 587.

Die Sage wird auch etwas abweichend erzählt: Ein Bursche machte sich unter seinesgleichen anheischig, aus dem Beinhause des Kirchhofes ein Totengerippe zu holen. Als einer es begehrt, bringt er es wirklich und wirft es auf den Tisch, kann es dann aber nicht wieder wegkriegen. Nur derjenige, der seine Herbeiholung gewünscht hatte, konnte es aufheben. Der trägt es auf den Kirchhof

zurück, kann es aber hier nicht vom Rücken herunterbringen, bis es 1 Uhr schlägt. Da erst fällt es herab.

Gegend von Odrau.

Inhalt nach Proschko, Geschichte und Sage 1879. S. 159.

1795. Der Erbschlüssel und der Strick des Gehenkten.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

In einem Häuslein an der Biele zu Ullersdorf wohnte einst ein Mann, der in dem Verdachte stand, seines gräflichen Herrn Wildbahn zu beschießen. Es wurde ihm aufgepaßt, aber man konnte ihn nicht erwischen. Da geschah es einst, daß ein Jäger aus dem Schlosse in den Wald ging und nicht wieder heimkehrte; er war und blieb verschollen. Sogleich erhoben sich im Dorfe Stimmen, die zuerst leise, dann laut erklangen: „Der Bielehans ist ein Wildschütz, der Bielehans hat den Jäger um die Ecke gebracht.“ Der Bielehans beteuerte seine Unschuld, aber das nützte ihm nichts, man nahm ihn fest und führte ihn vor den Richter.

Dieser beschloß, da keine Beweise vorlagen, den Erbschlüssel zu befragen. Er nahm einen alten Schlüssel, der sich schon fünfmal vererbt hatte, und legte ihn in ein altes Buch, das er fest zuband. Ein Ende des Schlüssels ragte heraus, und an dieses mußte der Bielehans zwei Finger anlegen. Als er dies tat, wendete sich der Schlüssel nach rechts, und die Zuschauer riefen: „Er ist der Mörder! Er hat den Jäger erschossen, der Erbschlüssel hat's gesagt.“ Darob wurde mit dem armen Bielehans nicht viel Federlesens gemacht. Man schleifte ihn auf einer Kuhhaut zum Galgen hinaus und knüpfte ihn auf. Die Leiche blieb hängen, und wunderbarerweise war nach einem Jahre der Strick, der sie hielt, noch völlig wohl erhalten. Als die Dorfbewohner dies bemerkten, erklärten sie rundum, daß der Bielehans doch wohl unschuldig gewesen sei und der Richter den Schlüssel nicht recht ins Buch gelegt habe.

Bald darauf stellte sich die Unschuld des Gerichteten auch klar heraus. Denn der Jäger, den er getötet haben sollte, kam zurück und erzählte, daß er von Böhmen fortgeschleppt worden und Jahr und Tag in Gefangenschaft gewesen sei. Der Bielehans wurde

vom Galgen geholt und ehrlich begraben. Ob der Erbschlüssel aber später wieder benutzt worden ist, davon schweigt die Sage.

Der Aberglaube, der den Erbschlüssel als Gottesurteil hinstellte, hat an vielen Orten geherrscht.

Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 31 f.

1796. Pater Faulhabers Tod und Leichenwunder.

Grafschaft Glatz. Stadt Glatz.

Im Jahre 1757 war Pater Andreas Faulhaber, ein Glatzer Bürgersohn, Katechet und Schloßprediger zu Glatz. Dieser wurde auf die Aussage eines Deserteurs verhaftet und unter gemeine Verbrecher ins Stockhaus gebracht. Es wurde ihm zur Last gelegt, in der Beichte einem Soldaten (namens Joseph Nentwig) auf dessen Frage entgegnet zu haben, daß die Fahnenflucht zwar eine große Sünde, aber doch nicht so groß sei, daß sie nicht vergeben werden könne. Pater Faulhaber erklärte bei seiner Vernehmung, daß er diese Äußerung weder leugnen noch eingestehen könne, da er das Beichtgeheimnis nicht verletzen dürfe. Dem charakterfesten Priester erging es nun ähnlich, wie dem heiligen Johannes von Nepomuk, der aus ähnlichem Anlaß, weil er das Beichtgeheimnis nicht preisgab, in die Moldau gestürzt wurde. Pater Faulhaber wurde am 30. Dezember 1757 auf königlichen Befehl zum Galgen geführt und aufgeknüpft.

Die Leiche soll zwei Jahre sieben Monate auf der Richtstätte unversehrt hängen geblieben und erst von den Österreichern abgenommen worden sein. Ihre feierliche Beisetzung in der Gruft der Pfarrkirche fand am 8. Juli 1760 statt. Das Volk hat aber an das traurige Ereignis die schöne Sage geknüpft, daß die göttliche Vorsehung, durch die Erhaltung des priesterlichen Leichnams während 31 Monaten, die Standhaftigkeit und den Heldenmut dieses Mannes öffentlich anerkannt habe.

Im Volksmunde heißt es auch wohl noch heute, daß die Leiche des seligen Paters unversehrt in der Gruft liege.

Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 11 f.

Blutwunder.

1797. Von blutigem Brei.

Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

Anno 1616 hat man an vielen Orten in der Oberlausitz auf Äckern und an Kornhalmen Blut gefunden, das zweifelsohne vom Himmel gefallen. Bei einem Bauer zu Schönau[1]), namens Elias Richter, wurde ein Mehlbrei, den derselbe gekocht in einen Schrank gestellt hatte, plötzlich über und über mit Blut bedeckt gefunden, welches die Gestalt eines Kreuzes mit einer dasselbe umwindenden Schlange, gleich der in der Wüste erhöheten, abbildete. Der Pfarrer des Ortes, Christian Friedrich Scultetus, besah denselben, ließ einen anderen kochen, an dem er dieselbe Wirkung wahrnahm, und hielt darauf, Freitags, den 3. August, eine feierliche Blut- und Bußpredigt.

Als ebendaselbst unter Pastor Frenzel im Jahre 1687 dasselbe Wunderzeichen sich wiederholte, hat auch dieser geistliche Herr, nach seinem eigenen Geständnisse, am Kirmes-Montage, den 10. November, eine Blut- und Bußpredigt über Joel II. 30 gehalten.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 257.

Nach Frenzel, Hist. eccl. Schonav. p. 164 msc. und Hist. nat. III. 1498 msc.

1798. Von einem blutenden Totenknochen.

Sächsische Lausitz. Bh. Bautzen.

Eine Kuhhirtin zu Schönau bei Bernstadt hatte ein Überbein, und als ihr geraten wurde, dasselbe mit einem Totenbeine zu drücken, holet sie ein solches (einen Unterarmschenkel) aus dem Beinhause. Ihr Dienstherr aber nimmt ihr den Knochen weg, bevor sie mit demselben, wie er meinte, Zauberei treiben könnte, und versteckt ihn in einer Kammer. Einige Tage darauf findet ihn dort die Magd, aber wie erschrak sie, als sie gewahrte, daß der Knochen am Ellbogenende blutete, also daß das rote Blut zur

1) Schönau bei Bernstadt an der Pliesnitz in der sächsischen Oberlausitz.

Erde träufelte und nicht eher zu stillen war, bis er wieder bei seinen natürlichen Nachbarn im Beinhause lag.

Die Erzählung ist vom Jahre 1683. Der Pastor loci A. Frenzel berichtet sie selbst und fügt hinzu, daß er alle Beteiligten zu Protokoll vernommen, er teilt ihre Aussagen aus einem darüber abgefaßten Bericht an die herrschaftlichen Gerichte zu Marienstern sehr ausführlich mit und erwähnt dabei, daß er über dieses Wunder zu Schönau eine Predigt gehalten habe. Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 255.

Nach Frenzel, Hist. nat. III. 1497 msc. und Hist. eccl. Schonav. p. 287. 302 msc.

1799. Blut im Wasser.

Schlesische Lausitz. Stadt Görlitz.

Anno 1630, den 26. November, hat man zu Görlitz am Graben vor dem Reichenbacher Tore auf dem Eise große rote Flecken wie von lauter Blut gesehen. Da ist der Bürgermeister mit vielen hundert Menschen hinausgegangen, der Torhüter ist ins Wasser gestiegen und hat einzelne Stücken Eis heraufgebracht, die aber in helles klares Wasser zerschmolzen sind.

Ebenso hat man Anno 1631, den 4. Januar, in demselben Wassergraben einen förmlichen Blutquell entdeckt, wovor sich viele tausend Menschen entsetzt haben. Noch in demselben Jahre aber, den 31. Oktober, wurde Görlitz von den Kaiserlichen besetzt.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 257.

Nach Frenzel, Hist. nat. I. 533 msc.

1800. Von blutenden Kornhalmen.

Schlesische Lausitz. Kreis Lauban.

Im Jahre 1548 hat sich's zu Haußdorf[1]) in der Nähe von Naumburg a. Q. ereignet, daß in der Ernte, als die Bauern das Korn zu schneiden begannen, die abgeschnittenen Halme geblutet haben, wie ein verwundeter Mensch.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 254.

Nach Frenzel, Hist. nat. III. 1494 msc. Kalender auf das Jahr 1667. Manlius in Hoffmanni Script. rer. Lusat. 1719.

1) Wohl Haugsdorf.

1801. Die blutige Hand am unterirdischen Gange zu Falkenberg.

Stadt Falkenberg.

Unter der Stadt Falkenberg O.-S. soll ein unterirdischer Gang vom Schlosse bis zur katholischen Kirche führen. Am Eingange in diesen Gang ist an der Wand der Abdruck einer blutigen Hand zu sehen. Er soll von einem Gefangenen herrühren, der von einem Raubritter, einem früheren Bewohner des Schlosses, hier getötet wurde. Die Grausamkeit der Raubgesellen scheute vor keinem Verbrechen zurück, und oft ließen sie die Gefangenen verhungern. Jene Hand aber konnte trotz aller Bemühungen nicht vertilgt werden. Ja, als man sogar die Steine herausriß und dafür neue einsetzte, erschien die Hand als furchtbares Zeichen von neuem.

Verschiedene Leute, die den Gang durchschreiten wollten, kamen nur eine kleine Strecke weit, dann erlosch ihnen das Licht, sie mußten umkehren und konnten nicht feststellen, wohin der Gang führe.

Nach Erzählung des Sextaners Herbert Raabe.
Handschriftlich mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln. 1896.

1802. Der Mäuseteich zu Breslau.

Stadt Breslau.

Bei Breslau nahe am Wallgraben liegt ein kleiner Teich, der Mäuseteich genannt, dessen Wasser soll sich in früherer Zeit, wenn die Stadt ein Unglück bedrohte, allemal vorher in Blut verwandelt haben. Grässe, Sagenbuch. 1871. S. 179.

Von dem Mäuseteiche erzählt man sich seltsame Dinge. So soll sich sein Wasser allemal rot färben, wenn der Stadt ein Unglück bevorsteht. Ebenso wurde auch eine Leiche über dem Wasser schwebend gesehen. Ferner berichtet die Sage, daß zur Zeit einer großen Hungersnot die gläubigen Christen sich an den dortigen Bischof wandten mit der Bitte um Unterstützung mit Lebens-

mitteln. Dieser wollte aber hiervon nichts wissen und sagte den Flehenden, daß es in Breslau genug Mäuse und Ratten gebe, die für die Sünder noch viel zu gut seien. Die so Verhöhnten gingen zwar ihrer Wege, aber den bösen Bischof ereilte bald seine Strafe. Er wurde in der folgenden Nacht von Mäusen und Ratten zernagt. An jener Stelle, wo die bischöfliche Residenz gestanden hatte, befindet sich heute der Mäuseteich.[1])

Grabinski. 1886. S. 9.

1803. Die blutende Linde.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Zu Eisersdorf, am Ufer der Biele, soll früher eine Linde gestanden haben, an der von Zeit zu Zeit Blutstropfen bemerkbar waren. Die Mär erzählt, daß ihr Stamm einst von einem Zauberpfeile[2]) verletzt worden sei und so lange gekrankt habe, bis ein Muttergottesbild an der Stelle angebracht worden sei.

Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 25.

1804. Der steinerne blutige Wenzel bei Gläsendorf.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.

Wenn man von Gläsendorf auf Kaiserswalde zu den Weg nach Hüttengrund geht, so kommt man am Kreuzwege im Walde zu einer steinernen Mannesfigur mit vielen Eingravierungen usw. von fremden Händen. Das ist „der steinerne blutige Wenzel". Die Sage erzählt: der Stein sei wegen der Cholera gesetzt worden. Einst wurde der Figur der linke Arm abgeschlagen — da floß Blut heraus.

Nachricht von Richard Preis, Villabesitzer in Altheide, 1908. Durch Herrn v. Woikowsky-Biedau.

---

1) Eine etwas unklare Abwandlung der bekannten Mäuseturmsage von Bischof Hatto. Der Mäuseteich ist nicht mehr vorhanden.

2) Es war die heidnische Jungfrau auf dem Glatzer Schlosse, die im Wettstreit mit ihrem Bruder die Eisersdorfer Linde traf.

1805. Das Blut im Ofentopf.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Deutschbrod.

Als die Schweden mit ihren verheerenden Zügen unsere Gegend durchstreiften, kamen sie auch nach Jesau (Bez. Stecken). Daselbst schlug eine Heeresabteilung ihr Lager auf und verweilte kurze Zeit. Die Hauptabteilung sowie die Kriegskasse waren in der nahen Stadt Iglau. Ein schwedischer Soldat wurde nach Iglau entsendet, um aus der Kriegskasse Geld zu holen. Unterwegs verlor er aber viel von dem Gelde, wobei er sich nicht erklären konnte, wie das möglich gewesen wäre. Ein Weib aus Jesau fand das Geld auf dem Wege, gab es aber nicht ab. Mit dem Soldaten wurde kurzer Prozeß gemacht, er wurde erschossen.

Von dieser Zeit an hatte der Besitzer des Bauernhofes, aus dem das Weib stammte, immer statt des Wassers Blut im Ofentopfe. Das Weib konnte reinigen, wie es wollte, das Wasser im Ofentopfe blieb blutig. Auch den Nachfolgern dieses Geschlechtes erging es so. So waren viele Jahre verflossen, bis der letzte männliche Besitzer auf dem Bauernhofe starb. Die Wirtschaft kaufte ein anderer Wirt, und als er in das Haus einzog, war im Ofentopfe das blutige Wasser verschwunden. Die Leute sagten, das Geschlecht hätte etwas Böses verübt, daher hätten sie das Wasser nicht reinigen können.

Von Joseph Khun mitgeteilt aus Jesau.

Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen. IV. Bd. 1904. S. 178.

Bauwunder.

1806. Warum die St. Josephs-Kirche zu Grüssau keinen Turm hat.

Kreis Landeshut.

Das Kirchenbuch zu Grüssau enthält aus dem Jahre 1694 folgende Notiz: „An derselben Stelle, wo jetzt die St. Josephs-Kirche steht, hat vorher auch schon eine Kirche, aber eine viel kleinere, nach Osten zu gestanden. Diese war dem hl. Andreas

geweiht. Wegen der großen Mitgliederzahl der St. Joseph-Bruderschaft, welche damals im höchsten Flor stand, wurde die zu kleine Kirche im Jahre 1690 niedergerissen und im Frühjahre 1691 der Bau der gegenwärtigen St. Josephs-Kirche begonnen. Am 7. Mai 1692 hat Abt Bernhard Rosa den Grundstein zu der Kirche gelegt. Sie besaß auch zwei steinerne Türme, die schon eine Höhe von 63 Ellen erreicht hatten, aber wieder eingefallen sind, und zwar der linke am 9. Oktober 1693 in der zehnten Stunde des Vormittags und der andere den 12. Oktober 1693 des Nachts um die zwölfte Stunde. Menschen sind dabei nicht verunglückt. Die Türme waren mit großen und weiten Fenstern versehen gewesen, und dies mochte wohl die Ursache des Einsturzes sein. Baumeister war: Martin Urban aus Liebau."

Anknüpfend an die vorstehende Notiz erzählt die Sage folgendes: Mehrmals hat man versucht, diese Türme wieder aufzubauen, allein es ist niemals gelungen, sie zu vollenden, denn sobald die Türme fast fertig waren, stürzten sie entweder von selbst wieder zusammen, oder sie wurden durch elementare Ereignisse zerstört. Da es also, wie man annahm, auf der St. Josephs-Kirche keinen Turm litt, mußte man von dem Bau eines Turmes gänzlich absehen, und deshalb besitzt diese Kirche heute noch keinen Turm.

Patschovsky, Sagen des Kreises L. 1893. S. 16f.

1807. Die alte Kapelle bei der alten Kirche.

Stadt Schönau.

„Unfern von der alten Kirche zu Schönau stehet ein Stück Gemäuer von einer alten Capellen, allwo vor Zeiten auch eine Walfahrt gewesen seyn soll. — Es hat ein ruchloser Mensch sich unterstanden, die Steine deß Nachts wegzuführen, in welchem Vorhaben er von einem Gespenste verhindert und so lange geplaget worden, biß er die entraubete Steine hinwiederumb an gehörigen Ort gebracht."

Naso, Phoenix redivivus. 1667. S. 218f.

1808. Prophezeiung vom Keller des Wankerschen Hauses zu Leobschütz.

Stadt Leobschütz.

In Leobschütz war eine Prophezeiung verbreitet, die sich auf den nur mit einer Holzdecke versehenen Keller des alten Wankerschen Hauses (Troppauer Straße) bezog. Es hieß, daß derjenige, der diesen Keller überwölben werde, sterben sollte, ehe das Gewölbe fertig wäre. Robert Wanker wölbte ihn ein und starb wirklich, ehe der Bau fertig war (Wilpert sagt: wenn er sich nicht irre, an einer Verkältung, die er sich beim Baue zugezogen hatte, anno 1842).

Die Mutter Wankers ging nie allein in den Keller, weil es hier nicht geheuer sein sollte. Doch wurde später nichts Ungeheuerliches darin wahrgenommen.

Handschriftlich von Dr. Wilpert aus Leobschütz. 1896.

1809. Der Kirchenbau zu Kreuzendorf.

Kreis Leobschütz.

„Vom Kirchturm meines Heimatsdorfes erzählte man sich folgende Geschichte: Der Baumeister der Kirche hatte sich dem Teufel verschrieben und mit ihm einen Pakt geschlossen. Als der Turm bis zu einer gewissen Höhe aufgerichtet war, bekehrte sich der Baumeister, fiel bald nachher vom Turme und war tot. Nun kam ein frommer Baumeister. Als dieser die Turmspitze aufgesetzt hatte, lag sie anderen Morgens auf dem Anger des Spritzenhauses mitten im Dorfe. Wie oft man sie auch wieder aufsetzte, immer wurde sie über Nacht abgehoben. Heute noch steht der Turm ohne Spitze und macht durch seine originelle Form (er sieht aus wie eine alte Burgruine) einen seltsamen Eindruck. „Der Teiwel hoot a Schwanz drüber", sagen die Leute."

Philo, Schlesien. 1884. S 37.

1810. Die neunundneunzig Windmühlen um Guhrau.

Kreis Guhrau.

Um die Stadt Guhrau stehen eine Menge Windmühlen, die vieles Land weit und breit mit Mehl versorgen. Es sollen deren

aber gerade 99 an der Zahl sein, und soll ein altes Gesetz und Bann herrschen, daß die hundertste nicht gebaut werden kann. Denn so oft man es auch versucht hat, ist stets des Nachts das wieder eingefallen, was am Tage aufgebaut worden.

H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 83.
Auch Grässe, Sagenbuch. 1871. S. 264.

Bei Guhrau stehen 99 Windmühlen, mehr leidet's nicht. Wenn die hundertste gebaut wird, fährt der Blitz hinein, und sie brennt ab. So spricht das Volk.

K. Mündlich aus Frankenstein. 1898.

1811. Erbauung der Wallfahrtskirche zu Hochkirch und Herkunft des Marienbildes.

Kreis Glogau.

Hochkirch, ¾ Meilen südöstlich von Glogau, wird in den früheren Jahrhunderten, wo es zum benachbarten Grädiz gehörte, Hohenkirchen offen Berge genannt. Es hat eine Wallfahrtskirche mit 1856 neugebautem Turme und ein wunderbares Marienbild auf dem Hochaltare, zu dem von weit her aus Schlesien und Polen gewallfahrtet wird. Die größten Wallfahrten finden statt am Sonntage Trinitatis, wo auch eine Prozession von der Probstei Seitsch aus dem Guhrauschen ankommt, und dann am Feste Mariä Geburt.

An die Kirche und das darin befindliche Muttergottesbild knüpft folgende Wundersage an.

Als diese vor uralten Zeiten erbaut werden sollte, hatte der Gutsherr eine andere Anhöhe in der Nähe derjenigen, auf der heute die Kirche steht, als Platz dazu bestimmt. Fromme Spenden waren zu ihrer Erbauung reichlich eingegangen, und der Gutsherr lieferte das Bauholz. Er ließ dieses auf die von ihm ausersehene Anhöhe schaffen. Die Geistlichen des Sprengels wünschten sie zwar dort nicht, aber sie fügten sich, als der Gutsherr außer dem Bauholze noch reiche Gaben versprach. Dennoch kam es anders, denn es trat ein seltsames Ereignis ein.

Am andern Morgen nämlich war das Bauholz von der Anhöhe verschwunden. Erst dachte man an einen Raubfrevel, aber man fand das gesamte Holz in bester Vollständigkeit und Ordnung auf einem benachbarten Hügel. Der Gutsherr hielt dies für einen mutwilligen Streich und ließ das Holz auf den früheren Platz zurückschaffen und noch mehr dazubringen. Am andern Morgen war es wieder fort und lag wieder auf jenem anderen Hügel. Das brachte eine große Bewegung in der Gemeinde hervor, und viele gingen zum Gutsherrn und erklärten, das gehe nicht mit richtigen Dingen zu und sei ein Wunder, das etwas zu bedeuten habe. Aber der Gutsherr ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen, er wolle doch sehen, meinte er, ob das Holz zum dritten Male seinen Platz verändern werde. Die Gemeinde wollte aber nicht Hand anlegen, und so ließ der Herr von seinen eigenen Leuten das Holz wieder zurückschaffen. Für die Nacht stellte er zwei Wächter daneben auf. Doch wieder lag es am nächsten Morgen auf dem andern Berge. Die Wächter hatten nichts bemerkt und sagten aus, ein unwiderstehlicher Schlaf habe sie befallen. Nun stürmten alle auf den Gutsherrn ein, er möge doch gestatten, daß die Kirche dort gebaut werde, wohin schon in dreien Nächten das Bauholz von unsichtbaren Händen geschafft worden sei; es sei sicher Gottes Wille so. Da sagte der Gutsherr: „Nun, in Gottes Namen, baut dorthin die Kirche zu seiner Ehre.“ Mit Jubel ward diese Entscheidung aufgenommen, und der Bau ward behende in Angriff genommen, schien es doch allen ein heilig Werk. Die Teilnahme für das neue Gotteshaus wuchs weit über den Kirchsprengel hinaus. Die Kirche war fertig, auch die innere Ausschmückung war fast vollendet. Aber noch fehlte ein würdiges Bild für den Hauptaltar. Da griff wiederum eine wunderbare Macht ein.

In einer Nacht, als alle Einwohner Hochkirchs längst schliefen, rief der Wächter eben die Mitternachtsstunde aus. Zufällig schweifte sein Blick nach der Höhe hinauf, wo die Kirche stand. Wunderbar! das Innere des Gotteshauses strahlte in hellem Lichterglanz; es war keine Feuersbrunst, aber dennoch rief er die

Bewohner aus ihrem Schlafe. Staunend scharte sich die ganze Gemeinde zusammen, und wie zur ersten Wallfahrt geordnet schritt sie dem neuen Gotteshause entgegen. Schon war die Menge bis zum Fuße der Anhöhe gelangt, da ereignete sich ein zweites Wunder. Herrliche Töne erklangen aus der Kirche, bald schmelzend und bald brausend wie ein voller Chor, Posaunen- und Orgelton und Priestergesang dazwischen, über dem Ganzen schwebend aber ein Klang wie von Engelsharmonien. Wer waren die nächtlichen Musiker dort oben? Die Gemeinde sank am Fuße des Hügels auf ihre Knie und wohnte dem Gottesdienste dort oben in andächtiger Ferne bei. Das war das erste Hochamt, ehe noch die kirchliche Weihe das Gotteshaus ergriffen. Plötzlich erlosch Licht und Gesang, stumm und finster lag das Gebäude wieder auf seiner einsamen Höhe. Tief ergriffen aber kehrten die Leute in ihre Häuser zurück. Was sich da oben zugetragen hatte, blieb ihnen vor der Hand ein unerklärliches Rätsel. Als aber der Morgen anbrach, sendete der Gutsherr den Gemeindevorstand in die Kirche, um den Ursachen des nächtlichen Geschehnisses nachzuspüren. Ganze Scharen von Menschen schlossen sich an, und als die Tür der Kirche geöffnet wurde und die Blicke auf den Hochaltar fielen, da prangte dort ein Bild der Mutter Gottes in schönster Farbenpracht. Das Staunen löste sich in ein still Gebet auf, das der wunderbaren Macht den heißen Dank der Gemeinde aussprach für die herrliche Gabe.

Dies ist die Sage von dem Gotteshaus zu Hochkirch, wie sie im Volke von den Voreltern sich auf uns vererbt und die besondere Heiligkeit dieser Kirche begründet hat, zu der alljährlich viele Tausende wallfahrten, um vor dem Wunderbilde ihre Andacht zu verrichten und Trost und Stärkung sich zu holen.

Die Anhöhe, die ursprünglich vom Gutsherrn für die Kirche bestimmt war, ist jetzt mit einem Kreuze geschmückt, das eine spätere Gutsherrschaft dort aufgestellt hat.

Fritz, Denkwürdigkeiten von Groß-Glogau. 1861. S. 38 f., besonders S. 41—43. Im Auszuge.

1812. Bau der Kirche zu Klein-Kreidel.

Kreis Wohlau.

In Klein-Kreidel bei Kloster Leubus wollte man einst eine Kirche bauen. So oft man auch Baumaterial dazu anfuhr — über Nacht war dasselbe regelmäßig vom Bauplatze verschwunden und auf einen Berg in der Nähe des Dorfes getragen, so daß man zuletzt an dieser Stelle die Kirche errichtete. Auch hier glaubte man wie in Kreuzendorf, der Teufel sei dabei im Spiele.

Aus Breslau.

Philo, Schlesien. 1884. S. 41.

1813. Bau der hölzernen Rochuskapelle bei Groß-Döbern.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

Von der hölzernen Rochuskapelle bei Groß-Döbern erzählt man sich folgendes: Ursprünglich sollte sie an einer andern Stelle erbaut werden. Doch fand sich das dorthin gefahrene Baumaterial immer des Morgens an der Stelle, wo sie jetzt steht. Daher glaubte man, daß der hl. Rochus hier sein Heiligtum gebaut haben wolle, und handelte danach.[1])

Nach der Erzählung des Quartaners A. Kochalsky, handschriftl. mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln. 1896.

1814. Gründung der Kirche zu Lubetzko.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Lublinitz.

Wo das Dorf Lubetzko bei Lublinitz steht, soll ein Jagdhaus gestanden haben. Später entstand ein kleines Dorf. Ein Bauer ladet einmal Dünger. Er findet ein kleines ovales Marienbild von der Größe eines Handtellers, auf Blech gemalt. Dieses legt er in seinen Kasten. In der Nacht wird er über dem Kasten einen wunderlichen lichten Schein gewahr. Dieser Schein ließ sich in jeder Nacht sehen, und dies war die Veranlassung zum Baue der massiven Kirche, wo dann mehr Wunder geschahen.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 189.

1) 1671 erbaut, nach Triest, Topographie Oberschlesiens.

1815. Gründung der Koschentiner Trojca-Kirche.[1])

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Lublinitz.

Bei Koschentin Lublinitzer Kreises steht eine hölzerne Kirche, der heil. Dreifaltigkeit geweiht. Sie sollte nicht auf der sumpfigen Stelle, sondern auf einem nahen sandigen Hügel stehen. Das Holz war schon dort angefahren. Ein großer Krebs hat es aber heruntergezogen, und dies hat man als Weisung genommen, die Kirche dort zu bauen. Lompa, Handschrift. 1846. S. 189.

Ausführlichere Nachricht gibt eine am 12. September 1721 in lateinischer und polnischer Sprache abgefaßte Eintragung des Pfarrers Jeziorski, die sich in dem zu Sodow im Pfarrarchiv aufbewahrten Proventenbuch befindet. Sie lautet in deutscher Übertragung folgendermaßen:

Dieser Ort ist dem Volke der Umgegend als wundertätig bekannt. Ein Weib von gottesfürchtiger Gesinnung, das sich hier erging und zu Gott betete, erblickte ein kleines Kind in der Nähe einer Eiche, welche an der Stelle stand, wo heut der Hochaltar steht. Als es mit ihm sprechen wollte, verschwand es. Darüber erstaunte das Weib und besuchte mit seinen Gebeten öfters diesen Ort, wobei es stets Fußspuren eines kleinen Kindes im Sande gewahrte. Um sich zu überzeugen, ob dies auf ein Wunder zurückzuführen sei, verschüttete die Frau die Spuren im Sande und fegte sie glatt; so oft sie aber zurückkehrte, fand sie die Fußspuren im Sande wieder, bis sie sich überzeugte, es geschehe in wunderbarer Weise. Von nun an verwischte sie nicht mehr die Fußspuren, erzählte es aber anderen Leuten. Die Leute achteten nun auf diesen Ort und forschten aufmerksam, was weiter geschehen werde, bis sie in der Osterzeit Glockenläuten vernahmen und von ferne eine Prozession mit einer singenden Volksmenge sich fortbewegen sahen. Aus diesem Anlaß wurde an der Eiche ein Kreuz aufgestellt.

1) Die Filial- und Begräbniskirche St. Trinitatis bei Koschentin ist nach Süden zu 1½ km vom Dorfe entfernt und wird im Volksmunde Swięta Trojca genannt.

Sobald das Kreuz, von dem heut noch ein Stück in der Kirche steht, und an dem diese Beschreibung hängt, errichtet war, sah man drei Lichter brennen und drei kleine Kinder in weißen Gewändern dahinwandeln.

In Koschentin lebten auch drei Brüder, zwei davon waren verheiratet, der dritte, mit Namen Vinzent Kluczinski, war ledig. Dieser hielt sich bei den beiden anderen Brüdern auf und handelte mit Pferden. Beim Hüten an diesem Orte gingen ihm einst zwei Pferde verloren, und da er sie durch mehrere Tage nicht finden konnte, verzweifelte er und glaubte sie gestohlen. Als er eines Tages traurig an diesem Kreuz vorüberging, wurde er von einem kleinen Kinde, das dort stand, angesprochen: „Was gibst du mir, und ich will dir die Pferde zeigen?" Erschrocken fragte er: „Was verlangst du?" Das Kind antwortete: „Versprich mir, daß du mit ihnen auf diesen Ort Holz zu einer Kirche anfahren willst!" Der Jüngling versprach es, und das Kind zeigte ihm sogleich die Pferde, die hinter einem Strauche, an dem er schon öfters vorübergegangen war, ruhig grasten. Als er dieses Wunder gewahrte, dankte er sogleich Gott und machte bekannt, wozu er sich verpflichtet hatte. Er begann auch das Holz zum Bau der Kirche anzufahren, aber nicht an diesen Ort. Denn die Stelle war ungeeignet und feucht. Er fuhr vielmehr das Holz auf den Hügel, der über dem Teiche lag. Da es aber nicht der Wille Gottes war, daß die Kirche auf einer Anhöhe erbaut werden sollte, fand man das Holz, das den Tag über auf den Berg gefahren worden war, am Morgen an der bezeichneten Stelle im Tale.[1]) Daraus erkannte man den Willen Gottes, und die Kirche wurde nicht anderswo, sondern hier erbaut.

Aus dem Aufsatz „Die Trojcakirche bei Koschentin" von Pfarrer Karl Urban in „Oberschlesische Heimat", Bd. VII, 1911. S. 39f. Der zweite Teil ist nacherzählt in Paul und Hildegard Knötels Oberschlesischen Sagen, 2. Bd., 1911, S. 116f.

1) Eine solche Übertragung erzählt die Volkssage auch vom Bau der ersten Kirche zu Deutsch-Piekar bei Beuthen.

1816. Gründung der Lubschauer Kirche.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Lublinitz.

Das Alter der Lubschauer Kirche kann man mindestens auf 700 Jahre annehmen. In geringer Entfernung ($^1/_{16}$ Meile) vom Dorfe ist eine Anhöhe. Dort sollte die Kirche stehen, das Holz war bereits angefahren. Aber in einer Nacht hat sich das Holz auf den Ort verlegt, wo jetzt die Kirche steht. Darum hat man sie dorthin gebaut.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 188.

1817. Vom Bau der Breitenfurter Kirche.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Mitte der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde in Breitenfurt die Kirche gebaut. Die unmittelbare Anregung dazu gab der damalige Scholtiseibesitzer Wiesener. Dieser hatte fast jede Nacht eine feurige Kuh von seinem Hofe nach der Stelle hingehen und sich niederlegen sehen, wo heute die Kirche steht. Die Bauern mußten das Material zuführen, und jedesmal wenn sie nach Sandhübel fuhren, um Sand zu holen, begegnete ihnen beim Müller-Philippspüschel ein schwarzer Hund, so groß wie eine zweijährige Kalbe. Er erschien nur immer morgens im Advent, wenn es stockfinster war, tat aber niemandem etwas zu leide. Er begleitete die Leute eine Strecke und verschwand bei einem gewissen Kreuze.

Nach der Erzählung seines Vaters handschriftlich mitgeteilt von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich), einem geborenen Österreichisch-Schlesier (Breitenfurt, Bzh. Freiwaldau). 1911.

1818. Von der hl. Katharina und dem Kirchbau in Sackisch.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

1. Das muß auf Folkner-Bauers Felde (zu Sackisch) gewesen sein. Dort hat ein Bauer einmal geackert, und dabei hat er eine Figur der heiligen Katharina aus der Furche ausgeackert. Auf

demselben Stücke haben sie (die Bewohner) nachher die Kirche gebaut. Das ist so gekommen.

Zuerst wollten sie die Kirche am Paradieshübel bauen. Dort stand schon immer ein Kreuz und eine Kapelle, aber das Holz und die Steine, die sie oben angefahren hatten, waren über Nacht wieder fort und lagen unten, wo jetzt die Kirche steht. Und wenn sie es wieder hinaufschafften, am andern Morgen lag alles unten. Da sagten sie, das täten die Engel, die es in der Nacht heruntertrügen. Und da bauten sie auch die Kirche dorthin.

Nach der mundartlichen Erzählung von Anton Kriegel in Sackisch.

2. Wo jetzt die Kirche in Sackisch steht, auf demselben Flecke hat der Bauer, der ehedem auf Folkners Wirtschaft war, mit Ochsen geackert. Da sind die Ochsen auf einmal stehen geblieben und sind nicht fortzubringen gewesen. Da hat sich der Bauer doch gewundert und hat nachgesehen, warum die Ochsen nicht weitergehen. Und da findet er das Katharinenbild, das heute noch am Hochaltare steht. Da wird nun angenommen, daß vor der jetzigen Kirche eine Holzkirche hier gestanden habe. Die ist jedenfalls durch die Hussiten zerstört worden, und da ist jedenfalls vor der Zerstörung das Bild vergraben worden.

Da wurde gesagt, die Gemeinde hätte wollen die Kirche ins Oberdorf bauen, wo jetzt so eine Steinkapelle steht. Dort hatten sie schon Baumaterial herzugefahren. Aber früh morgens war es wieder unten im Niederdorfe am alten Platze, und das hat sich dreimal wiederholt. Auf das hin haben die Sackischer wieder auf den alten Fleck gebaut, wo sie das Bild gefunden haben.

Nach der mundartlichen Erzählung des „Kirchvaters" Kastner in Sackisch. Beide Erzählungen mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Kudowa. 1912.

1819. Vom Bau des Kirchhofs in Brzesowie.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

„Meine Großmutter hat erzählt: Wie man den Kirchhof in Brzesowie anlegen wollte, da sollte er auf der Seite außer-

halb des Dorfes zu liegen kommen. Schon hatte man den Zaun und Steine und Bretter für die Totenhalle angefahren. Aber am andern Morgen, als die Leute aufstanden und anfangen wollten zu bauen, da war alles Material fort. Es lag auf einer ganz andern Wiese, bereits mitten im Dorfe. Da haben sie es wieder zurückgefahren. Aber am nächsten Tage lag's wieder an demselben Orte. Da haben sie dann halt auch den Kirchhof dort gebaut."

Nach der mundartlichen Erzählung von Marie Hillmann aus Brzesowie, mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Kudowa 1912.

1820. Sage von der Erbauung der Friedhofskirche in Braunau.

Nordöstliches Böhmen. Stadt Braunau.

Allgemein heißt es im Volksmunde, daß die hiesige Friedhofskirche „Zu unserer lieben Frau" von einer heidnischen Jungfrau erbaut worden sei.[1]) Diese war nebst ihrem Bruder, mit dem sie auf ihrem gemeinschaftlichen Stammsitze am Niedersande wohnte, dort wo gegenwärtig das Treutlersche Haus das letzte am linken Steineufer steht, schon in früher Jugend zum Christentume übergetreten. Ihr Besitztum umfaßte die an den Niedersand anstoßenden, jetzt noch zur Gemeinde Braunau gehörigen Gründe und erstreckte sich auch weiter hinaus über die ganze Au, wo sich dermalen der Friedhof und die angrenzenden Felder befinden. Auf diese war vor allem ihr Lieblingsgang gerichtet und dort pflegte sie mit ihrem ebenfalls unverheirateten Bruder mit Vorliebe zu lustwandeln. In ihren frommen Gefühlen empfand sie schließlich den Wunsch, an dieser Stelle eine Kirche zu Ehren der Mutter Gottes zu erbauen. Eines Tages, als sie hier wieder mit ihrem Bruder spazieren ging, drängte sich ihr Lieblingswunsch ganz besonders in den Vordergrund der Gedanken. Schon längst hatte sie Gott angefleht, ihr durch ein sichtbares Zeichen anzugeben, auf welchem Platze sie die Kirche erbauen solle. In ein

1) Als Gründungsjahr dieser Kirche wird 1177, der Stadt 1171 traditionell angenommen.

solches Gespräch mit ihrem Bruder vertieft, gelangten beide an ein Flachsfeld, das sehr mager aussah und noch lange nicht zu blühen versprach. Seine Lage gefiel der Jungfrau ganz besonders; lag ja doch die Stelle, wie heute noch, im Mittelpunkte des lieblichen, von einem Kranze bewaldeter Berge umschlungenen Braunauer Ländchens und war doch die Aussicht von hier nach allen Seiten hin eine reizende. „Hier," sprach die Jungfrau, „wäre mein Lieblingsplätzchen, und hier möchte ich ein Gotteshaus errichten."

Der Bruder widerriet ihr und meinte, sie solle doch zunächst den Flachs noch ausreifen lassen, und dann wäre auch der Boden zu feucht und ohne festen Untergrund, schließlich habe es ja mit dem Baue keine Eile. Die Jungfrau wollte aber ihren Wunsch sobald als möglich verwirklicht sehen und dachte daher bloß einen leichten, gefälligen Holzbau aufzuführen, wozu es keines besonders festen Untergrundes bedürfe. Deshalb flehte sie Gott nochmals um einen Fingerzeig an und sprach zu ihrem Bruder: „So höre nun! Wenn Gott mein Vorhaben gefällig ist, so kann er es nicht deutlicher bezeugen, als wenn dieser Flachs über Nacht aufblüht." Mit zweifelndem Lächeln vernahm der Bruder diese Worte seiner gottvertrauenden Schwester, und beide gingen sohin über die alte Pforte hinunter nach Hause.

Kaum daß der Morgen graute, erhob sich die Jungfrau von ihrem Lager und bat ihren Bruder, sie zu dem erwähnten Flachsfelde zu begleiten. Geschwisterliebe und teilweise Neugierde ließ ihn gern der Schwester folgen. Je näher sie dem Orte kamen, desto höher schlug das Herz der Jungfrau in dem unbewußten Gefühle einer glücklichen Vorahnung. Da auf einmal schimmerte den beiden Geschwistern ein bläulicher Glanz entgegen. Mit beflügelten Schritten eilten sie dem Felde entgegen und standen vor einer im schönsten Blau prangenden Flachsflur. Dankend sank die Jungfrau auf ihre Knie nieder, und beide Geschwister sandten vereint ein aufrichtiges Gebet zu Gott empor. Nun wurden schleunigst Bauleute aufgeboten und beauftragt, ein hübsches

hölzernes Gotteshaus zu erbauen, und in kurzer Zeit sah die Jungfrau ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt.

Nach mündlicher Überlieferung und Aufzeichnungen des Herrn Jos. Riedel in Ölberg. Eduard Langer, Das östliche Deutschböhmen. II. Bd. 1902. S. 120f.

1821. Die Friedhofskirche zu Braunau duldet nur Holzbau.

Nordöstliches Böhmen. Stadt Braunau.

Die alte hölzerne Friedhofskirche „Zu unser lieben Frau" zu Braunau soll durch eine heidnische Jungfrau erbaut worden sein, als sie um das Jahr 1130 zum Christentume übertrat. Die Stirnbinde der Jungfrau, aus Beinperlen bestehend, wird heute noch in der Pfarrkirche verwahrt. Nach einer zweiten Sage ist die Kirche 1177 anläßlich einer Pest erbaut worden.[1])

Nachdem die Hussiten bei der Belagerung Braunaus diese Kirche niedergebrannt hatten, fing man 1546 an, ein neues Gotteshaus zu errichten. Um die Kirche vor ähnlichen Unfällen zu bewahren, begann man sie steinern zu bauen. Aber sonderbar! Das, was die Maurer den Tag über aus Stein gemacht hatten, wurde in der Nacht niedergerissen und aus Holz erbaut; das wiederholte sich jedesmal, so oft man auch versuchte, steinern zu bauen. Auch der Geistliche starb, der den Steinbau angeordnet hatte. Seinen Nachfolger traf ein ähnliches Schicksal, als er steinern bauen wollte. Erst der dritte Stiftsprovisor fing an, das Gotteshaus in der ursprünglichen Form aus Holz wieder herzustellen, und siehe! der Bau wurde in kurzer Zeit vollendet. Seit dieser Zeit wagt es niemand mehr, die Kirche steinern zu bauen.

Schade im Riesengebirge in Wort u. Bild. 1890, Heft 35/36, S. 64 und in Sagen des Braunauer Ländchens 1903, S. 5f. Übernommen von Langer, Das östliche Deutschböhmen II. 1902. S. 122.

---

1) Die Girschdorfer Chronik berichtet wiederum: „Anno 1171 ist an der böhmischen Grenze, im Glatzischen, Braunau zu einer Stadt gemacht worden; des vertriebenen Wladislaus seine Prinzessin hat die Stadtkirche „Zu unser lieben Frau" erbaut."

1822. Die Liebfrauenkirche zu Braunau duldet keine Veränderung.

Nordöstliches Böhmen. Stadt Braunau.

Dem Volksglauben nach steht die Liebfrauenkirche unter besonderem Schutze der Gottesmutter. Wie in Nazareth und Loretto eilen auch hier Engel herbei, wenn bei diesem Kirchlein ein Umbau beabsichtigt wird. Zu wiederholten Malen sei dies zum Zwecke der Vergrößerung versucht worden, allein was die Arbeiter tagsüber abgebrochen hatten, ergänzten des Nachts Engel vom Himmel wieder, so daß am Morgen keine Spur einer Abtragung oder Veränderung mehr zu sehen war.

Eduard Langer, Das östliche Deutschböhmen. II. Bd. 1902. S. 124.

1823. Der Ober-Wernersdorfer und Hermsdorfer Kirchenbau.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Die Ober-Wernersdorfer wollten eine Kirche bauen. Lange konnten sie sich über den Platz für diese nicht einigen. Einige wollten das Gotteshaus auf der steilen (Weckelsdorfer), andere auf der flachen (Radowenzer) Seite errichtet haben. Endlich wählte man den letzteren Platz. Man begann Holz und Steine herbeizuschaffen. Aber merkwürdig! was man tagsüber am Bauplatze abgelagert hatte, über Nacht wurde es auf die andere Seite übertragen. Man holte das Baumaterial zurück, doch umsonst. Am zweiten und dritten Tage geschah das Gleiche. Da erkannten die Wernersdorfer in dem Ereignisse den Fingerzeig Gottes und bauten an der Stelle, wo das Gotteshaus heute noch steht, ihre Kirche.

Eine ähnliche Sage wird auch vom Kirchenbau in Hermsdorf erzählt. Das Grundstück auf der „Hohen Seite", wo das Kirchenhaus stehen sollte, gehört zur Wirtschaft Nr. 119 und heißt heute noch das „Kirchenstück". Die erste hölzerne Kirche in Hermsdorf stand an der Stelle der jetzigen Totenkapelle, der Friedhof soll im Garten des Hauses Nr. 12 gewesen sein.

Schade, Sagen des Braunauer L. 1903. S. 7.

Wunderbare Erscheinungen im Luftkreich.

1824. Manna fällt vom Himmel in Sorau.

Märkische Lausitz.

Anno 1531, als die große Hungersnot war und Mensch und Vieh nur so dahinstarben, hat der liebe Herrgott den Sorauern Gnade erwiesen, gleich den Kindern Israels in der Wüste, und hat in einer Nacht vom Himmel regnen lassen kleine runde Brötchen, also daß den andern Morgen alle Felder damit bedeckt waren und Mensch und Vieh sich daran erquickten.

Die braunen Knollen (mit weißen Körnern) Lathyrus tuberosus findet man alljährlich bei Sorau in größerer oder kleinerer Menge. Das Volk nennt sie noch heute Manna oder Himmelsbrot und glaubt, daß sie vom Himmel fallen.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 258.
Nach Worbs, Geschichte von Sorau und Triebel. 1826. S. 259.

1825. Fischregen bei Sorau.

Märkische Lausitz.

Anno 1661, den 25. Mai, fiel bei Sorau ein großer Landregen, in welchem auf die Gorkauschen Felder eine große Menge Schmerlen heruntergefallen, welche die Bauern aufgelesen, von denen auch dieselben ein gut Gericht dem gräflichen Herrn Hauptmann gebracht, der sie kochen ließ und im Namen Gottes verzehrte.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 258.
Nach Magnus, Geschichte von Sorau. 1710. S. 237.

1826. Blutregen zu Zittau und Görlitz.

Sächsische und Schlesische Lausitz.

Den 28. April Anno 1622 ist zu Zittau mit Verwunderung gesehen worden, daß das Regenwasser, so damals stark gefallen, in den Gerinnen blutfarbig gewesen, gerade so, als ob vorher Fleisch darin wäre abgewaschen worden. Es behielt diese Farbe eine Stunde lang. Etliche gossen es in Gefäße, darinnen es wie

Blut zusammengerann. Der Bürgermeister Friedrich Birnstein ließ ein weißes Tuch auf seinem Hofe ausbreiten, welches ganz rot wie mit Blut gefärbt wurde. Die Tropfen setzten einen Grund ab, der wie Brasilienrot anzusehen war. Die Nacht darauf erfolgte ein schweres Ungewitter.

Auch in Görlitz regnete es den 3. und 4. Juni 1683 Blut, das man deutlich an den Blättern der Bäume, den Dächern und Steinen bemerken konnte.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 257 f.
Nach Frenzel, Hist. nat. I. 564 msc. und Zittauische Jahrbücher ad ann. 1622 msc.

1827. Schwefelregen zu Görlitz und Zittau.

Schlesische und Sächsische Lausitz.

Anno 1622 den 21. Mai, des Nachmittags um 4 Uhr, fiel zu Görlitz ein starker Schwefelregen, so daß man den Schwefel hin und wieder in Wagengeleisen und Pfützen in ziemlicher Menge sammeln mögen.

Um dieselbe Zeit (die Chroniken haben den 18. Mai) regnete es auch in Zittau Schwefel, welcher dem gewöhnlichen an Farbe und Geruch ganz gleich war und wie dieser brannte. An etlichen Orten hat er eines Messerrückens dick gelegen. Es folgte bald darauf die unerhörte Steigerung des Geldes und aller anderen Sachen.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 258.
Nach Frenzel, Hist. nat. I. 565 msc.

1828. Von einigen himmlischen Wunderzeichen in der Lausitz.

1. Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz.

Anno 1660 am 8. November, abends zwischen 10 und 11 Uhr, ist in Görlitz eine Erscheinung wie ein blutiges Schwert und Weltkugeln gesehen worden.

2. Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz.

Anno 1670 am 11. Januar in der Nacht ist von Herrn Christian Kürsten, Pfarrer zu Gersdorf bei Reichenbach, und etlichen ande-

ren Leuten bemerkt worden, wie es am Himmel über den Jauernicker Bergen mit Sicheln oder Säbeln gefochten hat.

3. Sächsische Lausitz, Grenze des Kreises Görlitz.

Anno 1683 am 10. Juni, Donnerstag abends, ist über dem Nonnen- oder großen Walde zwischen Bernstadt und Friedersdorf folgende Himmelserscheinung gesehen worden: Erstens ist der Tod erschienen als ein Menschengerippe, sodann sind zwei deutsche Reiter und endlich ein Türke aus den Wolken aufgetaucht. Der Tod und ein deutscher Reiter haben zuerst miteinander gekämpft, sind aber bald von einer weißen Wolke bedeckt worden. Hernach hat ein deutscher Reiter mit dem Türken gefochten und ihn überwunden. Schließlich ist alles von weißen Wolken bedeckt worden.

4. Märkische Lausitz. Kreis Sorau.

Den 3. Dezember 1565 fiel zu Sorau Feuer vom Himmel wie Schneeflocken. — Den 10. Oktober 1566 zeigte sich des Nachts in der Luft ein großes Wunder. Zwei Haufen mit Spießen und Stangen stritten gegeneinander. In der Mitte war ein Mann mit einer brennenden Fackel und etliche Reiter. Endlich kamen sie alle drei zusammen und erhuben ein sehr heftiges Gefecht.

5. Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

Anno 1621, den 10. Juli, als Kurfürst Johann Georg der Erste zu Kamenz eingeritten, um dem dorthin bestellten Landtage beizuwohnen, hat man am Himmel gerade über der Stadt ein schönes weißes Kreuz gesehen.

6. Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

Im Jahre 1593, den 30. Oktober, hat man in Zittau abends um 10 Uhr eine wunderbare Himmelserscheinung gesehen. Mitten am Himmel zeigte sich ein riesengroßer zweiköpfiger Adler mit glänzendem Gefieder, seine Flügel weit ausbreitend über den Himmel. Regungslos und unbeweglich schwebte er in der Luft. Von allen Seiten aber sah man glühende und glänzende Streifen

gleich Pfeilen und Lanzen auf den Adler losschießen, bald gegen die Köpfe, bald gegen die Brust. Aber sie konnten ihm nichts anhaben. Unbeweglich blieb der Doppeladler eine ganze Stunde lang und gewann den Sieg. Da ließ das Schießen der Pfeile immer mehr nach, und endlich verschwand auch der Adler vom Kampfplatze.

Einen Monat später aber kam die Nachricht, wie durch Gottes Hilfe das Heer Kaiser Rudolfs viele Tausend Türken geschlagen und über die Donau zurückgeworfen.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 274 f.

1, 2, 3 u. 5 nach Frenzel, Hist. nat. III. 1502 msc., 4 nach Magnus, Geschichte von Sorau; 6 nach Carpzow, Analecta Fastorum Zittavensium. Zittau 1716, fol. T. V. cap. 5, S. 6.

1829. Das blutende Kreuz am Himmel.

Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz.

Anno 1545 den Montag nach Mariä Geburt hat man zu Görlitz am Himmel ein erschreckliches, blutrotes Kreuz gesehen. Darauf ist dann bald der unglückliche Schmalkaldische Krieg mit Kursachsen ausgebrochen, worauf hier zu Lande der große Pönfall gefolgt.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 276.

Nach Frenzel, Hist. nat. III. 1519 msc.

1830. Getreideregen um Görlitz und Lauban.

Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz und Lauban.

In der Nacht vom 25. zum 26. Juni 1571 fielen mit einem Regen um Görlitz und Lauban Körner auf die Erde, welche teils wie Roggen, teils wie Erbsen, teils wie anderes Getreide aussahen, denn etliche waren länglich, etliche aber rund. Man fand sie zu Görlitz des Morgens früh in den Gärten und auf dem Acker so häufig ausgestreut, daß man sie auflas, dörrte und mahlen ließ, auch davon Brot buk, welches gegessen wurde und einen süßlichen Geschmack hatte. Die Körner gaben sehr viel Mehl, und man konnte von einer Metze so viel backen, als von einem halben

Scheffel Korn. Solcher Getreideregen erneuerte sich am 18. August 1606. Da hat man hin und wieder bei der Stadt Görlitz und sonderlich auf der Laubanschen Straße hin fliegendes Korn gesehen. Viele haben's mit den Händen aufgefangen und viel zusammengebracht.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 258f.

Nach Frenzel, Hist. nat. I. 564 msc. Martin Bohemus, Predigten, S. 35. Barthol. Scultetus, Annal. ad ann. 1571 msc.

1831. Steinregen zu Gräfenhain.

Schlesische Lausitz. Kreis Sagan.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als einige Einwohner von Gräfenhain in der Heuernte begriffen waren, kam eines Tages plötzlich eine finstere Wolke hoch über ihnen dahergebraust. Die regnete Steine, stärker als eine Mannesfaust und von runder Gestalt. In den benachbarten Bergen (wo sich die Steine zweifelsohne losgerissen) leuchtete es wie von blauen Flammen und dröhnte wie ein ferner Donner. Der Sturm schnitt das Gras von der Erde ab, als wäre es mit einem Schermesser weggeschoren. Die Heuschober wurden aufgehoben und verschwanden in der Wolke, und man hat nie wieder etwas von ihnen gesehen. Da sagte eine Tagelöhnersfrau zu ihrem Manne: „Wir wollen nach Hause gehen, hole das Zeug! Du siehst ja, daß der jüngste Tag kommt!" Unerschrocken antwortete ihr der Mann: „Du Narr! Wenn der jüngste Tag kommt, brauchen wir das Zeug nicht."

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 259.

Nach Reichsanzeiger 1805. Nr. 267. Laus. Mon.-Schr. 1805. S. 217.

1832. Ein wunderbar Luftgesicht zu Sagan.

Kreis Sagan.

Anno 1545 präsentierte sich zu Sagan in der Luft ein Löwe, ein Bär und ein Kriegsheer und zwischen selbigen ein Stern, so eine Stunde lang miteinander stritten, bis endlich der Löwe gegen

Abend, der Bär gegen Orient sich wendeten, von dem Kriegsheer aber viel auf der Walstatt liegen blieben, und zuletzt alles verschwand.

Fr. Lucae, Schles. Denkwürdigkeiten. 2. Teil.
Übernommen von H. Goedsche, Sagenschatz 1840. S. 152.

1833. Der Wanderstein in der Agnetendorfer Schneegrube.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

1. Unter der Aufschrift: „Wie geht das zu?" berichtet der „Bote aus dem Riesengebirge" vom 16. September 1819 über jenen sonderbaren Vagabunden in der Agnetendorfer Schneegrube, den „Wanderstein". Danach soll dieser im Umfange etwa 15 Ellen messende Fels bereits um das Jahr 1810 oder 1811, von plötzlicher Wanderlust ergriffen, 140 Ellen weit spaziert sein und 1819 auf vollkommen ebenem Boden sich abermals 94 Ellen weit fortbewegt haben. Bei diesem letzten Spaziergange hat der Wanderstein ganz beachtenswerte andere Felsen teils beiseite geschoben, teils zertrümmert, teils sogar übersprungen; denn er marschiert stets rücksichtslos geradeaus, ohne nach links oder rechts zu blicken. Die Gesteinstrümmer, die seinen Weg bezeichnen, lassen es erkennen, daß die Fortbewegung des Wandersteins weder eine rollende noch eine drehende, sondern nur eine in schnurgerader Richtung gleitende, rutschende war.

Noch einmal hat bekanntlich seitdem der Wanderstein einen solchen „Rutsch" unternommen, und zwar — was ein „allgemeines Schütteln des Kopfes" herbeiführte — bergauf! „Ich war noch ein ganz junger Mensch," so erzählt ein jetzt 66jähriger Häusler, mit Namen Leder, in Agnetendorf, „als ich mit meinem Vater an einem schönen Sommermorgen am Matzenberge, ein Stück unterhalb der Agnetendorfer Schneegrube, im Busche Holz raffte. Am Himmel war kein Wölkchen zu sehen, und kein Windhauch zog durch die Tannenwipfel. Da hörten wir auf einmal in der Richtung auf die Grube einen heftigen „Rollrich". „Mer wern ock hêm gihn, 's kimmt a Gewitter," sagte mein Vater und begab sich mit mir nach Hause. Da jedoch das Wetter schön blieb, stiegen

wir bald darauf zur Schneegrube hinauf, um zu sehen, was denn wohl die Ursache zu jenem donnerähnlichen Rollrich mochte gewesen sein. Da fanden wir denn, daß der Wanderstein, wieder in schnurgerader Richtung, einen allerdings nur wenige Fuß hohen Hügel hinaufgewandert war. Die von ihm zurückgelegte Straße war mit Gesteinstrümmern bedeckt." Dieser letzte Spaziergang des Wandersteins mag wohl zu Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stattgefunden haben. Cogho entsinnt sich, daß er als Knabe einer Besichtigung dieses Mirakels beiwohnte, und daß der Vorfall, den Leder richtig geschildert hat, große Verwunderung erregte. Cogho, Volkssagen. 1903. S. 70f.

2. Im „Wanderer im Riesengebirge" findet sich eine scherzhafte Ausführung über einen Stubengelehrten, der das Rätsel des Wandersteins ergründen wollte, und von einem Wanderburschen in einem Liede belehrt wird, daß dies Rübezahls Kasse sei, die er stets mit dem Wanderstein zugedeckt halte, und daß er nur dann den Stein wandern lasse, wenn er Geld brauche. Die Sage gibt der Verfasser so an: „Ein mächtiger Granitblock, welcher im Hochgebirge an der sogenannten Agnetendorfer oder Schwarzen Schneegrube auf einem Wiesenplan liegt, habe — ohne besonders merkbare Veranlassung — seine Lagerstätte wiederholt gewechselt, und zwar tatsächlich in den Jahren 1807, 1819, im März 1848 und anno 1849. Bei seiner letzten Wanderung sei er nachweislich 30 Schritte weit gen Norden, also aufwärts, auf ebener Wiese gerückt — nicht gerollt! — und ein solches Fortrücken wußte sich natürlich niemand genügend zu erklären."

Er behandelt die Sache wie einen Aprilscherz.

Hermann Krauß im Wanderer im Riesengebirge 1888. Bd. III. Nr. 64. S. 126f.

1834. Die Himmelsziegen.

Kreis Münsterberg.

Eine alte Frau aus Münsterberg erzählt, sie habe einmal als Kind mit andern Kindern in der Dunkelheit Ziegen meckern hören,

die seien durch die Luft gekommen, immer eine hinter der andern her und hätten gemeckert. Die andern Kinder hätten gesagt, das wären „Himmelsziegen".

Ein altes abgemagertes Pferd nennt man in Patschkau spottweise eine Himmelsziege. K. in Mitt. Heft 13. 1905. S. 87 Anm.

1835. Getreideregen bei Dittmannsdorf.

Kreis Neisse.

Im Jahre 1857 ging in Dittmannsdorf bei Neisse ein Getreideregen nieder. Wenigstens glaubte das Volk so, es sammelte die Körner und buk von ihnen Brot, das etwas bitterlich schmeckte. Professor Goeppert in Breslau untersuchte die eingesandten Proben und stellte Knöllchen von Ranunculus Ficaria (Scharbockskraut) fest. K. Mündlich aus Breslau. 1908.

1836. Himmelserscheinung über Bielguth.

Kreis Öls.

An einem Nachmittage des Jahres 1870 sahen Sadewitzer über Bielguth eine feurige Wolke am Himmel stehen, aus der ein roter Kopf hervorsah. Aus ihr ertönte starkes Brausen.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner 1895.

1837. Der feurige Wagen bei Tarnowitz.

Polnisch-Oberschlesien Kreis Tarnowitz.

Ein Sonntagskind ging an einem Sonntagabend mit einem Betrunkenen über Land. Da kam ein feuriger Wagen durch die Luft und nahm den Betrunkenen mit sich.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner 1895.

1838. Das singende Ding auf den Feldern bei Sandhübel.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

In alter Zeit gingen an einem Sonnabende einige Holzfäller von Hemmberge nach Sandhübel heim. Auf den dortigen Feldern hören sie plötzlich einen eigentümlich näselnden Gesang über sich in der Luft. Sie schauen auf und bemerken ein un-

bändig Ding, viel größer als ein natürlicher Mensch, was alle Viere ausgestreckt hat und gemächlich in der Luft schwebt, mit alten Leinwandfetzen umwickelt ist und solche auch in Händen und Füßen hält und damit herumfuchtelt. Allmählich verstehen sie auch einiges von der Sprache des Dinges, es sind die immer wiederkehrenden Worte: „Wos ho ich on, wos ho ich on?“ Womit das Gespenst offenbar sein seltsames Gewand meinte. Ein junger Bursche, den es schon in allen Gliedern zuckte, konnte sich nimmer länger halten und äffte den Gesang in möglichst häßlichem Tone nach. Die andern verwiesen ihm dies und sagten: „Sei doch um Gottes willen stille, du siehst ja, daß das etwas Übernatürliches ist“, nahmen die Kopfbedeckung ab und bekreuzten sich. Der Luftsegler schien aber nur darauf gewartet zu haben, daß sein Gesang nachgeahmt würde; denn wie der Blitz kam er aus der beträchtlichen Höhe herabgesaust, packte den Burschen, warf ihn hin und her und bearbeitete ihn mit den Leinwandflügeln ganz erbärmlich. Seine Begleiter liefen, was sie die Beine trugen, und der Vorwitzige hat auf diesen Spaß lange schwerkrank daniedergelegen.

Handschriftl. Mitteil. von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich), einem geborenen Österreichisch-Schlesier (Breitenfurt, Bzh. Freiwaldau). 1911.

1839. Das Ding mit der unheimlichen Nase und der Schuhmacher.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„Wohl dasselbe Ding, das einst den Holzfällern auf den Sandhübeler Feldern erschien, besuchte an einem heißen Sommertage einen Schuhmacher. Ich weiß jedoch nimmer, war es in Sandhübel, Saubsdorf oder Grödig; denn es ist schon 51 Jahre her, da ich das Nachfolgende als kleiner Bube erzählen hörte, kurz, es war in einem dieser Dörfer. Der Schuhmacher saß auf seiner kleinen Bühne allein und arbeitete fleißig. Der großen Hitze wegen hatte er das Fenster offen und dachte an weiter nichts. Auf einmal steht ein eigentümliches Wesen vor dem Fenster, umwickelt mit phantastischen Lumpen und mit

einer schauerlich unheimlichen Nase versehen. Das Ding spricht zum Schuster: „Sieh och, wos ich fer eene Noase ho!“ Der Schuster, heftig erschrocken, faßt seinen Hammer und entgegnet: „Sieh och, wos ich fer eenen Hommer ho!“ Zugleich läßt er den Hammer mit seinem Breitteil auf die Nase niedersausen, daß es nur so klatscht[1]). Der gute Mann hatte aber dabei das Gleichgewicht verloren und war rückwärts in das hinter der Bühne stehende Bett gestürzt. Und das war sein Glück. Denn schon schoß das Unding durchs Fenster herein, schwebte über der Bühne und pfauchte den Schuster mit den Worten an: „Gut, daß du ins Ehebett gefallen bist, sonst hätte ich dir geholfen. Dort aber hört meine Macht auf.“

Handschriftl. Mitteil. von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich). 1911.

1840. Der Donnerkeil und der hüpfende Stein.

Österreichisch-Schlesien Bzh. Freiwaldau.

Ein Baum war von einem Blitzstrahl getroffen worden. Da fand man an seinem Fuße einen Stein, der eigentümlich geformt war, wie eine Hand, oben wie die Finger und unten wie das Handgelenk. Er sah ganz versengt aus. Man vermutete, er sei vom Himmel gefallen als Donnerkeil.

Die Erzählerin teilt noch mit, daß ihr Großvater, der in der oberen Brettmühle im Krebsgrunde bei Jauernig wohnte, einen Stein besessen habe, der immer „huppte“ (hüpfte), wenn es einschlug. Er legte ihn auf den Stuhl, da konnte man ihn deutlich „huppen“ sehen bei jedem Blitzschlage.

K. Mündlich von der Mutter Kuppen aus Patschkau. 1903.

1841. Der Gewitterstein in der Adersbacher Felsenstadt.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

1. Unweit des Domes, der sogenannten Breslauer Elisabethkirche, bei Adersbach liegt auf dem daselbst verlaufenden Pfade ein ungeheures Felsenstück, welches vor undenklicher Zeit von dem

1) Eine ähnliche Erscheinung ist erwähnt im 2. Bande Nr. 720 (S. 58).

nahen Felsengebirge durch einen Blitzstrahl losgelöst und in die Tiefe geschleudert wurde. Von diesem Steine meldet die Sage, daß sich im Jahre 1629 ein dänischer Hauptmann mit seiner Geliebten, einer sittsamen Kaufmannstochter aus Schweidnitz, vor den Verfolgungen des kaiserlichen Heeres in die Felsenstadt gerettet habe und daselbst in die aus rohen Baumstämmen erbaute Hütte eines protestantischen Priesters gelangt sei, der nebst mehreren seiner Glaubensgenossen hier eine Zuflucht gefunden hatte. Der Einsiedler nahm die Liebenden gastlich auf. Als sie jedoch am folgenden Morgen in den labyrinthischen Gängen der Felsenstadt lustwandelten, war es einer Abteilung des Lichtensteinschen Korps, welches den Flüchtlingen auf der Ferse folgte, gelungen, bis in die Steine vorzudringen. Schon eilte ein tückischer Kriegsmann mit geschwungenem Schwerte auf den Hauptmann und seine Geliebte zu, als ein fürchterlicher Blitz und Donnerschlag alle Anwesenden mit Entsetzen erfüllte. Das gewaltige Felsstück stürzte mit furchtbarem Geprassel in die Tiefe und begrub den drohenden Verfolger unter seiner Last. Der Anführer der Krieger, des Hauptmanns Vater, erkannte die Hand Gottes, segnete den Bund der beiden Liebenden und ließ den Denkspruch: „Hier strafte Gottes Blitz und warnte!“ in das vom Donnerstrahl herabgeschleuderte Felsstück eingraben.

2. Nach anderen Mitteilungen soll dieser Felsensturz im 18. Jahrhundert erfolgt sein. Ein reisender Engländer kam einst hier an und hegte den Wunsch, den Donner eines starken Gewitters in diesen Felsen widerhallen zu hören, weshalb er so lange in Adersbach blieb, bis ein drohendes Gewitter am Himmel aufzog. Er begab sich nun in die Felsenstadt, wo er kaum an jener verhängnisvollen Stelle vorüber gekommen war, als ein heftiger Blitzstrahl die Steinmasse von der Höhe löste und auf den Pfad herniederrollte. Erschüttert von dem gewaltigen Schlage dankte der Brite seinem Schöpfer für die Rettung seines Lebens und ließ das erwähnte Medaillon in den Stein graben.

W. A. Gerle, Der Reisegefährte in Adersbach und in dem Riesengebirge, Prag 1842 (3. Aufl.). S. 36 u. 37.

Gerle bemerkt dazu: „Da aber nur der Umriß (des Medaillons) noch deutlich zu sehen ist, so dürfte es schwer zu ergründen sein, welche der beiden Erzählungen die wahre ist, und wenn die erste einen höheren poetischen Reiz hat, so muß man dagegen der zweiten die größere Glaubwürdigkeit zugestehen, da es nicht wahrscheinlich ist, daß die Krieger des kaiserlichen Heeres in die Irrgewinde dieser Steine eingedrungen sein werden, wo wenige feindlich gesinnte Menschen von den Höhen sie leicht mit Steinen töten konnten, ohne ertappt zu werden. Auch die wenigen Zeichen der Inschrift des Medaillons, welche der Verwitterung widerstanden und noch lesbar sind, scheinen mehr auf die Wahrheit der zweiten als der ersten Erzählung hinzudeuten. Wir lesen nämlich in der ersten Zeile: „J'ai bravé" und etwas weiterhin „sacrilège". Das Übrige war ich nicht zu entziffern imstande." Nach W. Scharenberg, Handbuch für Sudeten-Reisende, Breslau 1850, S. 201, ist dieser Felsblock im Jahre 1776 durch einen Blitzstrahl von der Höhe herabgeschleudert worden, die Inschrift in dem weichen Gestein sei aber längst unleserlich. Bei H. Herloßsohn, Wanderungen durch das Riesengebirge und die Grafschaft Glatz, o. J., S. 73 f., wird die Sage aus dem Dreißigjährigen Kriege übereinstimmend mit Gerle erzählt, der Verfolger „Hurka" und der Felsblock „der gespaltene Stein" genannt; die zweite Begebenheit, die ins Jahr 1772 verlegt wird, erzählt eine ausführlichere, aber mit Gerle sachlich übereinstimmende Darstellung. Ein langatmiges Gedicht im „Riesengebirge in Wort und Bild", Heft 63, S. 33, spricht von einem „fremden Menschenpaar", das aus Neugierde ein Gewitter in den Felsen erleben wollte und dabei sein Leben verlor (auch gedruckt bei Schade, Sagen des Braunauer L. 1903. S. 67 f.). Diese literarischen Nachweisungen aus Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen, III Bd., 1903, S. 23 f.

Wunderbare Tiere.

Verwunschene Tiere.

1842. Das spukende Kalb bei Quitzdorf.

Schlesische Lausitz. Kreis Rothenburg.

Im Schöpsflusse bei Quitzdorf, da wo das Raubhaus gestanden hat, spukt ein feuriges Kalb. Ein Fischer namens Uhse fischte einst mit seinen Leuten noch spät abends an der verrufensten Stelle an der alten Eiche, wo große Schätze versenkt sein sollen. Als die Leute das Netz herausziehen wollten, war es sehr schwer und sie freuten sich schon des guten Fangs, den sie getan zu haben

vermeinten. Aber das Netz ward immer schwerer und schwerer, und als sie es endlich mit ungeheurer Kraftanstrengung aus dem Wasser bekamen, da glotzte ein großes schwarzes Kalb mit glühenden Augen die Fischer an und blökte so entsetzlich, daß die Leute laut schreiend davon liefen. Andern Tages fand man nur das zerrissene Netz mit vielem Schlamm.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 80.
Nach Handschrift des Präsidenten v. Oertzen im Archiv der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften.

1843. Der verwünschte Hecht in Melaune.

Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz.

Beim Burgberge zwischen Döbschütz und Melaune ist ein kleiner Teich. In diesem wohnt ein in einen Hecht verzauberter Prinz. Viele haben den Fisch gesehen. Er ist sehr groß, trägt eine goldene Krone auf dem Haupte und ein goldenes Band um den Hals. Was es mit dem Prinzen für eine Bewandtnis gehabt hat, das weiß man nicht, aber soviel ist gewiß: Wer sich unterfangen würde, nach dem verwünschten Hechte zu fahnden, dem würde es schlecht bekommen. Vor etwa 20 Jahren haben zwei übermütige Jägerburschen in einer stillen Mitternacht den Versuch gemacht. Aber ihr Netz wurde plötzlich so schwer, daß sie es nicht mehr bewältigen konnten. Da bekamen sie Angst, ließen das Netz im Stich und liefen davon. Der eine ist drei Tage darauf gestorben. Der andere aber wurde schwer krank und hat Zeit seines Lebens einen Knax davon gehabt. Und aus dem Munde seines leiblichen Bruders ist diese ganze Geschichte.

Nach mündlicher Erzählung.
Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 156 f.

1844. Elvils Zauberpferd.

Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz und Lauban.

Zur Zeit Königs Johannis, ungefähr ums Jahr 1330, saß auf dem Schlosse zu Gerlachsheim ein tapferer Ritter, namens

Hans Elvil. Der hat mit dem Rate von Görlitz einen Streit gehabt der Obergerichte wegen, wobei in einem Tumulte seine Ehefrau von den städtischen Reitern niedergerannt worden ist. Daraus erhub sich eine lange Fehde zwischen der Stadt und dem Ritter. Obwohl nun Ritter Elvil oft in Gefahr gewesen ist, von dem städtischen Kriegsvolke gefangen zu werden, hat man ihm doch nichts anhaben können. Das machte, er besaß von seinem Schreiber ein bezaubertes Pferd, welches jedesmal mit den Füßen die Erde gescharret, wenn es seines Herrn Feinde von ferne gewittert hat, und je näher ihm sein Widerpart gewesen, desto heftiger hat es geschlagen und gestampft. Mit diesem Pferde ritt er auch einmal in die Stadt, wo ihn wenig Leute persönlich kannten, kaufte sich ein paar Schuhe und sprengte zum Tore hinaus mit dem Rufe: Hans Elvil ist dagewesen.

Das war den Görlitzern denn doch zu arg, und sie machten einen Wall um ihre Stadt und bauten feste Mauern. Aber es ging ihnen wie den Römern. Die erste Mauer war sehr niedrig, und als Hans Elvil mit viel Reisigen wiederkam und die Stadt belagerte, da ging's heiß her, und die Bürger kamen in große Bedrängnis. Da es aber gerade am Tage des heiligen Hippolyt war, so fingen sie an zu diesem zu beten und gelobten ihm, wenn er ihnen hülfe, diesen Tag alle Jahre bei Wasser und Brot zu feiern. Und weil ihnen damals der heilige Hippolyt geholfen hat, so haben sie seitdem treulich seinen Tag als einen besonders heiligen Fasttag gefeiert.

Die Sage ist sehr alt und findet sich in fast allen Görlitzer Chroniken, während in Gerlachsheim weder eine schriftliche noch mündliche Überlieferung aus jener Zeit existiert. Auch ergibt kein Name eines späteren Ortsbesitzers eine Ähnlichkeit mit dem Namen Elvil.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 182 f.

Nach Frenzel, Hist. nat. II. 1057 msc. Lauf. Mon.-Schr. 1793. I. 823. Handschr. Annal. von Görlitz a. a. 1330. Knauths Handschrift „Von lausitzischen Festen."

1845. Der Karpfen mit dem goldenen Ringe.

Riesengebirge. Einer der Teiche.

„Es schrieb mir auch zu der vorige Pfarrherr[1], daß auf dem Riesengebirge zwei große Teiche sein sollen, darinnen sehr viele Fische wären. Von diesen hätte der verstorbene Regent einsmals einen befischen lassen und unaussprechlich große Karpfen daraus bekommen, deren einer einen güldenen Ring um den Hals oder Kopf gehabt, und derentwegen sonderlich von dem Herrn war beigesetzt worden. Aber in kurzem soll er verschwunden sein und in der Oder, so bei Breslau fließt, und 14 Meilen von dannen ist, sich haben finden lassen. Doch genug".

Joh. Praetorius unter der Überschrift „Rübezahl in einen großen Karpfen verwandelt" in Daemon. Rubinz. 1662. II, 64. Vgl. bc Wyl, Rübezahl-Forschungen 1909. S. 130.

1846. Die Kalbe auf den Weißbacher Bergen als Warnungszeichen.

Kreis Landeshut.

Auf den Weißbacher Bergen hält sich eine Kalbe auf, die öfter den Bewohnern der umliegenden Ortschaften erscheint und diesen besonders als Warnungszeichen dient, wenn jemand die Absicht hat, etwas Unrechtes zu begehen. Als Beweis hierfür sei folgende Begebenheit mitgeteilt.

An einem Sonntage gingen einige junge Burschen von Weißbach nach Johnsdorf. Als sie des Abends wieder den Heimweg antraten, beschlossen sie, da gerade die Kirschen reif waren, die Kirschbäume eines armen Stellenbesitzers zu plündern. Als sie an einem Wegerande in der Dunkelheit hinausgingen und bald den Kirschbäumen nahe waren, sahen sie plötzlich vor sich die schwarze Kalbe liegen, welche die Zunge ganz weit herausbrachte. Durch diesen häßlichen Anblick wurden die Burschen sehr eindringlich gewarnt, so daß sie jetzt Scham über ihre unedle Ab-

1) Praetorius berichtet, ein Priester habe ihm am 27. Februar 1662 fünf Erzählungen aus dem Riesengebirge zugeschickt, darunter die obige.

ſicht empfanden und nach Hauſe gingen, ohne einen Diebſtahl begangen zu haben. Kam einer von ihnen wieder einmal in die Verſuchung, etwas Unrechtes zu tun, ſo dachte er an die Kalbe; dadurch blieb er vor vielen Fehltritten bewahrt.

Patſchovsky, Sagen des Kreiſes L. 1893. S. 37.

1847. Die verwunſchenen weißen Gänſe im Dorfbache zu Olbersdorf.

Kreis Frankenſtein.

Auguſt Knötel berichtet folgende Erzählung ſeiner Mutter aus Olbersdorf Kreis Frankenſtein: „Auch die Dorfbâche mit ihren Weiden- und Erlengebüſchen ward mir dann (wenn ich ſpät in der Nacht mit anderen vom Rockengange kam) ſehr unheimlich. Ich habe immer hingeſehen, ob ich nicht die weißen Gänſe erblickte, von denen man erzählte, und die eigentlich verwunſchene Menſchen wären."

Auguſt Knötel, Aus der Franzoſenzeit. 1896. S. 199.

1848. Die ſchneeweiße Gans im Felde.

Kreis Leobſchütz.

Einmal gingen ein paar Leute auf der Straße hinter Langenau hinaus, und wie ſie in den ſogenannnten Peterwitzer Grund kamen, da ſahen ſie eine ſchneeweiße Gans, die im Getreide verſchwand.

K. Mündlich aus Langenau bei Katſcher. 1905.

1849. Das Märchen von der Gansjungfrau.

Polniſch-Oberſchleſien.

Ein Mädchen höheren Standes hatte einen Liebhaber, den ihr ihre Mutter zu heiraten gewaltig wehrte. Weil aber die Tochter immer mehr dem Geliebten ergeben war und ihm das gegebene Verſprechen nicht entziehen wollte, da ſprach die erzürnte Mutter: „Möge ſich unſere ganze Familie in wilde Gänſe verwandeln, ehe du deinen Geliebten zum Mann bekommſt!"

Kaum daß sie dieses gesprochen, ist es schon so geschehen: Vater, Mutter, Schwestern und Brüder flogen in die Scharen wilder Gänse. Der Geliebte mit seiner Lieben setzten sich auf einen Teich und weilten dort Winter und Sommer hindurch. Ein in der Nähe wohnender Jäger sah oft dieses Gänsepaar, bis ihm einmal in den Sinn kam, eine zum Braten zu schießen. Er schoß und traf eine Gans, die auffliegend bald ermattet auf einem Strauche hängen blieb. Er ruderte zu ihr auf einem Kahne und sah, daß sie nur betäubt und nicht tödlich verwundet war. Da nahm er sie und setzte sie in seiner Wohnung unter den Kamin in der Absicht, sie zu mästen für seinen Tisch. Denn da er noch freiledig und sehr dürftig besoldet war, führte er selbst seine Hauswirtschaft. Als er am nächsten Tage ausgegangen und wiederum heimgekehrt war, erstaunte er nicht wenig, wer in seiner Abwesenheit, zumal er das Haus verschlossen, sein Zimmer so gut aufgeräumt hätte; denn er fand das Bette gemacht, die Stube gekehrt, die Wände von Staub und Spinnen gefegt, die Kochgeschirre gewaschen und das Essen auf dem Tische aufgestellt. Am andern Tage ging er auf den Dachboden und machte eine Öffnung in der Decke, um sich zu überzeugen, was in der Stube vorgehen würde. Er sieht, wie die Gans ihren Sitz unter dem Kamin verläßt, die Federn von sich abschüttelt und, in eine wunderschöne Jungfrau verwandelt, alsobald tätig wird, die Stube kehrt und auf dem Kamin kocht. Ein andermal tat er so, als ginge er in den Forst, er blieb aber hinter der Türe, und kaum daß sich die Gans die Federn abgeschüttelt hatte und das Bette zurecht zu machen begann, sprang er eiligst in die Stube, erfaßte das Mädchen bei den Schultern, und wiewohl sie sich mit Gewalt herauswinden wollte, hielt er sie fest, ließ sie nicht gehen, klaubte die Federn auf und verschloß diese in einem in der Kammer stehenden Kasten. Nach einiger Zeit nahm er die Jungfrau zu seiner Frau.

Einmal da die Gänse gegen den Herbst in die wärmeren Himmelsstriche zogen, saß sie auf der Türschwelle, der Förster

legte seinen Kopf in ihren Schoß und schlummerte. Da flogen zwei Gänse. Diese waren die zwei Schwestern und schnatterten: „Unser liebes Schwesterlein kost mit ihrem Männelein. Fliege, du Schwesterlein, mit uns Gänselein!“ Sie aber erwiderte ihnen: „Flieget mit Gott, flieget mit Gott! Ich werde mit euch nicht gehen.“ Hinter ihnen flogen abermals zwei Gänse. Diese waren die zwei Brüder und sie schnatterten: „Unser Schwesterlein kost mit ihrem Männelein; fliege mit uns, du Schwesterlein!“ Und sie sprach wieder: „Ziehet mit Gott, ziehet mit Gott! Ich werde mit euch nicht ziehen.“ Hinter ihnen flogen noch zwei Gänse. Es war der Vater und die Mutter. Diese schnatterten sie an: „Unser liebes Töchterlein kost mit ihrem Männelein; ziehe du mit uns, unser Herzelein.“ Sie antwortete ihnen auch nur: „Ziehet mit Gott, ziehet mit Gott!“ Zuletzt flog eine Gans. Das war ihr Herzgeliebter, der klagend und wimmernd schnatterte: „Mein allerliebstes Mägdelein kost mit ihrem Männelein! Ach, ziehe du mit mir, mein allerliebstes Mägdelein!“ Da legte sie sanft den Kopf ihres schlafenden Gatten bei Seite, sprang nach den Federn in die Kammer, setzte sich auf diese, verwandelte sich alsbald in eine Gans und flog mit ihrem Geliebten von dannen — was nicht geschehen wäre, wenn der Jäger mehr Vorsicht gebraucht und die Federn verbrannt hätte.

Lompa, Handschrift 1846. S. 13—16.

Dieses Lompasche Märchen entspricht genau dem von Karl Bartsch aus Weinholds verbrannter Sagensammlung abgeschriebenen und in Prov.-Bl. 1865, S. 25 f. veröffentlichten Märchen. Es ist kein Zweifel, daß Lompa Weinholds Quelle war.

In polnischer Sprache ist das Märchen veröffentlicht im Przyjaciel ludu, X. Jahrg., Tom. II. 1844. S. 247 f. (Sicher von Lompa).

1850. Goldene Gans und schwarzes Huhn im Schlosse zu Bransdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Jägerndorf.

Im Tale der schwarzen Oppa an zwei Stunden oberhalb Jägerndorf liegt die Ortschaft Bransdorf. Ungefähr in der Mitte

des Ortes, zwischen dem Nieder- und Oberdorfe, liegt das Schloß hart an der Oppa.

Wie das Schloß ein einfaches Gebäude ohne Zinnen und Erker ist, so entbehrt es auch der romantischen und schauerlichen Sagen, welche so häufig mit Schlössern und Burgen verbunden sind, man müßte denn die goldene Gans, welche an bestimmten Tagen des Jahres im Schlosse gesehen wird, oder das schwarze Huhn, das des Nachts vom Schlosse zum Gesindehause (dem sogenannten Brüderhause) spaziert, oder gar den fast überall in dortiger Gegend spukenden Wasser- und Feuermann, der natürlich auch am Oppaufer bei Bransdorf sein Unwesen treibt, hierher rechnen wollen. Peter, Burgen und Schlösser. 1. Bd. 1879. S. 71.

1851. Die große Mäuseplage in der Grafschaft Glatz im Jahre 1623.

Grafschaft Glatz. Besonders Kreis Glatz.

Mag. Georg Alurius beschreibt diese Landplage in seiner Glätzischen Chronik (1625) S. 400 mit folgenden Worten:

„Hier muß ich ein seltsames und ungewöhnliches Wunder erzählen, welches sich anno 1623 um die Stadt Glatz, ja in der ganzen Grafschaft und auch noch etwas weiter, nämlich in dem Frankensteinischen Kreise zugetragen hat. Man hat in gemeldetem Jahre auf allen Äckern und Feldern erschrecklich viel Mäuse gesehen, welche unten in der Erde, fast eine Elle tief, ihre Nester hatten und oben die Äcker und Gärten sehr durchliefen, immer ein Loch neben das andere machten und durch dieselben ihre Gänge hatten, um sich Nahrung zu suchen und einzutragen. Sie trugen die Erde aus den Erdlöchern heraus, gleichwie die Maulwürfe dieselbe über sich werfen. Es sind auch diese Mäuse nicht wie andere gemeine Mäuse gestaltet gewesen, sondern viel anders. Sie waren von fast roter Farbe, hatten rote Schwänze und waren sonst ziemlich groß und fett; dannenhero hat sie auch viel Volk für Gottes Heer und ein Wunderwerk gehalten. Es ist erschrecklich gewesen, wenn man über Feld gegangen ist, daß die Mäuse so

haufenweise hinter und vor einem her gelaufen sind; bald haben sie ihren Gang nach der Reihe hinter einander gehalten, bald haben sie ihn auch kreuzweise geführt. Und wenn man mit dem Pflug den Acker umgeworfen oder aber ihn umgestürzt hat und etwas tief in die Erde hinuntergefahren ist, hat man im Acker immer ein Mäuseneſt neben dem andern angetroffen, und sind dieselben öfters so groß und weit gewesen als ziemliche Körbe; ja man hat auch nicht allein in denselben Mäuse, sondern auch allerlei andere Sachen, so die Mäuse zu ihrer Nahrung eingetragen hatten, haufenweise angetroffen, und sonderlich Getreideähren. Als ich einstmals explorandi causa gegenwärtig gewesen bin, da man bei Frankenstein einen Acker umgestürzt hat, habe ichs mit Verwunderung ansehen müssen, daß etliche Nester voll Getreide gewesen sind; in etlichen hat man auch viel Wurzeln von wilder oder Fischminze angetroffen, daß man etliche Hüte davon hätte vollfüllen mögen. In der Grafschaft Glatz aber ist die Mäuseplage viel größer und beschwerlicher gewesen, denn sie haben daselbst das Gras, den Flachs und die grüne Saat mächtig abgefressen; sie haben auch die Getreideähren im Felde und dann in der Scheune von den Halmen abgebissen und mit sich in ihre Nester geschleppt. An den Orten der Grafschaft, wo das Feld mit Getreide nicht besäet worden war, sind sie auf die Bäume gestiegen und haben das Obst abgefressen; und was noch mehr ist, haben sie den Leuten ihre Kleider zernagt und gefressen. Ja wenn die Leutlein zu Tische gesessen sind und Mahlzeit haben halten wollen, so sind die Mäuse auf die Bänke gekrochen und haben ihnen von hinten die Zippelpelze abgefressen; sie sind auch wohl bisweilen gar auf die Tische gekommen und haben mitessen wollen. Man hat mir berichtet, sie hätten an den Speise- oder Brotalmern sich durch die Bretter Löcher gemacht und die Speise aufgefressen; item, sie hätten die Schuhe zernagt, und wenn jemand des nachts seine Kleider abgelegt hatte und etwa ein Kröstlein Brot darinnen gewesen ist, hätten sie bald das Zeug des Kleides durchbissen und das Brot aufgefressen. In Summa,

es ist gewiß nicht auszusprechen, was diese Mäuse dem Lande und den Leuten darinnen für großen Schaden getan haben. Und ob sich schon viel Leute bemühten, die Mäuse auf ihren Äckern zu ersäufen, indem sie viel Wasser zuführen ließen und dasselbe in die Mäuselöcher gossen, daß die Mäuse entweder ersaufen oder hervorlaufen sollten, damit sie erschlagen würden, so haben sie doch durch diese Mittel dieselben nicht dämpfen können. Ja obgleich die Hunde der Mäuse sehr viel weggefressen haben, hat dennoch die Plage nicht aufhören wollen, bis sie Gott selber wegnahm. Diese Strafe Gottes der Mäuse hat fast ein ganzes Jahr gewährt; denn als anno 1623 der Schnee wegging, hat man schon auf dem Felde Mäuse wahrgenommen, und dieselben haben gewährt, bis wieder gegen den Winter das Feld mit Schnee bedeckt war. Doch als anno 1624 der Schnee abermals wegging, hat man keine Mäuse mehr vermerkt.

Miszelle. Mitgeteilt von Dr. Volkmer in Gl. V. X. 1890/91. S. 191 f. Auch im Breslauischen Erzähler. 1808, S. 174 f. und kurz bei Klose, Sagen der Gr. Gl. 1888. S. 32.

1852. Zauberische Gänse.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsrand.

„In Marschendorf zeigt sich eine weiße Gans ohne Kopf; sie schreit: „Wicklöh". Wenn man sie sieht, läßt sie ein weißes Tuch in den Bach fallen. Ihr Erscheinen verkündigt Unheil."

„Um Mitternacht erscheint in Polkendorf eine weiße Gans ohne Kopf, sie schreit wie ein kleines Kind."

Nach Aufzeichnungen des Herrn Inspektor Böhm. Fiedler im Riesengebirge in Wort u. Bild. 1888. Heft 29. S. 89.

Menschlich beseelte Tiere.

1853. Pferde reden am hl. Abend.

Schlesien. Ohne nähere Ortsangabe.

Am hl. Weihnachtsabende um zwölf, so ist die Legende, reden die Tiere und wird das Wasser zu Wein. Ein neugieriger Knecht, der auch davon gehört hatte, wollte nun gern einmal seine beiden

Pferde sprechen hören. Er legte sich also unter die Krippe und lauscht. Da schlägt es zwölf . . . „Du", sagt das eine Pferd zum andern, „welches wird nur nach den Feiertagen unsere erste Arbeit sein?" „Wir werden den Knecht zu Grabe fahren", antwortet das zweite. In dem Augenblicke schlägt es aus — — am andern Morgen fand man die Leiche.

Philo, Schlesien 1884. S. 90.

1854. Sprechende Pferde am Weihnachtsabend.

Zobtengegend.

Am Weihnachtsabend um die zwölfte Stunde können alle Ein- und Zweihufer unter den Tieren sprechen. Um sich davon zu überzeugen, legte sich in dieser Zeit ein Pferdeknecht unter die Krippe. Da spricht das Pferd: „Unser Wärter gefällt mir sehr gut"; das andere aber: „Mir gar nicht; in 3 Tagen wird er begraben werden", und zugleich arbeiten seine Vorderhufe unter der Krippe herum, bringen den Wärter hervor und zerstampfen ihn zu einer unkenntlichen Masse.

R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Zobten, in Prov.-Bl. 1873. S. 182.

1855. Was die Pferde am hl. Abend sagten.

Kreis Nimptsch.

Am Weihnachtsabend — so berichtet die Sage — erhalten die Tiere menschliche Sprache, besonders dann, wenn sie nicht satt zu fressen bekommen. Einst wollte in Prschiedrowitz ein Pferdejunge diese Sprache belauschen. Er gab daher seinen ihm anvertrauten Pferden am hl. Abend gar kein Futter und legte sich unter die Krippe, um Zeuge des Gespräches zu sein. Um zwölf Uhr nachts begann der Rappen zu seinem neben ihm stehenden Fuchs also: „Fuchs, was werden wir denn morgen machen?" — „Wir werden nach Brettern fahren zum Sarge für den Jungen", lautete die Antwort, und damit versetzte er dem Horcher einen Schlag mit seinem Hufe, daß er auf der Stelle starb.

Handschriftl. Mitteilung von Lichter.

1856. Die Bienen schwärmen hinter dem Sarge des Hausherrn.

Kreis Münsterberg.

Den Bienen muß der Tod des Hausherrn gemeldet werden, sonst ziehen sie fort. Der Erzähler ist selbst dabei gewesen, wo bei einem Begräbnis die Bienen hinter dem Sarge herschwärmten, weil man die Ansage des Todes unterlassen hatte. Die zu Hause gebliebenen Stöcke aber nahmen immer mehr ab und lebten nur kümmerlich weiter. Es ist das in Bernsdorf bei Münsterberg vorgekommen.

K. Mündlich von Herrn Kaufmann Langer aus Patschkau. 1897.

1857. Eine Taube zeigt den Platz zur neuen Glogauer Domkirche.

Kreis Glogau.

Herzog Konrad II. von Glogau hatte vielen Zwist mit der Domgeistlichkeit zu Glogau, namentlich wegen der geistlichen Gerichtsbarkeit. Seine fromme Gemahlin Salome wußte aber oft versöhnend einzugreifen. Um nun den Streitigkeiten ein Ende zu machen, wollte der Herzog den Dom außerhalb der Stadt verlegen und wußte schließlich die Domherrn für den Plan zu gewinnen, indem er ihnen vorstellte, das Domstift werde zu seiner Ausbreitung an Raum gewinnen, andere würden sich daneben anbauen, und es werde eine neue schöne Vorstadt entstehen. Nun lag es aber der Fürstin sehr am Herzen, für den neuen Dom den rechten Platz ausfindig zu machen, und dem Zuge ihrer Zeit und ihrem frommen Herzen folgend beschloß sie, Gott um ein Zeichen zu bitten, wo er den Dom gebaut wünsche. Der Herzog war damit einverstanden. Da wollte die Herzogin eine Taube fliegen lassen, und wo diese sich zuerst auf ihrem Fluge niederlasse, da solle der Dom gebaut werden. Sie befragte darüber ihren Beichtvater, und auch dieser billigte das Vorhaben und versprach sein Gebet mit dem ihren zu vereinen, daß der Platz ein geeigneter sei. Nach ein paar Tagen weilte die Herzogin

im Schloßgarten mit ihrem Beichtvater zusammen, da ging eine ländlich gekleidete Jungfrau an der Gartenpforte vorüber; sie trug einen Handkorb, in dem eine Taube lag, weiß wie Schnee anzuschauen, an ihren Pfötchen gefesselt. Neugierig guckte das Mädchen durch das Gitter. Die Herzogin sah sie und die Taube, und sofort war ihr Entschluß gefaßt. Sie fragte das Bauernmädchen, woher sie die Taube habe und erfuhr, daß sie herrenlos gewesen und von dem Mädchen gefangen worden sei. Wenn die hohe Frau Freude daran habe, möge sie das Tierchen behalten. Die Taube wurde hereingenommen und dem Mädchen ein reiches Geschenk gegeben. Die Fürstin befreite die Taube von ihren Fesseln und bat ihren Beichtvater, sie ins Schloß zu begleiten. „Bald soll sie entfliehen, und so Gott will, sagte sie, soll es ihr schönster Flug sein." Hier fütterte sie das Tierchen und band ihm ein rotes Bändchen um den Hals. Auf der Galerie des Schloßturms trug sie die Taube, die keine Miene machte, den Finger der Herzogin zu verlassen, ringsherum. Auch der Kastellan und eine Hofdame waren als Zeugen zugegen. Auf der Galerie von Osten rechts sich wendend begann sie den Rundgang, das Tierchen rührte sich nicht, auch als sie die Süd- und Westseite umschritt. Als sie aber nach Norden kam, ward es unruhig und rauschte davon. Mit begeisterter Aufmerksamkeit folgten ihm die Blicke der Zuschauenden. Die Taube erhob sich hoch in die Luft, wie um sich umzuschauen, dann schoß sie quer über die Oder dahin, wo ein grüner Wiesenteppich sich ausbreitete und einige ärmliche Häuser von Kolonisten standen. Es war ein reizender Ort, ringsum schlang sich der Silbergürtel der Oder, in zwei Armen die Insel umspülend. Ruinen eines alten Schlosses lagen dort, und auf dem Gemäuer desselben ließ sich die Taube nieder. Ein schönerer Ort konnte nicht gefunden werden, und die Herzogin brachte die freudige Botschaft sogleich ihrem Gemahl. Der war zuerst betroffen über diese merkwürdig treffende Wahl, stimmte dann aber freudig zu und baute den neuen Dom, den seine Gemahlin Salome mit reichen Gaben ausstattete. Der alte Dom aber wurde in ein Dominikanerkloster umgewandelt und

ebenfalls mit vielen Geschenken bedacht, und im Jahre 1271 fand die fromme Herzogin hier ihre letzte Ruhestätte.

Fritz, Denkwürdigkeiten von Groß-Glogau 1861. S. 12—14. Im Auszuge.

1858. Sprechende Hunde.

Polnisch-Oberschlesien. Ohne nähere Ortsangabe.

Wenn man Hunden nichts zu fressen gibt, so jammern sie gegenseitig. Einst sagten zwei Hunde, welche von ihrem Herrn schlecht gepflegt wurden: „Dafür, daß wir nichts zu fressen bekommen, wird der liebe Gott unseren Herrn bestrafen, und wir werden ihn lecken müssen." In der Tat befiel den Bauer ein Aussatz, der so stark war, daß die Hunde nicht imstande waren, allen Eiter aufzulecken. Der Bauer mußte sterben.

Nach Erzählung des Schülers Ed. Urbanczyk, mitgeteilt von A. Bartsch in Mitt. Heft 8. 1901. S. 52.

Sprechende Hunde kommen auch in einem Märchen vor, das Nehring aus Kolbergs Sammlung mitteilt in Mitt. Heft 4. 1897. S. 81. (Nr. 5).

1859. Die Pferde verkünden den Tod des Herrn.

Polnisch-Oberschlesien. Ohne nähere Ortsangabe.

Am „Viljentage" d. h. am Abend der heiligen Nacht zwischen 12 und 1 Uhr erhalten die Tiere (es scheint sich bloß um Haustiere zu handeln) die Fähigkeit der Sprache. So besaß ein Bauer — den Ort wußte der berichtende Schüler nicht anzugeben — ein Paar höchst zutrauliche Pferde, die, sobald der Herr den Stall betrat, ihn sogleich mit Schütteln des Kopfes begrüßten. Am Vigiltage hörte auf einmal der Bauer die Pferde singen, und gleich darauf sprachen sie: „Nächstes Jahr werden wir unsern Herrn als Leiche auf den Kirchhof fahren." So geschah es auch.

Nach Erzählung des Schülers Ed. Urbanczyk, mitgeteilt von A. Bartsch in Mitt. Heft 8. 1901. S. 52.

1860. Ochsen zeigen der Leiche ihre Grabstelle.

Polnisch Oberschlesien. Kreis Rosenberg.

Im Dorfe Radau (Rosenberger Kreises) ist im Teiche ein schon halb verfallener Hügel. Der Sage nach hat daselbst eine Frau angeordnet, man solle sie nach ihrem Tode auf einen Wagen legen und vor diesen ein Paar Ochsen spannen und frei gehen lassen. Wo diese mit dem Sarge stehen bleiben würden, da solle man sie begraben. Die Ochsen sind bis in die Mitte des Teiches gegangen, und man hat dort den Sarg versenkt und über ihm zum Andenken den Hügel aufgeworfen.

Lompa, Handschrift 1846. S. 51.

1861. Frösche fressen einen Fuhrmann auf.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Zabrze.

Ein Fuhrmann fuhr bei den vielen Teichen des Dorfes Kunzendorf, Kreis Zabrze, vorüber, die ein Heer von laut quakenden Fröschen, aber auch Ottern und Fische beherbergten. Um die Frösche zu erschrecken, stieg er vom Wagen herab. Aber die Tiere gingen auf den Fuhrmann los und fraßen ihn bei lebendigem Leibe auf. Pferd und Wagen mußten von einem andern Manne nach Hause geleitet werden.

Nach der Erzählung des Schülers J. Dzierzon aus Kunzendorf, mitgeteilt von A. Bartsch in Mitt. Heft 8. 1901. S. 53.

1862. Herzogin Katharina Sidonia von Teschen als Leiche von Stieren gezogen.

Österreichisch-Schlesien. Mährisches Sprachgebiet.

Von dem Tode der Herzogin von Teschen, Katharina Sidonia (16. Jahrhundert), erzählt die Sage folgendes.

Kurz vor ihrem Ableben hatte sie ihrem Kastellan den Befehl gegeben, ihren Leichnam auf schlichtem Wagen von einem Viergespann schwarzer Stiere in freiem, ungehemmtem Laufe aus dem Schlosse führen zu lassen. Wo das Gespann anhielte, dort sollte ihre Ruhestätte sein und über dieser ein Gotteshaus er-

richtet werden. Genau vollzog der Kastellan der Herrin letzten Wunsch.

Er zieht durchs Tal vorbei am Hain
Der stumme Leichenzug;
Doch von des ersten Berges Rain
Gehts ab in Sturmes Flug,
Vom Zügel und vom Lenker frei
Braust er in nicht gezähmter Scheu
Vom Scheitel bis zum Fuße nieder.

Dort plötzlich steht der Zug wie festgebannt, bis die zurückgebliebene Dienerschar keuchend zur Stelle kam. Dem letzten Willen gemäß ward die Fürstin an jener Stelle in das Grab gesenkt, und bald auch erstand, wie es heißt, ein Kirchlein daselbst. Die Ortschaft, die um die Kirche allmählich sich ausbreitete, heißt zur Erinnerung an die Begebenheit noch heute Kosteletz d. h. Kirchenplatz.

Öfters zeigte sich der Sage nach in späterer Zeit um Mitternacht die Fürstin dort am Altar der Kirche im priesterlichen Gewande, öfters auch im Schlosse zu Teschen mit einem Schlüsselbunde in der Hand.

Als Residenz soll der Fürstin auch die Godula, ein von dem Hauptstamme der schlesischen Karpathen gegen Norden sich abzweigender, querlaufender Flachrücken, gegen Süden von der Stadt Teschen, gedient haben. Dort kennzeichnen, wie das Volk erzählt, zwei Buchen den Eingang zu den in Gold und Edelsteinen prangenden unterirdischen Gemächern.

A. Peter, Burgen und Schlösser. Neue Folge. 1894. S. 76 f.

1863. Taube zeigt einen Schatz im Münster zu Krakau.

Stadt Krakau.

Als Herzog Heinrich von Breslau die Stadt Krakau erobert hatte, ging er in das Münster daselbst, kniete als ein frommer Mann vor dem Altar Unserer Frauen nieder und dankte ihr, daß sie ihm Gnade erzeigt und sein Leid in Freude gewendet hätte.

Und als er aufgestanden war, erblickte er eine Taube, sah ihrem Fluge nach und bemerkte, wie sie sich über einem Pfeiler auf das Gesims eines Bogens setzte. Dann nahm er wahr, wie sie mit dem Schnabel in die Mauer pickte und mit den Füßen Mörtel und Steine hinter sich schob. Bald darauf lag unten ein Goldstück, das herabgefallen war. Der Herzog nahm es auf und sprach: „Das hat die Taube herausgestochen, des sollte leicht noch mehr da sein.“ Alsbald ließ er eine Leiter holen und schickte nach einem Maurer, der sollte sehen, was sich oben befände. Der Maurer stieg hinauf, nahm den Meißel in die Hand, und bei dem ersten Schlag in die Wand entdeckte er, daß da ein großer Schatz von Gold lag. Da rief er: „Herr, gebt mir einen guten Lohn, hier liegt des glänzenden Goldes unmaßen viel.“ Der Herzog ließ die Mauer aufbrechen und den Hort herabnehmen, den Gott ihm gab. Als man es wog, waren es fünfzigtausend Mark.

Brüder Grimm, Deutsche Sagen Nr. 124, 3. Aufl. 1891. I. S. 96. Aus Ottokar von Horneck, S. 197 a. Kap. 225.

Übernommen vom Wanderer (Ein Volkskalender, Glatz bei Pompejus). 1841. S. 112.

Wunderbare Pflanzen.

1864. Die Wunderblume auf dem Schalkſteine.

Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

Bei Neu-Johnsdorf bei Zittau steht mitten im Walde zwischen Heidekräutern und niedrigen Bäumen ein schöner Felsenkegel. Dort blüht in der Johannisnacht mitten auf dem kahlen Felsen ein Wunderblümchen auf, um beim Anbruch der Morgenröte wieder zu welken. Der Glückliche, der des Blümchens Blütenstunde belauscht und es bricht, wird dadurch eines großen Schatzes Herr, der dort vergraben liegt, doch schuldlos muß er sein und reinen Herzens.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 246.
Nach Gräve, Volkssagen. S. 104.

1865. Die Wunderblume auf dem Löbauer Berge.

Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

1. Auf der Mittagsseite des Löbauer Berges führt ein Teil des Waldes den Namen Kräutergarten, denn es ist da ein großer Reichtum von heilsamen Kräutern. Dort blüht in der Johannisnacht die Wunderblume. Lilienähnlich ist ihre Gestalt, purpur und golden ihre Blüte, und ihre langen Blätter schimmern von silbernen Rändern. Ihrem Wohlgeruche gleicht nichts auf der Welt. Alle Leute wissen von ihrem Dasein, aber wenige nur haben sie gesehen. Nicht jeder darf sie brechen, aber wer es dürfte, der ist von Gott gesegnet.

Ein Löbauer Jäger (Kajetan Schreier war sein Name, und er war des Städtleins Ratsförster) weilte einst zur Nachtzeit auf jenem Berge. Er hatte einen Rehbock geschossen und fing an ihn auszuweiden. Da drang plötzlich ein wunderbarer Wohlgeruch vom Winde getragen zu seinen Sinnen. Er ging einige Schritte dem Wohlgeruche nach, aber sonderbar — er, der Kenner jedes Baumes und Strauches auf dem Berge, ging irre und drehte sich in einem Kreise. Wunderbare Töne drangen in sein Ohr und, von himmlischem Glanze umleuchtet, schimmerte ihm die Wunderblume entgegen. Geblendet und verwirrt starrte er das Wunder an. Da schlug die Turmuhr des Städtchens Mitternacht. Ein Blitz, ein Krach — und die Erscheinung war verschwunden und der Wald wieder finster und still wie zuvor. Er eilte an den Ort, wo er das Wunder gesehen hatte. Keine Spur von der Blume. Aber ein Zettel lag an der Stelle, wo sie geblüht, und auf schwarzem Pergament mit goldener Schrift standen die Worte:

Mortalis immaculati cordis, qui tempore floris mei fortuito huc venit casu, carpere me potest et uti bonis, quae praebeo; sin minus, fugiat longe.

Dies geschah im Jahre 1570.

Eine alte, fast unleserliche Handschrift, die noch anfangs des vorigen Jahrhunderts mit dem Pergamentzettel im Original, nebst einem gerichtlich aufgenommenen Protokolle über die

Aussage des Försters, auf der Löbauer Ratsbibliothek vorgezeigt wurde, enthielt folgendes:

„Blühet in dem Gärtlein uf dem Löbawer Berge, allein aller 100 Jahr, gar in der Mitternachtsstund von St. Johannis Enthäubtung gar ein wunderseltsam Blühmlein, von anmuthiger Gestalt undt lieblichem Gedüft, welches der, so reines Herzens ist, leicht aus der Erd reißen kann undt dadurch zu hoher Ehr undt vielen Geld gelangt, sintemalen die stark, groß Wurz, sowie das Blühmlein selbst von purem Gold, Silber undt köstlichem Gesteine ist. Wer sich aberst nit vest und sicher weiß, der berühr es ja nit; sonst verleurt er sin Lewen. Wofür Gott behut."

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 244f.
Nach Gräve, Volkssagen. S. 41.

2. Die Johannisnacht war auch in Löbau mit mancherlei Schwank und Scherz gefeiert worden, die Lichter erloschen allmählich in den Häusern, da trat ein Mädchen aus einer niedrigen Hütte, die einsam am Fuße des Löbauer Berges stand. Mit verweinten Augen blickte sie hinauf zu dem Sternenzelte und seufzte: „Wann wird mein armes Herz Ruhe finden!" Vater und Mutter und Geliebter waren ihr kurz nacheinander gestorben, und sie hatte heute Abend nach alter Sitte ihre Gräber geschmückt und an ihnen gebetet. Da ging sie durch das tauige Gras den Berg hinauf, und vor ihr schwebte ein Irrlicht, dem sie unbewußt folgte. Der Wald wurde immer dichter, die Tannen rauschten traulich in der Einsamkeit. Plötzlich sieht das Mädchen durch die Bäume hellen Glanz schimmern, sie eilt darauf zu, und vor ihr steht die Wunderblume mit ihrem leuchtenden Kelche. So hatte sie ihr einst der Vater geschildert, als sie allabendlich, das Köpfchen auf die Hand gestützt, seinen Erzählungen lauschte, und immer hatte er dazu gesagt, daß, wer sie pflücke, zum höchsten Glücke gelange.

Es war ihr, als töne es aus dem Kelche: Pflück' mich ab, pflück' mich ab. Und als sie die Blume abgepflückt hatte, verlosch der Glanz und der Wald war wieder dunkel wie zuvor.

Am andern Morgen fanden Kinder, welche Beeren suchten, das Mädchen tot mit gefalteten Händen liegen. Die Wunderblume hatte ihr das höchste Glück beschert, des Himmels Seligkeit.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 245f.
Nach Gräße, Sagenschatz des Königr. Sachsen S. 500.

1866. Das Veilchen vom Tschernebog.

Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

Als noch das Wendenland in heidnischem Aberglauben versunken war, da verehrten die Sorben einen Götzen Tschernebog, von dem der Berg den Namen hat, weil er hier oben ein prächtiges Schloß bewohnte. Derselbe hatte aber ein liebliches Töchterlein, das er höher schätzte als alle seine Schätze. Wie nun aber das Christentum sein Licht auch in diese Gegend trug, da wußte er, daß sein Reich auf dieser Welt zu Ende war, und als das Kreuz zum ersten Male auf dem Berge erglänzte, da war der Götze zu Stein geworden und mit ihm sein stolzes Schloß, sein reizendes Töchterlein aber ward in ein bescheidenes Veilchen verwandelt. Alle 100 Jahre einmal in der Walpurgisnacht erwacht die Jungfrau zum Leben, und wem es beschieden ist, das Veilchen in diesem Augenblicke zu pflücken, der erhält die holde Jungfrau mit allen Schätzen ihres Vaters.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 243f.
Nach Köhler, Bilder aus der Oberlausitz. S. 43 und Gräße, Sagenschatz des Königr. Sachsen. S. 488.

1867. Von einem ehemals in Schlesien aufgefundenen Semmelgewächse.

Kreis Bunzlau.

Von M. George Gottlob Pitzschmann, Pfarrer zu Siegersdorf am Queis, erschien im Jahre 1700 eine Schrift über ein Semmelgewächs. Die Sache wurde aber nicht geglaubt, da man ein solches Gewächs nicht wiederfand. Aber der Verfasser der Aufgefangenen Briefe, einer damals sehr beliebten Zeitschrift, gibt ausführlichere Auskunft aus Nieder-Thomaswaldau (bei Bunzlau) über ein solches

Semmelgewächs. Es schmeckte sogar wie Semmel. Diese Auskunft lautet: „In Nieder-Thomaswaldau (ohnweit Bunzlau) wohnt ein Gärtner, namens Martin Widermann, dessen Eheweib den 3. April d. J. (1700) ausgekehrt und, wie sie gewohnet, dies Gemülle an einen gewissen Ort im Garten schütten wollen, da erblickt sie nicht fern davon ein Gewächse, welches oben braun und wie ein Schwamm ausgesehen; weil es nun nicht auf einem sumpfigten, sondern harten und trocknen Erdreiche, und da es damals unterschiedene Zeit scharf gefroren gehabt, auch dergleichen daselbst nie gefunden worden, verwundert sie sich darüber, in Meinung aber, daß es ein Schwamm sei, schlägt sie es um, nimmt aber und besiehet es, welches eines quer Fingers über der Erde gestanden und weil sie es vor keinen bloßen Schwamm halten kann, weist sie es mehreren Leuten, diese schauen es mit Erstaunung an und fallen insgemein auf den Gedanken, daß es einer Semmel gleiche, welche nicht von dem zärtest- und weichesten, sondern als vom mittlern Weizenmehle gebacken. Man bedauert, daß sie es zerbrochen und also die Untersuchung seiner Beschaffenheit verhindert. Als man es dörrte, sah es nicht anders aus, als die Bröckchen von einer gedörrten Semmel obbenannten Mehls. Viel so davon gegessen, haben mit Wahrheit berichtet, auch durch andere melden lassen, daß es nicht anders als wie eine Semmel geschmecket; auch hat ein Schmidt auf sein Gewissen ausgesagt, daß er in einem Stücke, so ihm davon in die Hände kommen, ein recht natürliches Weizenkorn gefunden. Auch wurde der Bauer, da das Gewächs gefunden worden, fleißig gefraget, ob irgend an dem Orte Weizen gestanden, oder ob man den Weizen über solchen Ort in die Scheuern geführt, der es aber beständig verneinet."

Breslauischer Erzähler. 1805. S. 762 f.

1868. Frauenähnliche Wurzel im Riesengebirge.

Riesengebirge.

Von den Kräutern im Riesengebirge berichtet Naso auch folgendes: „Unter anderen Geschlechtern ist eine sonderliche Art, so

man Lufft-Wurtzel nennet, dessen erster Geruch sich der Wurtzel Angelick vergleichet, wird aber durch die Süssigkeit und Gestalt von der andern Wurtzel unterschieden: denn die Wurtzel an sich selbst zeiget ein rechtes Frauen — Bild fast mit allen Gliedern und Nerven eingeteilet." Naso, Phoenix redivivus. 1667. S. 324.

1869. Der trauernde Weidenbaum.

Kreis Strehlen.

In Bohrau Kreis Strehlen (Markt-Bohrau) hat ein alter Weidenbaum an der Lohe sich so geneigt, daß der Stamm parallel über dem Wasserspiegel liegt. Hiervon geht die Sage, eine Schustersfrau habe, vom bösen Gewissen getrieben, von diesem Baume sich herab in den Fluß gestürzt. Bald darauf habe der Baum aus Trauer über seine Entweihung sich so herabgeneigt, daß seine Äste in das Wasser hineinreichen.

Handschriftl. Mitteilung von Dr. Gusinde. 1896.

1870. Der Holunderbaum in Schwammelwitz.

Kreis Neisse.

Ein alter Mann hatte neben seinem Häuschen einen Holunderbaum stehen, der so üppig wuchs, daß durch ihn des Nachbars Feld beeinträchtigt wurde. Dieser beschwerte sich beim Gemeindevorsteher, und der ordnete an, daß der Baum gefällt werde. Der alte Mann aber war ganz außer sich und erhob Einspruch, war sogar beim Herrn Hauptlehrer, daß er sich für die Erhaltung des Baumes verwenden sollte, es werde sonst ein Unglück geschehen. Trotzdem wurde der Baum gefällt. Ein Jahr darauf brannte dem Manne das Haus ab, und nun sagte er, das Fällen wäre schuld. „So sind halt die Leute," sagte der Berichterstatter.

K. Mündlich von Herrn Hauptlehrer Bartsch im Schwammelwitz. 1906.

1871. Die drei seltsamen Schwerter am Holunderstrauch.

Kreis Neustadt.

In Deutsch-Müllmen, einem preußisch-schlesischen Dorfe zwischen Neustadt und Hotzenplotz, trieb im Sommer 1807 im

Monat Junius im Garten einer verwitweten Bauersfrau ein vertrockneter Holunderstrauch, der schon drei Jahre eingegangen war, in der Mitte drei Schößlinge in Gestalt von drei Schwertern. Diese galten als Wunderwerk, besonders das mittlere, das etwas kürzer war als die andern, und das Volk gab allerlei Auslegungen dazu. Die Sache erregte auch die Aufmerksamkeit der Franzosen, und ein von Oberglogau abgeschickter Dragoneroffizier gab der Eigentümerin 2 Taler und hieb die drei Holunderschwerter ab, dann nahm er sie seinem Chef mit. Seitdem blieb der Holunderstrauch erstorben.

Nach dem Breslauischen Erzähler 1809. S. 142 f.

1872. Der Ebereschbaum auf dem Kirchhofe zu St. Nicolai in Groß-Glogau.

Stadt Glogau.

Eine alte chronologische Nachricht berichtet über denselben folgendes: „Es soll im Jahre 1628, als am 28. Januar die Katholiken bei dem kaiserlichen Hofe eingekommen und um Zurückgabe der Kirche, welche die Lutheraner inne gehabt, angehalten, ein Ebereschbaum, der auf dem Kirchhofe gegen dem Bildnis des heiligen Nikolaus gestanden, bei hartem Winter wider alle Gewohnheit zu blühen und Palmen zu tragen angefangen haben, welches zu jedermanns Verwunderung bis auf den 2. Februar gedauert. Den 1. Oktober, zu welcher Zeit wegen der Restitution das Dekret von Wien erlassen worden, hat er nochmals zu blühen begonnen, woraus man gemutmaßet, daß der heilige Nikolaus über die Restitution der Kirche seine Freude ganz besonders habe zu erkennen geben wollen.

Gewiß ist es übrigens, daß dem Maler Michael Flokern für die Zeichnung und Malerei der Kirche St. Nikolai nebst dem einen Pfeiler, worauf der Ebereschbaum gewachsen, und welches Gemälde an den Kaiserlichen Hof nach Wien gesandt wurde, 3 Taler 6 Groschen aus der Renterei sind bezahlt worden."

Fritz, Denkwürdigkeiten von Groß-Glogau 1861. S. 179.

III. Vorbedeutungen und Prophezeiungen; Propheten.

Vorbedeutungen, namentlich Unglücks- und Todeszeichen.

1873. Weissagung der Jungfer Ursel über die Sechsstädte.

Sächsische und Schlesische Oberlausitz.

Anno 1635 den 9. Mai hat Jungfrau Ursula, Michael Beckers zu Bießnitz hinterlassene Tochter, nach ihrer Aussage folgende Offenbarung gehabt: „Es saßen mir zwei Engel zu Häupten, zwei Engel tanzten miteinander. Der eine hatte einen Kranz von Nelken, der andere einen von Rosen; zwei Engel gingen hinten nach und sahen gar traurig aus. Unser Herrgott saß auf einem Throne, hatte ein rotes Sammetkleid an, einen güldenen Hut mit einer weißen Feder auf dem Haupte und tat seinen Mund auf und schrie: Wehe, wehe, wehe über die Sechsstädte. Die Stadt Budissin wird heimgesucht werden von einer großen Schlange, die wird 100 Ellen lang sein; um sie umzubringen, müssen 3000 streitbare Männer sein und nicht weniger noch mehr. Die Stadt Zittau wird heimgesucht werden von einem Lindwurm, dessen Maul wird sein wie ein Haus, er wird zwölf Häupter haben und eine Krone tragen, so groß wie der größte Berg; mit jeder Zacke kann er einen Menschen töten, darum sollen sie ihn zufrieden lassen und ihm die besten Worte geben. In dem Commersberge wird er wohnen und ein Pferd haben, dessen alle Tage 80 Scheffel Korn gegeben werden müssen. Die Sechsstädte sollen ihm geben, eine jegliche Stadt 20 Scheffel Gerste und 100 Malter Hafer. Die Stadt Görlitz wird ganz und gar eingeäschert werden, so sich die Inwohner nicht werden bessern, fleißig beten und Buße tun. Wenn sie aber eingeäschert sein wird, so wird man daselbst eine schöne Stadt erbauen, die wird die Neustadt heißen und 6000 Häuser haben und 200 Kirchen mit 300 Pfarrherren; in der Mitte wird ein güldenes Haus stehen mit einem großen Turme und wird das Wohnhaus genannt werden, darinnen werden große Herren wohnen. Zu

Görlitz wird ein Kind geboren werden, das wird 4 Augen und 3 Köpfe haben. Zu Moyß wird ebenfalls ein solches Kind geboren werden, das soll heißen Ilian. Bis zum jüngsten Tage werden gerade noch 200 Jahre vergehen. Vorher aber wird eine unerhörte Teuerung sein. Ein Scheffel Korn wird 15 Taler, ein Scheffel Gerste 20 Taler, ein Scheffel Weizen 100 Taler kosten. Ein halbes Jahr aber vor dem jüngsten Tage wird man den Scheffel Korn für 3 Groschen bekommen. Sechs Wochen später wird ein Erdbeben entstehen, alle Häuser werden einstürzen und die Menschen vor Angst nicht wissen, wo aus noch ein, werden Löcher in die Erde scharren und hineinkriechen wollen, aber nicht hineinkönnen. — In 25 Wochen wird ein großer Potentat, der Kaiser oder Kurfürst, sterben. Dann wird es ärger denn je auf der Erde zugehen. — In drei Jahren wird ein Apfelbaum ein Malter Äpfel und ein Birnbaum nur eine Birne tragen. Sie werden miteinander kämpfen, und der Apfelbaum wird sprechen zu dem Birnbaume: Hast du nicht auch getragen? Der Birnbaum aber wird den Apfelbaum erschlagen. Die Wurzeln der Bäume werden sich gen Himmel drehen am jüngsten Tage. Heuer wird ein gut Jahr sein, aber in drei Jahren wird Gras und Getreide verdorren, als wenn's verbrannt wäre; Vieh und Menschen werden Hungers sterben. Ein Mensch wird den andern anfallen und fressen; und wer Mist zu essen haben wird, der wird sich glücklich preisen. — Solches hat mir unser Herrgott offenbart, auf daß ich es verkündige und die Menschen bekehre zur Buße und zum Gebet."

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 267f.
Nach Frenzel, Hist. nat. III. 1448 msc.

1874. Vorzeichen des Todes der Budissiner Ratsherren.

Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

Kurz vor dem am 25. November 1614 erfolgten Tode des Bürgermeisters Antonius Böhmer zu Budissin ist plötzlich am Ratsglöcklein ein ganz neuer Strang entzweigerissen, das Glöcklein aber hat von selbst weiter geläutet, wie es denn allemal zu

geschehen pflegte, wenn ein Ratsherr sterben sollte. Jetzt ist das Glöcklein schon längst abgeschafft.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 271.
Nach Frenzel, Hist. nat. III. 1506.

Auch von dem Nonnenkloster zu Budissin hat vor Zeiten ein Glöcklein gehangen, welches sich selbst geläutet, so oft eine der Nonnen hat sterben sollen (Haupt a. a. S. 271).

1875. Eine Teufelsdohle besucht die oberlausitzischen Stände.

Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

Als in Böhmen der Dreißigjährige Krieg ausgebrochen war, hielten die Lausitzer Stände eine Zusammenkunft zu Budissin, um zu beraten, wie sich in solchen Kriegsläuften das Land zu verhalten habe. Als sie so dasaßen und sich berieten, klopfte es ans Fenster, und siehe da, eine Dohle sitzt davor und pickt mit ihrem Schnabel an die Glasscheiben. Als man nun das Fenster geöffnet hatte, ist das wunderliche Tier in das Zimmer gehüpft und hat ganz vernehmlich gekrächzt: „Ihr Herren, was macht Ihr da?" ist etliche Male im Zimmer auf- und abgegangen und endlich wieder zum Fenster hinausgeflogen. Die Herren sind gewaltig erschrocken und haben es gleich für eine böse Vorbedeutung genommen.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 156.
Nach Gerber, Unerkannte Wohltaten Gottes 1720. S. 394.

1876. Zersprungenes Glas als Todeszeichen.

Märkische Lausitz. Kreis Sorau.

Als den 2. Juni 1614 Herr Magister Martin Ramus, Pastor in Triebel, Doktor Garcaei in Sorau Tochter heiratete, war auch auf der Hochzeit der Burggraf von Triebel, Herr Wilhelm Pletzsch. Dem sprang über Tische ohne alle Ursache plötzlich das Glas. Da schlug er die Hände zusammen: „Ach Gott! Dieses wird mir entweder ein großes Glück oder Unglück bedeuten!" Folgende

Nacht fiel er in seinem Quartiere auf dem Markte aus dem Fenster aufs Straßenpflaster und starb auf der Stelle.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 269.
Nach Magnus, Geschichte von Sorau, S. 194.
Gräsſe, Sagenbuch 1871. S. 393.

1877. Der Traum vom Tode des Vaters.

Märkische Lausitz. Kreis Sorau.

Als der junge Graf Promnitz auf Sorau zu Gießen studierte und daselbst Rector magnificus war, träumte ihm eines Morgens, es käme ein Mann zu ihm herein, der brächte einen Brief mit schwarzer Seide umwunden mit der Überschrift: Dein Vater ist tot. Ob nun wohl der Graf auf Träume nicht viel hielt, so ward er doch einigermaßen bewegt, und siehe da! ehe noch zwei Stunden verflossen, klopfte ein Bote an, der brachte einen Brief mit der traurigen Zeitung, daß der alte Graf selig verstorben sei.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 270.
Nach Magnus, Geschichte von Sorau. S. 256.

1878. Vorzeichen einer Feuersbrunst in Sorau.

Märkische Lausitz. Kreis Sorau.

Die große Sorauer Feuersbrunst vom Jahre 1684 ist durch unterschiedliche Warnungszeichen vorher verkündigt worden:

1. Haben die Landleute auf ihrem Gange nach der Stadt zu wiederholten Malen eine Erscheinung gehabt, als ob die Stadt brennte; es ist aber nichts gewesen.

2. Ist einmal in der Frühpredigt eine Stimme erschollen: „Feuer da", obgleich niemand dagewesen, der diesen Ruf getan hatte.

3. Zwei Jahre hintereinander sind unter dem Vieh schreckliche Mißgeburten mit großen Hauben vorgekommen.

4. Zu Droßkau hat ein ungeborenes Kind im Mutterleibe laut geweint, wie solches die Mutter und zum anderen Male auch der Vater deutlich vernommen.

Aus einer auf jenen Brand 1685 gehaltenen Gedächtnis-Predigt des Superintendenten Abrah. Rothe zu Sorau. — Unter den Ursachen des Unglücks wird auch aufgeführt das heidnische Räuchern des Viehes zu Walpurgis.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 276 f.
Nach Magnus, Geschichte von Sorau. S. 234.

1879. Das zersprungene Arzneiglas ein Todeszeichen.

Schlesische Lausitz. Kreis Hoyerswerda.

Anno 1696, den 28. März, lag zu Colmen bei Hoyerswerda Frau Anna Katharina Frenzel, des Pastors substituti Frenzel daselbst Ehefrau, in einer tödlichen Krankheit. Es wurde ihretwegen ein Bote nach Budissin abgefertigt, um daselbst Arznei zu holen. Als dieselbe nun in der Apotheke bereitet und in einem Glase auf den Tisch gesetzt worden war, ist plötzlich das Glas mit einem hellen Klange zersprungen und die Arznei verschüttet worden. Der Provisor, namens Johann Greifenhahn, sagte sogleich, dies wäre ein Todesanzeichen, und würde die Patientin wohl keiner Medizin mehr bedürfen, wie sie auch in der Tat zu derselben Stunde in Colmen selig verschieden ist.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 269.
Nach Frenzel, Hist. nat. III. 1507 msc.

1880. Die bedeutungsvollen Trommelschläge zu Rothenburg.

Schlesische Lausitz. Stadt Rothenburg.

Als im Jahre 1632 die Pest in der ganzen Lausitz herrschte, wurde für die an der Pest Gestorbenen in Rothenburg ein eigener Totenacker außerhalb der Stadt angelegt. Man sagt, daß damals auch ein schwedischer Tambour, der auf dem Durchmarsche in Rothenburg erkrankte und starb, dort begraben worden sei. Als im Siebenjährigen Kriege wieder Soldaten jene Gegend heimsuchten, hat der schwedische Tambour immer ein Signal gegeben, wenn Feinde im Anmarsch waren. Sollte Einquartierung kommen, so hörte man 24 Stunden zuvor auf dem Kirchhofe Trommelschlag.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 273.
Nach der handschriftl. Samml. von Schön. Nr. 25.

1881. Die weiße Taube auf dem Schlosse zu Muskau.

Schlesische Lausitz. Kreis Rothenburg.

Wenn auf dem Schlosse zu Muskau ein Sprößling der herrschaftlichen Familie sterben soll, so zeigt sich, wenn der Todeskampf zu Ende geht, im Sterbezimmer eine schöne weiße Taube.

Im Jahre 1662 war Kurt Reinicke von Callenberg Besitzer des Schlosses. Er hatte ein liebliches und gottesfürchtiges Töchterlein, namens Katharina Eleonore. Aber an der Grenze des jungfräulichen Alters starb das hoffnungsvolle Fräulein. Kurz ehe sie starb, richtete sie sich noch einmal im Bette auf und fragte: „Wo blieb denn die weiße Taube, welche um mein Bett flog?“ Als niemand Antwort zu geben wußte, da legte sie sich hin und entschlief sanft und selig.

Gräße, Sagenbuch 1871. S. 368.
Nach G. Liebusch, Sagen 1860. S. 30.

1882. Prophezeiung vom Weltuntergange zu Görlitz.

Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz.

Anno 1539 ist ein Weib von Görlitz, die schwarze Babe genannt, in den Busch gegangen, um Ruten zu Besen zu suchen. Als sie bei Deutsch-Ossig auf dem Damme gesessen, ist ihr ein Mann mit einem langen grauen Barte erschienen, der sie also angeredet: Was machst du hier? Stehe auf, gehe in die Stadt und bereite dich zum Sakrament, denn in neun Tagen wird es Feuer vom Himmel regnen und die Welt untergehen. Als diese Prophezeiung ruchbar geworden, ist das Volk in der Stadt gewaltig erschrocken und anderswo sogar die Rede ergangen, als sei Görlitz bereits untergegangen. Als aber die schwarze Babe nicht auf ihrer Rede bestanden und sich auch sonst verdächtig gemacht hat, ist sie Dienstags vor Franzisci zur Stadt hinausgewiesen worden. Görlitz aber steht heute noch.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 266 f.
Nach Frenzel, Hist. nat. III. 1518.

1883. Vorboten einer großen Teuerung.

Schlesische und Märkische Lausitz. Stadt Görlitz und Stadt Sorau.

1. Mittwochs vor Pfingsten des Jahres 1538 ist zu Görlitz von vielen Leuten ein Schwert am Himmel gesehen worden. Nachmals am 20. Mai, Mittwochs nach Pfingsten, ist an unterschiedlichen Orten bei hellem lichten Tage Feuer vom Himmel gefallen, worauf bald folgendes Jahr nach Ostern eine große Teuerung ausgebrochen, welche bis zur Ernte des Jahres 1540 gewähret.

2. Anno 1622, am 28. Mai, nachmittags um 3 Uhr, ist zu Görlitz das steinerne Viertel oder Maß der Wage, worin das Getreide abgemessen worden, von selbst ohne alle Ursache in fünf Stücke zersprungen. Den 21. Mai, nachmittags um 4 Uhr, fiel ein starker Schwefelregen, so daß eine große Menge Schwefelkörner gesammelt worden ist. Vorher, im Monat April, ist in der Kränzelgasse bei Hans Schmieden der Keller eingefallen, bei Martin Schröern eine Giebelwand eingestürzt usw., worauf dann bald die bekannte große Teuerung ausgebrochen ist, wovon alle Jahrbücher voll sind.

3. Am 15. Dezember Anno 1551, als der letzte Biberstein von der Sorauer Linie auf Schloß Friedland selig entschlafen war, wohin er von Sorau aus gezogen war, um daselbst zu sterben, da hat sich in der Nacht darauf in Sorau ein großer Sturm erhoben, der den Knopf samt dem Strauß vom Ratsturme warf. Solches wurde allgemein für ein böses Vorzeichen gehalten, wie denn auch darauffolgendes Jahr Teuerung, Hungersnot, Pest, dürre Zeit und anderes Unglück mehr entstanden. So ergoß sich auch das Wasser, und geschahen in diesem Jahre große Zeichen am Himmel und auf Erden, sintemal auch um Sorau die Teiche und Brunnen mit Blute flossen.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 273.

1. u. 2. nach Frenzel, Hist. nat. III. 1547 msc. 3 nach Magnus, Geschichte von Sorau. S. 32.

1884. Vorzeichen des Todes der Görlitzer Bürgermeister und Geistlichen.

Schlesische Lausitz. Stadt Görlitz.

Am 21. Januar 1507 starb Georg Emmerich, Erbauer des heiligen Grabes und Stifter des Hospitals zu Unserer lieben Frauen in Görlitz, und ward in seines Vaters Grab gelegt. An seinem Sterbetage verschwand das eiserne Türlein am heiligen Grabe und wurde nach langem Suchen in einem Teiche wieder aufgefunden. Man hielt das allgemein für ein Vorzeichen des Todes dieses merkwürdigen und berühmten Mannes. Vor dem Tode Franz Kösters im Jahre 1649, sowie Bartholomäus Gehlers 1671 löschte die Kerze vor dem Altare aus. Dies ist nach der Meinung der Leute das gewöhnliche Anzeichen von dem Tode eines Ratsmitgliedes oder Geistlichen. Als am heiligen Christtage 1694 eine Kerze auf dem Altare erloschen war, deutete dies der Primarius Vetter selbst auf sich und sagte zu einer alten Frau: „Es ist etwa am heiligen Feiertage auf dem Altare eine Wachskerze ausgelöschet und viel Redens dessentwegen, als sollte es den Tod eines Priesters bedeuten, und wer weiß, ob mich's nicht am ersten betrifft. Nun, Gott geb's mir selig." Bald darauf ist der Primarius auch wirklich plötzlich vom Schlage gerührt worden und gestorben. In demselben Augenblicke, als der Primarius Balthasar Dittrich am 25. November 1614 verschied, riß der Glockenstrang während des Läutens zum Kürattus.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 271.
Nach Frenzel, Hist. nat. III. 1504 msc.

1885. Vorboten der Pest zu Görlitz.

Schlesische Lausitz. Stadt Görlitz.

1. Anno 1585 vom 24. August bis Anno 1586 den 21. Februar wütete in Görlitz das sogenannte große Sterben, woran über 2300 Menschen ihr Leben einbüßten. Diese Pest wurde damit vorangedeutet, daß mitten im Sommer die wilden Gänse fort-

zogen, die Hunde greulich zu heulen anfingen und den 19. Februar 1585 der Blitz in das Rathaus einschlug und ein Fenster beschädigte. Ebenso ward eines Nachts in der Mitte des Juli ein unausstehlicher Geruch und Geschmack wie nach glimmendem Feuer oder angezündetem Schwefel wahrgenommen, so daß man hier und da glaubte, es sei Feuer ausgebrochen. Es hat sich aber hiernach befunden, daß es ein giftiger Pestgestank gewesen.

2. Anno 1607 im August und September haben wider den Lauf der Natur in und um Görlitz die Rosen wiederum angefangen zu blühen, worauf das nächste Jahr eine kleine Pest erfolget ist, welche 83 Personen hinweggerafft hat.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 272.
Nach Frenzel, Hist. nat. III. 1545 msc.

1886. Heuschreckenschwärme als Hungerboten im Jahre 1693.

Schlesien. Ohne nähere Ortsangabe.

Joh. Chr. Kundmann berichtet in den Heimsuchungen Gottes in Zorn und Gnade über das Herzogtum Schlesien in Münzen, Leipzig 1748, S. 229, von Heuschreckenschwärmen, die im August 1693 in Schlesien einbrachen und die auf ihren Flügeln Punkte, Linien und Streifen hatten. Diese wurden von M. Andreas Acoluthus Archidiakonus zu St. Bernhardin in Breslau als eine Schrift gedeutet, die laute: Annona moriemini, Ihr werdet Hungers sterben, wobei er aber übersah, daß annona nicht Hunger, sondern Vorrat an Getreide heißt. Auch sollte ihre Anführerin so groß wie eine Taube sein.[1])

Breslauischer Erzähler III. 1802. S. 568ff.

1) Auch Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes S. 268, Nr. 674 berichtet aus demselben Jahre von Heuschrecken im Voigtlande, deren Fittiche Buchstaben enthielten, die lauteten: Nos sumus exercitus Dei oder Exercitus Dei magni oder Annona moriemini.

1887. Das graue Männchen zu Erdmannsdorf sagt den Krieg von 1870 voraus.

Kreis Hirschberg.

Auf einem Lichtenabend[1]) zu Warmbrunn war auch eine Frau aus Erdmannsdorf erschienen und brachte folgende Neuigkeit mit: Vor vier Tagen erschien dem Nachtwächter in Erdmannsdorf das graue Männchen — es war nachts zwischen 11 und 12 Uhr — und verlangte vom Wächter, er solle zwölfe pfeifen. Der gewissenhafte Wächter weigerte sich, dies zu tun, da die Uhr noch nicht Mitternacht geschlagen habe; das graue Männchen verschwand. Den andern Morgen berichtete der Wächter pflichtschuldigst dem Herrn Pastor, was er gesehen und gehört hatte, und erhielt den Befehl, falls das graue Männchen wieder erscheinen sollte, zu tun, was es verlange. Zur selben Stunde in nächster Nacht erschien wirklich wieder das graue Männchen, und der Wächter tat, wie ihm befohlen ward, und pfiff 12 Uhr. Darauf hieß ihn das graue Männchen nach dem Himmel sehen, und der Wächter gewahrte mit Schrecken statt der Sternlein lauter Kriegsvolk am Himmel, und als er ängstlich zur Erde blickte, schwamm diese in Blut. Das graue Männchen bedeutete darauf den Wächter, daß noch in diesem Jahre — 1870 — ein großer Krieg ausbrechen und viel Blut fließen werde, befahl aber dem Nachtwächter, vorläufig nichts davon zu erzählen, und verschwand.

Der arme Wächter mußte den folgenden Tag seinem geängstigten Herzen Luft machen; er ging zum Herrn Pastor und erzählte alles, was er gesehen und gehört hatte. Als er nun die dritte Nacht auf Wache stand, erschien abermals das graue Männchen und sprach im zornigen Tone zum Wächter: „Ich hatte dir befohlen, zu schweigen, du aber hast mein Gebot nicht geachtet und alles weitererzählt. Ich bin gekommen, dich dafür zu strafen.“ Der erschrockene Wächter wollte antworten, aber kein Wort kam

1) „Zum Lichten gehen“ heißt in der dortigen Gegend und in Schlesien überhaupt einen Besuch nach der Abendmahlzeit machen, um ein Stündchen oder mehr beim Licht zu verplaudern.

über seine Lippen, er war stumm. Das graue Männchen aber war und blieb verschwunden."[1]) Aus Warmbrunn, im Januar 1870. H. K. in Prov.-Bl. 1870. S. 83.

1888. Das prophezeiende Pferd im Kronleuchter der Gnadenkirche zu Landeshut.

Stadt Landeshut.

Bei der Gründung der evangelischen Gnadenkirche beteiligten sich wohlhabende Bürger durch Überweisung von Kapitalien oder Geschenken. So schenkte ein vermögender Fuhrwerksbesitzer einen etwa 1 m im Durchmesser zeigenden Kronleuchter mit der Bedingung, unter diesem Kronleuchter ein Erbbegräbnis für sich und seine Familie bauen zu dürfen. Sollen nun die Lichter dieses Kronleuchters angezündet werden, so läßt man den Leuchter so weit, als man es bedarf, herunter, um ihn dann mit den brennenden Lichtern wieder hinaufzuziehen. Der Kronleuchter zeigt in der Mitte ein auf den Hinterbeinen stehendes Pferd. Auch bei jeder letzten Andacht am Schlusse eines Jahres wurde der Kronleuchter gebraucht. Beim Hinaufziehen drehte er sich ein wenig. Zeigte nun das Pferd mit dem Kopfe nach dem an die Kirche anstoßenden Friedhofe, so meinte man, daß dieser im neuen Jahre eine recht reichliche Ernte halten würde.

Schriftliche Mitteilung von Lehrer Gustav Krause in Schwerta O.-L. 1897.

1889. Vorzeichen für die spätere Erbauung der evangelischen Kirche zu Landeshut.

Stadt Landeshut.

Am 25. April 1709 erhielt die evangelische Gemeinde zu Landeshut die Erlaubnis zum Bau einer Kirche. Als Bauplatz für diese wurde das Vorwerk angekauft, dessen Besitzer Gottfried

1) Für die Sagenforschung ist es bedeutungslos, wenn auf Befragen der 32 Jahre in Erdmannsdorf als Nachtwächter amtierende Heinke später erklärte, nie eine solche Geschichte erlebt oder anderen erzählt zu haben. Wanderer im RG. 1882, Nr. 16, S. 6 f.

Krause hieß. Daß der Platz, auf dem dieses Gut stand, einst zu einem so wichtigen Zwecke verwendet werden sollte, ist schon lange vorhergesagt und angedeutet worden.

Auf dem Vorwerke übernachtete nämlich am Anfange des 17. Jahrhunderts ein Zigeuner. Dieser prophezeite dem damaligen Besitzer des Vorwerks, daß auf dem Platze, auf welchem das Gut stehe, dereinst ein Heiligtum würde erbaut werden, welche Zeit er aber nicht erleben werde.

Als eine wichtige Vorbedeutung für diesen Kirchenbau wurde auch folgende Begebenheit aufgefaßt: Am 20. Mai 1503 kam ein Schwan zu dem Teiche, der sich im Hofe des Vorwerks befand. Die Knechte kannten diesen Vogel nicht; deshalb weckte einer von ihnen den noch schlafenden Besitzer und teilte ihm das sonderbare Ereignis mit. Der Besitzer Krause, ein Urahne des obengenannten Gottfried Krause, befahl, daß der Schaffer den Vogel immerfort beobachten solle. Der Schwan schwamm auf dem Teiche, lief dann im Hofe umher und ging sogar in die Geschirrkammer, woselbst er hingestreutes Futter annahm; alsdann wollte er wieder zum Hofe hinaus, aber der Schaffer schloß geschwind das Tor. Krause aber öffnete dieses wieder, um zu sehen, was der Schwan tun werde. Das Tier ging nicht fort, sondern lief wieder zum Wasser und blieb noch bis zum 18. Oktober desselben Jahres auf dem Vorwerk. Zum Andenken an diese Begebenheit ließ der Besitzer Krause statt der Wetterfahne einen Schwan von Eisen auf dem Schafstalle (der späteren Kantorwohnung) anbringen.

Patschovsky, Sagen des Kreises L. 1893. S. 5f.

Derselbe Bericht in etwas größerer Ausführlichkeit findet sich bei Hayn, Denkwürdigkeiten von Landeshut, 1821, S. 64ff. Hayn nennt als seine Quelle die Religionsgeschichte von Adami, S. 21.

1890. Der Traum vom Einsturz des Hauses.

Stadt Volkenhain.

In dem Hause Nr. 9 zu Volkenhain soll einst ein Kürschner (Eckert) gewohnt haben, der in der Nacht am 29. November 1760

träumte, daß das Haus einfallen werde. Er hatte drei Nächte hintereinander diesen ungewöhnlichen Traum und begab sich deshalb zu dem Wirt, der zwar seinen Aberglauben verlachte, ihm aber im Hinterhause eine leerstehende Wohnung einräumte. Kaum hatte der Kürschner diese bezogen, so stürzte am Morgen des 2. Dezember das genannte Haus zum größten Teile ein.

Klose, Sagen des Riesengebirges 1887. S. 77.

1891. Der Neuhauser Ring.

Kreis Waldenburg.

Ein Burgherr der Burg Neuhaus soll vor vielen hundert Jahren einen wertvollen Ring im Walde auf dem Schwarzberge verloren haben, der an einem schwarzen Steine kenntlich ist. Wer ihn zufällig erblickt, findet an dem Orte, wo er liegt, schwarzes Gold.

Klose, Sagen des Riesengebirges 1887. S. 84.

1892. Zum Opfer des Blitzes bestimmt.

Kreis Waldenburg.

Als einem der früheren Besitzer der alten Burg zu Fürstenstein ein Töchterchen geboren wurde, zog ein schweres Gewitter herauf und blieb drei Tage über der Burg stehen. Sterndeuter weissagten, das Ritterfräulein werde vor ihrer Verheiratung von dem Blitze erschlagen werden. Es wuchs zu einer Jungfrau heran, die wegen ihrer Schönheit viele Freier fand. Im festen Glauben an die Erfüllung jener Prophezeiung lehnte sie alle Bewerbungen ab. Endlich aber wurde sie von heißer Liebe zu einem jungen Ritter erfüllt, der trotz mehrerer Absagen seine Werbung immer wieder erneuerte. Daß die Erfüllung der Prophezeiung so lange ausgeblieben war, gab ihr schließlich den Mut, seine Braut zu werden. Ohne Unfall kam der Tag der Hochzeit heran. Die über alle Maßen Glückliche hatte im Brautschmucke schon den Wagen bestiegen, der sie zur Kirche fahren sollte, da brach ein Gewitter mit solcher Heftigkeit aus, daß sie den Wagen wieder verlassen mußte. Unaufhörlich krachten die Donner, mehrfach fuhr der Blitz in die festen

Mauern der Burg, wieder wich es drei Tage nicht von der Stelle. Die Braut fühlte ihr Schicksal gekommen, zu wiederholten Malen wollte sie sich opfern, nur die Bitten ihrer Eltern hielten sie zurück. Am Abende des dritten Tages ließ sie sich nicht mehr zurückhalten. Mit den Worten: „So nimm denn dein unglückliches Opfer!" trat sie auf den Hof der Burg. Kaum hatte sie die Türschwelle überschritten, so wurde sie vom Blitze niedergeschmettert.

Handschriftl. Mitteilung von Dr. A. Eichner.

1893. Der Heiland verkündet den Untergang der Welt.

Kreis Liegnitz.

In dem Jahre, als der Halleysche Komet das vorletzte Mal erschien, 1835, da sagte das Volk um Liegnitz, der Heiland steige aus einer weißen Wolke und verkünde den Untergang der Welt.

Immergrüner Märchenwald in Prov.-Bl. 1862. S. 117.

Nach genauerem Berichte erschien einem Landmanne auf den Feldern, unweit von Tentschel oder Oyas („wenn ich mich nicht irre," sagt der Berichterstatter), der Herr Christus auf einem weißen Pferde aus einer Wolke reitend und machte ihm die Verkündigung.

„Die Umgegend von Liegnitz ist bekanntlich ein fruchtbarer Boden für religiöses Sektenwesen. So hatte auch die antiunionistische Bewegung jener Zeit dort einen ihrer Hauptpunkte. Die „Scheibelianer", wie sie damals genannt wurden (die späteren Altlutheraner), litten unter vielfachen Bedrückungen, wodurch ihr Eifer nur vermehrt ward; die unter jenen Umständen gerechtfertigte Schwärmerei des Martyriums ging Hand in Hand mit der Neigung zu apokalyptischen Grübeleien und erzeugte unter anderen Wunderlichkeiten auch den Glauben an das Ende dieser Welt und den Beginn des 1000jährigen Reiches. Auf langem Zuge von Bauernwägen kamen die Gläubigen gen Breslau, um bei ihrem Pastor in Herrmannsdorf (welches eine Art Mutterkirchenrang hatte) noch einmal gemeinsam das Abendmahl zu nehmen. "

P.* in Prov.-Bl. 1862. S. 173.

1894. Der Ring im Karpfen und der Untergang der Stadt Liegnitz.

Stadt Liegnitz.

Das Volk sieht nicht gern, daß im Schloßgraben zu Liegnitz gefischt werde, einer alten Sage wegen.

Es soll nämlich vor vielen hundert Jahren ein großer Karpfen darin gefangen worden sein, der in seinem Leibe einen goldenen Ring gehabt, so mit unkenntlichen und seltsamen Charakteren bezeichnet gewesen. Diesen Ring hat aber der damalige Herzog zu Liegnitz, so in den geheimen Wissenschaften sehr erfahren war, und dem man das Kleinod gebracht, alsbald wieder in den Graben werfen lassen, mit der Prophezeiung, daß, wenn der Ring zum dritten Male in einem Fische gefunden würde, die Stadt untergehen müsse.

Nach der Zeit soll der Ring zum andern Male in einem Karpfen gefunden, aber alsbald wieder in den Schloßgraben versenkt worden sein. Daher ist die Sage und Furcht: Dafern man darin fische und den Ring noch einmal fange, werde die Stadt versinken müssen.

H. Goedsche, Sagenschatz 1840. S. 202.

1895. Das Licht im Rathause zu Schweidnitz.

Stadt Schweidnitz.

1. In dem Rathause zu Schweidnitz befand sich in einer Kapelle ein altes, etliche Jahre vor 1667 erneuertes, von Holz geschnitztes Bild der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde auf dem linken Arme und mit einem vergoldeten Zepter in der rechten Hand. Vor diesem drei Ellen langen Bildnisse wurde aus einer alten Gewohnheit, vielleicht nach einer dem Ursprunge nach nicht mehr bekannten frommen Richtung, alle Tage am Abend um 9 Uhr ein brennendes Licht aufgesteckt, das bis zum Anbruche des Morgens verbrannte. Man gab ehemals[1]) vor, daß, so oft das Licht von selbst erloschen, gewöhnlich der Stadt ein Unglück bege-

1) Noch 1667, in welchem Jahre Naso sagt: man gibt vor.

net oder auch dadurch einem Ratsherrn sein nahes Ende vorbedeutet worden wäre. Vormals hat auch der Ratskanzler, wenn er das Licht zu besorgen vergessen hatte, nicht ohne Schrecken und Bestrafung seiner Nachlässigkeit eine nächtliche Erinnerung vernehmen müssen.[1])

A. Kastner, Sagenbuch im Archive der Schles. Ges. f. Volksk. Entnommen aus Naso, Phoenix redivivus 1667. S. 89f.

2. Zu Schweidnitz hieß früher der Rathausschließer Cantzler. Er mußte alle Abende um 9 Uhr vor die Gemächer des Rathauses ein Licht heraussetzen, das mit anbrechendem Tage erst ausging. Man glaubte, wenn ein solches Licht von selbst verlösche, so zeigte es entweder eines Ratsherrn Tod oder der Stadt ein Unglück an. Wenn aber der sogenannte Cantzler etwas beim Anzünden der Kerze versah, ward er auf gewisse Zeit in ein finstres Gefängnis gesteckt.

Grässe, Sagenbuch 1871. S. 259.
Nach Berckenmeier, Curieuser Antiquarius 1711. S. 802.
Ähnlich H. Goedsche, Sagenschatz 1840. S. 330.

Das Licht im Rathause zu Schweidnitz erwähnt auch Gomolcky im Anhange zu den Breslauischen Merkwürdigkeiten 1734, S. 8. Er nennt es eine alte Tradition, daß alle Abende ein Licht angezündet und vor die Rats-Stubentüre gesetzt werde, welches nicht eher als mit anbrechendem Tage verlöschet; wenn es aber eher geschiehet, so soll dasselbe Jahr allemal einer von den Ratsherren sterben, oder zum wenigsten von denen Rats-Bedienten.

1896. Das schwankende Richtschwert zu Frankenstein.

Stadt Frankenstein.

Zu Frankenstein lebte zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein Mann, dessen blutiges Handwerk seinerzeit zu den unehrlichen gehörte, der aber selbst als ehrenwert und ehrenhaft allgemein geschätzt war. Es war dies der Scharfrichter Pohl. In seinem guten

1) Naso spricht wörtlich so: Wenn aber das Licht aus Vergessenheit des Kanzlers zurückbleibt, ist gewiß und wahr, daß vormals der Kanzler nicht ohne Schrecken und Bestrafung seiner Nachlässigkeit die nächtliche Erinnerung vernehmen müssen.

Zimmer hatte er die Wände mit seinen Richtschwertern verziert, mit jenen scharfen Klingen, denen schon manches schuldige Haupt als Opfer gefallen war. Vertraut mit diesen Werkzeugen der strafenden Gerechtigkeit, wie der Krieger mit der Waffe, hegte und pflegte er sie und ließ mit dem Stolze des Kenners bisweilen seinen Blick auf ihnen ruhen.

Eines Tages sitzt Meister Pohl an seinem Tische, auf den sein eben eintretendes Dienstmädchen Regina den Labetrunk des Herrn setzt; des Meisters Blick fällt dabei auf ein großes Richtschwert, das in stark schwankende Bewegung geraten war und an der Wand den Pendelschlag nachzuahmen schien. „Regine, Regine!" drohte der Meister, mit aufgehobener Hand auf das Schwert hinweisend. „Nimm dich in acht, daß nicht deinem Leben dieses Schwert gefährlich werde.[1])" Bei diesen Worten ward Regine blaß; sie sammelte sich jedoch bald wieder und antwortete keck und schnippisch: „Warum nicht gar! Das sollte mir fehlen!" Sie wandte sich und ging hinaus.

Nicht ein Jahr war vergangen, als Regine überführt ward, die Frucht eines heimlichen Verhältnisses aus dem Leben geschafft zu haben. Das sonst wackere, hübsche Mädchen war ihrem Geschick verfallen. Mit blutendem Herzen erfüllte Meister Pohl seinen Wahrspruch. Das große Richtschwert, das einst, wie von Mitleid gerührt, schwankte, erwies ihr den letzten Liebesdienst, unter ihm fiel das Haupt Reginens.

Nach der Erzählung einer 72jährigen Frankensteinerin.
P. R. in Prov.-Bl. 1872. S. 308.

---

1) Nach einem allgemein verbreiteten Aberglauben bewegt sich das Richtschwert, wenn jemand hingerichtet werden soll. So erzählte mir ein alter 81jähriger Mann (der sogenannte Vetter Anton) aus Jauernig in Österreichisch-Schlesien, sein Urgroßvater sei Scharfrichter gewesen und habe das Richtschwert immer über dem Bette hängen gehabt. Wenn nun in der Nacht das Schwert sich hin- und herbewegte, so wußte er, daß er bald zu tun haben würde. Das traf immer ein; den zweiten, dritten Tag darauf bekam er schon die Order, da- und dahin zu kommen; es sei einer hinzurichten. K. Mündlich aus Jauernig, Öst.-Schl. 1907.

1897. Das Licht auf der Kirchhofsmauer und der Tod des Freiherrn Sweerts von Reist.

Kreis Frankenstein.

Leopoldus Ignatius Franciscus Sweerts, Freiherr von Reist auf Groß-Peterwitz, Löwenstein u. a. m., geb. 1694. Er fand seinen Tod 1714 in Ottmachau, als er bei seinem Schwager, Herrn von Sebottendorff, Hauptmann zu Ottmachau, zu Besuch war und beim Abfeuern eines Stückes bei der Siegesfeier ihm durch dessen Zerspringen der Kopf entzweigeschlagen wurde. Ein Licht auf der Kirchhofsmauer war vorher beobachtet worden und hatte in ihm die Überzeugung hervorgerufen, daß er unglücklich sterben würde wie sein Vater. — „Von ominibus hierbei etwas einzustreuen, so wird occasione des den Freiherren Sweerts zugehörigen Löwenstein, eine Meile von Frankstein gelegen, in einem curieusen Mscrpto etwas sonderliches beigefüget, daß nämlich bei Absterben aller, auch gemeiner Leute, wenn jemand aus dem Dorfe Löwenstein männlichen oder weiblichen Geschlechts, jung oder alt sterben solle, sich einige Zeit vor seinem Tode auf der Kirchhofmauer zu Nacht ein brennend Licht zeige, welches da auf der Mauer herumspaziere, und dieses alle Nacht, bis er sterbe. Ist die Person, so sterben soll, erwachsen, so sei das Licht groß, ist die Person klein, so sei das Licht klein. Sollen etliche Personen sterben, so gingen auch etliche Lichter miteinander herum, und dieses wurde von alldortiger Herrschaft und allerseits Löwensteinischen Inwohnern hoch beteuert."

Sinapius, Curiositäten anderer Teil 1728. S. 469.

1898. Das kleine Graumännel als Unglücksprophet.

Eulengebirge. Kreis Frankenstein.

Das kleine Graumännel (Groumannla) ist ein unheilvoller Dämon, der in ganz Schlesien spukt und es vor mehreren Jahren sogar zu der Ehre gebracht hat, daß die Zeitungen von ihm Notiz nahmen. Damals war es in Warmbrunn, Sprottau, Groß-Glogau und anderwärts erschienen. Die Geschichte, die man von

ihm erzählte, war ziemlich dieselbe, die ich bereits in meiner Jugend gehört habe. Das Graumänndel erscheint vornehmlich gern den Türmern und Nachtwächtern, und zwar in einer unheilvollen Nacht, am öftesten Schlag zwölf in der Neujahrsnacht. Es befiehlt dem Wächter, die Stunde auszurufen und dann zum Himmel zu schauen. Da erblickt er dann verwunderliche Dinge: der Himmel ist blutrot, wie von magischem Feuerschein beleuchtet, man sieht kämpfende Heere gegeneinander anrennen oder schaut den grimmen Tod, wie er mit seiner Sense über die Erde mäht. Das Männchen ist in einen grauen Mantel gehüllt und hat einen langen Bart. Wenn das Graumänndel erschienen ist, geraten die Leute in große Furcht. Das muß auch zur genannten Zeit der Fall gewesen sein. Damals war es sozusagen epidemisch.

Aus dem Eulengebirge.

August Knötel in Prov.-Bl. 1873. S. 184 f.

1899. Erscheinung beim Tode eines Menschen.

Kreis Neisse.

Eine Frau erzählt, ihr Vater habe oftmals vom Tode seines Vaters etwas Wunderbares berichtet. Als er (ihr Großvater also) auf dem Sterbebette lag, sei auf einmal ein schwerer Lastwagen unten vor dem Hause vorbeigefahren. Da sei der Sterbende erregt aufgefahren und habe geschrieen: „Ich muß fort, ich muß fort!“ und sei zurück gesunken und tot gewesen.

K. Von einer alten Patschkauerin 1895.

1900. Himmlische Offenbarung von Hunger, Pest und Krieg.

Kreis Neisse.

Fromme Seelen wollen öfters im Traume oder auch während des Gebetes Offenbarungen vom Himmel erhalten haben. So lief vor wenig Wochen (Mai, Juni 1883) in weiter Umgegend hier das Gerücht herum: ein Neisser Priester habe während der heiligen Messe folgende himmlische Offenbarung gehabt: Es wird in wenig Jahren eine große Trübsal über das ganze Land kommen — Hunger und Pest und ein großer Krieg werden unzählige

Opfer verlangen. Wer aber dieses Gebetlein (leider ist mir dieses verloren gegangen) neunmal abschreibt, es an Bekannte und Freunde zu selbigem Tun verteilt, dann dreimal in Verbindung mit Vaterunser und Ave-Maria dasselbe am Tage betet, der bleibt von all den Drangsalen verschont. — Das Volk war voll und ganz für diese Offenbarung eingenommen, auf allen Wegen und Stegen hörte man davon erzählen. Es dauert indes immer nur kurze Zeit, dann ist alles wieder in der Tretmühle des Lebens vergessen: Gebet und Hunger und Pest und Krieg.

Aus der Neisser Gegend.
Philo, Schlesien 1884. S. 42.

1901. Der Antichrist in der Teufelskutsche.

Kreis Leobschütz.

Als sicherstes Zeichen des nahen Weltunterganges gibt das Volk dieses an: Es kommt die Zeit, wo durch dreißig Jahre nur Mädchen geboren werden. Nach diesen dreißig Jahren werden wieder nur Knaben geboren. Der erste Knabe von diesen — seine Mutter wird ein lediges Judenmädchen sein — ist der Antichrist. Sobald er dreißig Jahre ist, kommen wieder abwechselnd Knaben und Mädchen zur Welt. Er aber wird im Lande herumfahren mit vier schwarzen Rossen und aus seinem Wagen lauter Goldstücke unter das Volk werfen, um es für sich zu gewinnen. Wer dann so ein Goldstück aufhebt, gehört schon dem Teufel an. Henoch, der jetzt hinter der Mauer des alten Paradieses schlummert, und Elias werden zwar durch ihre Predigten viele bekehren — die Mehrzahl aber wird dem Antichrist, der sie durch Gold zu blenden sucht, anhangen.

Aus Kreuzendorf.
Philo, Schlesien 1884. S. 41.

1902. Vorzeichen des Todes.

Kreis Lüben.

„Mein Mann war herrschaftlicher Gärtner in Fuchsmühl, und weil der Herrschaft zwei Kinder gestorben waren, da sollte er das Grab ausschmücken. Er hatte sich noch einen Mann mit auf den

Kirchhof genommen, und wie er unten im Grabe ist und er macht seine Sache, da schmeißt's ihn in den Rücken. Er richtet sich auf und spricht zu dem andern, der oben stand: „Wer schmeißt denn? Es hat doch jemand geschmissen?" „Nein," sagt der andere, „es ist ja kein Mensch da." Und da macht der unten wieder weiter. Aber es dauert nicht lange, da schmeißt's wieder. „Aber da schmeißt doch einer!" sagt er und steigt raus, und sie gehen beide an die Straße, die am Kirchhofe vorbeiführt, um nachzusehen, ob etwa Kinder über den Zaun geschmissen hätten. Aber es war alles stille. Und kaum ist er wieder hineingestiegen, da reißt's ihn ordentlich überrücke. Nun hat er nur geschwinde fertig gemacht — kurz und gut, wie er heimkommt, da war er kreideweiß. „Was ist dir denn?" spreche ich zu ihm. „Mir ist nichts." „Nun, es muß dir doch was sein?" Und da erzählte er mir's. Und er hat auch nicht mehr lange gelebt nachher."

K. Mündlich von Witfrau Schneider in Kaltwasser, Kreis Lüben 1896.

1903. Ankündigung des Todes durch weiße, kopflose Gestalt.

Stadt Breslau.

„Unsere Leute (die Hofearbeiter) berichteten mir, daß im Garnisonlazarett zu Breslau dem früheren Inspektor — nicht alle Personen sehen Geister, sondern bloß bevorzugte Menschenkinder — ständig vor dem Hinscheiden eines Kranken eine weiße, kopflose Gestalt erschienen sei."

Aus Schlaupitz Kreis Reichenbach.
Knauthe im Am Urquell IV. 1893. S. 193.

1904. Die weiße Rose im Dome zu Breslau und Bischof Laurentius.

Stadt Breslau.

1. Die weiße Rose im Chorstuhl.

Es geht die Sage, daß ein Domherr, der frühmorgens in seinem Chorstuhl eine weiße Rose finde, nach Ablauf von drei Tagen sterben müsse. Diese Sage tritt mit kleinen Abänderungen

auch anderwärts auf. Bei Grimm D. S. Nr. 264 wird sie in der Sage von Rebundus im Dom zu Lübeck berichtet und in Nr. 263 tritt an die Stelle der Rose eine Lilie im Kloster zu Korvei.

In dieser einfachen Form ist die Sage überliefert von Daniel Gomolcke im Anhang zu den 3 Teilen der Breslauischen Merkwürdigkeiten, Öls 1734. S. 5 f.

Auch das Gedicht von E. Duller „Die weiße Rose" in Joh. Kern, Schlesiens Sagen 1867, S. 285, enthält nur den Bericht von einem jungen Bruder, dem jüngsten von allen, der in seinem Brevier von Pergament eine weiße Rose findet. Als die Brüder (es ist nicht gesagt wo?) das Betchor verlassen, steckt er sein Brevier schnell an des ältesten Stelle. Am andern Morgen findet dieser die Rose und bereitet sich ruhig zum Tode vor. Aber der Betrug des jüngsten hatte keinen Erfolg, er mußte dennoch am dritten Tage sterben.

Die Sage hat sich in Breslau verquickt mit einer anderen Sage, der von Bischof Laurentius.

2. Bischof Laurentius und die Rosen.

Laurentius Episcopus contraxit letalem morbum ex odore rosarum. Cureus, Gentis Silesiae Annales 1571, S. 65.

Die Monumenta Lubensia (herausg. von Wattenbach) berichten von Bischof Laurentius († 7. Juni 1232 als 14. Bischof von Breslau), daß er sich durch zu häufiges Einatmen des Duftes frischer Rosen ein Rheuma zugezogen habe, das seinen Tod herbeiführte (incurrens morbum reumatis odoratu novarum rosarum) in Pzichaw (Preichau, Kreis Steinau).

Aus dem hohen Geschlechte derer von Doliva stammte der Bischof Laurentius I. von Breslau. Er liebte Wappen und Bücher. Zog als Kreuzritter mit Herzog Henricus Barbatus in Schlesien und mit dessen Schwager Theobaldus Markgrafen in Mähren gegen die ungläubigen Preußen. Dann studierte er wieder und ward schließlich Bischof von Breslau Anno 1208. Er baute allenthalben, war stets gesund, niemals krank. Einst aber, als er sich Anno 1232 7. Juni zu Preichau im Steinauisch-Wohlauischen, welche schöne Gegend den Herren Bischöfen öfters zur Diversion diente, an dem Geruch der Rosen (als Bildern seines

Wappens) allzusehr erlustigte, erweckte er sich durch solchen Geruch unvermutlich einen starken Fluß, welcher ihm noch besagten Tages den Geruch und das Leben verzehrte. Dlugossus in Historia Polon. lib. 6. Lucae Chron. Hanckins in Siles. Alienigenis C. 4. Henel, Silesiogr. Ren. C. VIII p. 74.

Sinapius, Curiositäten anderer Teil 1728. S. 591.

Diese Nachricht, für die der polnische, für wenig zuverlässig geltende Geschichtsschreiber Dlugosz die Verantwortung trägt, ist u. a. auch aufgenommen vom Breslauischen Erzähler 1801, S. 15. Dlugosz fügt dem Berichte hinzu, es sei dies eine göttliche Weisung, daß wahrhaft fromme Männer auch nicht einmal das Vergnügen des Wohlgeruchs sich erlauben sollen.

3. (Bischof) Laurentius findet eine weiße Rose im Dom zu Breslau.

Beide Sagen (1 und 2) sind miteinander verbunden worden.

Im Dome zu Breslau geschieht es wie zu Corvei, Hildesheim und Lübeck, daß, wenn ein Domherr sterben soll, am Morgen des dritten Tages vorher eine weiße Rose auf dessen Stuhle liegt, zum Anzeichen, daß er sich zum Tode vorbereiten solle. Davon sprechen auch zwei steinerne Tafeln mit Inschriften rechts und links am Eingange. Nach einer Sage[1]) ist dies zum ersten Male bei dem Tode des Bischofs Laurentius I. (1233) geschehen, denn diesen fand man früh tot in seinem Betstuhl liegen, eine weiße Rose in der Hand haltend. Diese soll ihm einst der abgeschiedene Geist einer Jungfrau, die er zärtlich geliebt hatte, aber als Geistlicher nicht ehelichen durfte, und die darüber vor Herzeleid gestorben war, im Traume überreicht haben.

Grässe, Sagenbuch 1871. S. 170.

Einige Abänderungen treten in folgenden Fassungen hervor, die wohl meist der Phantasie der Dichter entstammen.

Ein junger Priester, Laurent mit Namen, liebt Agnes, deren Schönheit ihn so wunderbar ergriffen hatte, daß er von Tag zu Tag bleicher und unruhiger wurde. Auch Agnes fühlte dieselbe

1) Selt, Sagen aus Breslaus Vorzeit. Breslau 1833. S. 18f.

Neigung, nur daß sie schneller zur Katastrophe führte. Sie erkrankte und starb. Laurent kniete an ihrem Sarge, und der Gram über seine sündhafte Liebe vereinigte sich mit dem Wunsche, ihr nachzufolgen. Da schien die schöne Leiche zu lächeln, und er sah an ihrem Busen eine weiße Rose blühn. Er war getröstet und führte nun ein musterhaftes Priesterleben.

Es waren Jahre vergangen, da nahte er sich einst ihrem Grabe, nach dem ihn eine geheime Sehnsucht zog. Er fand es von blühenden Rosen verhüllt. Da faßte er den Entschluß, diese Rosen aus dem Boden heben und in sein Zimmer bringen zu lassen. So schien er mit Agnes vereint zu sein. Als er abends sich zur Ruhe begeben hatte, umfing ihn inmitten der Grabesrosen eine Vision: Agnes erschien ihm, die Rose haltend, die er einst an ihrem Busen erblickt hatte, die legte sie an sein Herz und forderte ihn auf, zu ihr zu kommen, die Rose, an die Himmelstür gehalten, werde diese ihm alsbald aufschließen. So lag er beseligt, als ihm die Erscheinung entschwunden war, und so fand man ihn am Morgen tot in seinem Bette, die weiße Rose auf der Brust.

Am Schlusse wird auf die Sage aufmerksam gemacht, daß, wenn am Laurenttage unverhofft eine Rose im Betstuhle (eines Kanonikers) liege, dies seinen nahen Tod verkünde.

Nach dem Gedicht von Julie von Großmann bei Kern, Schlesiens Sagen 1867. S. 280ff.

Vor fünfhundert Jahren kniete im Dome zu Breslau ein Jüngling an den Stufen des Altars. Er ist leichenblaß und tiefe Trauer umklammert sein Herz, denn diejenige, die er liebte, hat ihm der Tod entrissen. Nun will er der Welt entsagen und in eines Klosters Stille Genesung suchen. Und so geschah es, er wurde Mönch und diente Gott in Schmerzen und mit Treue. Eines Tages übergab man ihm den Bischofshut, und nun war er als Bischof ebenso musterhaft wie vorher als Mönch, und doch wollte der Schmerz seiner Jugend nicht von ihm weichen.

Einst sitzt er noch spät abends im Betstuhl, der Mond ist schon heraufgedrungen und die Sterne schimmern. Da erscheint ihm

auf Rosenwolken die heilige Jungfrau und gibt ihm eine weiße Rose, die er ans Herz legen solle, sie werde seine Sehnsucht stillen. Sie sei ein Lohn für seine Frömmigkeit und stamme vom Grabe seiner Liebe. Am andern Morgen fand man den Bischof tot im Betstuhl.

Gedicht (ohne Verfassernamen) bei Grabinski. 1886. S. 2ff.

Endlich ist die Sage auch auf Bischof Strachwitz[1]) von Breslau übergegangen.

Es war im Mai, da zog Bischof Strachwitz gen Kloster Leubus mit einem Gefolge von Prälaten. Das Kloster feierte ein Jubiläum, wozu der Abt den Bischof eingeladen hatte. Es fand die kirchliche Feier statt, dann versammelten sich die Herren im Refektorium zu einer Festtafel. Sie war prächtig ausgestattet, das Prächtigste aber war der Rosenflor, mit dem sie geziert war. Dieser entzückte den Bischof so sehr, daß er sich alsbald Ableger vom Abte ausbat, damit er auch in Breslau so schöne Rosen ziehen könne.

Einst — es mag manches Jahr vergangen sein — begibt sich Bischof Strachwitz abends in sein Schlafgemach und kniet in den Betstuhl zum Abendgebet, das Gemach ist angefüllt mit blühenden Rosen, die man in seinem Garten gebrochen hatte. Der betäubende Duft brachte ihn hier zum Einschlafen. Im Traume erschienen ihm die „Rosenseelen", und die schönste küßte ihn, er mußte seiner Jugend gedenken, und während sein greises Antlitz sich jugendlich verklärt, küßt ihn die böse Elfe zu Tode.

Aus Rob. Stetts Handschriften-Sammlung bei Joh. Kern, Schlesiens Sagen 1867. S. 318ff.

1905. Von der Rose bei St. Johann in Breslau und dem Läuten einer Glocke, wenn ein Domherr oder Kanonikus sterben soll.

Stadt Breslau.

„Dieses ist eine alte Tradition, von welcher unterschiedliche Autores in ihren Chroniken folgendermaßen schreiben: Wenn ein

1) Ein altes Bild befindet sich in der Klosterkirche zu Leubus, das sich auf die Sage bezieht.

Domherr sterben soll, so läutet eine Glocke von sich selber oder man findet sein Gestühle zugemacht und lieget eine Rose darinnen." (Auf das Läuten einer Glocke ist bezug genommen in der Inschrift, die zu beiden Seiten des Chores angeschrieben ist und die Gomolcke im lateinischen Original (mehrfach fehlerhaft) und in deutscher Übersetzung mitteilt.

Daniel Gomolcke, Anhang zu den Breslauischen Merkwürdigkeiten 1734. S. 5f.

Richtig ist die Inschrift mitgeteilt im Breslauischen Erzähler 1801, S. 319f.:

Mors venit et nescis aderit ubi, quomodo, quando,
Saepe Deus signis hanc properare docet.
Quippe ut dissolvi debeat Canonicus illic,
Pulsus agit templum, murmura dira strepunt.

usw.

An diese Domsage knüpft eine Novelle von C. W. Peschel an. Zugleich hat er einen andern volkstümlichen Sagenzug hineinverarbeitet, daß der sterben müsse, dem in der Mitternachtsstunde ein Sarg erscheine, in dem er sich selbst als Leiche liegen sieht, wie in Sage Nr. 1623. Alles andere ist des Verfassers eigene Erfindung.

C. W. Peschel, Volkssagen und Märchen 1830. S. 121—140. Poetisch bearbeitet von Johannes Kern in Kerns Lieder und Sagen, S. 165 und Schlesiens Sagen. 1867. S. 272.

1906. Prophezeiung vom Untergange Breslaus.

Stadt Breslau.

Eine Erzählerin berichtet von einer Sage, die sie gehört hat. Danach wird Breslau einst vom Erdboden verschwinden, man wird nichts mehr sehen, als eine Bodenerhöhung. Dort wird der vorüberfahrende Postillon mit der Peitsche knallen und den Reisenden sagen, hier habe einst Breslau gestanden.

K. Mündlich von einer alten Breslauerin, 80er Jahre d. 19. Jhrh.

Auch von Prag berichtet Vernaleken die gleiche Sage: „Von allen Seiten werden die Feinde ins Land einbrechen und plündernd und mordend

durch dasselbe ziehen; die Hauptstadt wird dem Erdboden gleichgemacht, so daß man schwer den Ort finden wird, an dem sie gestanden ist, und der Fuhrmann, welcher an dieser Stelle vorbeifährt, wird mit der Peitsche knallen und klagend rufen: Hier stand einst die schöne große Stadt Prag."

Vernaleken, Mythen und Bräuche 1859. S. 111.

1907. Die Weiden tragen Rosen.

Kreis Oels.

Anno 1647 im angehenden Herbste trugen die Weiden bei Bernstadt Rosen, wie solches M. Caspar Neuhold, damaliger Diakonus, auf dieses Jahr in folgenden Versen angemerket:

Quando rosas salices protrudent, pax erit, aiunt
nonnulli: salices nuncne tulere rosas
plenas? Irene nostra sit ergo bene!

Folgendes Jahr folgte der höchst gewünschte Friede nach 30jährigem Kriege.

Sinapius, Olsnogr. II. 1706. S. 542.

1908. Die drei Hände auf dem Kirchhofe zu Postelwitz.

Kreis Oels.

Dem Nachtwächter des Dorfes Postelwitz erschien voriges Jahr (1893) auf dem Kirchhofe ein weißes Männchen und forderte ihn auf, seine Hand in die lockere Erde eines frischen Grabes zu stecken. Er tat es und zog eine magere Hand heraus. Bei einer zweiten Aufforderung fand er eine fette, bei einer dritten eine blutige Hand. „Diese drei Hände", sagte das Männchen, „bedeuten die nächsten drei Jahre; 1894 wird unfruchtbar, 1895 fruchtbar sein, und im Jahre 1896 steht dem Dorfe großes Unglück bevor."

Handschriftlich von Dr. A. Eichner. 1895.

1909. Die Piasteneiche bei Scheidelwitz.

Kreis Brieg.

Bei Scheidelwitz im Walde steht die sogenannte Piasteneiche, zu der die Brieger Herzöge einmal jährlich im Sommer schifften

und da ein Fest gaben. Der gemeine Mann erzählt, daß, wenn ein Herzog sterben sollte, ein Ast dieser Eiche vertrocknet sei.

Lompa, Handschrift 1846. S. 47.

1910. Hundegeheul bedeutet Unglück

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Königshütte.

Der Schüler E. Schmidt aus Königshütte erzählte folgenden Vorfall, der sich kurz vor dem Tode seiner Großmutter ereignete: „Plötzlich hörten wir mitten in der Nacht ein schreckliches Geheul von Hunden in der Nachbarschaft. Da wollten wir die Großmutter fragen, ob das Geheul sie nicht störe. Sie war aber schon tot. Das Geheul der Hunde hatte uns den nahen Tod der Großmutter angezeigt."

In deutschen Gegenden deutet das Geheul der Hunde ebenfalls Unglück oder Tod an. In Reichenbach „flennen" die Hunde, so lange die Leiche des Herrn im Hause ist.

A. Bartsch in Mitt. Heft 8. 1901. S. 52f.

1911. Das blutgierige Richtschwert zu Alt-Berun.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Pleß.

Vor Zeiten (ungefähr im 15. Jahrhundert) besuchte den Scharfrichter von Berun, der unweit der Richtstätte[1]) wohnte, seine Pate mit ihrer Tante. Das Mädchen spielte eines Tages in der Stube, als der Henker plötzlich erbleichte und rief: „Gevatterin! Das bedeutet Schlimmes; denn das Schwert in dem Schranke dort bewegt sich wieder, es fordert Blut!" Die Frau erwiderte lachend: „Vetter, wie könnt ihr auch so abergläubisch sein! Durch die Sprünge des Mädchens ist der Wandschrank in Erschütterung

1) Jene Richtstätte liegt südwestlich von der Stadt Alt-Berun auf einem künstlich aufgeworfenen Hügel rätselhaften Ursprungs, an den sich mehrere Überlieferungen knüpfen. Nach der einen soll er schon bei einer unter freiem Himmel (in mallo) geübten Gerichtsbarkeit als Richtstätte gedient, also schon in der heidnischen Zeit bestanden haben. Prov.-Bl. 1872. S. 198.

geraten, so ist die Bewegung des Schwertes ganz natürlich.“ „Spottet nicht!“ entgegnete der Scharfrichter ernst; „seinen Eigensinn hat das Schwert schon seit einigen Jahren. Lange vorher, ehe ich jemanden hinrichten soll, macht es freudige Bewegungen. Erlaubt mir, daß ich mit dem verhängnisvollen Schwerte die Haut am Halse der Pate ein wenig ritze, damit einige Blutstropfen das Schwert versöhnen!“ Die entsetzte Frau nahm das Mädchen eilends am Arme und sprach: „Mir graut's vor euch, Vetter!“ Doch der Scharfrichter bat mit gefaltenen Händen: „Laßt es doch geschehen, sonst droht dem Mädchen später ein großes Unglück!“ Die Base eilte jedoch davon. Da rief jener ihr nach: „Nun, so komme ihr Blut über euch!“

Jahre kamen, Jahre gingen, die Begebenheit ward vergessen. Das Mädchen wuchs zur blühenden Jungfrau heran, wurde ein Opfer der Verführung und mordete verzweifelnd ihr Kind. Die Gerechtigkeit verurteilte sie zum Tode, der Scharfrichter, der einst ihr Unglück vorhergesagt hatte, sollte sie nun hinrichten. „Weh mir armen Manne!“ rief jetzt wehklagend der Unglückliche und machte der Base die heftigsten Vorwürfe, daß sie ihn früher nicht gewähren ließ. Indessen wurde die jugendliche Verbrecherin auf die Richtstätte geführt, um die sich eine große Menschenmenge versammelt hatte. Sie war ruhig, nicht ein Laut des Schmerzes kam über ihre Lippen, der Scharfrichter aber zitterte am ganzen Leibe. Vergebens wartete man auf die Gnade des Herzogs. Der Scharfrichter schnitt der Jungfrau das Haar ab, um das sich die Menge balgte, man verband ihr die Augen, der Knecht ergriff sie bei dem zu diesem Zwecke stehen gelassenen Haarschopfe, und der Scharfrichter schickte sich an zu tun, was seines Amtes war. Doch noch zögerte er; denn, wie man damals glaubte, erschien manchmal ein Engel und begnadigte, wo es der Regent nicht tat. Diesmal erschien kein Engel. Da ergriff der Henker verzweifelnd das Schwert und hieb zu. Ein Schrei erfolgte unten; denn die Unglückliche war nur schwer verwundet. Mit unsicherer Hand schlug der Pate noch einmal zu, allein mit dem-

selben Erfolge. Da entriß dem unglücklichen Meister einer seiner Knechte das Schwert und trennte das Haupt. Die empörte Menge überschüttete den ungeschickten Scharfrichter mit einem Stein- und Sandregen.

Zum immergrünen Märchenwald (N.) in Prov.-Bl. 1872. S. 417.

1912. Das Vorzeichen eines Brandes in Czissowa.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel.

Vor vier Jahren ereignete sich in meinem Heimatsorte Czissowa folgendes: In einer Sommernacht, es war im Juli, wurden die Leute durch ein Brausen auf die Straße gelockt. Da sahen sie auf der Straße einen weißen Wagen ohne Deichsel und Vorgespann dahersausen. Er fuhr eine kurze Strecke ins Dorf hinauf, kehrte wieder um. Dieses Spiel wiederholte sich dreimal. Beim dritten Male fuhr er in ein Gehöft hinein. Alle deuteten das als ein böses Vorzeichen, und schon nach einigen Tagen brannten zwei in der Nähe des Gehöftes stehende Häuser ab.

Von Seminarist Joh. Stogniew aus Czissowa, Kreis Cosel 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

1913. Erscheinung beim Tode eines Menschen.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel.

„Als meine Mutter starb," erzählte das Dienstmädchen Marie Pantke aus Kostenthal, „war es, als ob ein oder mehrere Personen in ganz schweren Stiefeln immer ums Haus herumliefen."

Wahner in Oberschles. Heimat II. 1906. S. 108.

1914. Ein Tischler fertigt unbewußt seinen eigenen Sarg.

Mährisches Sprachgebiet. Kreis Ratibor.

Aus Hultschin wurde am 15. September 1873 folgendes geschrieben: „Wenn auch die Cholera bei uns als erloschen zu betrachten ist, so kann dies doch noch nicht von dem angrenzenden Langendorf gesagt werden, da in Zwischenräumen von 14 Tagen immer wieder ein Todesfall vorkommt, und zwar fortgesetzt in ein und demselben Hause. Der Letztverstorbene, ein Tischler, hat sich

seinen eigenen Sarg angefertigt. Während er nämlich für seinen Nachbar einen solchen zu arbeiten im Begriff ist, kommen die Angehörigen des Verstorbenen und erklären, der Sarg sei kurz, was der Meister Schreiner indes nicht begreifen kann, da er nach seiner Versicherung an seiner eigenen Person Maß genommen habe. Bald darauf spürt er Unwohlsein und wird nach einigen Stunden als Leiche in seinen eigenen Sarg gelegt."

Prov.-Bl. 1873. S. 498.

1915. Des Vogels Warnungsruf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Troppau.

Wenn jemand bei einem Gewitter schläft, so soll man ihn schlafen lassen. Wer aber während des Gewitters aus dem Schlafe erwacht, soll die Lagerstätte verlassen.

So wurde einst bei einem Gewitter eine Magd durch die gewaltigen Donnerschläge aus dem Schlafe geweckt. In der Angst rief sie zu Gott um Erbarmen. Da hörte sie in der Nähe einen Vogel die Worte rufen:

„Gott wird sich dein erbarmen,
Heb du dich aus dem Warmen."

Die Magd gehorchte der Warnung. Wenige Minuten darauf wurde das Haus vom Blitze getroffen.

Aus Odrau.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 31.

1916. Das warnende Vöglein.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Troppau.

Bei einem Gewitter soll man sich nicht unter einen Zwieselbaum stellen. Denn in einem solchen waltet ein böser Geist, und diesen sucht der Blitz zu vernichten.

Einmal stellte sich eine Magd unter einen Zwieselbaum, um sich vor einem Gewitterregen zu schützen. Da kam ein kleines, graues Vögelein geflogen und barg sich hinter einem Schollen des nahen Ackers. Bald ließ sich vom Acker her eine Stimme hören, welche

die Magd aufforderte, so schnell als möglich den Platz zu verlassen. Und kaum hatte diese sich einige Schritte vom Baume entfernt, so wurde dieser von Blitze zersplittert.

Aus Odrau.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 31.

1917. Der Sarg auf dem Boden als Todeszeichen.

Grafschaft Glatz. Ohne nähere Ortsangabe.

Auf einer Bauernwirtschaft in der Grafschaft Glatz herrscht am heiligen Abend fröhliches Leben. Die Kühe haben Brot und geweihtes Kräutich bekommen, so will es die Sitte. Die Mutter bringt ein Licht herein, weil schon keiner den andern mehr sehen kann. Ängstlich blicken alle Kinder nach dem Schatten ihrer Köpfe und jeder freut sich, als er seinen Kopf deutlich an der Wand erblickt. Denn wessen Kopf heute keinen Schatten wirft, der muß im kommenden Jahre sterben. Alle setzen sich zu Tisch und essen von dem Festmahl, etwas aber muß übrig bleiben für die „Engala". Dann kommt Kuchen, der Striezel, Obst und Nüsse, das gibt ein fröhliches Knabbern. Nur einer sitzt still, der „Naz" (Ignaz), der kann sich nicht freuen.

Es ist heute gerade ein Jahr her, da starb seine Hanne, die er herzlich liebte. Es war ein trauriger Tod gewesen, mitten im vollen Leben. Es war auch gerade Weihnachtsabend, und da hatte der Knecht zu ihr gesagt: „Wenn du wissen willst, ob du in dem Jahre sterben wirst, so geh' auf die „Behne" (Boden), und siehst du einen Sarg stehen, so stirbst du; manchmal sieht man auch die ganze Bahre". So hatte der Knecht gesagt, und das Mädchen war gegangen, ohne sich viel dabei zu denken. Wie aber erschrak sie, als sie den Sarg richtig sah! Der Mond schien durch die Schindeln, und ein Brett lag unterm Dache, das hielt sie für den Sarg. Ihr Schreck war so furchtbar, daß sie die Treppe hinabstürzte, und sie lag schon im Sterben, als Naz denselben Abend noch zu ihr kam.

Nach dem Gedicht: „Der Chreszomd" (Christabend) in glätzischer Mundart von Kypselos bei Kypselos (Kastner), Glätzische Sagen 1838. S. 116—121.

1918. Todesvorzeichen im Laufe des Jahres.

Grafschaft Glatz. Ohne nähere Ortsangabe.

Mila (Milchen, Emilie), ein junges Mädchen, sieht den ersten Ackersmann mit seinem Gespanne gerade auf die Kirche zu pflügen. Sie weiß, daß sie, weil sie dies gesehen, noch in diesem Jahre sterben müsse. Niemand vermag's ihr auszureden, auch nicht die Mutter, die den Aberglauben mit ihr heimlich teilt. Denn beim Vaters hat's auch zugetroffen. Und dann hat sie auch das Leichenbrett fallen hören, als die Mutter in der Christnacht war. Am heiligen Abende hat sie dreimal „Laim" gekriegt: d. h., sie muß in dem Jahre auf den Kirchhof. Der Kuckuck hat ihr nur ein einziges Mal gerufen. Sie begibt sich frostgeschüttelt zu Bett und verlangt ihren Schatz zu sehen. Und als sie ihn gesehen und Abschied genommen, vergingen drei Tage, da war sie tot, noch nicht 20 Jahre alt.

Nach dem Gedicht: „Der Mila Tud" in glätzischer Mundart von Kypselos bei Kypselos (Kastner), Glätzische Sagen 1838. S. 110—116.

1919. Die stillstehende Sonne bei Reinerz.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Den Reinerzern soll die Sonne, durch einen stundenlangen Stillstand an einer Stelle, die Kriegsgefahren voraus verkünden. Vor dem Kriege von 1870 soll dies Wunder wieder eingetroffen sein. Ein Mann sah zur Mittagszeit die Sonne zwischen zwei Pappeln des Friedhofes zwei Stunden lang stillstehen. Er war deshalb auf den darauffolgenden Krieg gefaßt.

Klose, Sagen der Grafschaft Glatz 1888. S. 74.

1920. Das Totenglöcklein im oberen Kamnitztale.

Nördliches Böhmen. Bzh. Tetschen.

Die alte „Predigern" war eine sehr geistreiche (geheimer Künste mächtige) Frau. Sie hatte ein silbernes „Sterbeglöckl", das im Wäschekasten in einem „Tejsl"[1] lag und mit Baumwolle

1) Kleine, bemalte Holzschachtel.

festgestopft war, so daß es sich nicht rühren konnte; trotzdem klingelte es manchmal ganz fein. Wenn das die Alte hörte, dann schlug sie gleich ein Kreuz und meinte: „Es wird jemand den Löffel weglegen". Und es verging nachher gewöhnlich kein Tag, so war eine Leiche im Dorfe. Nach dem Tode der Frau ist das Sterbeglöcklein auf einmal verschwunden gewesen, und man hat es nie mehr finden können.

G. Leutelt im Jahrbuch für d. Jeschken- u. Isergebirge X. 1900. S. 53.

Prophezeiungen von der großen Zukunftsschlacht.

1921. Die rumorenden Reiter in der Landskrone bei Görlitz.

Schlesische Lausitz. Kreis Görlitz.

Ein Mädchen aus Pfaffendorf hütete an der Landskrone die Kühe eines Bauers. Der Bauer aber hatte auch ein Schwein, das ließ er immer mit den Kühen zusammen austreiben. Aber das Schwein blieb nicht bei der Herde und ging immer seine eigenen Wege, und sobald die Herde auf dem Weideplatze ankam, lief es in die Büsche und war verschwunden. Abends, wenn's heimwärts ging, fand es sich von selber ein und lief ruhig mit zurück ins Dorf. Die Magd war neugierig, wo das Schwein wohl hinliefe, und sagte es auch dem Bauer. Und eines Tages ging der Bauer mit hinaus und hütete selbst sein Vieh, das Mädchen aber ging dem Schweine nach in den Busch und immer weiter und weiter bis an die Landskrone und die halbe Landskrone hinauf in das hohe Gebüsch. Da lief es in eine Höhle hinein, und die Magd ging nach und kam in einen Pferdestall, da standen viele Rosse gesattelt und gezäumt und geharnischte Krieger in Waffen saßen dabei. Das Schwein aber war verschwunden. Die Männer fragten das Mägdelein, was es wolle, waren sehr barsch und unwillig, sagten, sie hätte hier nichts zu suchen, ihr Schwein würde sie schon wieder zurückbekommen, sie solle machen, daß sie wegkäme. Da lief das Mädchen erschrocken davon und erzählte alles dem Bauer,

und der Bauer sprach: „Laß gut sein, das Schwein kommt schon wieder. Aber wenn in der Landskrone die Reiter wieder rumoren, da wird's bald losgehen und wird nicht lange dauern, da wird Krieg werden." So sprach der Bauer und das vor gar nicht langer Zeit.

Nach mündlichem Bericht.
Haupt, Sagenbuch II. 1863. S. 97.
Danach Gräsſe, Sagenbuch 1871. S. 387.

1922. Der Fürſt vom Morgenlande am Koiſchwitzer See.

Kreis Liegnitz.

Zwiſchen Neumarkt und Liegnitz, ungefähr eine Stunde von Wahlſtatt entfernt, liegt der Koiſchwitzer See, der mit dem Kunitzer See in unterirdiſcher Verbindung ſtehen ſoll. Nach der Tatarenſchlacht 1241 ſollen die Mongolen das abgeſchlagene Haupt Heinrichs des Frommen auf einer Stange vor das Schloß Liegnitz gebracht und die Übergabe gefordert haben. Vergebens! Da warfen ſie das fürſtliche Haupt aus Wut in den Koiſchwitzer See. Es geht die Sage: es werde dereinſt ein mächtiger morgenländiſcher Fürſt mit großer Heeresmacht dahergezogen kommen, ſein Streitroß mit güldenem Ringe an einem Baume des dortigen Ufers befeſtigen — die Roſſe ſeines Heeres werden den See ausſchlürfen, und alsdann werde ſich das unverſehrte Haupt Heinrichs zeigen.

Philo, Schleſien. 1884. S. 56.
Nach den Prov.-Bl. 1869, S. 466, wo Dr. Matzner die Sage aus der Gegend von Wahlſtatt berichtet.

1923. Die große Zukunftsſchlacht am Seeborn bei Kolbnitz.

Kreis Jauer.

Bei Kolbnitz auf dem Wege nach Moisdorf (Kreis Jauer) entſpringt auf einer kleinen mit Weiden beſetzten Wieſe ein Quell, der Seeborn (Siborn) oder das Goldbrindl genannt. Der Born hat das beſte Waſſer ringsum und verſiegt auch in dem heißeſten Sommer nicht.

Nach einer großen Schlacht wird der letzte Schwede (nach andern der letzte Türke) sein Pferd an eine goldene Haspe binden, die an einer der Weiden sein wird. Er wäscht sein blutiges Schwert in dem Born, und dann ist die böse Zeit vorbei.

Dieses letzte wird auch von einer Weide, die an der Glätzer Neisse bei Camenz steht, erzählt.

Weinhold in Z. f. V. 1894. S. 457.

1924. Die Siebenschläfer im Zobten und der Weltuntergang.

Zobten. Kreis Schweidnitz.

Im Zobten sind die Siebenschläfer; ihre Rosse am Zügel haltend, den einen Fuß im Bügel, den andern auf der Erde, so stehen sie da, Mann und Roß in tiefsten Schlaf versunken. Erwachen sie einst und sitzen sie auf, dann ist das Ende der Welt herangekommen.

Ähnlich spricht man, der Zobten werde, als Vorspiel zu dieser grausigen Katastrophe, einstens Feuer speien.

R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 26.

1925. Schloß Camenz darf nicht ausgebaut werden.

Kreis Frankenstein.

Vom Schlosse Camenz ist bekannt, daß alle Jahre Ausbesserungen vorgenommen werden. Es dürfe aber nie völlig ausgebaut werden; sobald dies geschehe, kommen nach der Meinung der Leute die Mongolen und Tataren wieder.

Von Bekannten in Breslau.

Handschriftl. Mitteilung von Oberlehrer J. Wotke in Neisse.

Nach einer handschriftlichen Mitteilung von Bahnmeister a. D. Bug in Halbendorf bei Grottkau (1895) werden die Türken das Schloß zu Camenz zerstören.

1926. Der Türkensultan zu Winzig und an den Dreigräben.

Kreise Wohlau und Sprottau.

Bis zu den „Dreigräben", jener langgedehnten uralten Grenzbefestigung zwischen Schlesien und der Lausitz, die sich von Nieder-

Leschen bei Sprottau durch die Waldungen der Gegend bis in die Bunzlauer Heide hinzieht, sollen vor dem Ende der Welt noch einmal die Türken vordringen. In der Kirche zu Winzig soll das Pferd des Sultans erst noch aus dem Taufbecken seinen Hafer fressen, dann aber wird das Heer bis an den Dreigraben vordringen (in gerader Richtung über Raudten, Polkwitz und Primkenau, übrigens 10 Meilen), und hier wird sich an einer Kiefer dem Oberhaupte der Feinde eine goldene Haspe zeigen, an welcher der Türkenkaiser sein Roß anbinden, sich niederlegen und nun von einem Weibe erschlagen werden wird; dann erst wird sich sein Heer heimwärts wenden.

Arvin (Th. Oelsner) in Prov.-Bl. 1862. S. 651.

Nach einer handschriftlichen Mitteilung von Bahnmeister a. D. Bug in Halbendorf bei Grottkau (1895) wird der letzte Türke am Taufstein in der großen Kirche zu Winzig von einer Frau erschlagen werden.

1927. Das Heer unter der Trebnitzer Kirche.

Stadt Trebnitz.

Die Katholiken glauben, daß unter der Trebnitzer Kirche ein Heer von Soldaten schlafe. Wenn diese auferstünden, werde der jüngste Tag sein.

Handschriftl. mitgeteilt v. Pradel aus dem Munde seiner „rüstigen Schaffnerin" Marie in Brieg. 1909.

Diese Sage erwähnt auch Nehring mit folgenden Worten: „Nach einer Sage, welche vergessen zu sein scheint, die aber verbreitet gewesen ist, weil ich in einer Zeitschrift ein darauf bezügliches Bild gesehen habe, sollen in den unterirdischen Räumen der Klosterkirche zu Trebnitz polnische Ritter schlafen, sie werden aber einst erwachen und für den Glauben kämpfen."

Nehring in Mitt. Heft 4. 1897. S. 76.

1928. Das Heer der heiligen Hedwig bei Schönwalde.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Tost-Gleiwitz.

Bei Gleiwitz liegt mitten in polnischer Umgebung das deutsche Dorf Schönwalde; daran stößt ein großer Wald. In diesem Walde,

erzählt man, schläft die heilige Hedwig mit einem Heere gewappneter Männer. Nach der Schlacht auf der Walstatt bei Liegnitz ist sie hierher gekommen und mit ihrem Gefolge vom tiefen Schlafe überfallen worden. Wenn man im Walde ist, kann man oft die tiefen Atemzüge der Schlafenden hören.

Wenn einst das Land in großer Not sein wird vor den Heiden, dann wird sie mit ihrem Heere erwachen und die Feinde schlagen. Im Sturmjahre 1848 hat man Zeichen bemerkt, die auf das Erwachen deuteten, man hat Männerstimmen und Waffenklirren gehört und wunderbare Gestalten gesehen.

Mündlich aus Gleiwitz.

August Knötel in Prov.-Bl. 1873, S. 185 und Aus der Franzosenzeit. 1896. S. 196 f.

1929. Das Heer der heiligen Hedwig zu Lassowitz.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Tarnowitz.

In Lassowitz in den Tarnowitzer Bergen, die an tiefen Löchern und Schluchten reich sind, ist folgende Sage bodenständig:

Ein armer Schmied hatte keine Arbeit; da begegnete ihm ein feingekleideter Herr, der ihm Arbeit für drei Tage anbot. Diesem folgte er, ließ sich die Augen verbinden und in einen unterirdischen Raum hinabführen, um die dort stehenden Pferde zu beschlagen. Bei den Pferden standen schlafende Ritter, jeder lehnte sich an sein Pferd. Unvorsichtigerweise schlug er einen Ritter mit dem Hammer, worauf dieser erwachte und fragte: „Ist jetzt schon Zeit?“ „Noch nicht, schlaf noch weiter“, lautete die Antwort, worauf der Ritter sein Haupt neigte und wieder einschlief. Nach vollbrachter Arbeit wurde der Schmied mit verbundenen Augen die Treppe hinaufgeführt; jetzt zählte er die Stufen, es waren ihrer 21. Oben erkannte der Schmied am Tageslicht, daß die Erntezeit schon vorüber war, und erhielt reichlichen Lohn, worauf der vornehme Herr verschwand. Der Schmied litt jetzt keine Not. Vor die Obrigkeit geführt, erzählte er alles, konnte aber die Stelle, wo er

hinabgestiegen war, nicht bezeichnen. Die Kunde wurde ruchbar, und man erzählte sich, das sei das Heer der heiligen Hedwig, welches dereinst für den Glauben kämpfen und den Sieg „für unsere Sache", wie es dort heißt, erkämpfen wird (wohl eine verblaßte Erinnerung an die Mongolen).

Nehring in Mitt. Heft 6. 1899. S. 47.

Aus der Sammlung von oberschlesischen Erzählungen (Powieści i bajki) von Kupiec, welche in 6 Heften nacheinander im Jahre 1894 in Posen bei Simon erschienen ist. Nehring konnte nur die Hefte 1, 2 und 6 erlangen.

1930. Das Heer der heiligen Hedwig bei Beuthen O.-S.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Beuthen.

In der Umgegend von Beuthen O.-S. hat sich die Sage gebildet, daß sich da auf einer Anhöhe in einer Grotte ein schlafendes Heer der heiligen Hedwig befinde, welches einst hervorkommen, auf dieser Stelle kämpfende Völker besiegen und ewigen Frieden stiften werde. Lompa in Prov.-Bl. 1862. S. 394.

1931. Die neun Linden zwischen Troppau und Jägerndorf.

Österreichisch-Schlesien.

Auf dem Wege von Troppau nach Jägerndorf befindet sich rechts eine alte Kapelle, von Lindenbäumen umgeben. Obwohl jetzt mehr als neun Linden dort stehen, heißt der Platz doch allgemein „bei den 9 Linden". Unter diesen Linden nun soll, wie das Volk der ganzen Umgegend zu erzählen weiß, einst nach Beendigung eines schweren Krieges von drei mächtigen Herrschern Friede geschlossen werden.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 131.

1932. Die große Linde bei Eisersdorf und die Türkenschlacht bei Glatz.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Die große Linde bei Eisersdorf soll so alt gewesen sein als der heidnische Turm daselbst. Obwohl sie mehrmals verdorrte, ist sie

doch immer wieder von neuem gewachsen. Einstmals soll sich die erwähnte Zauberin (heidnische Jungfrau vom Glatzer Schlosse) darauf gesetzt und von der Stadt Glatz viele zukünftige Dinge geweissagt haben. Unter anderem hat sie gesagt, der Türke werde einst bis Glatz kommen und allda, wenn er durch die steinerne Brücke hinauf bis auf den Ring kommen werde, eine große Niederlage erleiden, weil ihm die Christen aus dem Schlosse entgegenziehen und ihn auf dem Markte erlegen würden. Solches aber werde nicht eher geschehen, als bis eine ganze Schar Kraniche durch die Brotbänke geflogen sein würden. Bis jetzt ist aber diese Prophezeiung noch nicht in Erfüllung gegangen.

Grässe, Sagenbuch. 1871. S. 198.

1933. Der jüngste Tag und die große Schlacht auf der Walkbrücke.

Nordöstliches Böhmen. Braunauer Ländchen.

Der Eingangstür der Klosterkirche zu Braunau gegenüber steht an der Mauer, welche den Kirchenplatz begrenzt, ein überlebensgroßes Kruzifix. Die Figuren des Hohenpriesters zur Rechten, des Papstes zur Linken versinnbilden den alten und neuen Bund, dessen Mittler Christus gewesen ist.

Die Statue des Heilandes, so wissen alte Leute zu erzählen, senke alljährlich um ein kleines ihr Haupt. Wird es sich einst auf die Brust neigen, dann ist der jüngste Tag da. Dann fängt die Quelle des vermauerten Brunnens auf den Klosterstiegen wieder zu fließen an, die Jungfrau aus der Ringelkoppe kommt zu dem Kreuze und verrichtet vor diesem ihre Andacht, der Schwedentrommler ersteht aus seinem Grabe und trommelt die Getreuen zusammen, die im sogenannten „Bittnergraben" begraben sind, und auf der „Walkbrücke" entbrennt ein letzter, fürchterlicher Kampf zwischen Christen und Türken, die bis hierher gedrungen sind, in welchem die Christen Sieger bleiben.

Schade im Riesengebirge in Wort u. Bild, 1893, Heft 45/46. S. 64f. und Sagen des Braunauer Ländchens. 1903. S. 3.

Propheten.

1934. Wie aus dem Görlitzer Schuster Jakob Böhme ein berühmter Prophet geworden.

Schlesische Lausitz. Stadt Görlitz.

Es haben sich die Gelehrten in ihren Büchern und Schriften gestritten und die Köpfe zerbrochen, wie aus einem armen Hirtenknaben und einfältigen Schuster Jakob Böhme zu Görlitz hat ein so erleuchteter Weiser, weltberühmter Scribent und schier prophetischer Gottesmann werden können. Haben's alle nicht ergründet, aber das einfältige Volk in Görlitz und Umgegend, das seine Schriften nie gelesen, weiß dennoch wohl, wie es zugegangen, und erzählt es weiter von Kind zu Kindeskind.

1. Zum ersten: Als Jakob Böhme noch ein kleiner Knabe war und das Vieh hütete, kam er auch eines Tages mit seinen Kühen auf die Landskrone, wo der große Schatz begraben liegt. Es war um die Mittagsstunde, und Jakob ging ganz in Gedanken am Berge hin. Da öffnete sich plötzlich vor ihm der Berg, und er sah ein Tor von schönem roten Gemäuer, und aus dem dunklen Gewölbe funkelte es ihm entgegen wie lauter Gold und Silber. Er erschrak aber so sehr darüber, daß er eiligst zurückging, ohne die Herrlichkeiten zu berühren. Als er nachmals mit anderen Knaben den Berg erstieg, konnte er den Eingang nimmer finden. — Das ist das erste Zeichen gewesen, welches bedeutet seinen geistlichen Eingang in die verborgene Schatzkammer der göttlichen und natürlichen Geheimnisse.

2. Zum andern: Als ihn sein Vater bei einem Schuhmacher in Seidenberg in die Lehre gegeben hatte, ist eines Tages ein fremder und ihm ganz unbekannter, auch schlicht gekleideter, doch feiner und ehrbarer Mann vor den Laden gekommen, darinnen Jakob in des Meisters Abwesenheit mutterseelenallein gesessen hat. Dieser Fremde hat ein Paar Schuhe zu kaufen begehrt. Der Lehrling hat sich aber nicht getraut, den Handel für sich allein einzugehen, und als der Fremde dringlich geworden, hat er, um ihn

abzuschrecken, einen übermäßigen Preis verlangt. Aber der Fremde gibt ihm ruhig und ohne Widerrede das Geld, nimmt die Schuhe und geht fort. Aber nicht weit vom Laden steht er still und ruft mit lauter und ernster Stimme: Jakob, komm heraus! Jakob erschrickt, wie ihn der Fremde bei seinem Taufnamen nennet, steht aber auf und gehet zu ihm auf die Gasse. Ernst, aber freundlich und mit lichtfunkelnden Augen schaut ihm der Mann ins Angesicht, fasset ihn bei der rechten Hand, sieht ihm stark in die Augen und spricht zu ihm: Jakob, du bist klein, aber du wirst ein großer Mann werden und wird eine völlige Veränderung mit dir vorgehen, daß sich die Welt über dich verwundern wird. Du wirst viel Not, Armut und Verfolgung leiden, aber sei getrost und fürchte dich nicht, fürchte aber Gott und ehre sein Wort und bleibe beständig in allen Dingen, denn du bist Gott lieb, und er ist dir gnädig. Darauf hat ihm der Mann die Hand gedrückt, wiederum stark in die Augen gesehen und ist seines Weges fürbaß gegangen. Jakob aber hat seine Worte wohl in acht genommen, der Weissagung geglaubet in aller Einfalt und Demut und das Bild des Fremden nimmer aus seinem Gedächtnis verloren.

3. Zum dritten: Im Jahre 1600, im 25. Jahre seines Alters, als Jakob schon mehr mit geistlichen Dingen denn mit Handwerksgeschäften sich befasset und immer fein fleißig in der Schrift geforschet, da ist er eines Tages beim jähligen Anblick eines zinnernen Gefäßes, darein er sich mit seinen Augen versenket, vom göttlichen Lichte ergriffen worden, also daß der lieblich jovialische Schein ihm in sein Inneres gedrungen und ihn blicken gelassen bis zu dem innersten Grunde oder Centro der geheimen Natur. Aber Jakob hat es für eine Phantasie gehalten und hat sich's wollen aus dem Gemüte schlagen, geht zum Hause hinaus auf die Gassen und ins freie Feld über die grünen Wiesen vorm Neißtore zu Görlitz. Aber das Gesicht ist nicht von ihm gewichen und hat's je länger, je klarer empfunden, und wo er hingeschaut, da hat er Tieren und Bäumen, Gräsern und Steinen so recht in ihr innerstes Herz und Wesen zu schauen vermocht, also daß ihm von Stund an die ganze Welt ver-

ändert worden und die Natur gewesen ist wie ein geheimnisvolles, doch verständliches Buch, darinnen er allein hat lesen dürfen. — Und also ward der Schuster ein Prophet.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 265f.

1. Büschings Volkssagen I. 178. Frankenberg im Leben J. B., Amsterdam. 1715. S. 3. Neues Lauf. Mag. 1838. S. 383. Handschr. Samml. von Schön Nr. 30. Gräve, Volkssagen, S. 29. Preuskers Blicke usw. II. S. 100. Mündlich. 2. u. 3. Akten der Naturforsch. Gesellsch. zu Görlitz, Sekt. f. Altert. Nr. 93. Fol. 71 msc. Schäfers genealog. Tabellen s. v. Haupt kurz nacherzählt von Heide Exner, Schles. Sagen. S. 45f.

1935. Der Prophet Rischmann von Lomnitz.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

1. Dieser schlesische Gebirgsprophet hat nicht nur zu seiner Zeit viel Aufsehen gemacht, sondern sein Name ist auch heut (1804) noch allgemein, besonders im Gebirge, bekannt, ohnerachtet der Glaube an ihn ziemlich abgestorben scheint. Die besten Nachrichten von ihm hat Herr Johann David Hensel[1]) in seiner Beschreibung der Stadt Hirschberg gesammelt und erzählt sie mit folgenden Worten:

Dieser Mann hieß eigentlich Hans Rischer oder, wie andere wollen, George Rischer, wird aber jetzt immer Hans Rischmann genannt, war von Lomnitz (einem Dorfe, das eine Meile von Hirschberg lieget) gebürtig und wohnte als Häusler zu Glausnitz (einem Dörfchen, eine halbe Meile von Lomnitz und eine starke Meile von Hirschberg) gegen das Gebirge zu, ohnweit Arnsdorf. Er mochte ungefähr ums Jahr 1590 geboren sein. Denn als er seine erste aufgemerkte Prophezeiung von sich gab, welches im Jahre 1630 geschahe, soll er etwa 40 Jahre alt gewesen sein. Schon im Jahre 1617 (also ungefähr in einem Alter von 27 Jahren) soll er angefangen haben, allerlei seltsame Dinge vorzunehmen; auch fing er an stumm zu werden und nur bei seinen Prophezeiungen

1) Joh. Dan. Hensel, Historisch-Topographische Beschreibung der Stadt Hirschberg. Hirschberg 1797.

zu reden. Diese soll er aber mit starker männlicher Stimme ausgesprochen haben, obgleich sonst seine natürliche Stimme etwas schwach und weibisch gewesen sein soll. Wenn er prophezeien wollte, begab er sich hauptsächlich auf den Prudelberg bei Stonsdorf (eine kleine Meile von Hirschberg), ließ da etliche hohle, aber starke Laute hören, wodurch das Volk herbeigelockt und bewogen ward, aus dem Dorfe, das dicht am Fuße des Prudelberges liegt, zu ihm hinauf zu kommen und seine Reden anzuhören. Er lag dabei meistens auf dem Rücken zwischen Steinklippen und machte, ehe er zu reden anfing, auch wohl zuweilen unter dem Reden, allerlei konvulsivische Bewegungen.

Die erste merkwürdige Prophezeiung, welche einiges Aufsehen machte, geschah bei Stonsdorf auf dem Prudelberge im Jahre 1630 den 9. August, gegen Abend um 7 Uhr. Sie veranlaßte eine Druckschrift unter dem Titel: „Wahrhaftiger Bericht, was sich nehmlich Anno 1630 den 9. August gegen Abend um 7 Uhr zu Stonsdorf auf dem Prudelberge nicht weit von Schmiedeberg, seithalb Hirschberg gelegen, mit Hanns (oder George) Rischern, einem Hausgenossen zu Glausnitz wohnhaftig, so weder schreiben noch lesen können, auch schon 9 Wochen stumm gewesen, ohngefähr 40 Jahre seines Alters, begeben. Gedruckt zu Brieg (in Quarto)." Der Verfasser dieser Schrift Dan. Pr. (wie er sich unterzeichnete) schreibt, was er gesehen und gehört hatte, mit demütiger und gläubiger Seele nieder und erzählt umständlich folgendes.

Den 6. August (1630) reiste er (Dan. Pr.) nebst einem Freunde von Brieg ab, um seine Freunde in Friedeberg am Queis zu besuchen, und kam den 9. nach Kupferberg, wo er des Regens wegen ein wenig verweilte und daselbst, wie auch nachher vom Pfarrer zu Lomnitz, erfuhr, daß in der Gegend ein Mann, namens Hanns Rischer vorhanden sei, den der Geist über Stock und Stein, über Berg und Tal, über Wasser, auf hohe Berge und Türme, in verschlossene Kirchen und Sakristeien führe, doch ohne aller Verletzung seines Leibes; der auch den Hirschbergern zum öfteren

verkündige, was ihnen begegnen würde, und bereits 13 Jahre lang manch seltsam Ding prophezeiet habe. Auch sollten ihn einmal die in Hirschberg liegenden Soldaten im Gefängnisse gehabt haben und willens gewesen sein, ihn umzubringen, welches sie aber nicht zu tun vermochten. Als dies Dan. Pr. hörte, bat er Gott, wo es demselben gefällig, ihm aber selig wäre, ihn doch diesen Mann sehen zu lassen. Hierauf ging er mit seinem Gefährten von Lomnitz nach Stonsdorf, sahe dort auf der Spitze des Prudelberges, bei dem der Weg vorbeiführt, einen sonderbaren Mann, den sein Gefährte anfangs für einen Soldaten von Hirschberg hielt und sich vor der Ausplünderung fürchtete, bis ein Mann in der Nähe, der eben Haber mähete, ihnen sagte, es könne vielleicht Rischer sein. Da sie indessen ins Dorf gingen und nach dem Wirtshause fragten, erhub sich ein Geheul auf dem Berge, welches sie jedoch anfangs nicht achteten. Nachmals aber, als es sich zum zweiten und dritten Male hören ließ und die Leute aus dem Dorfe auf den Berg liefen, wurden sie doch bewogen, sich auch auf den Berg zu begeben, wo sie schon an die 36 Personen antrafen. Hier fanden sie Hanns Rischern in einer Steinkluft, die an beiden Seiten hohe Steine und oben wieder einen Stein zur Bedeckung hatte[1]), hinten und vorne aber offen war, auf dem Rücken liegen. Er hatte schon den Leuten einmal gepredigt (wie man sich damals ausdrückte). Unser Verfasser stellte sich zu seinem Kopfe und sah dem Menschen mit Schrecken und Verwunderung zu. Rischer ward bleich, der Leib lief ihm auf wie eine Pauke (sagt Pr.), als wenn Maulwürfe oder Schlangen darin wären, die ihm denselben so in die Höhe trieben. Als er nun in diesem Felsen einige Zeit still gelegen hatte, hob der Geist in ihm an mit dem Munde, wie mit einer Trompete, „eine gute Weile zu Felde zu blasen", wozu er endlich auch innerlich die Pauken zu schlagen anfing oder doch den Ton derselben nachmachte. Als dies einige Zeit gewährt hatte, erhob der Geist seine Stimme aus dem stummen Menschen und

1) Die Stelle ist durch eine Inschrift kenntlich gemacht. K.

sprach mit starkem Mannestone, recht eifrig, folgendes: „Wahrlich, wahrlich, ich der Geist sage euch, so von Anno 1617 aus diesem Menschen geredet, daß jetzo das Jahr angehen werde, was zuvor geprophezeiet worden, und derowegen der arme stumme Mensch, aus welchem ich rede, so zuvor geredet, um eures Unglaubens willen aber stumm bleiben muß, bis alles geschieht, nach Erfüllung aber alles dessen wieder, wie ein anderer Mensch, reden wird; und ob ihr ihn wohl für einen Zauberer, Schwarzkünstler und Lügner haltet, sollt ihr doch endlich erfahren und mit eurem Schaden und Verderben inne werden, wie Gott wegen des Unglaubens strafen wird. Es sind vier Tiere auf Erden, so den Acker des Herrn zerstöret, zerwühlet und verwüstet. Das erste ist ein Bär, das andre ein Wolf, das dritte ein wildes Schwein, das vierte die Füchse. Es werden auch von allen vier Orten der Welt, als Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht, in Deutschland, Hungarn, Polen, Böhmen und Mähren kommen Türken, Tartern, Spanier und Franzosen, und andre Völker die Länder ganz und gar verwüsten usw." Darauf hat er gesagt: „Betet, lieben Leute, betet, Gott wird die Leute, welche so greulich sakramentieren und fluchen, mit dem Donner darnieder schlagen und die sonderlich strafen, die den Katechismus verfälschet usw." Hierauf fing der Geist in ihm an zu orgeln (wie der Verfasser sagt), als wie man zur rechten Predigt, ehe der Glaube gesungen wird, das Amt mit Orgeln und Singen zu halten pflegt, bediente sich auch einer unbekannten Sprache und hielt den Ton wie sonst Evangelia und Episteln vorm Altar pflegen gesungen zu werden. Dabei zeigte er mit der rechten Hand über dem Kopf, wie man die Fahne schwenkt, redete noch einmal und sang endlich ziemlich lange in unbekannter Sprache (so daß unser Pr. sehnlich wünschte, fremde Sprachen zu verstehen), bediente sich dabei öfters der Worte Rabias, Madias, Sablias und zeigte mit der Hand, wie man die Köpfe abhauen würde, machte ein abscheulich Geschrei, das dem Geschrei der Türken oder Tartarn, wenn sie in die Schlacht ziehen, ähnlich sein sollte. Nun fragte ihn des Ver-

faſſers Gefährte, ob er ſie auch beide kennte. Aber Riſcher war ſchon wieder ſtumm und nickte bloß mit dem Kopfe. Dan. Pr. war gutmütig genung, die Umſtehenden zum Gebet und Buße zu ermahnen und ſie zu warnen, dieſe Begebenheit ja nicht für Scherz zu halten, Riſchern aber zur Geduld zu ermahnen; wobei unſer Riſcher ſeufzte, gen Himmel ſahe und mit der Hand zeigte, aber ſtumm blieb. Endlich verſicherte zum Abſchiede Pr. den Riſcher ſeiner Fürbitte bei Gott und bat ſich die Riſcherſche auch für ſich aus; und ſo ſchieden die gläubigen Brieger von Riſchern. Übrigens ſoll Riſcher in ſeinen Reden noch öfters den Herrn Jeſum genannt und verſichert haben, daß der helfen werde. Auch ſoll er zu Hirſchberg, Warmbrunn und andern Orten der Gegend wohl bekannt geweſen ſein, wo man damals allerlei Abenteuer von ihm erzählt hat, die aber unſer Verfaſſer nicht aufzeichnen mochte, da er ſie nicht ſelbſt geſehen hatte, und die ſich jetzt auch nicht mehr auffinden laſſen.

Die zweite aufgemerkte Prophezeiung tat Riſcher 1632 den 19. Juli, auch, ſoviel man weiß, auf dem Prudelberge. Sie ward von einem alten Bürger aus Hirſchberg, der dabei geweſen war, aufgezeichnet und mag vermutlich die ſein, die man nachmals in vielerlei Abſchriften hier und da aufbewahrt hat, und die großenteils gereimt iſt. Sie iſt an ſich ſehr weitläufig und enthält viel von künftigen Dingen, wovon aber das Merkwürdigſte nur folgendes iſt. Im Jahre 1633 den 19. Juli (gerade ein Jahr nach dem Tage der Prophezeiung) ſollte Hirſchberg abbrennen und von ihren eigenen kaiſerlichen Truppen angeſteckt werden.[1]) Wenn aber Hirſchberg wieder erbaut werden würde, ſollte das Rathaus verſinken. Als man ihn hierauf fragte, ob dies natürlich zugehen würde, ſoll er geſagt haben: nein, ſondern es würden bei dem Rathauſe viele Veränderungen vorgehen; mit der Zeit werde der Markt berafen, ſo daß man das Vieh darauf werde weiden laſſen. Nach dieſem werde Hirſchberg wieder ins Auf-

1) Es geſchah ein Jahr ſpäter, den 19. Juni 1634.

nehmen kommen, auf 60 bis 70 Jahr, und dann werde wieder eine Reformation erfolgen, nicht allein in Glaubenssachen, wovon auch etwas mit unterlaufen würde, sondern auch am Gelde, mit welchem eine große Verwirrung werden würde, und eine Teuerung, daß der Scheffel Korn auf 8 Taler steigen und doch an Getreide kein Mangel sein würde. Dabei sollten die Armen zwar sehr übel dran sein, die Reichen aber noch immer wachsen. Endlich würde wegen der Wahl eines Königs von Polen große Unruhe entstehen, und dann würde der Zacken (Fluß bei Hirschberg) nicht vorwärts, sondern rückwärts laufen, aber nur anderthalb Stunden lang, eine Stunde vor Tage. „Den Tag wollte er zwar bestimmen, dürfe aber nicht." Dann brach er in die Worte aus: „O Polenland! O Polenland, du schwarzes Loch! Aus dir wird großes Unheil entstehen. Schlesien, du wirst das mit der Zeit zu genüssen haben, und, du Schweidnitz und Jauer, wirst müssen die Hefen ausfauffen von dem bösen Bitterbier, das du Breslau bräuen wirst." Welches er noch wiederholt hat. Darauf sollte eine Unruhe im gemeinen Wesen entstehen, so daß von dem Volke, welches aus den ausgesaugten Städten und Dörfern zusammenlaufen würde, kein Hof und Schloß sicher sein und eine allgemeine Plünderung entstehen würde, ärger als im Kriege, die aber ohne viel Mord abgehen und nicht lange anhalten würde. Darauf hat er zu dem Manne, der seine Worte aufschrieb, gesagt: „Greift mich nicht am Leibe an, noch Gott an seiner Gewalt, sondern schreibe, was ich dir prophezeien werde. Es werden vorher etliche evangelische Kirchen erbaut werden, nicht auf dem Lande, sondern in den Vorstädten; aber Hirschberg wird nicht wissen, wegen Verstürzung der Weitzrialibus, wo sie solche hinbauen solle." Wenn man aber die Tore werde einheben wollen: so werde ein Schreck kommen, dadurch würden sie (die Lutherischen) die große Stadtkirche wieder bekommen, auch die Reformierten sollten eine (Kirche) bekommen, und dann weiter auf dem Lande, wie sie alle weggenommen worden sind usw. Denn die Kirchen würden durch einen Schreck weggenommen und durch einen Schreck wieder-

gegeben werden usw. Doch sollten dies erst die Nachkommlinge erleben. Von der neuen evangelischen Kirche zu Hirschberg sagte er noch: sie werde nicht können fertig gebaut werden, und das Holzwerk dazu werde verfaulen müssen, und dann würde noch 24 Jahre und 3 Monate gute Zeit sein, dann möchte sich das Ende (vermutlich der Welt) nahen. Auch soll er vom Kynast prophezeiet haben, daß er angezündet werden und ganz zu Asche verbrennen würde.

Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens. 1804. S. 242—250.

Auf die von Hensel angeführte Schrift des Dan. Pr., eines Augen- u. Ohrenzeugen der Prophezeiung von 1630, geht auch zurück der Bericht bei Zeller, Hirschbergische Merkwürdigkeiten I, 1720, S. 181 ff., den Gräsſe in sein Sagenbuch, 1871, S. 337, aufgenommen hat.

2. Die merkwürdige Persönlichkeit Rischmanns ist im Gedächtnis des Volkes bis in unsere Tage haften geblieben, wozu seine literarische Erwähnung in Chroniken, Zeitschriften, Reisebeschreibungen und Führern wesentlich beigetragen hat. Unter anderem sei auf folgende Nachrichten aufmerksam gemacht:

In einem Aufsatze des Wanderers im Riesengebirge findet sich folgende Stelle aus einem Manuskript aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts:

„Ein alter achtzigjähriger Mann, so auf dem Berge Krummhübel wohnhaft, hat dem Herrn Böhme, Erzpriester in Schmiedeberg, erzählt, daß der Berggeist, welcher auf dem Riesengebirge seine beständige Wohnung hat, vor etlich 20 Jahren einen Mann mit Namen Risch[1]) sichtbarlicher Weise durch die Wolken emporgeführt, auf die Gipfel der Kirchen zu Arnsdorf, Schmiedeberg und Giersdorf gesetzt und in die letztere Kirche durch das Fenster hineingetragen habe. Ja, der Geist hätte sich in deutsch und lateinischer Sprache mit dem Pfarrer in ein Gespräch eingelassen, in Gegenwart etlicher 100 Personen, sich einen Satan mit Namen Rupert vom Zahn genannt, nach welchem Namen im tiefsten Grunde der Rupert-Stein zu finden ist. Ob dieses wahr sei oder

1) Jedenfalls ist hiermit Rischmann oder Rischer, der Prophet des Prudelberges, gemeint.

nicht, läßt man an seinen Ort gestellt sein. Weil nun der einfältige gemeine Mann den Rupert vom Zahn gar beschwerlich nennen kann, ist es durch Mißbrauch dahin gekommen, daß man den Geist bis auf unsere Zeit den Rübezahl zu nennen pflegt."

Dr. med. Scheurich, Das Sudetische, sonst Riesengebirge genannt. Im Wanderer im Riesengebirge II. 1884. Nr. 33, S. 9 f.

3. In den Provinzialblättern teilt Regierungsrat Geier kurz gefaßt folgendes über das Stillestehen des Zackens mit:

Hans Rüschmann, 1590 in Lomnitz, eine Meile von Hirschberg geboren, 1642 daselbst gestorben, Wunderprophet, hat das Stillestehen des Flusses vorverkündet und Ereignisse der Zukunft daran gekettet. Er konnte weder lesen noch schreiben, aber das niedere Volk schwur auf seine Zeugnisse. Man schlug Medaillen auf ihn, auf einer Seite stand die Umschrift: „Steht der Zackenfluß, ist Krieg und Verdruß", auf der andern Seite „Rüschmann 1632", außerdem noch andere Bemerkungen. In einer seiner Weissagungen steht: Der Geist habe den Rüschmann auf ein Grab auf dem hiesigen (Hirschberger) Heiligengeist-Kirchhof gelegt und auf diesem habe er geredet: Ein Fichtenbaum wird auf diesem Grab wachsen; wenn dieser wird Zapfen tragen, werden die Evangelischen eine Kirche bekommen usw. Mit dem Stillestehen des Zackens hat es seine Richtigkeit: ungewöhnliche Dürre, dann im Herbst über Nacht leichter Frost und schwache Eisdecke, dann bleibt das Wasser drei Stunden aus. Geier in Prov.-Bl. 1810. Bd. 52. S. 532 ff.

Über dieselbe Erscheinung handelt Dr. Hausleutner in Prov.-Bl. 1811, Bd. 53, S. 135—156 nochmals; über ihre Erklärung spricht er sich unklar aus, aber die Tatsache ist unbestritten: das Wasser verläuft sich und die Mühlen bleiben stehen.

Das Stillstehen des Zackens ist im 19. Jahrhundert von Zeit zu Zeit immer wieder beobachtet worden. Vgl. Nr. 1671.

Die Rischmannshöhle am Prudelberge bei Stonsdorf ist erwähnt im Breslauischen Erzähler, 1804, S. 241, die wichtigsten Tatsachen seines Lebens von Berndt, Wegweiser 1828. Eine kurze Notiz findet sich in Prov.-Bl. 1872, S. 520 mit der Bemerkung, daß man die Prophezeiungen Rischmanns, der ein Schneider genannt wird, immer noch gedruckt bekomme.

„Prophezeiungen des Hans Rischmann" sind erschienen bei E. Gruhn in Warmbrunn. O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges, 1884, S. 49 nennt ihn in kurzer Mitteilung. Prox, Superintendent a. D., in Herischdorf, handelt von Hans Rischmann, dem Propheten des Prudelberges, im Wanderer im Riesengebirge X. 1905, Nr. 268, S. 17—22; er kommt zu dem Schlusse, man könne ihn nicht einfach als Lügenpropheten abtun, „er hat vielmehr in prophetischer Form das ausgesprochen, was das Volk zu seiner Zeit in seinen Tiefen erschüttert und mit Schrecken erfüllt hat. So ist er zu einem Dolmetscher der Volksseele geworden, die in ihren Nöten und Ängsten sich in seinen Träumen und Gesichten widerspiegelt."

1936. Die Rißmannsche Prophezeiung zu Liebau.

Kreis Landeshut.

Bei Liebau i. Schl. lebte der Prophet Rißmann. Noch sollen alte Leute die Höhle auf einem Berge bei Liebau kennen, in die sich Rißmann zeitweise zurückzog, um seine Gedanken zu sammeln. Seine Prophezeiungen gründete er auf die Offenbarung St. Johannis. Er soll unter anderem die glorreichen Kriege Kaiser Wilhelms I. und auch den Kulturkampf vorhergesagt haben. Den Wortlaut einiger seiner Aussprüche, die mir erzählt wurden, habe ich vergessen; ich erinnere mich nur, daß sie selbstverständlich so unbestimmt waren, daß sie alle möglichen Deutungen zuließen. Es ist z. B. von den großen, aber auf Vergewaltigung beruhenden Taten eines „Überzähligen" die Rede; eben diese Worte sind erst nach den Tatsachen auf Wilhelm I. bezogen worden. Es soll auch ein gedrucktes Werk von ihm existieren „Die Rißmannsche Prophezeihung". Mein Großvater hat nach den Angaben meiner Mutter dasselbe besessen, aber durch Ausleihen verloren. Die hohe Meinung von der Rißmannschen Prophezeiung besteht noch heute bei alten Leuten in der Gegend Schweidnitz-Striegau-Liebau. Handschriftl. Mitteilung von Dr. A. Eichner. 1895.

Diese Mitteilung ist ein merkwürdiges Beispiel der Sagenwanderung und Sagenübertragung. Die Rischmannsage ist von der Hirschberger in die Landeshuter Gegend gewandert, und sie hat sich von den Ereignissen des 30jährigen Krieges hinübergespielt auf die modernen Ereignisse des neuen Deutschen Reiches. K.

1937. Der Prophet von Sprottau, Christoph Kotter.

Kreis Sprottau.

Christoph Kotter, ein Weißgerber und Lutheraner in Sprottau, der kaum lesen und gar nicht schreiben konnte, war in den Jahren 1616 bis 1624 wegen seiner angeblichen Erscheinungen berühmt. Er behauptete, es sei ihm am 11. Juni 1616 auf dem Felde ein Mann in langer schwarzer Kleidung erschienen, der zu ihm gesagt habe: „Was ich dir offenbare, sollst du der geistlichen und weltlichen Obrigkeit verkünden. Der Zorn Gottes ist über die Menschen entbrannt und eilt, sie zu strafen, wo sie nicht umkehren und ihren Stolz, ihre Sündhaftigkeit und Verachtung Gottes und seines Wortes lassen." Hierauf sei der Mann verschwunden, ihm aber nachher zu Görlitz und dann bei Sagan in Purpur gekleidet wieder erschienen.

Kotter teilte es dem Prediger zu Sprottau mit, was ihm begegnet sein sollte. Dieser ermahnte ihn zu verständigem Schweigen, er solle sich aller solcher Vorstellungen entschlagen und fleißig beten. Der neue Prophet versprach zwar diesen Rat zu befolgen, hatte aber, wie das bei solchen Schwärmern immer der Fall ist, keine Ruhe. Am 14. April wollte er die Erscheinung wieder gesehen haben, die ihm das früher Gesagte wiederholt und bedrohlich hinzugesetzt habe: „Ich will eilen mit meinem Wort, daß ich es ausrichte." Am 11. August des folgenden Jahres erschien der Engel, wofür Kotter seine Erscheinung ausgab, ihm schon wieder und unterhielt sich lange mit ihm. Er wurde in Ausübung seines vermeintlichen Prophetenberufes immer dreister, ebenso in seinen phantastischen Auslassungen; er machte förmlich Reisen darauf, so daß die Aufmerksamkeit sich ihm vielfach zuwendete; ja der Kurfürst von Brandenburg ließ ihn nach Berlin kommen, um ihn durch seinen Generalsuperintendenten scharf vornehmen zu lassen, man ließ ihn aber ungefährdet wieder laufen. Kotter reiste nun von neuem herum und fing schließlich an, den Untergang des österreichischen Hauses zu prophezeien, weil es den Geist der Erkenntnis nicht walten lasse. Das sollte ihm aber doch übel bekommen.

Als er nämlich im Jahre 1627 von seinen Reisen zurück und nach Glogau kam, wurde er von dem kaiserlichen Fiskal Wachsmann eingezogen und des Verbrechens der beleidigten Majestät beschuldigt. Dieser auf Kotter besonders erbitterte Mann starb aber zu dessen Glück plötzlich, und Kotter wurde, nachdem er drei Monate lang in einem abscheulichen Gefängnisse elend zugebracht hatte, für wahnsinnig erklärt und an den Pranger gestellt mit einem Zettel auf der Brust, worauf stand: „Dies ist der falsche Prophet, der geweisſagt hat, was doch nicht geschehen ist.“ Darauf wurde er des Landes verwiesen. Er wandte sich nach der Lausitz; die Fittiche seines Prophetengeistes waren erschlafft oder erschlafften in eingetretenen Nahrungssorgen. Kümmerlich sich nährend von den Almosen einiger seiner Anhänger, worunter auch einige Edelleute, denen er vielleicht unbewußt in politischem Interesse dienen sollte, starb Kotter im Jahre 1647.

Fritz, Denkwürdigkeiten von Groß-Glogau 1861. S. 145. Abhandlungen über Christoph Kotter bei Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens 1804, S. 41—45, im Breslauischen Erzähler 1803, S. 670ff. und 674ff.; ferner in Prov.-Bl. 1841, Bd. 114, S. 107ff. und 217ff. von Dr. August Kahlert. In diesen werden Schicksale und Prophezeiungen des Mannes in größerer Ausführlichkeit behandelt.

Schatzsagen.

I. Glockensagen.

1938. Die Glocke zu Seidorf.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Die größte der drei Glocken, aus denen das Geläut auf dem katholischen Kirchturme in Seidorf besteht, trägt die Inschrift: „Freu dich, Maria, du erhöhet bist ueber alle Köre der Engel 17IX." Diese Glocke soll einst am Kräberberge, etwas unterhalb der St. Annakapelle,[1]) aus dem Erdreich, in das sie versunken war, durch ein Wildschwein, das den Boden aufwühlte, wieder ans Licht des Tages gefördert worden sein. Das Schwein soll eine Sau gewesen sein und von dieser der Name Seidorf-Säudorf abzuleiten sein. (Es gibt auch noch mehrere andere Auslegungen des Namens Seidorf.)

Von Hermann Rückert in Saalberg.
Cogho, Volkssagen 1903. S. 55 f.

1939. Der Katternberg bei Deutsch-Wette und die Glocke des versunkenen Katharinenklosters.

Kreis Neisse.

Dieser Hügel erhebt sich bei dem freundlichen Dorfe Deutsch-Wette gegen Polnisch-Wette hin. Gegen Morgen verflacht er sich in die Petersheide, eine weite Hochebene; gegen Abend fällt er

1) In den Hussitenkriegen soll die ausgebreitete Ortschaft Bronsdorf zerstört worden sein. Die Kirche befand sich dort, wo heute die St. Annakapelle steht. Die überlebenden Bewohner von Bronsdorf siedelten sich in friedlichen Zeiten weiter unten im Tale an, und so entstand das heutige Seidorf. Dr. M. Treblin in Zeitschrift „Schlesien" III. Jahrg. 1910, S. 270.

steil zur Biele ab, die sich unten durch ein Wehr teilt, durch welches links der Mühlgraben abgeleitet wird, während der Fluß selbst rechts am Fuße des Berges hinströmt. Die Höhe am Absturz bedeckt ein kleines Kiefergebüsch; unten gegen das Dorf hin werden Sandsteine (zum Bauen) gegraben, über welchen mehrere Fuß tief Sand und Gerölle liegt; auch oben hat man an einer Stelle eingegraben, um den tiefer liegenden Sandstein zu gewinnen. Die Chaussee zwischen Neisse und Ziegenhals führt über den Berg.

Zwischen dem Steinbruche und der Straße, erzählt eine Sage, stand früher auf der Höhe ein Kloster, der heiligen Katharina geweiht. Ob es ein Nonnen- oder ein Mönchskloster gewesen ist, wird nicht gemeldet. Auf dem Herrenhofe zu Deutsch-Wette hatten die Bewohner einen Hund, dem sie sehr zugetan waren. Als das Tier nun endlich gestorben war, ließen sie ihm, wie einem Menschen, ein ordentliches Begräbnis veranstalten und insbesondere auch die Glocken des Klosters läuten. Wegen dieser Entweihung des Geläutes verschwand in einem Augenblicke das Kloster, so daß nichts mehr davon zu sehen war. Die Erde hatte sich plötzlich geöffnet und es in ihrem Innern begraben. An der Stelle, wo es gestanden hatte, wurde später von einer Sau die große Glocke desselben ausgewühlt, die jetzt in Altewalde in dem von der Kirche getrennt stehenden niederen Glockenturme hängt. Ebenso wurde die mittlere Glocke des ehemaligen Klostergeläutes im Wehrtümpel der Biele gefunden, und sie tönt jetzt von dem Glockenturme in Polnisch-Wette.

Kastner, Neisser Gymnasialprogramm 1845. S. 19f.
Nacherzählt von Heide Exner, Schles. Sagen o. J. S. 88f.

1940. Die Glocke auf dem Kirchturme zu Tharnau bei Grottkau.

Kreis Grottkau.

1. Dicht an der Mühle zu Tiefensee befindet sich eine Bodenerhebung, in der sich viele Eisenschlacken befinden. Sie führt den Namen „Kirchhübel"; warum, weiß niemand. Von diesem Erdhaufen geht die Sage, daß zwei Kinder an dieser Stelle einmal

Schweine hüteten und sahen, wie der Bör (Eber) ein tiefes Loch in den Hügel wühlte, dann kam die Sau und half ihm, bis sie eine große Glocke herausgewühlt hatten. Diese Glocke ward dann nach Tharnau bei Grottkau gebracht und dort im Kirchturme aufgehängt. Wenn sie geläutet wird, brummt sie in tiefen Tönen: „Bör wühl! Sau findt!" Trotzdem nun jene Glocke in Tharnau längst zersprungen und umgegossen ist, so hören doch die Tiefenseer, wenn sie Sonntags zur Stadt gehen und die Tharnauer Glocken läuten, immer noch die Worte heraus: „Bör wühl! Sau findt!"

Handschriftl. von Bahnmeister a. D. Bug in Halbendorf bei Grottkau, als Nachtrag zu seinen Heidenschanzen II. 1890. S. 407. Auch Kutzer, Glockensagen, in Oberschlesische Heimat VII, 1911, S. 81.

2. Vor dem 11. Jahrhundert stand da, wo jetzt Sümpfe und Wiesen sind, eine kleine Dorfkirche. Sie versank immer mehr, und eines Tages verschwand das Kirchlein ganz. Da entschlossen sich die Bewohner des Dorfes, ein neues Gotteshaus zu bauen. Nun vergaß man das alte Kirchlein und wußte schließlich nicht mehr, wo es gestanden hatte. Eines Tages trieb ein Hirt seine Herde auf die Weide und vernahm einen tiefen Ton aus dem Sumpfe, denselben Ton, den oft schon die Leute des Nachts gehört hatten. Eine Sau seiner Herde grub nun mit dem Rüssel in dem Sumpfe und wühlte die große Glocke aus, die einst auf der alten Kirche gehangen hatte. Sie wurde gehoben und für die neue Kirche verwendet. Später, als sie einen Sprung bekam, wurde sie umgegossen, und hängt heut auf dem Kirchturme.

Schriftl. von Seminarist Theodor Lechmann aus Tharnau. 1910. (Durch H. von Woikowsky-Biedau).

Ähnlich lautet folgende Sage: Schon im elften Jahrhundert hatte Tharnau eine Kirche; sie stand im Oberdorf, wo heut ein Teich sich befindet. Der Boden, auf dem die Kirche stand, war tiefer als die Umgebung. In einer Nacht vernahmen die Dorfleute ein unheimliches Dröhnen. Sie liefen zur Kirche. Diese war samt dem Turm im Schlamme verschwunden. Nach zwei-

hundert Jahren baute die Gemeinde auf einer Erhöhung des Dorfes ein neues Gotteshaus. Man wußte aber nicht, woher man eine Glocke nehmen sollte. Da trieb einst der Dorfhirte die Schweineherde an die Stelle, wo Kirche und Turm versunken waren, und gewahrte, wie ein großer „Borg" und eine „Sau" an einer Stelle mit ihren Rüsseln wühlten; bei näherem Zusehen bemerkte er mit Verwunderung eine große Glocke, die aus dem Schlamme hervorschimmerte. Mit großem Jubel wurde die Glocke auf den Glockenstuhl des neuen Turmes gebracht. Beim ersten Läuten der Riesenglocke war es, als rufe beim jedesmaligen Anschlagen des Klöppels eine Stimme die Worte: „Borg grub, Sau fand." Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts blieb die Glocke auf dem Turme, dann wurde sie umgegossen.

Sagen aus Tharnau bei Grottkau in Zeitschrift „Schlesien" V. Jahrg. 1911/12. S. 318.

1941. Die ausgewühlte Glocke von Deutsch-Neukirch.

Kreis Leobschütz.

Bei Deutsch-Neukirch, Kreis Leobschütz, soll einst eine Sau auf der Feldmark, die „Alte Stadt" genannt, in der Nähe des Potichgrabens eine Glocke aufgewühlt haben. Diese Glocke hing lange Zeit im Vorbau einer Bauernwirtschaft in Bieskau und diente als Aveglocke. Vor 30 bis 40 Jahren wurde sie von dort abgehoben und lag dann hinter dem Hochaltare der Pfarrkirche in Deutsch-Neukirch. 1896 wurde sie mit einer anderen zersprungenen Glocke in Leobschütz von Morzinek umgegossen.

Nach einer Mitteilung von Albert Macha in Ratibor.
Kutzer, Glockensagen, in Oberschles. Heimat VII. 1911. S. 82.

1942. Ein Eber wühlt die Glocke der verschwundenen Kirche zu Gläsersdorf aus.

Kreis Sprottau.

Gläsersdorf, eine halbe Stunde von Primkenau, ist unstreitig eine der ältesten Ortschaften der Herrschaft Primkenau. Die Scholtisei,

mitten im Dorfe, liegt an der Straße, die nach Sprottau führt. Hinter den Gebäuden derselben war früher in nordwestlicher Richtung ein freier Platz, und derselbe grenzte an die Dorfstraße nördlich, die sich mitten durch das Dorf zieht. Der ganze Raum dieses Platzes bildete ein Dreieck zwischen den Straßen, und die Besitzungen, die darauf stehen, wurden Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut. Dieser Platz an der Dorfstraße ist eine Vertiefung, und nördlich, westlich und nach Süden gelegen erhebt sich die Oberfläche zu einer Erhöhung in der Straße nach Sprottau. Diese Erhöhung war einst ein Gottesacker, wahrscheinlich ein christlicher, da Überbleibsel und Denkmäler heidnischer Begräbnisse sich nicht vorfinden. Die Vertiefung schloß früher der Sage nach den Raum des Kirchleins ein. Noch immer zum Vorschein kommende Gebeine bezeugen des Platzes Bestimmung als Kirchhof.

Eine Sage, die sich von Mund zu Mund fortgepflanzt hat, berichtet: Es war eine Kirche hier und ein Begräbnisort. Eine große Krankheit machte das Dorf öde und leer; kein Mensch lebte mehr hier, und die Kirche war eingefallen und alles verschwunden. Ein Eber wühlte später in der Vertiefung, wo die Kirche gestanden hat, und da kam eine Glocke zum Vorschein, die heute noch auf dem Turme einer katholischen Kirche in der Nachbarschaft von Primkenau hängen soll.

Über diese Sage und über den Gottesacker sagt die kirchliche Geschichte und Chronik von Primkenau nichts.

Fritz, Denkwürdigkeiten von Groß-Glogau 1861. S. 204. Auszug.

1943. Die verzauberte Glocke in der Bartsch.

Bartschland. Kreis Militsch-Trachenberg.

Im Walde nahe bei Trachenberg bildet die Bartsch eine kreisförmige Ausweitung, welche vom Volke „der See" genannt wird. Hier sollen einst die Heiden eine Glocke versenkt und ein Zauberer sie festgebannt haben durch seinen Zauberspruch. Nur einmal im Jahre, in der Johannisnacht um 12 Uhr, beginnt der Strom zu

wallen und zu ſchäumen und die Glocke hebt ſich langſam vom Grunde und ſchwebt über dem Waſſer. Dann hallt ſie in langen, bangen Tönen über die Fluten, als ob ſie klagen wollte, daß ihr verſagt iſt, eine Stimme des Allmächtigen von oben zu ſein und daß ſie wieder zurückkehren müſſe in die dunkle Tiefe, wohin der Zauberbann ſie zwang. Denn ſobald ihr letzter Ton verklungen iſt, ſinkt ſie wieder auf den Grund des Waſſers.

Einſt ruderte ein Fiſcher, zu ſpäter Nachtſtunde noch, den Strom entlang. Er hatte ſeine Netze an Ufer des „Sees“ ausgeſpannt und gedachte, heute noch einen reichen Fang zu machen. Es war ihm weder in den Sinn gekommen, daß gerade Johannisabend war, noch daß die Mitternacht nahe war. Plötzlich hört er vom Städtchen her die zwölfte Stunde ſchlagen, und mit Schrecken bemerkt er, daß das bisher ſo ruhige Waſſer in wallende Bewegung gerät. Die Flut ſpaltet ſich, und die Glocke ſteigt herauf und ſchwebt über dem Waſſer. Sie tönt klagend durch die ſtille Nacht. Schnell gefaßt ſinkt der Fiſcher betend auf die Knie, daß Gott ihm Kraft verleihen möge, daß er die Glocke in ſeinen Kahn aufnehmen und ſo ſein Glück machen möge. Schon hat er ihr den Kahn genähert, ſchon ſenkt ſie ſich nieder auf ſeinen Rand, da entfährt ihm das unbedachte Wort:

„Herr Jeſus und Maria mein,
Die Laſt drückt mir das Boot hinein!“

Die menſchliche Stimme aber vereitelt die Befreiung der Glocke. Noch einmal hallt ſie, dann ſinkt ſie wieder in die Flut. Wohl iſt er ſich bewußt geworden, daß Schweigen ſeine Pflicht geweſen wäre, aber zu ſpät ſah er den Fehler ein, und niemals hat er die Glocke wiedergeſehen.

Inhalt eines Gedichtes, deſſen Verfaſſer nicht genannt iſt, bei H. Goedſche, Sagenſchatz 1840. S. 88f.

Anders ruft der Fiſcher in dem Gedichte von G. Beyer. Als er mit dem Kahne an die Glocke herangefahren iſt, faßt er ſie und will ſie zu ſich herüberziehen. Aber er merkt, daß ſeine Kräfte nicht

ausreichen, und voll leidenschaftlicher Begierde nach dem strahlenden Golde, in dem die Glocke funkelt, ruft er die Worte:

„Hilf mir, Maria, du Reine, helft all, ihr Heil'gen, mir,
Daß ich erheb' die Glocke, der Kirche schönste Zier!"

Schon beim ersten Worte schweigt der Glocke Ton, und als er geendet hat, ist sie verschwunden. Da Gewinnsucht, Geiz und Hast ihn trieben, war sie für ihn verloren.

Nach dem Gedichte von G. Beyer in Schlesiens Sagen von Joh. Kern 1867. S. 381 f.

1944. Die Glocke des Kirchturms zu Bogschütz.

Kreis Oels.

Es zog einst ein schweres Gewitter herauf. Der Sturm war so heftig, daß die große Glocke des Kirchturms zu Bogschütz herabgerissen wurde. Durch die Wucht, mit der sie zur Erde fiel, wurde sie tief in die Erde getrieben, und es entstand an dieser Stelle ein Sumpf. Trotzdem gab man die Hoffnung nicht auf, die Glocke wieder heraufzuziehen und setzte eine große Belohnung dafür aus. Endlich fand sich auch ein Mann, der die Glocke mit Stangen und Ketten heben wollte. Er brachte sie schließlich auch bis an die Oberfläche des Wassers. Da er ein gottloser Mensch war, rief er in diesem Augenblicke: „Potztausend, ist die Glocke schwer!" Das war ein gotteslästerlicher Ausdruck, und die Glocke fiel sogleich in die Tiefe zurück und zwar diesmal tiefer als vorher. Noch heute liegt sie unberührt dort unten.

Handschriftlich von Lehrer Soa aus Görlitz, Kreis Oels. 1906.

1945. Die Glocken der Ritschener Kirche.

Kreis Brieg.

Das einst bei Brieg gelegene Dorf Ritschen, das nachweislich noch 1464 vorhanden war und durch seinen Wall und als ehemaliger Sitz der Breslauer Bischöfe bekannt ist, soll der Sage

nach versunken sein. Eine Glocke der versunkenen Kirche kam nach Linden, die andere blieb im Obergraben, woselbst man sie in dem „Klangwasser" läuten hört.

Kutzer, Glockensagen, in Oberschles. Heimat VII. 1911. S. 83.

1946. Die verschwundene Glocke zu Pawonkau.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Lublinitz.

Von der großen Glocke zu Pawonkau wird ein eigentümlicher Vorfall erzählt.

Die Glocke wurde, als sie aus der Glockengießerei nach Pawonkau gebracht war, sofort, ohne vorher getauft oder geweiht zu werden, auf den Glockenstuhl hinaufbefördert und ihrem Zwecke übergeben. Mehrere Tage hing diese im Turme und versammelte mit ihrem kräftigen Klange die fromme Gemeinde zum Gottesdienst. Das Volk schüttelte aber höchst unzufrieden mit dem Kopfe und erklärte es als einen Frevel, daß man die Glocke läuten lasse, ohne daß sie getauft sei. Eines Tages war die Glocke vom Turme verschwunden. Niemand wußte, was mit ihr geschehen war und wo sie sich befinden möge. Daß sie nicht gestohlen sein konnte, war jedem klar, und man glaubte endlich mit Grund annehmen zu dürfen, daß sie sich von selbst an einen unbekannten Ort begeben habe, weil man an ihr die übliche Taufe nicht vollzogen habe. Mehrere Wochen waren verflossen, aber die Glocke wurde nicht gefunden, und man hatte sie bereits verloren geglaubt.

Einst hütete der Gemeindehirt von Pawonkau eine Herde Schweine und sang ein frommes Lied dabei. Da bemerkte er, wie ein Burg, das kräftigste Tier der Herde, das Ende eines Stranges aus der Erde heraus gewühlt hatte und ihn vollends herauszuziehen versuchte. Lange zog der Burg an dem Seile und wühlte die ganze Stelle bis zu beträchtlicher Tiefe auf, bis es ihm endlich gelang, den Gegenstand, der an dem Strang befestigt war, bloßzulegen. Es war die vom Kirchturme verschwundene Glocke. In feierlicher Prozession wurde die Glocke abgeholt, regelrecht getauft und zum zweiten Male auf den Glockenstuhl gebracht.

Seit dieser Zeit ist es der Glocke nie wieder eingefallen, sich davon zu machen, aber sie verkündet ihre ehemalige Flucht selbst: das Volk wenigstens erzählt mit voller Überzeugung, daß man aus dem Klange der Glocke sehr deutlich die Worte heraushöre: „Wieprz mię wyrot“[1]) (der Burg hat mich herausgewühlt). Die Glocke befindet sich noch heute in der Kirche von Pawonkau, und wer sich in den Klang der Glocke die obigen Worte hineindenkt, wird den Glauben des Volkes verstehen.

Grabinski 1886. S. 21f.

1947. Die Glocken der Lubschauer Kirche.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Lublinitz.

Vor 100 Jahren hatte die Kirche zu Lubschau noch keinen Turm. Eine schöne große Glocke hing in einem niedrigen Glockenhause. Polnische Juden entwendeten die Glocke in einer Nacht und fuhren davon. Doch kaum daß sie mit ihr tausend Schritte nördlich hinter dem Dorfe waren, beginnt die Glocke zu läuten. Die Diebe laufen von dannen. Die Dorfeinwohner folgen dem Schalle und bringen die Glocke zurück.

Lompa, Handschrift 1846. S. 188f.
Nacherzählt von Heide Exner, Schles. Sagen o. J. S. 92f.

1948. Die bei Ellgoth (Pleß) ausgewühlte Glocke auf dem Kirchturm zu Preiswitz bei Gleiwitz.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Tost-Gleiwitz und Pleß.

Unweit des Brunnens bei Ellgoth im Kreise Pleß ist ein Sumpf. Dieser ist für die Dorfbewohner ebenso merkwürdig wie der Brunnen und bestätigt die Vermutung, daß da ein Kloster stand. Dort hat nämlich ein wilder Eber eine große Glocke ausgewühlt, die sich bis heute noch in dem Kirchturme zu Preiswitz (Przyszowice) bei Gleiwitz befindet und deren Ton deutlich sagt, daß sie von einem Eber ausgewühlt wurde.

1) Soll wohl heißen wyrył.

Die polnischen Worte, die man bei dem Läuten der Glocke wahrnehmen will, sind:

Swinia ryła
Nie wyryła
Wieprz rył
Wyrył

(Das Schwein grub
Nicht ausgrub,
Der Eber wühlte
Und hat ausgewühlt).

Lompa, Handschrift 1846. S. 49.

1949. Die in „Altstadt" ausgewühlte Glocke der Kirche zu Freistadt.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freistadt.

Im Norden von Teschen, dort wo der breite und langgestreckte Höhenzug, welcher vom Helm ausgeht, in einem westlichen Aste im Royer Berge (305 m) zum Olsabecken sich niedersenkt, liegt in einer Talerweiterung am rechten Ufer der Olsa das Landstädtchen Freistadt.

Im 10. Jahrhundert, so erzählt die Sage, stand neben dem heutigen Freistadt eine bedeutende Stadt, in deren Kirche eine Glocke von wunderbarem Klange aufgehangen war. Eine Feuersbrunst zerstörte die blühende Ortschaft, und auch die große Glocke blieb unter dem Schutte begraben. Die Stadt wurde nicht wieder aufgebaut, und ihre Einwohner erwählten sich den Grund des heutigen Freistadt zur neuen Ansiedlung, während der frühere Ort, seither „Altstadt" genannt, der Vergessenheit anheimfiel und zur grasbewachsenen Wüstung herabsank. Einst weidete hier ein Sauhirt seine Herde. Durch die wühlenden Tiere wurde ein glänzender Körper bloßgelegt — es war die versunkene Glocke. Sie wurde ausgegraben und auf den Glockenturm der Freistädter Kirche gebracht. Wieder erscholl ihr herrlicher Klang und wurde

auf Meilen im Umkreise vernommen. Damals residierte zu Teschen eine Fürstin, welche, ergriffen von dem wunderbaren Klange, die Glocke für ihr Schloß erwerben wollte. Gegen Zahlung einer bedeutenden Summe Geldes willigten die Freistädter Bürger ein, und die Glocke wanderte auch Teschen. Doch immer wieder fand man sie in ihrem alten Glockenturme zu Freistadt, so oft sie auch nach Teschen zurückgebracht werden mochte. Schließlich gab die Fürstin der geheimnisvollen Gewalt nach und überließ den Freistädtern nicht nur die wanderlustige Glocke, sondern sah ihnen obendrein die Rückzahlung der hohen Kaufsumme großmütig nach.

Peter, Burgen und Schlösser. Neue Folge. 1894. S. 132 f.

1950. Die Glocke des versunkenen Dorfes Matzdorf von Schweinen ausgewühlt.

Österreichisch-Schlesien und Grenzgebiet des Kreises Leobschütz.

Nur $4^1/_2$ Kilometer von dem schlesischen Marktflecken Troppolowitz, Kreis Leobschütz, entfernt liegt zwischen den Dörfern Alt-Bürgersdorf im Süden und Neudörfel im Norden in einem stillen, schmalen Wiesentale des österreichisch-schlesischen Gesenkes, das von einem Quellbache des Kohlflusses entwässert wird, das Vorwerk Matzwiese.

Nach Aussage des Volksmundes soll hier in grauer Vorzeit ein Kirchdorf des Namens „Matzdorf" bestanden haben; das Dorf habe seinen Untergang durch Versinken im moorigen Talgrunde gefunden. Erst durch einen Zufall sei man wieder auf die verschwundene Siedelung aufmerksam geworden. Einst seien Hirten durchs Matzdorfer Tal mit Schwarzvieh gezogen und hätten in den Matzwiesen gerastet. Da sei ihnen aufgefallen, wie zwei Schweine unaufhörlich an einer sumpfigen Stelle der Wiesen gewühlt hätten und trotz aller Züchtigung nicht von ihrem Tun abzubringen gewesen seien. Nun hätten die Hirten die Tiere gewähren lassen und gar bald gemerkt, wie die Schweine bei ihrem Wühlen auf einen großen, festen Gegenstand gestoßen seien. Bei

weiterem Nachgraben fanden die Hirten die Glocke der versunkenen Kirche von Matzdorf.

Diese Glocke soll dann später in der Pfarrkirche von Preußisch-Tropplowitz aufgehängt worden sein, und wenn der Ostwind die Glockenklänge nach Neudörfel trägt, dann sagen die Leute, man könne deutlich hören, wie die Glocke läutet: „Sau wühl, Burk fann", d. h. die Sau wühlte, der Burg (Eber) fand die Glocke.

Der Berichterstatter konnte feststellen, daß diese Sage keinen historischen Hintergrund hat, da die Glocken der Tropplowitzer Pfarrkirche 1760 und 1792 in Olmütz und Neisse gegossen worden sind. Dagegen läßt sich das Dorf Matzdorf urkundlich feststellen, man führt seine Zerstörung sowie die einer Anzahl anderer Dörfer auf den Hussiteneinfall von 1428 zurück.

Treblin in der Zeitschrift „Schlesien". II. Jahrg. 1909. S. 560.

1951. Die Altstädter Glocke.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Wagstadt.

Vor alten Zeiten stand an der Stelle, wo nächst Wagstadt das heutige Dorf Altstadt liegt, eine große Stadt, deren Namen uns die Sage nicht aufbewahrt hat. Daselbst war auch ein prächtiges Schloß. Durch ein Erdbeben aber versank die Stadt samt dem schönen Schlosse. Nach langer Zeit bebauten neue Ansiedler den Fleck und gründeten das jetzige Dorf .— Da hütete nun einmal ein Schweinhirt aus diesem Orte auf einem nahen Felde seine Herde. Unbemerkt vom Hirten, der sich mit der Herstellung eines „Meisekastens" beschäftigte, hatte sich eine Sau von der übrigen Herde entfernt und wühlte in der Erde. Erst durch ihr lautes Grunzen aufmerksam gemacht, eilte der Hirt auf sie zu und bemerkte zu seinem großen Schrecken, daß der Rüssel der Sau blutete. Er untersuchte die Stelle, wo die Sau gewühlt hatte, und fand, daß die Verwundung von dem „Gehänge" einer Glocke herrührte. Er holte Leute herbei, welche die Glocke ausgruben und in das Dorf führten. Sie befindet sich noch heute auf dem Turme der Altstädter Kirche. An dieses Auffinden erinnert auch der Klang

der Glocke: „Sau wühlt, Burg fund". Obgleich sie zweimal umgegossen wurde, behielt sie diesen Klang unverändert bei.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 99f.

1952. Die Glocke in der Tropplowitzer Kirche.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Jägerndorf.

Auf einem Berghügel bei Olbersdorf, links von der Straße nach Jägerndorf, soll einst ein Graf eine Burg erbaut haben, um seine Besitzungen besser übersehen zu können. Die Burg führte, wie man sagt, den Namen „Sauwüdelburg". Eines Tages nun verreiste der Graf, und als er zurückkam, war die Burg versunken. Auf dem Platze, wo sie ehemals gestanden, wuchs mit der Zeit Gras, und die Schweinhirten trieben ihre Herden dorthin auf die Weide. Einmal nun wühlte ein Schwein die Erde so tief weg, daß man eine Glocke erblickte. Man hob sie vollends heraus und hing sie, heißt es, in die Tropplowitzer Kirche. Die Glocke soll von jener alten Burg herrühren, und die Leute glauben aus ihrem Klange noch ihren Namen „Sauwüdelburg" heraus zu hören.[1])

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 100f.

1953. Die Ober-Thomasdorfer Glocke.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Auf dem Heinberge bei Freiwaldau soll vor Zeiten eine Stadt gestanden sein, die wegen ihrer Lasterhaftigkeit mit allen ihren Bewohnern versank. Ein Schweintreiber trieb einst dort vorüber, und eines seiner Schweine scharrte zufällig die Spitze des Kirchturmes jener Stadt heraus. Nach weiterem Graben nun fand man eine Glocke, die sich gegenwärtig in der Ober-Thomasdorfer Kirche befinden soll. Ihr Ton klingt wie „Sau, Sau."

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 99.

1954. Die große Glocke in Niklasdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

In Niklasdorf war vor alter Zeit ein Herrschaftsschloß, das zuletzt im Besitze einer alten, kinderlosen Witwe war. Ihr ein-

1) Andere Fassung der Sage Nr. 1950.

ziges Vergnügen war ein kleines Hündchen, das sie über alles liebte. Bald aber ward dasselbe krank und ging zugrunde. Da beschloß die Alte, den Tod ihres Lieblings durch die große Glocke verkünden zu lassen. Nach vielem Bitten gelang es ihr, ihren Vorsatz auszuführen. Als man aber einige Züge an dem Glockenstrange getan, siehe, da riß sich die Glocke los, flog zum Fenster hinaus und war in der vorüberfließenden Biele spurlos verschwunden. Nach langer Zeit bemerkte einmal ein Schweinhirt im Flußbette der Biele, die gerade ihren Lauf geändert hatte, eine große Masse Erz. Man grub nun nach und fand jene Glocke, welche nach Ziegenhals gebracht und dort zu der jetzigen großen Glocke umgegossen wurde. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 100.

1955. Die Krainsdorfer, aus dem Acker gezogene Glocke.

Grafschaft Glatz. Kreis Neurode.

In der Kirche zu Krainsdorf hängt eine Glocke, die in alter Kriegszeit die Bewohner des Ortes vergruben, um sie vor eindringenden Feinden zu retten. Als der Krieg beendet war, wußte im Dorfe kein Mensch, wo man die Glocke verscharrt hatte, und es vergingen hundert Jahre, ehe sie wieder aufgefunden wurde. Ein Bauer ackerte einst sein Feld und stieß mit der Pflugschar an hartes Metall. Er gewahrte bald, daß es der obere Teil einer Glocke war, und eilte, seinen Pfund dem Pfarrer anzuzeigen. Die Glocke wurde ausgegraben und in feierlicher Prozession nach der Kirche getragen, in deren Dienste sie noch heute ist.

Klose, Sagen der Grafschaft Gl. 1888. S. 112.

1956. Die Waldglocke unter dem Ottenstein bei Hausdorf.

Grafschaft Glatz. Kreis Neurode.

1. O Mutter, horch! Wie schön sie tönt,
Die Glocke dort in Gründen!
Die Töne schwellen mir die Brust.
Es tut sich uns wohl künden
Die Fee in jenen Schlünden.

2. Mein Kind, du träumst, ich höre nichts,
Vernehm' kein fern Geläute;
Die Abendglocke ist verhallt,
Die früher dich erfreute.
Nicht tönt so spät Geläute.

3. O Mutter, näher kommt der Schall,
Er ist so laut zu hören.
Es kommt die Glocke wohl heran,
Sie will mich wohl zerstören?
Du mußt es doch nun hören.

4. Mein armes krankes Kind, sei still
Und laß die Glocke schallen,
Sie tönet freilich hehr und schön,
Doch laß uns weiter wallen,
Sie wird gar bald verhallen.

5. O Mutter! Weiter kann ich nicht,
Das Tönen löst die Seele.
Mein' Mutter, horch, wie schön es klingt,
Dem Vater es erzähle,
Wie mir's gelöst die Seele.

6. Die Mutter faßt im Schreck geschwind
In ihren Arm das tote Kind.

Ballade von Wenzesl. Klambt, komponiert von Jos. Lengfeld, Anhang zu Wenzesl. Klambts Nord-Gläzer Gebirge 1832.

1957. Salowien, seine Bewohner und seine vergrabenen Glocken.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.[1])

In grauer Vorzeit, als die Marsigner, ein deutscher Volksstamm, die Grafschaft Glatz bewohnten, stand auf der Hochfläche, welche heut unter dem Namen der Saalwiesen bekannt ist, eine

1) Die Sage ist durch einzelne gelehrte Brocken verunziert, im großen ganzen aber richtige Volkssage.

große und mächtige Stadt, die als Hauptstadt des Ländergebietes, welches wir jetzt mit Österreich bezeichnen, angesehen wurde. Der Name jener Stadt war Salowien. Die Stürme der Völkerwanderung brausten vorüber, ohne Salowien Ansehen und Reichtum zu nehmen. Da kamen die Slawen ins Land. Die Felder verwüstend, die Städte plündernd nahten sie sich Salowien. Die Einwohner sahen das Schicksal, welches ihnen bei treuem Ausharren in der Heimat drohte, voraus und beschlossen, durch Auswanderung sich, ihre Familie und die bewegliche Habe zu retten. Rasch packten sie das, was ihnen wertvoll erschien, zusammen. Schon waren alle zum Ausmarsche gerüstet, als ein Mütterlein an die vergessenen Glocken erinnerte. „Sollen wir diese kostbaren Stücke den Feinden zurücklassen?“ fragte der eine den andern, und „Nein!“ antwortete ein jeder. „Aber mitführen können wir sie auch nicht,“ setzten die Besonnenen hinzu, „denn wegen ihrer Schwere würden sie unseren Zug aufhalten, und zu viele Lasttiere, die wir nicht übrig haben, wären zu ihrem Fortschaffen nötig.“ Die Gemeinde einigte sich deshalb dahin, daß die Glocken vergraben werden sollten. Wie einen lieben Verstorbenen, den man zum Friedhofe bringt, so geleiteten die Bewohner Salowiens ihre Glocken talwärts. Dort, wo jetzt Neubielendorf liegt, senkten sie diese in der Erde Schoß hinab. Nachdem auch das noch geschehen war, begann die Wanderung in die Fremde. Lange schritten unsere Stammesgenossen gegen Süden, ohne daß sie sich entschließen konnten, eine Niederlassung zu gründen. Endlich blieben sie in dem an der Donau gelegenen Orte Favianis, erweiterten ihn, richteten ihn nach dem Muster ihrer verlassenen Stadt ein und nannten ihn, damit auch der Name beitrüge, daß sie sich heimischer fühlten — Wien.

Salowien zerstörten die Slawen in ihrer Wut darüber, daß sie keine Beute darin fanden, so gründlich, daß heute auch nicht die geringste Spur davon zu entdecken ist.

Hohaus in Gl. V. IV. 1884/85. S. 77 f.
Klose, Sagen der Grafschaft Gl. 1888. S. 42 f.

1958. Die Sänglocken zu Lichtenwalde.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.

Lichtenwalde, im Kreise Habelschwerdt, besaß schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine hübsche Pfarrkirche, namentlich aber trug sie auf dem Turme prächtig klingende Glocken. Es war eine Freude, sie zu hören; denn eine solche Harmonie, ein solch weicher, sich ins Herz hinein schmeichelnder Ton rief kaum sonstwo in dem Glatzer Lande zum Gebete und Gottesdienste als in Lichtenwalde. Nun geschah es, daß gegen Ende der zwanziger Jahre nach 1400 dem Orte Gefahr von den Hussiten drohte. Wer möchte sich also wundern, wenn die Einwohner daran dachten, ihren größten Stolz, ihren wertvollsten Schatz — die Glocken — an sicherer Stelle zu verbergen. Man kam nach längerer Beratung überein, sie in den Erdboden einzugraben, denn der sei stumm und offenbare nicht die ihm anvertrauten Geheimnisse. Der Beschluß wurde ausgeführt. Anfangs war freilich fast allen bange nach dem Geläute, aber die unruhigen Zeiten und die viele dadurch geschaffene Angst und Not verdrängten bald jene Bangigkeit. Als dann Ruhe und Sicherheit wiederkehrten und die Bewohner von den Schrecken und Verlusten, die ihnen der Krieg gebracht hatte, sich erholten, da waren die wenigen, welche die Stelle, wo die Glocken ruhten, wußten — damit kein Verrat geübt werde, war die Anzahl der bei dem Versenken Beteiligten nur gering gewesen — gestorben, und die ehernen Mahner wurden vergessen. Doch sie wollen nicht vergessen sein, sonst würden sie schweigen. So oft die Morgenröte eines Festtages zu glimmen beginnt, da klingt es und tönt es über der Lichtenwalder Feldflur gar wundersam; es ist, als ob ein fernes Domgeläute die Menschen wecken wolle, damit sie recht frühe den Himmel grüßen sollten. Niemand weiß das Geläute zu deuten.

Einst trieb der Gemeindehirt die Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Gänse gewohnheitsmäßig hinaus auf die Trift. Da sonderte sich eins der borstenbedeckten Tiere von den übrigen ab und suchte seine Nahrung allein. Nicht lange hatte es geweidet,

als es mit seinem Rüssel zu graben begann; es ließ sich auch nicht von dem Platze verjagen, sondern wühlte immer tiefer in den Erdboden hinein. Dies veranlaßte den Hüter zum Nachsehen, und er bemerkte den oberen Teil einer ziemlich großen Glocke. Sobald es die Zeit erlaubte, trieb er das Vieh ein und meldete seine Entdeckung. Man eilte mit Spaten hinaus und legte bald nicht nur die eine, sondern drei Glocken bloß. Nun erinnerte sich auch mancher Dorfbewohner, daß der Großvater oder die Großmutter von den verborgenen Glocken erzählt, aber keine genaue Angabe darüber gemacht hatte. Im Triumphzuge wurde das wiedergefundene Kirchengut heimgefahren, und nach nur wenigen Tagen riefen zur großen Freude der Gemeinde und ihrer Nachbarn die Glocken von der Höhe des Turmes ihr Befreiungslied in die Lüfte hinaus.

Mit Rücksicht auf die findende Sau redeten die Leute von den Säuglocken in Lichtenwalde.

Hohaus in Gl. V. III. 1883/84. S. 172f. Inhaltlich übereinstimmend Klose, Sagen der Grafschaft Gl. 1888. S. 60f.

1959. Die versunkene Glocke im Viehwigswalde zu Bärnwald.

Nordöstl. Böhmen. Adlergebirge.

In dem Dorfe Bärnwald befand sich früher eine Fläche morastigen Grundes und Bodens, welche von den Gemeindeinsassen als Gemeindehutweide oder „Viehweg" benutzt wurde. Später wuchs auf dieser Fläche Wald, welcher im Verlaufe der Zeit in den Besitz der dortigen Erbscholtisei gelangte und gegenwärtig noch der Viehwigwald heißt.

In früheren Kriegszeiten, so erzählt die Sage, wurde eine Glocke, gefüllt mit Silbermünzen, an einer Stelle des Viehwigwaldes vergraben, um das Gut vor dem Feinde zu retten. Einmal machten sich einige beherzte, des Schatzgrabens kundige Männer aus Bärnwald auf, um diese Glocke mit dem in ihr enthaltenen Gelde in ihren Besitz zu bringen. Unter ihnen war auch der Schmied aus Bärnwald, der ein rotes Mützchen auf dem Kopfe

hatte. Versehen mit allem zum Schatzgraben Nötigen, unter anderem mit der unumgänglichen Wünschelrute, und wohlbekannt mit der angelobten Vorsicht, bei diesem Geschäfte ja nicht zu reden, waren sie an Ort und Stelle gekommen, hatten schweigsam und mit regem Eifer die Glocke aufgefunden und auf Hebebäume gestellt, um sie aus der Grube zu schaffen. Mit schrecklichem Getöse, so daß allen die Haare zu Berge stiegen, kam da schnell ein pechschwarzer Ziegenbock (nach einer anderen Fassung ein kleines, graues Männchen) herangelaufen und fragte: „Welchen von euch soll ich mir nehmen? Den mit dem roten Mützchen?“ Starr vor Entsetzen, schon von Satans Klauen sich ergriffen wähnend, rief der Schmied angstvoll aus: „Jesses, ne, ne!“ Durch diesen Aufschrei war der Bann gebrochen, und — weg war die Glocke; mit furchtbarem Getöse fiel sie in die Tiefe zurück. Verschwunden war auch der Spuk. Die drei Schatzgräber aber eilten über Hals und Kopf ihren Behausungen zu, und lange Zeit brauchte es, bis sie sich von ihrem Schrecken erholten.

Wer den rechten Ort weiß und trifft und dazu mit einem guten Ohre begabt ist, kann, wenn er mit dem Fuße auf den Boden stampft, noch heute die Glocke summen und tönen hören. Auch steht diesem Schatze bevor, einst noch ans Tageslicht zu kommen. Der siebente Besitzer der Schölzerei gleichen Namens soll der Glückliche sein, der einst die Glocke und ihren Inhalt heben wird.

E. Alliger im Riesengebirge in Wort und Bild, 1898. Heft 66. S. 46.

1960. Die wandernde Kirchenglocke von Hennersdorf.

Nordöstl. Böhmen. Riesengebirgsrand.

Vor vielen Jahren soll in der Hennersdorfer Kirche eine große Glocke gewesen sein, die aber später ungerechterweise nach Starkenbach gebracht wurde. Bei einem Brande der Starkenbacher Kirche fiel die Glocke herab und versank tief in die Erde. Jeden Palmsonntag, wenn die Passionen in der Kirche gesungen werden, dreht sich seither die Glocke einmal um und wird auf diese

Art unter der Erde wandernd einst nach Hennersdorf zurückgelangen. Sie soll sich gegenwärtig unweit der Kirche dieses Dorfes unter einer Scheuer befinden. Am Palmsonntag erklingt sie zuweilen. Sobald sie sich bis an die Oberfläche bei der Kirche emporgearbeitet hat, wird Hennersdorf ein Gnadenort werden.

Fiedler im Riesengeb. in Wort u. Bild, Heft 27. 1888. S. 26.

II. Eigentliche Schatzsagen.

Schätze in Burgen und Bergen.

Schätze in alten Burgen und Schanzen, namentlich Ruinen.

1961. Die Goldquelle in den Ruinen der Nicolaikirche zu Budissin.

Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte zu Budissin ein ehrsamer Bürger, der die Woche über fleißig arbeitete, aber Sonnabend abends gern ein Gläschen über den Durst zu trinken pflegte. Am Sonnabend Abend vor Pfingsten des Jahres 1702 kam er von einer lustigen Landpartie stark berauscht zurück. Aber er konnte sein Haus nicht finden und geriet — weiß der Himmel wie — in die Ruinen der Nicolaikirche. Dort aber überwältigte ihn die Müdigkeit, und auf dem früheren Altarplatze der Ruine streckte er sich ins Gras und fiel sofort in einen festen Schlaf. Als er erwachte, war es finstere Nacht, aber dicht neben ihm leuchtete ein helles Licht. Er rafft sich auf — da sieht er einen festlich geschmückten Altar und ein von Lampen erleuchtetes Altarbild. An den Altarstufen aber quoll es heraus wie ein Springquell von lauter Gold- und Silbermünzen. Erstaunt sieht er sich um, geht wie im Traume hin und her — da stößt er an einen Krug, und plötzlich wird ihm klar, was er zu tun hat. Er faßt sich ein Herz, nimmt das Gefäß und füllt es bis zum Rande mit den Münzen an, füllt auch noch Taschen und Hut und Halskrause. Da schlägt

es eins, ein Hahn kräht in einem benachbarten Dorfe, und der Glückliche eilt nüchterner als er gekommen von dannen und nach Hause. Die Goldstücke waren größtenteils aus der Zeit des Königs Maximilian und Matthias. Welchen Gebrauch er von dem Schatze gemacht und ob er heil- oder unheilbringend für ihn gewesen ist, das ist nicht laut geworden.

Haupt, Sagenbuch I. S. 277 f.
Nach Gräve, Volkssagen 1839. S. 86.

Eine Geldquelle kommt auch vor in einer Geschichte, die 1605 in einem Walde eine Meile Weges von Quedlinburg zu Thale sich ereignet haben soll. Grundmann „Geist- und weltliche Geschichtschule" bei de Wyl, Rübezahl-Forschungen 1909. S. 147.

1962. Der Schatz im Berge Oybin.

Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

Der Felsenberg Oybin bei Zittau besitzt seinen größten Reiz in der Nähe der Restauration, bei welcher man nicht nur die Klosterruine, sondern auch den idyllischen Friedhof und die mächtige Humboldtbuche findet. Auch sieht man hier einen von hohen Felsen überlehnten und sieben Ellen tiefen Weiher, von dem man sich eine eigenartige Sage erzählt.

Zur Zeit, da die Ritter den Oybin bewohnten, bestand auf dem Oybin ein unterirdischer Felsengang, der in dem mit Steinplatten belegten Grunde der Zisterne seinen Eingang hatte. Als nun im Jahre 1348 Kaiser Karl IV. die Ritterburg eroberte, brachten die Bedrängten alle ihre kostbaren Schätze in diesen Schacht, den sie dann mit einer Steinplatte, in die man ein Kreuz gemeißelt hatte, sorgsam verschlossen. Hierauf verkitteten sie noch die Fugen und füllten das Loch mit Wasser.

Nun hieß es immer, daß an einem Tage — und zwar zur Mitternacht des Totensonntags — das Wasser des Felsenbeckens verschwinde, wo es dann jedem, der schweigen könne, gestattet sei, die reichen Schätze zu heben. Daraufhin hatten sich einst sechs Oybiner vorgenommen, das Schatzgräberamt zu übernehmen. Mit Äxten und Stemmeisen begaben sie sich in der zwölften

Stunde des Totensonntags auf den Berg, während kalte Nordstürme heulend über die Wipfel der Bäume fuhren und die Wolken fast pfeilgeschwind an dem mondhellen Himmel dahinsegelten. Sie kamen gerade recht, denn bei der Zisterne angelangt, verkündete das Kirchlein vom Berghang die zwölfte Stunde. Wie man es erwartete, verschwand das Wasser bis auf den letzten Tropfen, und die Platte mit dem Kreuz wurde deutlich sichtbar. Natürlich ließen sich die Männer gleich hinab und begannen ein eifriges Handwerk, bei dem die widerhallenden Schläge der Äxte mit dem Geheul des Sturmes schauerlich zusammenklangen. Als sie aber in der besten Arbeit waren, hielt einer der Männer, mit einem roten Käppchen auf dem Kopfe, ermüdet inne und blickte hinauf. Doch wie erschrak er da! Am Rande der Zisterne hockten entsetzliche Gespenster mit Hörnern und Krallen, die, ebenso schweigsam wie die Schatzgräber, einen Galgen errichteten. Durch allerhand Winke machte nun „der mit dem roten Käppchen" seine Kameraden auf die schreckliche Erscheinung aufmerksam, wobei wohl auch der Mutigste zaghaft wurde. Doch es sollte noch schlimmer kommen! Als die Männer die einmal begonnene Arbeit fortsetzten und sich die Platte bereits zu heben begann, ertönte auf einmal eine hohle Stimme. Erschreckt blickte man auf. An dem fertigen Galgen stand ein gehörntes Gespenst und fragte: „Wen von den Goldgierigen soll ich nehmen?" — „Den mit der roten Kappe, dächt' ich!" erwiderte ein nicht minder abscheulicher Geselle. In diesem Augenblick aber schwand dem „Rotbekappten" der Mut; die Axt hinwerfend, fiel er auf die Knie und rief: „Gnade, Gnade für mich!" Damit war das Gelöbnis der Schweigsamkeit gebrochen. Mit einem lauten Krach fiel die Platte zurück, der Galgen samt den Gespenstern verschwand und die Zisterne füllte sich sprudelnd und rauschend mit Wasser. Nur mit großer Not entkamen die Männer dem Tode des Ertrinkens und unverrichteter Sache mußten sie heimkehren. — Lange haben die Schatzgräber ihr Erlebnis geheim gehalten, bis doch schließlich „der mit dem roten Käppchen" eine

Andeutung um die andere machte und das Volk das seltsame Abenteuer erfuhr.

Nacherzählung von M. Promber in der Täglichen Unterhaltungsbeilage zum Breslauer Generalanzeiger vom 18. März 1911.

1963. Schatzheben beim Quitzdorfer Raubhause.

Schles. Lausitz. Kreis Rothenburg.

Bei der Ruine des Quitzdorfer Raubhauses am nördlichen Walle steht eine große Eiche, unter welcher der Schöpsfluß vorüberfließt. Dort liegt eine Braupfanne voll Geld, auf deren Deckel ein glühendes Kalb Wache hält. Ein paar Leute wollten den Schatz heben und waren durch ihre Zaubermittel bereits so weit gekommen, daß sie die Braupfanne erblickten. Da kam plötzlich der Teufel auf einem dreibeinigen Ziegenbocke über die Wiese geritten. Der rief ihnen unaufhörlich zu: „Ihr werdet den Schatz doch nicht heben." Sie wußten aber, daß er sie bloß zum Sprechen bringen wollte, ließen sich nicht irre machen und gruben, ohne einen Laut zu geben, weiter. Da schrie der Teufel dem einen von ihnen, der rote Hosen anhatte, zu: „Wart' nur, du mit deinen roten Hosen, dich will ich hängen." Der Angeredete vergaß die Zauberregel und antwortete: „Das sollst du wohl bleiben lassen." Augenblicklich verschwand der Schatz, und der Teufel ritt höhnisch meckernd von dannen. Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 234.

Nach der Handschrift des Landesältesten v. Oertzen im Archiv der O.-Laus. Ges. d. Wissensch.

1964. Der Schatz auf der Landskrone.

Schles. Lausitz. Kreis Görlitz.

1. Jakob Böhme, Schatzgräber und Mittel zur Schatzhebung.

In der Landskrone ist von alten Zeiten her ein Schatz vergraben. Jakob Böhme, der berühmte Görlitzer Schuster und Philosoph hat ihn einst gesehen. Als er noch ein Knabe war und das Vieh hütete, pflegte er schon in tiefsinnige Betrachtungen versunken sich von seinen Gefährten abzusondern. So kam er einmal in Gedanken in der Mittagstunde auf den Berg. Auf dem Gipfel fand er einen Eingang, wie von roten Steinen gemauert, und als

er hineinging, erblickte er eine große Bütte mit Geld. Er erschrak aber so sehr darüber, daß er eiligst zurückging, ohne sich etwas von dem Gelde zu nehmen. Als er nachher mit anderen Knaben mehrmals auf den Berg stieg, konnte er den Eingang nicht mehr finden. Im 17. Jahrhundert hat sich ein berühmter Schatzgräber zu Forste, namens Bernhard Adelmann, dem Magistrat zu Görlitz angeboten und gesagt, er wolle den Schatz heben. Aber er hat zu viel für sich selbst verlangt. Eine andere Sage berichtet, es habe ihn ein fremder Schwarzkünstler gehoben und hinweggeführt, habe aber dadurch einen Fluch auf sich geladen, daß er eines schmählichen Todes verstorben.

Zur Weihnachtszeit um Mitternacht kann man den Eingang finden. Zum Schlüsselloche paßt ein jeder Kanzelschlüssel, welchen man in der Christnacht abziehen muß. Andere sagen, es müsse der Kanzelschlüssel aus der Görlitzer Peterskirche sein, und man brauche dazu die ebendaselbst liegende große Habermannsche Altarbibel.[1]) Auch heißt es, daß der Schatz gehoben werden könne, wenn so viel reine Jungfrauen zusammen kämen, daß der Berg durchgesägt werden könnte. Daher sagt man von einer spröden Jungfrau, die nicht heiraten mag, sondern ohne Grund einem ehrlichen Burschen einen Korb gibt: „Sie will warten, bis die Landskrone durchgesägt wird, und dabei helfen."

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 256.
Mündlich und nach Büsching, Volkssagen I. 178. Frankenberg, Leben Jakob Böhmes, Amsterdam 1715. S. 3. Neues Lauf. Mag. 1838. S. 383. Schöns Handschr. Nr. 30. Gräve, Volkssagen S. 29. Preusker, Blicke in die vaterländ. Vorzeit II. 100. Akten der Naturforsch. Gesellsch. Nr. 93.

1) Nach Gräße, Sagenbuch 1871, S. 387 wird dem der Schatz zuteil werden, der in der heiligen Christnacht, während die Orgel in der Peterskirche mächtig ertönt, die Peterskirchschlüssel nimmt, auf die Landskrone geht und gerade zu der Minute die Höhe erstiegen hat, wenn der erste Glockenschlag der Mitternachtsstunde vom Turme in Görlitz erschallt. Dann wird er ein Schlüsselloch finden und mit den Schlüsseln der Peterskirche die Höhle aufschließen können. Doch soll bis jetzt ein Versuch der Art noch niemandem geglückt sein.

Wesentlich dieselbe Darstellung gibt von der Sage H. Goedsche, Sagenschatz 1840. S. 159 f. (O. Goedsche, Sagen des Riesengeb. 1884. S. 3) mit der Erweiterung, daß Jakob Böhmes Schatzentdeckung im Jahre 1575 stattgefunden und daß es ein Glück für ihn gewesen sei, den Schatz nicht angerührt zu haben; denn ein arger Fluch lag darüber ausgesprochen. Bald darauf soll ein fremder Künstler ihn gehoben und mit sich hinweggeführt haben; der auf dem Gelde ruhende Fluch aber habe ihm einen schändlichen Tod gebracht.

2. Mutter und Kind in der Landskrone.

Einmal hat auch eine arme Frau mit ihrem Kinde auf der Landskrone sich ergangen und das Kind hat gespielt und so in seiner Unschuld die Türe zu dem Schatze gefunden, ist hineingegangen, hat auch seiner Mutter zugeschrien, die dem Kinde nachgegangen und so ebenfalls in das Gewölbe gekommen ist, wo sie nun sehr viel Gold und Edelsteine aufgerafft und mitgenommen hat. Sie hat aber vergessen, ihr Kindlein, das neben ihr auf der Erde sitzen geblieben war, mitzunehmen, hat auch erst zu Hause wieder an das Kind gedacht, ist zwar in großer Angst nach dem Berge zurückgelaufen, das Kind zu suchen, hat aber weder die Tür zu dem Gewölbe, noch das Kind wiederfinden können. Das Geld und Gut ist bald zerronnen, und hat die Mutter dann weder Geld noch Kind gehabt, was sie nicht ertragen gekonnt. Sie hat sich deshalb verzweiflungsvoll in einen tiefen Born gestürzt.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 220.
Nach Görlitzer Wegweiser 1837. S. 442. Beschreibung der Landskrone 1847. S. 31. Nr. 1 u. 2, nacherzählt von Heide Exner, Schlesische Sagen. S. 42.

3. Der Postillon Matthes. Die drei schwarzen Tiere.

Der alte Postillon Matthes aus Krischa, der daselbst nach seiner Dienstentlassung noch im Jahre 1826 lebte, ging jede Johannisnacht auf die Landskrone und erhob dort von dem Schatze des Ziscibor jedesmal soviel, als er das Jahr über brauchte. In der Gegend umher glaubten das die Leute steif und fest, und die Weißenberger Bürger schickten einst Abgeordnete zu ihm, die ihm vieles Geld boten, wenn er sie mitnehmen wollte, denn die guten

Bürger wollten gern der Stadt Schulden bezahlen und wußten nicht wovon. (Bei Gräße ist hinzugefügt: aber er wies sie stets zurück.)

Wenn man in das Gewölbe hineinkommt, wo der Schatz liegt, so sieht man Ziscibor vor ihm sitzen, mit einer weichen Semmel in der Hand. Der Schatz besteht aus drei Tonnen voll geprägter Münzen. In der einen Tonne liegen die Goldstücke, in der andern die harten Taler und in der dritten die kleine Münze. Wenn man drei ganz schwarze Tiere, an denen kein weißes Härchen sein darf, nämlich eine Katze, einen Ziegenbock und einen Hund bekommen könnte, so wäre der Schatz leicht zu heben. Denn wenn man mit diesen auf der Landskrone ankäme, so würde sich die Türe von selbst auftun, und man könnte dann nehmen, soviel man wollte. Beim Weggehen muß man sich nur hüten, einen Blick rückwärts zu tun, wenn auch das Kettengerassel noch so furchtbar sein sollte.

Der Wendenfürst Ziscibor ist der sagenhafte Erbauer der Burg.[1])

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 221.
Mündlich aus Görlitz.

Die drei Hauptschen Sagen berichtet auch Gräße, Sagenbuch 1871. S. 386f. und ergänzt sie in unwesentlichen Dingen nach der Schrift „Die Landskrone bei Görlitz". Görlitz 1862. S. 23ff.

1965. Der Schatz auf dem Schönberger Burgsberge.

Schles. Lausitz. Kreis Lauban.

Es geht die Sage, daß auf diesem Berge, da wo einst die Burg gestanden haben soll, sich eine Felsplatte öffne. Wenn man hindurchsieht, so erblickt man einen Mann, der schreibend mit der Feder in der Hand an einem Tische sitzt. Auf dem Tische aber liegen unzählige Haufen Goldes.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 229.
Nach handschriftl. Samml. v. Schön Nr. 18.

---

1) Von ihm handelt Haupt, Sagenbuch II. 1863. S. 89 (Nr. 130). Die dort mitgeteilte Sage beruht größtenteils auf freier Erfindung des nicht bekannten Verfassers.

1966. Der Schatz auf dem Zangenberge und zwei Hebungsversuche.

Schles. Lausitz. Kreis Lauban.

1. Im Zangenberge bei Marklissa liegt ein großer Schatz, welcher von einem weißen und einem schwarzen Hunde bewacht wird und aus den Zeiten herrührt, da auf diesem Berge die alte Burg Lesna gestanden hat, die in der Teilungsurkunde vom Jahre 1267 vorkommt und der Stadt Marklissa den Namen gegeben haben soll.

Zwei arme Häusler aus Hartmannsdorf gingen einst mit einer Wünschelrute bewaffnet nach dem Zangenberge, um den darin befindlichen Schatz zu heben. Die Rute zeigt ihnen die Stelle, wo er liege, und sie fangen an eifrig zu graben. Da sieht der eine auf, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen, und voll Entsetzen den andern mit dem Arme stoßend, flüstert er ihm zu: „Dort ist der Teufel, er sieht grimmig her." „Laß ihn sein," erwidert der andere, „ich will den Schatz aber heben." Beide gruben nun wieder emsig fort. Der erste kann es aber nicht lassen wieder aufzusehen, und mit dem Ausrufe: „Dort ist der Teufel immer noch, er baut einen Galgen" wollte er die Hacke wegwerfen und entfliehen. Aber der andere hält ihn fest und murmelt, ohne aufzusehen, wieder: „Laß ihn sein, ich will meinen Schatz heben." Da ermannte sich der Erschrockene und grub mit Eifer weiter. Plötzlich hörten sie es rascheln und knistern. Sie blicken auf, und vor ihnen steht der Böse, die kralligen Hände ausgestreckt und mit seinen flammenden Augen sie gräßlich anstierend. Da packt sie Entsetzen; sie lassen alle Werkzeuge liegen und fliehen, so weit sie nur ihre Füße tragen, von dem fürchterlichen Orte. Ein mächtiger Sturm hatte sich erhoben, die Tannen auf dem Berge rauschten wild durcheinander, und in dem allgemeinen Getöse hörten sie von Zeit zu Zeit ein gellendes Hohngelächter. Schweißtriefend kamen die Schatzgräber zu Hause an und haben es nie mehr gewagt, einen Schatz heben zu wollen.

Die Stelle aber, wo sie gegraben, hat man niemals wieder finden können. Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 226 f.

Nach Neues Lauf. Magaz. 1838. S. 383. O.-Lauf. Nachlese 1769. S. 86. Lauf. Mon.-Schr. 1793. II. 355. Gräve, Volkssagen. S. 99. Handschr. der Breslauer Lusatia. Nr. 19.

2. Einst machten sich in der Christnacht mehrere Bürger Markliſſas auf den Weg, den Schatz im Zangenberge zu heben. Es wurde auf der bezeichneten Stelle ein Kreis gemacht und mit einem seidenen Faden umgeben. Die Schatzgräber stellten sich in den Kreis und stellten ein brennendes Licht in die Mitte. Als sie aber anfingen zu graben, da erhob sich ein gräßlicher Sturmwind in den Fichten des Berges. Nur in dem Zauberkreise ging kein Lüftchen. Auf einmal erschienen schauderhafte großbärtige Gestalten. Da erschraken die Schatzgräber und liefen so schnell sie konnten auf und davon.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 227.

Nach Köhler, Bilder aus der Oberlausitz 1854. S. 18 und Grässe, Sagenschatz des Königr. Sachsen. S. 480.

1967. Der Schatz bei Warthau und das Männlein auf dem Ziegenbocke.

Kreis Bunzlau.

Bei Warthau (zwischen Bunzlau und dem Gröditzberge) stehen die Trümmer eines alten Raubschlosses, von dem die Sage erzählt, daß in seinen Tiefen noch ein großer Schatz verborgen liege. Weil aber das ganze Schloß rund von Wasser umgeben ist, kann er von dort nicht weichen, wenn er nicht wirklich gehoben und der Bann gelöst wird, der über dem unrechtmäßigen Gute der alten Raubritter liegt. Wer den Schatz aber heben will, der muß als erste Bedingung unverbrüchliches Stillschweigen dabei bewahren, es mag auch um ihn geschehen, was da wolle.

Einmal hatte ihn schon ein Mann gehoben und sich an alle Teufelsfratzen, die ihn daran hindern wollten, nicht gekehrt, da reitet im letzten Augenblicke ein sonderbar possierliches Männlein auf einem Ziegenbocke an ihm vorüber. Es war aber so seltsam anzuschauen, daß er darüber laut auflachen mußte, und alsobald

versank der Schatz wieder in die Erde. Seitdem ist es keinem geglückt, ihn wieder so hoch zu heben.

H. Goedsche, Sagenschatz 1840. S. 164.
Übernommen von L. Sturm im Gebirgsfreund. XIII. 1901. S. 44.

1968. Der Schatz im Keller der Ruine Lähnhaus.

Kreis Löwenberg.

1. Wenn man von dem herrlichen Denkmal des Freiherrn Friedrich Gotthard Ehrenreich von Grunfeld und Guttenstädten[1]) den ursprünglichen Torweg zur Burg Lähnhaus hinansteigt, so verbirgt links dichtes Gebüsch ein unheimliches Kellergewölbe, in dessen Grunde ein großer Schatz verborgen sein soll, dessen Hebung, wie die Sage meldet, einst beherzte Männer vergeblich versuchten.

Davon berichtet ein Gedicht: „Der Schatzgräber", dessen Inhalt im wesentlichen folgender ist: Ein Ritter der Burg Lähnhaus hat einst vor etwa 300 Jahren einen Kessel Goldes in den Keller der Burg geschafft und vergraben. Darauf hat er sein Ritterschwert, mit dem er Mord und Raub begangen, auf den Schatz geworfen und ihn damit „versiegelt". So sank der Schatz zur Tiefe und Steingeröll bedeckte ihn, während der Teufel, mit dem er im Bunde stand, sich seiner Seele bemächtigte. Den Schatz kann nur einer heben, der den Namen des Ritters weiß. Bisher sind aber alle Hebungsversuche vergeblich gewesen, denn es fehlte den Schatzgräbern die Unschuld; sie durften nie geflucht haben und mußten in gutem Leumund stehen.

Einst hatten drei Burschen sich aufgemacht und alle Anfechtungen[2]) glücklich überstanden, die ihnen beim nächtlichen Aufstiege und während des Grabens vorkamen. Schon hatten sie den Schatz angefaßt, sahen das Gold und das Schwert auf dem Kessel, da verbrannte sich der eine an einer nebenstehenden Nessel und

1) Der 1804 als der letzte seines Stammes starb.

2) Unter den Gespenstererscheinungen wird besonders ein nächtliches Ungetüm genannt, das den hinaufsteigenden Schatzgräbern nachgeht und sie beobachtet.

ein Fluch drang ihm von den Lippen. In dem Augenblicke sahen sie eine Kröte auf dem Golde liegen und erschraken. Aber sie überwanden sich, und ein zweiter griff in den Kessel, um das Gold zu raffen. Er war aber ein Trunkenbold und ein sittenloser Mensch. Als er daher das Gefaßte hervorzieht, grinst ihn ein Totenschädel an, ein Dolch steckt noch in der Wunde, die einst den Mann tötete. Da ergreift ihn Entsetzen, er wirft den Schädel fort, das Zauberwort ist ihm entfallen, und eine Stimme dröhnt ihm in die Ohren: „Gedenke des Endes!" Da war ihr Mut gebrochen und sie entflohen. Der Schatz aber sank tiefer in die Erde.

Durch viele Jahre bewohnte die irrsinnige „Mairose", eine unglückliche Greisin, jenen Keller, welche sich vor den Eindringlingen wie eine Gespenstergestalt aus alten Zeiten vom feuchten Mooslager aufraffte und mit hohler Stimme um ein Almosen bat, bis sie in den 50er Jahren (des 19. Jahrh.) auf dem nahen Friedhofe Ruhe fand.

A. Knoblich, Chronik von Lähn 1863. S. 225ff.

2. Hinter dem Haupteingange der Burg Lähnhaus zeigt sich an der linken Seite im Gebüsch ein halbverfallenes Kellerloch, aus dem ein kalter Modergeruch steigt. Dieses Loch soll der Eingang zu einem unermeßlichen Schatze sein, der seit Jahrhunderten dort in der Tiefe ruht. Die Reichtümer sind aber von einem geisterhaften Ritter bewacht, der bei Mondschein oft aus dem Kellerloche hervorlugt.

Der Ritter wird entweder Hans oder Konrad genannt. (Unter Hans von Czedlitz, der 1465 in den Besitz der Burg kam, wurde sie zu den gefürchtetsten Raubschlössern des Landes gerechnet.)

Klose, Sagen des Riesengebirges 1887. S. 50.

1969. Mutter mit Kind in der Brauerei des zerstörten Dorfes Bronsdorf.[1])

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Oberhalb Seidorf soll einst ein Dorf gestanden haben, das Bronsdorf hieß und von den Hussiten zerstört worden sein soll.

1) Obwohl diese Sage von keinen Schätzen redet, gehört sie doch in den Kreis jener zahlreichen Schatzsagen, in denen eine Mutter mit ihrem Kinde dem Wechsel des Schicksals verfällt.

Zu diesem Dorfe soll auch eine Brauerei gehört haben, die am „Kalten-Buchenstein" gestanden habe. Nach dem Berichterstatter Rückert in Saalberg lag dieser Stein zwischen Bronsdorf und Baberhäuser, ist also nicht zu verwechseln mit dem näher an Giersdorf gelegenen „Kalten-Buchenberge". Dort hört man allnächtlich in der zwölften Stunde Glocken läuten.

Einer Sage zufolge ging dort einst eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Wege zur Christnacht vorüber und ließ ihr Kind in der Brauerei zurück. Als sie aus der Christnacht zurückkehrte, war die Brauerei mitsamt dem Kinde verschwunden. Nach einem Jahre kam die Frau wieder an derselben Stelle vorüber, da erstand plötzlich die Brauerei vor ihren Augen, und ihr Töchterchen saß gesund und munter darinnen.

Nach einer andern Form der Sage ist die Brauerei bereits durch „Knappen und Kriegsvolk" zerstört gewesen, als die Frau mit dem Kinde vorüberging, und sie hat das Kind — ein Mädchen — auf einem Steine dort zurückgelassen. Genau nach einem Jahre findet sie es dort wieder, gesund und wie eine Rose blühend. Als das Mädchen herangewachsen und 16 Jahre alt war, ging es einst mit seiner Mutter wieder an der Stelle vorüber. Da sagte es mit einem Male: „Mutter, hier ist meine Ruhestätte", fängt an eine unsichtbare Glocke zu läuten und verschwindet spurlos. Seit jener Zeit hören nicht selten Leute, die dort herum im Busche Holz oder Beeren sammeln, Glocken läuten, ohne daß sie es ergründen können, woher das Geläute kommt.

Cogho, Volkssagen. 1903. S. 56 f.

1970. Die Schätze des Hausberges und der Perückenmacher Kilian.

Kreis Hirschberg.

Unweit der Stadt Hirschberg, dicht am Zusammenflusse des Bobers und Zackens, erhebt sich ein Hügel, der Hausberg, so genannt nach dem festen Hause, der Burg, die einst auf ihm gestanden hat, aber jetzt verschwunden ist und deren Trümmer mit

Rasen und Erde überdeckt sind. Das Andenken an sie hat sich noch erhalten in dem Namen eines Stadttors zu Hirschberg, des Burgtors. In der Tiefe der Trümmerstätte liegen mächtige Schätze, von neidischen Erdgeistern bewacht. Alljährlich einmal, in der Christnacht von 12 bis 1 Uhr, steht der Keller offen und eine Tür führt mitten hinein in den Berg durch einen langen und schmalen Pfad zu den glänzenden Gewölben, wo die Schätze ruhen. Das dauert so lange, als zu Hirschberg in der Pfarrkirche der Gottesdienst währt.

Vor 60 bis 70 Jahren versuchte es einer, den die Chronik der Stadt erwähnt, ein Perückenmacher (H. Goedsche nennt ihn Kilian[1]), dem es kümmerlich ging, dem schon der Schuldturm drohte und der Frau und Kinder hatte, zu den Schätzen zu gelangen. Er nahm seinen Puderbeutel samt Quaste, die er als Verteidigungsmittel zu gebrauchen gewohnt war, fand richtig die Tür und den langen, blutrot erleuchteten Gang und gelangte in den Grottensaal. Dort sah er zwei Haufen von Münzen, einen goldenen und einen silbernen. In der Mitte des Saales saßen am schwarzbehangenen Tische in langen Talaren mit großen Halskragen und ungeheuren Allongeperücken eine Anzahl Gnomen, deren größter drei Fuß hoch war, alle durch irgendeine Mißbildung ausgezeichnet, einen Höcker, riesige Nase oder Maul, Speckohren bis zum Gürtel, einen Bauch, Riesenfäuste oder -füße. Ein Schrei der Verwunderung begrüßte ihn, er sank in die Knie vor Schreck, fing an sein Leid zu klagen und um eine Gabe zu bitten. Da erlaubte man ihm seinen Puderbeutel mit Goldmünzen zu füllen und entließ ihn ungekränkt. Nun lebte er mit seiner Familie in Saus und Braus und verjubelte in kurzer Zeit den gewonnenen Schatz. Am Ende des Jahres war er wieder so arm wie vorher und entschloß sich, noch einmal in den Berg zu gehen. Aber man empfing ihn ungnädig und bearbeitete ihn unsanft mit den Riesen-

1) Vor Goedsche findet sich derselbe Namen in derselben Erzählung schon bei Fischer und Stuckart, Geschichte der Burgvesten und Ritterschlösser. 1821. 1. Heft, S. 26—31.

fäusten, am Ende gestattete man ihm doch, den Puderbeutel noch einmal zu füllen, diesmal aber nur mit Silbermünzen, warnte ihn jedoch eindringlich, sich wieder sehen zu lassen. Kaum war er draußen, so gewann der alte Leichtsinn die Oberhand, er vergaß die Lehre, lebte wie früher, ohne an die Zukunft zu denken, und bald war alles vertan. Als er nun in der nächsten Christnacht zum dritten Male den Berg aufsuchte, kam er nicht wieder, man fand seinen Körper zerschellt zwischen den Felsen liegen.

Nach der ausführlichen Darstellung in Prov.-Bl. 1809, 49. Bd., S. 97—100 etwas gekürzt. Dieselbe im Schlesierbuche 1825, S. 429—437. Auf die wesentlichen Züge beschränkt bei Berndt, Wegweiser 1828, S. 363 u. K. A. Müller, Vaterländ. Bilder 1837, S. 438, H. Goedsche, Sagenschatz 1840, S. 242 f. (O. Goedsche, Sagen des Riesengeb. 1884. S. 47 f.), Grässe, Sagenbuch 1871. S. 251 u. a.

1971. Das Bolzenschloß und seine Schätze.

Kreis Schönau.

1. Unweit Jannowitz im Schönauer Kreise liegen in hohen und waldbedeckten Bergen auf steilem Felsen die Ruinen des Bolzenschlosses, auch Polzenstein genannt. Halb verwitterte und mächtige Granitblöcke starren düster dem Wanderer entgegen. Von der Höhe der Ruinen schaut man weit hinab in die Wildnis, auf das Riesengebirge mit seinen Kuppen und westlich und nördlich hinein in das anmutige Bobertal. Die Burg soll ums Jahr 1374 von einem aus dem Geschlechte der Politz oder Polz erbaut worden sein und ist durch Torstenson zerstört worden.

In den Trümmern des Bolzenschlosses geht in der Dämmerstunde, wenn Tag und Nacht sich scheiden, ein gespenstiger Mönch umher, der nie Rast noch Ruhe findet. Der war im Leben Burgkaplan auf dem Bolzenschlosse, und als im 30jährigen Kriege die Schweden das Schloß stürmten, hat er sich aus dem mittleren Fenster des Rittersaales gestürzt, um nicht in die Hände der Ketzer zu fallen. Nach einer anderen Sage aber hat er Verrat üben und die Feste den Kaiserlichen übergeben wollen. Und schon waren

mehrere derselben auf einer Strickleiter mit seiner Hilfe heraufgestiegen, als es die Schweden gewahr wurden und die Feinde nebst dem Verräter durch dasselbe Fenster hinab in den Abgrund stürzten. Noch heutigen Tages zeigt man das Bogenfenster an der westlichen Seite der Trümmer. Der Mönch aber liegt unten an der Felswand begraben, und sein Geist muß noch immer ruhelos umherirren und schreckt den stillen Landmann und Wanderer und bewacht die Schätze, welche die Schweden im tiefen Burgkeller verborgen haben. Bald nach dem 30jährigen Kriege wollten Bergleute des Nachts dort nachgraben und fanden auch richtig die mächtige eiserne Pforte. Als sie aber dieselbe öffnen wollten, da verloschen auf einmal die Lampen und eine unsichtbare Gewalt erfaßte sie und warf sie unsanft zur Burg hinaus, daß viele hart beschädigt wurden. So ist es später noch anderen Schatzgräbern ergangen, bis niemand mehr gewagt hat nach den verborgenen Schätzen zu suchen.

Fischer und Stuckart, Burgvesten und Ritterschlösser. 1821. 1. Heft, S. 247 f. H. Goedsche, Sagenschatz 1840. S. 173 f. Übernommen von O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges 1884. S. 44 f.

2. Auf der Westseite der Burg wird noch ein Bogenfenster des Rittersaales gezeigt (das mittelste), aus dem ein katholischer Priester an der Felswand hinab (man sieht noch einen unvertilgbaren Blutstreif an ihr) in die Tiefe stürzte, wo sein Leib begraben liegt, sein Geist aber noch immer ruhelos umherirrt. (Es werden dann die beiden verschiedenen Erzählungen von der Ursache seines Todes mitgeteilt.) Übrigens sind noch bedeutende Schätze zu heben; denn Torstenson hat alle Kostbarkeiten in einen weiten, mit einer eisernen Tür verschlossenen Keller schaffen lassen und bei der Zerstörung der Burg wurde die Bergung jener Schätze vergessen. Nach vielen Jahren wollten Bergleute durch den Eingang im mittleren Burgraume hineinfahren; aber kaum waren sie eingetreten, so verloschen ihre Lampen und es trieb sie hinaus.

Berndt, Wegweiser 1828. S. 252.

3. In den verfallenen Burgkellern des Bolzenschlosses liegt ein mächtiger Schatz, den im 30jährigen Kriege die Schweden dort verborgen haben. Ein Geist bewacht aber den Schatz und verteidigt ihn gegen die Menschen. Bergknappen drangen vor 100 Jahren doch einmal in den Berg. Als sie aber die eiserne Tür zum Schatze gefunden hatten, verlöschte der wachehaltende Geist plötzlich ihre Lampen und schleuderte sie selbst hinaus in den ersten Burghof. Anderen vorwitzigen Schatzgräbern ist es ebenso ergangen, und deshalb wagt niemand mehr den Eingang zu den Reichtümern zu suchen. Diese sind für ein sittiges Mädchen aufbewahrt, das die Pforten geöffnet finden wird. Es soll aber noch geboren werden.

Klose, Sagen des Riesengebirges 1887. S. 65.

1972. Das Molkenhaus und seine Schätze.

Kreis Schönau.

Nur geringe Ruinen des Bolkenschlosses, Molkenhaus genannt, liegen noch am rechten Boberufer auf dem Gipfel des Bolkoberges (im Volksmunde auch fälschlich Molkenberg[1]) genannt), eines Granitfelsens, bei Eichberg im Schönauer Kreise in malerischer Umgebung.

Wo das Bolkenschloß 1198 von Boleslaus dem Langen[2]) erbaut worden, da hat zur Heidenzeit ein heidnischer Tempel gestanden. Um Mitternacht ist es in den Ruinen nicht recht geheuer, und ein großer schwarzer Ritter sitzt am Eingange und wehrt jedem Fremdlinge den Zutritt zu den reichen Schätzen, die darin vergraben liegen. Darum wagt kein Bewohner der Umgegend bei Nacht sich dem Felsen zu nahen.

H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 172 f.
Übernommen von O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges. 1884. S. 44.

1) Molkenberg und Molkenhaus sind volkstümliche Umgestaltungen der ursprünglichen Namen Bolkenberg und Bolkenhaus.

2) So berichtet Naso. Der Erbauer ist aber Bolko I. im Jahre 1289.

Seit der Zerstörung des Schlosses (1429) wandelt ein schwarzer Ritter um Mitternacht in den Ruinen umher oder sitzt am Eingange und wehrt mit gezücktem Schwerte den Menschen den Zutritt, die zu den reichen Schätzen in den Felsenkellern wallen wollen. Ein besonderer Spruch verdrängt den Wächter, und wer diesen Spruch findet, dem gehört der Schatz.

Klose, Sagen des Riesengebirges 1887. S. 56 f.

1973. Die geheimnisvollen Männer in der Ruine der Hedwigskapelle bei Röchlitz.

Kreis Goldberg-Haynau.

Der Häusler Täuber in Röchlitz hatte einen Sohn, der regelmäßig, wenn er zur Schule ging, an der Ruine der Hedwigskapelle vorbeigehen mußte. Die Ruine liegt auf einer von Wald umgebenen Anhöhe und es befanden sich damals auch unterirdische Gewölbe in ihr. Die kindliche Neugierde trieb einst den Knaben, die Ruine auszuforschen, dabei fand er zufällig den Zugang zu den Gewölben offen und trat ein. Fremde Männer sah er und wurde von ihnen angesprochen. Sie boten ihm reichlich Geld, wenn er sie mit Lebensmitteln versorgen wolle, aber er müsse sich zu unbedingter Verschwiegenheit verpflichten, sonst werde es ihm schlecht gehen. Der Knabe tat, wie ihm geheißen war, brachte nicht einmal bloß, sondern immer wieder die verlangten Lebensmittel und erhielt jedesmal eine stattliche Summe. Dies Geld verbarg der Junge hinter dem Schornsteine unter dem Dache seines väterlichen Hauses.

Eines Tages bat er die Männer um die Erlaubnis, seinen Vater mitbringen zu dürfen. Es wurde ihm gewährt, nur müsse auch der Vater ebenso verschwiegen sein wie er, sonst wären beide verloren. Dieser Besuch war für einen bestimmten Abend verabredet. Vater Täuber war sehr erfreut, als er von seinem Sohn die Nachricht erfuhr, und machte sich mit ihm am betreffenden Tage auf den Weg. Aber der Weg führte an einem Wirtshause vorüber, in das der Vater, um sich für den Gang Mut zu trinken,

mit seinem Sohne eintrat. Als er von dem genossenen Schnapse redselig geworden war, ließ er den anwesenden Gästen gegenüber durchblicken, daß er etwas Geheimnisvolles vorhabe. Das reizte die andern, ihm das Geheimnis zu entlocken, und was er hatte verschweigen sollen, ward schließlich von ihm ausgeplaudert, ehe er sich's recht überlegte, was für ihn auf dem Spiele stand. Kaum hatte er die verräterischen Worte gesprochen, so wurde ein heftiges Klopfen an das äußere Fenster vernommen und eine laute Stimme rief: „Täuber! Täuber!" Sogleich verließ Täuber mit seinem Sohne das Gasthaus — aber niemals hat man sie wiedergesehen. Das Geld hinter dem Schornsteine war ebenfalls verschwunden, ohne daß es je aufgeklärt worden ist, wer es geholt hat.

Schriftlich mitgeteilt von Herrn Lehramtskandidaten Herzog aus Goldberg nach der Erzählung seines Vaters, der, 1801 geboren, den Täuber noch persönlich gekannt hat und seinen Kindern die Sache mit Überzeugung erzählte. Auch ein Goldberger Kantor soll die Sage noch kennen. (Durch Herrn Viktor Schaetzke 1911.)

1974. Der Porprichkeller auf dem Burgberge bei Buchwald und der unheimliche Schlüssel.

Kreis Landeshut.

Auf der Südseite des Burgberges bei Buchwald (den der Volksmund auch Porprich nennt) befindet sich eine in den Felsen gehauene viereckige Vertiefung, der Porprichkeller genannt. Von hier soll ein unterirdischer Gang bis zum Schlosse Schatzlar führen. Im Porprichkeller liegt auch ein Schatz vergraben, den ein schwarzer Pudel bewacht, welch letzterer nur zur Mittagsstunde zu sehen ist. Die Öffnung des Kellers ist durch eine schwere, eiserne, reichverzierte Tür verschlossen, die sich an gewissen Tagen des Jahres und zu einer bestimmten Stunde von selbst öffnet, eine Stunde lang offen bleibt und sich dann von selbst wieder schließt.

Ehemals besaß auch ein Bauer aus Buchwald den Schlüssel zu diesem Keller. Gern hätte er sich des unheimlichen Schlüssels entledigt, darum nahm er ihn einst mit auf die Schneekoppe und

warf ihn in den kleinen Koppenteich. Als er aber nach Hause kam, fand er ihn zu seinem größten Erstaunen wieder auf der alten Stelle liegen.

Später haben an einem Karfreitage mehrere Leute mit Hilfe des Schlüssels und der Wünschelrute versucht, den Keller nochmals zu öffnen, allein ihr Bemühen war vergeblich.

Patschovsky, Sagen des Kreises Landeshut 1893. S. 40f.

1975. Der sargförmige Stein auf dem Burgberge bei Buchwald bedeckt einen Schatz.

Kreis Landeshut.

In der Nähe des Porprichkellers auf dem Burgberge bei Buchwald liegt ein großer Stein, der die Form eines Sarges hat. Ein Mann, der im Besitze einer Wünschelrute war, vermutete unter diesem Steine viel Gold. Er veranlaßte daher den Eigentümer des Steines, einen in Buchwald ansässigen Bauern, sich mittelst der Wünschelrute zu vergewissern, ob wirklich Geld dort verborgen liege. Als der Bauer mit der Wünschelrute auf den Stein schlug, fing dieser an sich zu bewegen, und man hörte deutlich den Klang des Goldes. Nun grub der Bauer den Boden unter dem Steine hinweg, aber je mehr Erde weggeschafft wurde, desto größer wurde der Stein, so daß er die ausgehöhlte Stelle immer wieder ausfüllte. Der Bauer erkannte bald, daß es unmöglich sei, den Schatz zu heben, und ließ fortan den Stein in Ruhe.

Patschovsky, Sagen des Kreises L. 1893. S. 41.

1976. Die Schätze in der Volkoburg.

Kreis Volkenhain.

Die Burgherren der Volkoburg haben in den festen Kellern große Schätze verborgen und eingemauert. Diese sind aber so wohl verwahrt und von unsichtbaren Geistern bewacht, daß selbst die Rutengänger vergebens mit der Wünschelrute angeschlagen haben. Wer die Schätze einst entdeckt, darf sie nur mit unbescholtener Hand berühren, sonst ist er des Todes.

Klose, Sagen des Riesengebirges 1887. S. 69.

1977. Das Goldstübchen auf Burg Nimmersatt.

Kreis Volkenhain.

In einem Turmgemache der Burg Nimmersatt waren in alter Zeit unendliche Schätze von den Raubrittern aufgestapelt worden. Das Zimmer wurde deshalb das Goldstübchen genannt und soll bei der Zerstörung der Burg mit seinen reichen Schätzen in die Keller versunken sein.

Klose, Sagen des Riesengebirges 1887. S. 66 f.

1978. Der Schatz auf der Kynsburg.

Kreis Waldenburg.

Als im Jahre 1476 die Räuber, welche die Kinsburg besetzt hielten, besonders die böhmischen Hussiten, die sie in den hussitischen Unruhen eingenommen hatten, daraus vertrieben wurden, sollen sie einen großen Schatz in den Gemäuern oder an anderer Stelle verborgen haben, der von den nachfolgenden Bewohnern nicht entdeckt werden konnte.

Lucae, Denkwürdigk. Schlesiens 1689. S. 928.

1979. Die Schätze auf der Burg Neuhaus bei Waldenburg.

Kreis Waldenburg.

1. Der Volksglaube vermutet auch in dieser Burgruine[1]) verborgene Schätze. Es geht die Sage, daß auf einigen Steinen, die noch im Hofraum umherliegen, Schlüsselformen von besonderer Art eingegraben zu finden seien. Wer nun die in diese Formen passenden Schlüssel finde, werde dann die verborgenen Gemächer leicht öffnen und die lange ruhenden Schätze sein nennen können. Diese Sage hatte einen armen, verkrüppelten Einwohner namens Krause aus Reimswaldau zu einem Versuche in der Neujahrsnacht 1825/26 verleitet. Bebend, mit brennenden Lichtern umgeben, erwartete er zuckende Flämmchen, die aus

1) Die Trümmer liegen auf dem hohen, waldigen Schwarzberg nahe beim Dorfe Dittersbach, eine halbe Stunde südlich von Waldenburg.

dem Boden aufsteigend den Ort anzeigen sollten, wo das verborgene Geld liege. Doch vergebens; denn einige beherzte Einwohner, welche die Lichter von unten hatten schimmern sehen, bestiegen den Berg und störten ihn zu sehr ungelegener Zeit.

Berndt, Wegweiser 1828. S. 495. K. A. Müller, Vaterländ. Bilder 1837. S. 27. Ohne das Abenteuer des Reimswaldauer Einwohners Krause H. Goedsche, Sagenschatz 1840. S. 315 f. u. O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges 1884. S. 118. Nach K. A. Müller u. H. Goedsche kurzgefaßt Grässe, Sagenbuch 1871. S. 236.

2. Ausführlicher erzählt dieselbe Sage Reimann: Der Volksglaube vermutet auch in dieser Burgruine verborgene Schätze. Es herrscht die Sage: Zur Zeit des 30jährigen Krieges, als die Söhne des Dyprand von Czettritz, Gottfried und Heinrich, die Burg besaßen und das niedere Handwerk der Wegelagerei betrieben, hatten sie mancherlei Befehdung von auswärtigen Rittern, die mit ihren Knappen heranzogen, zu bestehen. Einst wurde die Burg von Feinden belagert. Da dieselbe aber schon nicht mehr fest genug war, so konnten die beiden Brüder die Burg mit ihrer Mannschaft nicht verteidigen. Sie hatten aber, so erzählt die Sage, einen großen Schatz durch Wegelagerei erworben. Denselben verwahrten sie in einem eisernen Kasten, vergruben ihn die Nacht zuvor, ehe die Burg eingenommen wurde, an einem verborgenen Orte und warfen den Schlüssel weg. Zum Gedenken daran aber ließen sie noch in derselben Nacht die Form des Schlüssels nebst den drei lateinischen Buchstaben H. G. S. in einen Felsstein[1]) einhauen. Wer nun diese drei Buchstaben wird deuten können und den zu dieser Form passenden Schlüssel finden wird, der wird dann die verborgenen Gemächer leicht öffnen und den

1) Zur Seite des Tores im Hofraum konnte man früher und noch bis in die jüngste Zeit hinein denjenigen Felsstein auffinden, in dem die drei lateinischen Buchstaben H. G. S. und unter diesen die Form eines alten Hohlschlüssels eingehauen waren. Jetzt ist derselbe schwer zu finden. An den Stein knüpfen sich mancherlei Sagen. Reimann S. 62.

lange ruhenden Schatz sein nennen können. Bis dahin aber bleibt er im Besitz geheimer Mächte.

Diese Sage hatte einst einen armen verkrüppelten Einwohner, namens Krause aus Reimswaldau, der gerne reich werden wollte und dies von dem Beistande höherer Mächte erhoffte, verleitet, einen Versuch zu machen, um den Schatz zu heben. Jede Mitternachtsstunde, diese Grenzmarke zweier Tage, wird im Volksglauben als diejenige Zeit betrachtet, in der die Geister der andern Welt mit den irdischen Kreaturen verkehren; ganz besonders aber soll die Grenzmarke zweier Jahre, die Mitternachtsstunde der Neujahrsnacht, geeignet sein, mit den höheren Mächten in nähere Verbindung zu treten und von ihnen Offenbarungen zu empfangen. Diesen Glauben hatte auch der genannte Krause. Er hielt sich für würdig genug, mit den Mächten der höheren Welt in Beziehung zu treten. In der Neujahrsnacht 1825/26 erstieg er deshalb den Schloßberg, nahm auf dem Burghofe in der dort errichteten Sommerlaube Platz und umgab sich mit einer Anzahl brennender Lichter. Gläubig und vertrauensvoll hoffend kniete er nieder und betete. Dabei erwartete er als höhere Offenbarung zuckende Flämmchen, die aus dem Boden aufsteigend ihm den Ort anzeigen würden, wo der Schatz verborgen läge. Doch vergebens! Einige beherzte Einwohner von Neuhaus, welche die Lichter von unten hatten schimmern sehen, bestiegen den Berg und störten den Andächtigen zu sehr ungelegener Zeit.

Reimann, Burgruinen des Kreises Waldenburg. 1883. S. 73 f.

1980. Der verhängnisvolle Nachtwandel zur Ruine Neuhaus.

Kreis Waldenburg.

Auch einen Einwohner aus Dittersbach hatte die Sage von dem Schatze auf dem Neuhauser Burgberge mit dem Begehren erfüllt, diesen Schatz zu heben, und schon war er nahe daran, das Glück mit den Händen zu fassen, als es sich schnöde von ihm abwandte.

Ein Zimmermann, namens Gründel, suchte sein Glück und seine höchste Zufriedenheit im Besitz von Reichtum an Geld und

Gut. Fortuna aber, die Glücksgöttin, wollte ihm lange nicht hold sein, sie spendete ihm nicht mehr, als er zu des Lebens Unterhalt für sich und seine Familie notwendig brauchte, und das er dazu noch selbst mit seiner Hände Fleiß und Arbeit erwerben mußte. Der Weg zum Glück erschien ihm darum gar lang, gar mühsam und beschwerlich. Er harrte noch auf eine Bevorzugung von Fortuna und erwartete aus ihrem Füllhorn eine reiche Überschüttung des Glücks. Was auf natürlichem Wege und durch natürliche Mittel ihm lange versagt blieb, das erhoffte er bei reicher Phantasie noch auf wunderbare Weise zu erlangen. Schon seit lange quälte ihn der Gedanke, wie schade es doch sei, daß der verborgene Schatz auf dem Neuhauser Burgberge so unnütz und tot da oben liegen müsse, und gar unbegreiflich erschien ihm die göttliche Vorsehung, die bisher den Menschen versagt habe, diesen Schatz zu heben, mit dem doch sehr viel Gutes sich schaffen ließe und der eine ganze Familie durch mehrere Generationen hindurch glücklich machen könne. Solchen und ähnlichen Gedanken nachhängend, baute er bei seiner Zimmerarbeit Luftschlösser in seiner Phantasie. Einst kehrte er nach des Tages Last und Hitze von seiner Arbeit heim und legte sich ermüdet zur Ruhe nieder. In festen Schlaf versunken, führte ein wirrer Traum ihm unklare phantastische Bilder in bunter Reihe an der Seele vorüber. Aus all den Traumgebilden aber trat ihm hell und klar das Bild einer Geistergestalt entgegen, in der Hand einen Stein haltend, auf dem die drei deutungsschweren Buchstaben H. G. S. in Flammenschrift ihm entgegenleuchteten, und auf dem der gesuchte Schlüssel in der bekannten Form sich zu bewegen schien.

Die Gestalt wies mit dem Finger auf die Buchstaben und gab darauf dem Schläfer das Zeichen, ihr zu folgen. Wie von magischer Kraft an die Erscheinung gefesselt, erhob sich der Schläfer vom Lager, kleidete sich in halbbewußtem Zustande, als wäre er ein willenloses Werkzeug einer höheren Macht, ganz mechanisch an und folgte traumwandelnd dem voranschreitenden Geiste hinaus ins Freie. Finstere Nacht lagerte auf der ganzen Gegend,

Menschen und Tiere schlummerten fest, und lautlose Stille herrschte im ganzen Tale. Von dem erhabenen Glanze der wunderbaren Erscheinung geblendet, vermochte das Auge des staunenden Menschen nichts weiter zu schauen und zu erkennen, als diese allein. Langsam und stumm dahinschreitend folgte der Mann der Gestalt auf dem Wege zum Burgberge. Die Laubbäume des waldbedeckten Bergkegels wölbten ihre Zweige über dem Burgpfade zu einem dichten Blätterdache. Aus ihnen hernieder lispelte es wie das geheimnisvolle Flüstern geisterhafter Stimmen. Weiter und weiter steigerte sich das leise Lispeln zu lautem Rauschen und Tosen in den Kronen der Waldbäume. Erst vernahm man das sanfte Säuseln eines daherziehenden Luftzuges, dann aber die allmähliche Verstärkung des gewaltigen Brausens eines heftigen Sturmwindes, das auch den späten Nachtwandler innerlich erbeben ließ. So gelangten die Wandelnden nach oben. Dort angelangt, trat plötzlich feierliche Stille ein. Die geisterhafte Gestalt öffnete das Burgtor und winkte dem Manne, da einzutreten. — O Wunder! Welch ein überraschender Anblick öffnete sich dessen Blicken! Auf dem Burghofe tanzten bei Fackelschein Tausende von Gnomen und Kobolden einen Elfenreigen. Die Sinne des mitgefolgten Mannes schwirrten, eine heilige Scheu und unnennbare Angst bemächtigten sich seiner. Die Glieder zitterten ihm, und er bebte am ganzen Leibe. Anstatt einzutreten, wandte er dem Burghofe den Rücken und floh in wilder Hast den Berg hinab. — Unten angelangt, übermannte ihn die Reue und das Gelüst nach dem verborgenen Schatze. Er faßte sich ein Herz und stieg noch einmal den Burgberg hinan. Wieder stand er vor dem Tore — aber finstere Nacht lagerte jetzt auf dem Burghofe. Alle vorherige Pracht war verschwunden — er stand allein. Vom Tale herauf verkündeten die dumpfen Schläge der Turmuhr die erste Stunde der Nacht. Ein Heer von Nachtvögeln erhob sich aus dem Gemäuer der Burgruine und umflatterte mit höhnischem Gekrächze das Haupt des nächtlichen Glücksritters. Dieser wandte sich abermals zu schleuniger Flucht und gelangte schweißtriefend

in seiner Wohnung an, ohne von den Seinigen bemerkt zu werden. Am andern Morgen befragte ihn die Frau um sein verstörtes Aussehen. Er erzählte ihr sein nächtliches Abenteuer und ging dann auswärts an seine Arbeit. — Noch am Nachmittage desselben Tages gelangte zur Familie die Trauerbotschaft: „Der Vater ist vom Bau gefallen und hat den Hals gebrochen".

Reimann, Burgruinen des Kreises Waldenburg 1883. S. 74ff.

1981. Der Goldberg bei Görbersdorf.

Kreis Waldenburg.

Die alten Burgherren der Freudenburg[1]) sollen unermeßlich reich gewesen sein. Sie haben ihre Schätze, die nicht im Schlosse untergebracht werden konnten, vor diesem über einen Haufen zusammengeworfen und mit Gerölle und Erde verschüttet. Später ist darüber ein großer Wald gewachsen und der Berg, in dem die Reichtümer noch vergraben liegen, wird auch heute noch der Goldberg genannt. Klose, Sagen des Riesengebirges 1887. S. 95.

1982. Mutter und Kind im Frankensteiner Schlosse nebst anderen Schatzgeschichten.

Stadt Frankenstein.

Im Anschlusse an die Sage von der verzauberten Prinzessin auf dem Schloßberge bei Frankenstein (Schles. Sagen I. S. 258 Nr. 234) teilt August Knötel die dunkle Erinnerung aus seiner Jugendzeit mit, daß der Schulkamerad, der ihm die Verzauberungssage erzählte, auch von einer Mutter gesprochen habe, die ihr mit einem Apfel spielendes Kind in einem unterirdischen Gewölbe des Schlosses wiederfand.

Auch Schatzgräbergeschichten sind ihm zu Ohren gekommen. Ungeheure Schätze sollen in dem Schlosse verborgen liegen. Nicht weit vom Schlosse an einem Abhange (auf Tarnau zu) sieht man zuweilen ein „Feuerle" brennen. Wenn man hinkommt, liegt

1) Gewöhnlich Freudenschloß genannt.

ein schwarzer Hund dort, der den Schatz bewacht. Durch gewisse Künste kann man ihn heben, niemandem aber ist es bisher gelungen. Es wurde Knötel als Kind die Stelle gezeigt und gesagt, „gestern Abend habe man das Feuerle brennen sehen".

August Knötel in Prov.-Bl. 1873. S. 184.

1983. Schatzhebung in den Ruinen des Schlosses Neuhaus bei Patschkau.

Kreis Münsterberg.

Eine achtzigjährige Auszüglerin aus Neuhaus bei Patschkau erzählt:

Das „âle Schlôß" dort unten im Dorfe (Neuhaus) haben Raubritter bewohnt, und der letzte hat Graf Ferdinand geheißen. Die Mauern (Grundmauern) sind noch heute zu sehen, aber früher haben noch die Bogen gestanden, und wir haben als Kinder immer herumgesucht, ob wir wohl fänden, wo „'s Altor" (der Altar) gestanden hätte.

Da ist einmal eine Kartenlegerin aus Jauernig gekommen und hat zu den Leuten gesagt: „Dort im Schlosse liegt viel Geld vergraben. Es kann's aber einer finden, wenn er sich Geweihtes mitnimmt und nicht spricht." Da sind nun zwei alte Männer gegangen — das hat der „âle Pulke" erzählt — und haben sich Geweihtes mitgenommen, und die Kartenlegerin hat ihnen die Anweisung gegeben, sie sollten ja nicht sprechen, möchte kommen, was da wollte. Tun könnte ihnen keiner nichts, weil sie Geweihtes bei sich hätten. Und da haben sie nun gegraben und gehackt in der Nacht, und sie haben's schon „pumpern" hören, weil der Kessel mit dem Gelde unter ihnen war. Da hat's zwölfe geschlagen — und zwei schwarze Teufel sind gekommen und haben Holz geschleppt. Von dem Holze haben sie einen Galgen aufgerichtet. Und wie sie fertig sind, da hat der eine gesagt: „Wen nehmen wir nun?" Und der andere hat geantwortet:

„Den mit dem grauen Rocke
Und dem langen Zoppe."

(Es war dort noch Mode, einen Zopf zu tragen.) Und der, den das anging, erschrickt, und es fährt ihm so 'raus: „Jesus, Maria!" Und mit einem Schlage war alles verschwunden, und der Kessel ist auf 100 Jahre versunken.

K. Mündlich von der Auszüglerin Thekla Stenzel in Neuhaus bei Patschkau. 1901.

1984. Der goldene Esel im Pelkeberge[1]) bei Patschkau.

Kreis Neisse.

1. Mutter Heimann berichtet: Auf dem Pelkaberge stand früher eine Kapelle, um die es, wie die Leute erzählen, umgehen sollte. Es ist nämlich im Berge der goldene Esel begraben, und alle Jahre am Karfreitage nachts 12 Uhr steht einmal der Berg offen. Da hat einmal eine arme Frau die Zeit abgepaßt und ist mit ihrem Kinde auf dem Arme in den Berg gegangen. Dort hat sie das Kind hingesetzt und dem Esel ein Ohr abgerissen und ist hinausgelaufen. Draußen erst hat sie es gemerkt, daß sie ihr Kind vergessen hatte, aber der Berg war schon wieder zu. Im nächsten Jahre aber war er wieder offen, und da hat sie ihr Kind herausgeholt, und es war frisch und gesund.

2. Mutter Heimann erzählt ferner: Im Pelkeberge liegt der goldene Esel. Drei Männer haben einmal am Karfreitage während der Passion nach ihm gegraben, und sie hatten schon den Esel oben, da hat's angefangen zu rufen: Nehmt nur den mit dem langen Zopfe (die Leute haben dazumal Zöpfe getragen), und da hat er Angst gekriegt und hat geschrien: „Och Jesus-Marie", und er sollte doch nicht sprechen. Da ist auf einmal der goldene Esel weggewesen.

K. Mündlich von Mutter Heimann aus Patschkau. 1. 1895. 2. 1902.

1985. Schätze in der Schwedenschanze im Zülzwalde.

Grenze der Kreise Grottkau und Strehlen.

In der Schwedenschanze im Zülzwalde bei Gutschen sollen die Schweden bei ihrem eiligen Abzuge ihre Schätze vergraben

1) Auf dem Pelkeberge hat ehemals eine Burg der Herzöge von Münsterberg gestanden, von der aber kein Stein mehr vorhanden ist.

haben, um sie später wieder zu holen, was aber nicht geschehen sei. Schatzgräber haben sich dann hier zu schaffen gemacht und die vielen Löcher und Gruben gegraben, die man allenthalben auf dem Gebiet der Schanze findet.

Bug, Heidenschanzen I. 1890. S. 98.

1986. Schatzheben am Burgsberge bei Striegendorf.

Kreis Grottkau.

Am Burgsberge bei Striegendorf erscheint ein feuriger Mann und führt die Leute irre. Dort hat einst eine Burg gestanden, und große Schätze liegen dort vergraben. Einst wollte sie ein Pfarrer mit einigen Leuten heben, keiner durfte aber dabei sprechen. Schon war der Schatz oben, da kam es einem vor Angst in die Hosen, er sprach, er müsse loslassen, und dabei versank der Schatz wieder in die Tiefe.

Handschriftlich von Bahnmeister a. D. Bug in Halbendorf bei Grottkau. 90er Jahre des 19. Jahrh.

1987. Die Schätze im alten Schlosse auf den Winzenberger Wiesen.

Kreis Grottkau.

Über 1000 Meter nordöstlich von der Winzenberger Mühle, da wo der über die Wiesen führende Fußweg in den Feldweg mündet, befindet sich ein etwa 2 Meter hoher Hügel, „das alte Schloß" genannt. Ein undurchdringliches Gewirr von allerlei Gesträuch und Rambeerranken verhüllt dicht den ganzen Hügel. Die alte Neisse umschloß derart das Schloß, daß der Zugang nur von Westen freiblieb. Die Sage berichtet, daß aus der Ferne sehr böse Menschen kamen und das Schloß zerstörten. Dann seien andere Leute gekommen und hätten nach Schätzen gesucht, hätten auch Geld und viel silbernes Tafelgeschirr gefunden, wodurch vollends die letzten Reste des Baues vernichtet worden seien.

Bug, Heidenschanzen I. 1890. S. 178.

1988. Vergrabene Kriegskassen.

Kreis Grottkau.

1. In der Nähe von Grädiz befindet sich am westlichen Ausgange des „Grundes", der sich als enge Schlucht von der Straße 500 Meter westlich zwischen dem Kiefer- und Grundberg entlang zieht, der Rest einer Schanze. Die Sage berichtet, daß sie von Schweden angelegt worden sei und daß sie bei ihrem übereilten Abzuge, zu dem sie gezwungen waren, die Kriegskasse hier vergruben. Bug, Heidenschanzen I. 1890. S. 84.

2. Wie hier von der Schanze bei Grädiz (westlich von Ottmachau) wird auch von den anderen Schanzen, die von hier in nordöstlicher Richtung auf Grottkau zu in 4 Meilen Länge liegen bis zu der Schwedenschanze im Zülzwalde (westlich von Grottkau), übereinstimmend berichtet, ohne daß ein Dorf die Schanze des Nachbardorfes kennt, daß der Angriff des Feindes und der Abzug der Schanzenbewohner so schnell erfolgt sei, daß sie ihre Schätze vergraben mußten.
Bug, Heidenschanzen I. 1890. S. 25.

3. Südwestlich von Seiffersdorf bei Ottmachau auf bäuerlichen Grundstücken liegt ein etwa 30 Meter hoher Hügel mit dem Rest einer ehemals von drei Wällen und zwei bis 2 Meter tiefen Gräben umgebenen Schanze. Das ist die Borgs- oder Geborgsgräbe. Nach der Sage hausten hier die Schweden, die bei ihrem eiligen Rückzuge die Kriesgkasse vergruben.

In Seiffersdorf und Umgegend wird erzählt, der zweite Vorbesitzer habe vor etwa 60 Jahren Nachgrabungen veranstaltet und im Mittelpunkt der Schanze in einer Tiefe von fast 4 Metern wirklich den Schatz gefunden. Es sei damit ein Wagen voll beladen und in eine der Nachbarstädte gefahren worden. Der dafür erhaltene Betrag habe jedoch den gehegten Erwartungen nicht entsprochen, und da 24 Mann beim Graben behilflich und zur Teilung berechtigt gewesen, so sei auf keinen Teil viel gekommen, das Erhaltene habe nur hingereicht, die Lage der Teilnehmer auch

äußerlich wahrnehmbar zu verbessern. So habe die Frau eines Stellenbesitzers sich sofort zwei seidene Kleider angeschafft. Sicheres über die Beschaffenheit des Fundes war nicht zu ermitteln, die Betreffenden sind verstorben, und da noch heute in der Landbevölkerung die Glaube herrscht, alles, was tiefer als einen Fuß in der Erde liege, nehme der Fiskus, so haben alle Beteiligten Schweigen bewahrt, soweit dies bei einer so großen Zahl Teilnehmer überhaupt möglich war.

Bug, Heidenschanzen I. 1890. S. 91 f.

4. Nördlich von Tscheschdorf liegt fast auf der Kuppe des flachansteigenden Hügels ein Ringwall, der den Namen „der Geldberg" trägt. Die Sage berichtet, daß hier bei ihrem schnellen Rückzuge die Schanzenbesatzung eine Kriegskasse vergraben habe. Daß auch Schatzgräber hier gearbeitet haben, darauf deuten zwei tiefe Löcher.

Bug, Heidenschanzen II. 1890. S. 268.

5. Nördlich von Striegendorf liegt an der Straße nach Endersdorf der Burgberg in der Königsdorfer Heide, ein etwa 5 Meter hoher natürlicher Hügel, den ein teilweise noch doppelter Wall und Graben umschließt. Bei Grabungen am Außenwall wurden Urnen und Asche gefunden. Nach der Sage soll der Rückzug der Besatzung, die auf der Burg gesessen, so eilig erfolgt sein, daß die Kriegskasse vergraben werden mußte.

Bug, Heidenschanzen I. 1890. S. 201 ff.

1989. Der Schatz in den alten Brennereikellern zu Kirchberg.

Kreis Falkenberg.

Im Gutshofe des Dorfes Kirchberg hat dort, wo jetzt das Pächterhaus steht, ehemals eine jener kleinen Brennereien gestanden, wie sie auf Gutshöfen üblich waren. An dieser Stelle befinden sich große, schöne Keller, die zwar von der Brennerei benutzt, aber nicht für sie erbaut worden sind. Es hat hier ein anderer Bau gestanden, über den die Nachrichten verloren gingen. (Bug kommt aus gewissen Gründen zu der Ansicht, es sei ein Ritter-

schloß[1]) gewesen). An die Keller knüpft sich die Sage, daß in ihnen ein Schatz verborgen liege, den ein siebenjähriger Knabe, der hier geboren wurde, heben werde.

Bug, Heidenschanzen I. 1890. S. 169.

1990. Der Schatz im Burgberge bei Deutsch-Rasselwitz.

Kreis Neustadt.

Im Süden von Deutsch-Rasselwitz, westlich des Leobschützer Bahndammes, erhebt sich der Burgberg. Hier soll einst eine Raubritterburg gestanden haben, die plötzlich versunken ist. Um den Burghügel zieht sich ein Graben, wie ein Wallgraben. Man erzählt von diesem Orte: Jedes Jahr am Palmsonntage öffnet sich der Hügel und bleibt solange offen, wie die Passion dauert oder wie die Sanktusglocke läutet. Während dieser Zeit kann sich jeder von den im Berge aufgestapelten Schätzen holen, so viel er will. Aber er muß rechtzeitig herauskommen, sonst wird er im Hügel eingeschlossen.

Schriftl. von Seminarist Joseph Nowak aus Deutsch-Rasselwitz. 1910. (Durch H. von Woikowsky-Biedau.)

1991. Der Diebskeller im Burgsberg im Zöllinger Forste.

Kreis Freystadt.

Im Zöllinger Forst, am Fuße des kleinen Gebirges, steht der Burgsberg, auf dem soll früher im undurchdringlichen Dickicht des Waldes eine Räuberburg gestanden haben und noch in den Berg ein langer Gang hineingehen; der führt zu einem weiten Keller, der Diebskeller genannt, so ganz und gar mit Gold gefüllt ist. Es ist aber sehr schwer, den Eingang zu finden, weil er nur zu gewissen Zeiten sichtbar wird. Und auf dem Goldhaufen ruht auch ein großer schwarzer Hund mit rollenden, feurigen, tellergroßen Augen, der schreckt die Schatzgräber zurück. Das ist aber der Geist

1) Neben dem Gutshofe liegt eine alte Schanze am Abhange der Neisse, die den Namen „Goldberg" führt. Dort soll nach der Überlieferung des Volkes ein Schloß gestanden haben, das versunken ist.

der Räuber[1]), die hier ihre unrecht erworbenen Schätze bewachen müssen, bis sie erlöst werden.

H. Goedsche, Sagenschatz 1840. S. 148f.
Nach ihm Grässe, Sagenbuch 1871. S. 267.

1992. Vereitelte Schatzgräberei auf dem Geldberge bei Zworno-Goschütz.

Bartschland. Kreis Militsch.

Bei Zworno-Goschütz liegt der mit Birken bewachsene Geldberg. Auf diesem befanden sich einst die Ruinen eines verzauberten Schlosses, und es war allgemeine Sage, daß große Schätze innerhalb seiner Mauern verborgen wären. Mehrfach hatten schon Leute diese Schätze zu heben versucht, immer aber waren sie ihnen wieder entschwunden, weil sie im letzten Augenblicke die Unvorsichtigkeit begangen hatten zu sprechen.

Einmal gruben wieder zwei Männer nach ihnen. Nach kurzer Zeit fanden sie im Hausflur mehrere mit Gold gefüllte Kisten. Von dem Augenblicke an, wo diese sichtbar wurden, stellten sich Schwierigkeiten ein. Eine Menge häßliches Gewürm bedeckte den Erdboden, dieser wurde steinhart und machte dadurch die Männer beim Graben ungemein müde, miauende Katzen mit hochgekrümmten Buckeln und erhobenen Schwänzen, winselnde Hunde umkreisten sie und stellten sich ihrer Arbeit in den Weg. Voll Ärger und Wut über diese Störungen begannen die Schatzgräber zu fluchen. Sofort verschwanden die Kisten. Nun erinnerten sie sich, daß man nicht sprechen soll, und zogen betrübt ab. Kaum hatten sie das Schloß verlassen, da verschlang der Berg die Ruinen.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner. 1895.

1993. Der versunkene Schatz zu Klein-Ellguth.

Kreis Öls.

Im Dorfe Klein-Ellguth im Kreise Öls liegt südlich von der Kirche auf einer kleinen Wiese das sogenannte Wal. Es ist ein

1) Grässe läßt diese Deutung weg. Doch ist sie volkstümlich.

kleiner Platz, den ringsum ein ziemlich breiter Graben umgibt. Dieser ist jetzt schon versumpft, und es wächst hohes Schilf in ihm. Hier stand, wie alte Leute erzählen, früher ein Schloß, und noch der Vater des Berichterstatters (Stäsche) sah in seiner Jugend dort Mauerreste eines Hauses.

In diesem Schlosse tanzten einmal, wie die Sage geht, an einem Sonntage die Bewohner mit ihren Gästen und achteten nicht darauf, daß ein schweres Gewitter heraufzog. Da ging das Schloß plötzlich unter, und seit jener Zeit glaubt man, daß an der Stelle ein Schatz verborgen sei. Bisweilen wird dieser durch ein Licht angezeigt, das des Nachts dort sichtbar wird.

Einmal ging ein Bewohner des Dorfes, der Beck hieß, aber wegen seines absonderlichen Wesens der wilde Beck genannt wurde, des Nachts, nachdem das Licht wieder erschienen war, hin und nahm seinen Knecht mit, um nach dem Schatze zu graben. Diesen konnten sie aber nur bekommen, wenn sie dabei kein Wort sprachen. Sie gruben nun und stießen nach einiger Zeit wirklich auf einen Topf in der Erde, der den Schatz enthalten mochte. Als sie aber versuchten, ihn zu heben, zeigte sich, daß er sehr schwer war, und der Knecht rief: „Ist das aber schwer!“ Damit war aber das Schweigen gebrochen, und der Topf sank tief in die Erde hinab und blieb von da an verloren.

Stäsche in Mitt. Heft 3. 1896. S. 41.

1994. Das Männlein und der Schatz im Pulverturm zu Oppeln.

Polnisch-Oberschlesien. Stadt Oppeln.

Zu Oppeln stand vor ungefähr 80 Jahren in der Nähe des Gymnasiums ein Turm, der Pulverturm genannt wurde.[1]) Ein besonderes Vergnügen der Gymnasiasten war es, während der

1) Ohne Zweifel ist dies der alte Burgturm, der jetzt den linken Flügel des neuen Gymnasialgebäudes schließt. Bis 1830 war er noch Ruine. Im Erdgeschoß dieses Turmes deutet noch eine gotische Nische die Zeit seiner Entstehung an.

Freiviertelstunde sich in der Nähe dieses Mauerwerkes aufzuhalten und es zu beschauen.

Eines Tages weilten auch wieder einige Schüler dort, als ein reicher, geiziger Gymnasiast einem seiner ärmeren Mitschüler die Mütze in den Keller des Pulverturmes warf. Dies geschah zwischen 9 und 10 Uhr während einer Freistunde. Da der Junge nicht ohne Mütze heimkehren wollte, lief er sofort in den Keller, zu dem eine schmale, steile Treppe hinabführte. Als er unten ankam, sah er ein kleines, verhuzeltes Männchen sitzen, das ihn nach seinem Begehr fragte. Mit weinerlicher Stimme antwortete der erschrockene Knabe, daß er seine Mütze holen wolle, die ihm der ungezogene Mitschüler hineingeworfen habe. Das Männlein gab sie ihm und sagte, er solle sich etwas Kehricht hineinscharren; aber er dürfe sich auf dem Rückwege nicht umblicken, sonst sei er ein Kind des Todes. Voll Furcht tat der Schüler, was ihm der Geist befohlen hatte. Als er die Treppe hinaufging, hörte er von unten herauf seine Schulkameraden rufen; er sah sich jedoch nicht um, sondern schritt tapfer geradeaus. Als er wieder in die Klasse kam, hatte eben der Nachmittagsunterricht begonnen, und der Lehrer fragte ihn, wo er so lange gewesen sei. Da erzählte er die Sachlage, ohne jedoch die weiteren Erkundigungsversuche jenes zu befriedigen. Seine Mütze hatte der Knabe, da er nicht das Kehricht darin sehen lassen wollte, in einen Winkel geworfen. Nach Schulschluß nahm er sie wieder auf und ging nach Hause. Als ihn auf dem Heimwege die Mitschüler fragten, was er denn in der Mütze habe, erzählte er ihnen sein Abenteuer ganz genau und wollte den Kehricht ausschütten. Wie er jedoch die Mütze öffnete, sah er verschiedene Blättchen aus Gold darin.

Am nächsten Tage wollte sich das jener reiche Schüler zunutze machen. Er nahm seine eigene Mütze, warf sie in den Turmkeller hinab und eilte hinunter. Doch sollte er nie mehr das Licht der Sonne wiedersehen. Als er nicht zurückkehrte, meldeten es seine Kameraden den Pensionsgebern des Verschwundenen. Diese gingen mit Fackeln in das Gewölbe hinab und sahen unten das

Männchen und drei Haufen Goldes. Der Geist zeigte auf die einzelnen Haufen und sagte beim ersten: „Der ist für die Kirche", beim zweiten: „Der für die Armen" und beim letzten: „Der ist für den dritten Stamm der Bonaventuraschen Familie von jetzt ab. Wenn dieser erschienen sein wird, so wird auch der Schatz ans Tageslicht kommen." Die Leute gingen hin und erzählten alles dem Pfarrer. Der veranstaltete eine große Prozession und fand alles ebenso, wie es die andern gefunden hatten. Nur verbot jetzt das Männchen den Leuten, noch einmal wiederzukommen. Auch sagte es, sie sollten nicht weiter nach dem verschwundenen Jungen forschen; er werde doch niemals mehr wiederkehren.

Mitteilung des Tertianers Simonides nach der Erzählung seiner aus Oppeln stammenden Großmutter.
Wahner in Oberschlesische Heimat II. 1906. S. 106 f.

1995. Die (goldene) Ente auf den goldenen Eiern unter dem alten Schlosse zu Tost.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Tost-Gleiwitz.

1. An der Nordseite des kleinen Städtchens Tost in Oberschlesien liegt auf einer Anhöhe, die nach der Nordseite zu steil abfällt, eine alte Burgruine. Am Eingange, der in das Hofinnere führt, sieht man oben über dem Portal die Zahl 1666, welche auf die Entstehung der Burg oder auf irgendwelche wichtige Veränderungen des Baues Bezug haben mag. Die Mauern der Burg sind zum Teil noch gut erhalten, zum Teil sind sie zusammengestürzt und bilden Schutthaufen. Die ganze Burg soll unterminiert sein, und daher ist dem Besucher bei ihrem Betreten die größte Vorsicht anzuempfehlen.

Rechts vom Portal befindet sich in der Erde eine Öffnung, in die man bequem eintreten kann. Diese Öffnung, der Eingang zu einem unterirdischen Gange, ist so groß, daß ein Mann in ihr aufrecht zu stehen imstande ist. Der unterirdische Gang zieht sich fast eine halbe Meile weit und diente dem ehemaligen Besitzer der Burg, einem Raubritter, sowie dessen Knechten als

Zufluchtsort in der Gefahr und als sicherer Versteck für die geraubten Waren.

In neuerer Zeit hat den unterirdischen Gang wohl noch niemand betreten, obwohl in diesem sich ein herrenloser Schatz befindet. Es soll sich nämlich in jenem Gange, gerade in seiner Mitte, ein unterirdischer See befinden, auf dem eine Ente auf goldenen Eiern sitzt. Wer den Schatz, die goldenen Enteneier, holen will, der muß, ehe er den Gang beschreitet, drei Messen lesen lassen, und ist er an dem See angelangt, so muß er diesen dreimal der Länge nach durchschwimmen (jedoch nicht in einem Kahne) und dann sofort an das Herausnehmen der Eier gehen, was ohne Schwierigkeit bewerkstelligt werden kann.

Grabinski. 1886. S. 19.

Die Sage ist in der Gleiwitzer Gegend wohlbekannt. Sie ist mir mündlich in folgender Form mitgeteilt worden:

In den Ruinen des alten Schlosses bei Tost soll eine Ente auf sieben goldenen Eiern in der Tiefe sitzen. Schon oft haben Leute dort nachgegraben, aber immer vergeblich.

K. Mündlich aus Gleiwitz von Frl. Agnes Baumgart. 1895.

Dieselbe Sage hat auch an anderem Orte Wurzel geschlagen:

Bei Brzezinka, einem Dorfe zwischen Kieferstädtel und Peiskretscham, liegen die Ruinen eines Schlosses der Tempelherren. Dort soll nach dem Volksglauben eine goldene Ente auf goldenen Eiern sitzen.

K. Mündlich von Herrn Apotheker Frank aus Patschkau, der lange in jener Gegend gelebt hat. 1896.

2. Unter dem alten Schlosse zu Tost liegen Schätze, besonders eine goldene Ente. Man hat aber trotz eifrigster Nachforschung nichts finden können. Einmal hüteten im Schloßhofe zwei Knaben die Ziegen. Der eine stieg durch ein Loch in den Keller, sah eine schwarze Katze und schlug nach ihr. Da verwandelte sie sich in eine zischende Schlange, vor der er erschreckt flüchtete. Als er es dem andern Knaben erzählte, versuchte dieser hinabzusteigen und

hörte eine Stimme: Nicht eher wird der Schatz gehoben, als bis eine Kuh zwei schwarze Stiere zur Welt gebracht hat (d. h. niemals). Drechsler in Mitt. Bd. XI. H. 1. 1909. S. 96f.

1996. Ein Schaf weist den Schatz in der Ruine Landeck.

Mährische Grenze. Kreis Ratibor.

Gegenüber der Einmündung der Ostrawitza in die Oder liegen auf preußischem Boden die nicht unbedeutenden Trümmer der Burg Landeck auf einer weithin sichtbaren Gebirgsecke.

Das Volk erzählt verschiedene Sagen über diese Burg, so unter anderem, daß sich daselbst ein Riesensprachrohr befand, mit welchem sich die Besatzung der Burg mit der von der Feste Polnisch-Ostrau verständigte; ferner, daß die Burg durch einen unterirdischen Gang mit Polnisch-Ostrau verbunden gewesen, was freilich nicht recht denkbar ist, da beide Burgen als feindliche Vorposten einander gegenüberstanden.

Von Burg Landeck erzählt der fleißige Sammler Bukowanski auch die folgende Sage: Vorzeiten, als die Burg längst in Trümmern lag, hüteten dort auf der Anhöhe Hirten ihre Herden. Aus der Herde des jüngsten Hirten, der fromm und arbeitsam war und von seinem kleinen Lohn seine Mutter unterstützte, verlief sich ein Schaf. Der Arme suchte es einen halben Tag lang; er jammerte und wehklagte, aber umsonst: vom Schafe fand sich keine Spur. Plötzlich vernahm er aus dem nahen Dickicht ein gedämpftes Blöken. Freudig sprang er zu dem Orte und suchte alles Gebüsch ab, fand aber das Schaf nicht. Da ließ sich von neuem das Blöken hören, und nun wußte der Hirt, wo sich das Schaf befand. In dem Gesträuch war nämlich eine Öffnung in die Erde, welche in ausgedehnte Gewölbe unter der Schloßruine führte. In diese Gewölbe flüchtete sich angeblich das Volk zur Zeit schlimmer Kriege. Lange schon hatte die Räume kein menschlicher Fuß betreten; denn man erzählte sich von ihnen ganz wunderliche Dinge. Geister sollten dort ihre Zusammenkünfte gehabt haben. In diese Öffnung mußte das Schaf gefallen sein. Der Hirt hatte zwar

wenig Lust hinunter zu steigen; aber das geliebte Schaf konnte er dort nicht lassen, wenn es nicht durch Hunger umkommen sollte. Er stieg daher in das Gewölbe. Kaum war er unten, als ihn heller Lichterglanz umfloß, der ihn nahezu blendete. In zwei Reihen standen Fässer da, voll von Gold- und Silbermünzen und von Diamanten. Dem Hirten war zumute, wie wenn er in einer anderen Welt sich befände. Da hörte er aus der einen Ecke eine schwache Stimme: „Nimm in den Hut so viel Geld, als dir gefällt, aber schnell, denn die Schätze werden versinken und die Öffnung verschwinden." Der Hirte nahm in seinen Hut so viel Gold, als er nur konnte, lud das Schaf auf den Rücken und gelangte damit glücklich an das Tageslicht. Als seine Kameraden den Hut voll Gold erblickten, fragten sie ihn, wo er so viel Gold gefunden habe. Er erzählte ihnen, was er gesehen hatte, und sofort eilten sie zu der Öffnung. Kaum waren sie aber in die Wölbung hinabgestiegen, als der Schatz tief in die Erde versank, die Wölbung zusammenstürzte und die Hirten begrub.

Peter, Burgen und Schlösser. Neue Folge. 1894. S. 161 f.

1997. Schatzhütende Geister in den Kellern des alten Schlosses bei Polnisch-Ostrau.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freistadt.

Wo der schlammige Lučinabach in die wilde Ostrawitza sich ergießt, dort breitet sich östlich von Mährisch-Ostrau das durch seine kohlenreichen Hügel bekannte Polnisch-Ostrau aus. In dessen nächster Nähe liegt auf einer der letzten Anhöhen ein altertümliches Schloß. Von dem Schlosse aus ziehen sich unterirdische Gänge nach allen Richtungen hin. Von ihrer zweien weiß das Volk viel zu erzählen.

1. Vor langen Zeiten, so erzählt eine Sage, wohnte in dem Schlosse ein Verwalter, ein guter und pflichttreuer Mann. Einst besuchte ihn die Frau des Dorfrichters von Heřmanič. Es war gerade Karfreitag, an welchem die in den Schloßkellern aufgespeicherten Schätze dem Menschenauge sichtbar waren. Er forderte

die Bäuerin auf, in seiner Begleitung die Schätze zu besichtigen. Kaum war die schwere Kellertür geöffnet, so gewahrte die Bäuerin mit Schrecken einen eisernen Mann, der mit einer Keule in der Hand daselbst Wache hielt. Der Verwalter trat ein und nahm aus jedem der herumliegenden Fässer ein Geldstück heraus. Er wies sie sämtlich — es waren siebenerlei Sorten — der Bäuerin. Sie waren golden und silbern und glänzten so sehr, daß sie ihren Anblick kaum ertrug. „Sieh dieses Geld", sprach er zu ihr, „und wisse, daß die in diesem Keller aufgehäuften Schätze jedermann betrachten kann; doch wehe dem, der das Geringste davon sich aneignen wollte, der eiserne Mann würde ihm den Kopf zerschmettern." Nachdem er das Geld an seinen Platz zurückgelegt, schloß er die Tür ab und ging mit der Bäuerin von dannen.

Peter, Burgen und Schlösser. 1. Bd. 1879. S. 228 f.

2. Vor etwa hundert Jahren begaben sich, wie das Volk berichtet, zwei Schreiber aus Polnisch-Ostrau, die ebenfalls von den Schätzen in den Kellerräumen gehört hatten, dahin, und mit dem festen Entschlusse, sich durch nichts, was auch kommen möge, wankend machen zu lassen, betraten sie die geheimnisvollen Gänge und drangen eine ziemliche Strecke vorwärts. Plötzlich standen sie vor mehreren Seitenwegen. Der eine Schreiber verlor trotz aller guten Vorsätze schon jetzt den Mut und kehrte zurück. Der zweite dachte: „Der gerade Weg ist der beste", und ließ sich durch die Nebengänge nicht beirren. Geradeaus durchschritt er kühn die dichte, dumpfige Finsternis. Seine Fackel flackerte immer matter, ihm selbst ward schaurig zumute. Plötzlich steht er vor einer eisernen Tür. Auch sie öffnet er und betritt ein geräumiges Gewölbe. Große Fässer waren dort reihenweise aufgestellt. Auf einem derselben saß eine goldene Ente, die ihre Flügel über ihre Jungen breitete. Schon will er weiterschreiten, als ihn ein großer Hund mit weit aufgerissenem Rachen und glühenden Augen anstiert, in einer Weise, daß er in Furcht und Schrecken das Weite sucht. Zum Unglück erlosch ihm noch das Licht, und zitternd und

verzweifelnd stand er da. Auf einmal rief ihm durch die kalten, düsteren Mauern eine furchtbare Stimme die Worte zu: „Erzähle nicht weiter, was du hier gesehen hast. Handelst du gegen meine Mahnung, so bist du dem Tode verfallen.“ Erschöpft schleppte er sich weiter, bis er nach langem Herumtappen endlich den Ausweg fand. Bleich und verstört gelangte er an die Oberwelt. Für lange Zeit war seine Heiterkeit dahin. Jahrelang verschwieg er, was er verschweigen sollte. Einstens aber vergaß er die Mahnung, und sein Leben war verfallen. Er wurde krank und verschied, wie es ihm verkündet worden war.

Peter, Burgen und Schlösser. 1. Bd. 1879. S. 230 f.

1998. Die Zwerge in den Kellern des Schlosses Polnisch-Ostrau.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freistadt.

1. Eine Sage von dem Schlosse Polnisch-Ostrau erzählt, wie öfters an der Öffnung vor den Kellern desselben ein Männlein mit einem roten Mäntlein gesehen wurde, welches daher das rote Männchen genannt wurde. Da schritten einmal, wie diese Sage erzählt, mehrere Knaben an dieser Kelleröffnung vorüber und bemerkten, daß da auf der Erde eine Menge Stücke von Goldblech lagen. Als sich aber die Knaben diese Goldblechstückchen auflesen wollten, sprangen kleine braune Männlein mit langen Bärten, die Kobolde, welche in diesen Kellerräumen hausten, hervor und verscheuchten die kleinen Jungen. Aber bald fanden sie sich wieder dort ein, und als die mutwilligen Knaben wieder in die Kellerlöcher hinabguckten, um die Zwerglein zu schauen, da geschah es, daß einer der Knaben einem andern die Mütze vom Kopfe streifte und durch die Öffnung hinab warf. Nun begann der, dem das Mützchen gehörte, zu heulen und zu klagen, daß er vom Vater gestraft werden würde, wenn er ohne seine Mütze nach Hause käme. Als er aber so jammernd die Kelleröffnung umschlich, seine kleinen Kameraden aber ihm höhnend entwichen, siehe, da flog auf einmal, von den Zwergen im Keller heraufgeworfen, die Mütze heraus und zu den Füßen des weinenden Knaben nieder,

der jetzt nicht wenig staunte: denn das Mützchen war mit blanken Goldstücken gefüllt. Wer kann nun die Freude des Knaben beschreiben, der mit dem reichen Geschenke der Bergmännlein zu seinen Eltern rannte und ihnen den Schatz brachte, von dem sie sich nun ein schönes Haus erbauen und sorgenloser als bisher leben konnten. Kaum verbreitete sich aber die Kunde von diesem unerwarteten Gewinne bei den Nachbarn der Eltern des Knaben, als einer seiner andern beiden Kameraden gleichfalls schnell zu dem Kellerloche, in welchem die Zwerge hausten, zurückkehrte und, in der Meinung, daß auch ihm ein goldenes Geschenk der Bergmännlein werden würde, seine Mütze absichtlich hinab warf. Aber ihn ließen die Zwerge eine gute Weile warten, dann flog seine Mütze zurück und keineswegs, wie er erwartet hatte, mit Gold gefüllt, sondern vollständig zerrissen, so daß sie in Fetzen zerfallend zu seinen Füßen niedersank. Der getäuschte Knabe rannte also heulend nach Hause, wo ihn die Vorwürfe seiner Eltern empfingen. Die Kellerräume aber, in denen die Zwerge gehaust hatten, verfielen schon in den nächsten Tagen, und keine Spur von den Bergmännlein wurde weiter entdeckt.

Proschko, Geschichte und Sage. 1879. S. 74f.

2. Das rote Männchen im alten Schlosse bei Polnisch-Ostrau.

Von dem alten Schlosse bei Polnisch-Ostrau geht folgende Sage:

An dem Schlosse sieht man eine Öffnung, welche in die Kellerräume führt. Dort sah man vor langen Jahren bisweilen ein Männchen in einen roten Mantel gehüllt, welches man darum allgemein das rote Männchen nannte. Einst führte der Weg mehrere Knaben an der Öffnung vorüber. Vor dieser lagen viele goldene Blechstücke, welche sie sich vergebens anzueignen trachteten. Denn bei ihrem raschen Zugreifen wurden sie von dem die Schätze bewachenden Kobolde schnell fortgescheucht. So ging es ihnen zu wiederholten Malen. Als sie vor der oft besuchten und

viel beobachteten Öffnung neuerliche Versuche machen wollten, warf einer der Knaben seinem Kameraden die Mütze in die zauberhafte Öffnung hinab. Weinend und ratlos umschlich der Arme die gefürchtete Stelle. Plötzlich flog von dem Männchen emporgeschleudert die Mütze heraus. Sie war voll Dukaten. In freudigem Schrecken trug er das Geld seinen armen Eltern nach Hause. Als sein boshafter Spielgenosse das sah, warf auch er seine Mütze in die Öffnung hinab. Lange mußte er warten. Endlich flog sie herauf — aber nicht mit Gold gefüllt, sie war in tausend Fetzen zerrissen. Heulend ging er nach Hause, wo er überdies strenge Strafe fand. Peter, Burgen und Schlösser. 1. Bd. 1879. S. 229 f.

1999. Burg Wiegstein und ihre Schätze.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Troppau.

1. In der Nähe der jungen Oder liegt an einem Knie des Moraflusses die Burgruine Wiegstein. Das Volk erzählt, die Burg habe 12 Keller gehabt, die eben noch nicht alle aufgefunden werden konnten. Der Sage nach liegen in dem größten dieser Keller vom Teufel bewacht die Schätze der einstigen Herren verborgen. Peter, Burgen und Schlösser. 1. Bd. 1879. S. 28.
Auch Proschko, Geschichte und Sage. 1879. S. 65.

2. Einmal hatten sich Schatzgräber aufgemacht, die Schätze zu heben. Nachts 12 Uhr waren sie mit einer Wünschelrute ausgezogen und hatten sich aufs strengste verpflichtet, kein Sterbenswörtlein zu sprechen, damit ihnen der Schatz nicht verloren gehe. Schon hatten sie ihre Zauberformeln beendet, da kommt der Teufel aus dem zwölften Keller auf einem mit Gold gefüllten Fasse geritten. Nachdem er das Faß zu Boden geworfen, daß der Berg erdröhnt, nimmt er verschiedene Gestalten an und schreitet schließlich auf einen der Schatzgräber zu, der eine rote Weste trägt, mit den Worten: „Der mit der roten Weste ist mein!“ Entsetzt ruft der Gemeinte „Jesus Maria!“ und verschwunden ist der Spuk und der Schatz dazu. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 81.

2000. Das Schloß Odrau und das Schloß auf dem Milchberge.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Troppau.

Dort, wo der Oberfluß aus den Talengen des Odergebirges und des niederen Gesenkes hervorbricht, richtet er seinen Lauf der berühmten mährischen Pforte zu und durchschneidet ein erweitertes Tal, welches unter dem Namen „Kuhländchen" bekannt ist. Einer der Hauptorte dieses günstig gelegenen und gesegneten Landstrichs ist das fleißige und gewerbreiche Städtchen Odrau. Den Ringplatz des Ortes ziert ein Schloß, ehedem eine wohlbefestigte Burg, die „Oderburg", die manchen sturmbewegten Tag gesehen. Einer alten Sage zufolge entstand diese Burg im 12., nach einer andern sogar schon im 10. Jahrhundert. Bis ins 14. Jahrhundert jedoch schwebt Dunkel über ihrer Geschichte.

Nach der Volksüberlieferung stand auf dem „Milchberge" nächst Odrau einst ebenfalls ein festes Schloß, welches wegen des verbrecherischen Lebens seiner Bewohner mit diesen und allen ihren Schätzen versank. In der Mitternachtsstunde vom Ostersamstage auf den Ostersonntag halte bei der Kapelle auf dem erwähnten Berge ein feuriger Stier zwei Schlüssel im Rachen, welche die beiden Türen öffnen, die zu diesen Schätzen führen.

Peter, Burgen und Schlösser. 1. Bd. 1879. S. 122 f.

2001. Mutter und Kind im versunkenen Schlosse bei Wischkowitz.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Troppau.

In der Nähe von Wischkowitz soll vorzeiten im Walde ein befestigtes Schloß gestanden haben, das wegen der großen Lasterhaftigkeit der Bewohner versank. Am Palmsonntage eines jeden Jahres, heißt es, tut sich die Erde an jenem Orte auf, und man sieht ungeheure Schätze im Innern.

Einst ging am genannten Tage während der Passion eine Frau mit ihrem Kinde dort vorüber. Sie sah die Menge von Schätzen und konnte der Versuchung nicht widerstehen, in die Öffnung hineinzugehen. In der Eile raffte sie davon zusammen, was sie fortbringen konnte, und trug es heraus. In diesem Augen-

blicke schloß sich der Eingang. Die Frau aber hatte über dem Golde ihr Kind vergessen. Trotz ihrer Reichtümer zu Tode betrübt, ging sie nach Hause, erzählte dem Pfarrer des Ortes den ganzen Hergang und bat ihn um Rat. Dieser konnte ihr keinen andern Trost geben als geduldig bis zum künftigen Palmsonntage zu warten. Als nach Jahresfrist derselbe Tag gekommen war, ging sie wiederum an den Ort, und siehe! die Erde öffnete sich abermals an derselben Stelle, und sie sah ihr Kind mitten unter den Geldvorräten frisch und gesund dastehen, einen Apfel in der Hand haltend. Diesmal griff die Frau nur nach dem geliebten Kinde und brachte es als ihren teuersten Schatz eiligst nach Hause. Doch starb das Kind bald darauf. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 82f.

2002. Der Schatz unter dem Schlosse der Wüstung Jockelsdorf (Jocksdorf).

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freudenthal.

Unter dem Schlosse von Jockelsdorf[1]) ruht ein großer Schatz. Wer die rechte Stunde weiß, kann ihn heben, aber er muß beherzt sein und zum Schatze hinabsteigen, ohne zu sprechen. Als rechte Stunde gilt die Zeit des Hochamtes am Karfreitage. Einst soll ein Mann zu dieser Zeit zum Schloßberge gekommen sein und einen unterirdischen Gang offen gefunden haben. Als er den Gang verfolgte, kam er zu einer Kammer, die reich mit Kostbarkeiten angefüllt war. Gerade als er im Begriff ist, den Schatz zu heben, erscheint ihm ein mächtiger Reiter auf einem Hirsche sitzend und ruft ihm mit dröhnender Stimme zu: „Laß ab, laß ab, alles ist mein!“ — „'N Quark ist dein!“ ruft ihm der Schatzsucher zu. Aber da ertönt ein Donnerschlag, und der Spuk und der Schatz sind verschwunden.

Nach der Mitteil. eines rüstigen 80-jährigen Webers aus Markersdorf.
Martin Treblin in Mitt. Heft 20. 1908. S. 88.

1) Eine Wüstung am linken Oppaufer zwischen Breitenau, Friedersdorf und Kunau-Fabrik.

2003. Der Schatz in der alten Burg zu Endersdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts trug sich zu Endersdorf folgende Begebenheit zu, die mir ein Jugendfreund namens Dreſcher erzählt hat, der als armer Kuhhirte auf einem Bauernhofe im oberen Dorfe diente. Auf dem Grunde dieſer Bauernwirtſchaft ſollen gar nicht weit vom Wohnhauſe die Reſte einer alten Burg ſtehen. Eines Tages nun erſchienen vier fremde Männer bei dem Bauer und wieſen ihm an der Hand von alten Papieren nach, daß in dem Burggemäuer ein Schatz ſtecke. Man kam auf die Hälfte des Fundes überein, wofür der Bauer die Schatzſucher zu beköſtigen hatte. Der Fall ſei ſchwierig, erklärten dieſe, denn der Schatz ſei von böſen Geiſtern bewacht und liege ſehr tief, es werde eine große Arbeit koſten. Offenbar wußten die Leute noch nicht ſicher, in welchem Winkel er zu ſuchen ſein würde; denn das Brechen und Ausräumen dauerte mehrere Tage. Eines Abends wurde den Bauersleuten von den Schatzgräbern bedeutet, ſie ſollten heute Nacht ja nicht aus dem Hauſe gehen, möchten ſie hören, was es immer ſei. Man war nämlich auf den Schatz geſtoßen, und um Mitternacht ſollten die Geiſter beſchworen werden. In banger Erwartung hockten die Hausbewohner beim Ofen und lauſchten, was es wohl geben würde. Richtig, um Mitternacht hören ſie beten und ſchreien, darauf erhebt ſich ein wahrer Höllenſpektakel, dazwiſchen wieder die Stimmen der fremden Männer. Den Leuten lief die Gänſehaut über den Rücken, der Bauer bereute ſeine Einwilligung gegeben zu haben. Als es ein paar Stunden ſo fortgedauert hatte, wurde es allmählich ruhiger, bis ſich das Ganze in leiſes Gewimmer auflöſte und dann ganz erſtarb. Alle glaubten, nun habe der Teufel den Vieren die Hälſe umgedreht, man getraute ſich erſt hinauszugehen, als es ſchon längſt Tag war. Aber was war das! nirgends ſah man von den Schatzgräbern eine Spur, die hatte ſicherlich der Schwarze mit ſich fortgenommen. Indeſſen bei näherem Nachſchauen ward eine Eiſentruhe gefunden, die aufgebrochen und des Inhalts beraubt war,

nur noch einige Silberstücke lagen auf ihrem Boden. Man war das Opfer eines dreisten Betruges geworden. Sogleich wurde Anzeige erstattet, aber alle Nachforschung blieb ergebnislos. Die fremden Männer mußten Gott weiß wo in einer Bücherei oder alten Akten die Nachricht gefunden haben, die ihnen den Schatz nachwies. Wahrscheinlich war es eine versteckte Kriegskasse aus dem 30jährigen Kriege."

Handschriftl. Mitteil. von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich), einem geborenen Österreichisch-Schlesier (Breitenfurt Bzh. Freiwaldau). 1911.

2004. Der Schatz im Kaltenstein bei Friedeberg.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Auf der Ruine Kaltenstein bei Friedeberg öffnet sich am Karfreitage jedes Jahres, während in der Kirche die Passion gelesen wird, auf den Ruf: „Schöne Spröde, mach auf!" die Tür, die zu dem verborgenen Schatze führt. Während man hierauf in kurzen Absätzen ein dreimaliges „Raff, raff, raff!" hört, kann man Gold mit vollen Händen nehmen. Mit dem dritten Rufe schließt sich die Türe wieder. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 83.

2005. Der Kaldenstein (Kaltenstein) bei Friedeberg und die Mutter mit dem Kinde als Schatzsucherin.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Die Ruinen der alten Burg Kaldenstein befinden sich östlich vom oberen Teile des Dorfes Schwarzwasser auf einem Hügel, auf dessen Abhängen gegen Mittag Alt-Kaldenstein und gegen Mitternacht Neu-Kaldenstein, zwei noch nicht alte Kolonien, liegen. Südlich von ihm steigt in geringer Entfernung das Hirschbadkammgebirge großartig empor, von dessen Höhe betrachtet der Berg zu verschwinden scheint, der die Überreste der alten Feste trägt. Vom nächsten Hause Alt-Kaldensteins ersteigt man in wenigen Minuten die Spitze des Hügels, der mit Schwarzwald und Laubgehölz (Fichten und Buchen) ganz bewachsen ist. Eine niedrige, zum Teil unterbrochene Mauer rings um die Trümmer

läßt deren ehemalige Ausdehnung beurteilen, welche bedeutend gewesen sein muß. Auf der westlichen Seite steht noch ein einem Galgen ähnlich sehender Turmüberrest, der oben in zwei Zacken endet und außer einer vollkommenen Rundung gegen Westen nur einzelne hervorragende Bruchstücke des aus Granit aufgeführten Gemäuers dem Blicke darbietet. Außerdem sind nur noch Spuren von Kellergewölben wahrzunehmen. Hohe Bäume, über welche die Zacken des Turmes hervorragen, bedecken den Burgraum, und der Efeu überzieht mit einem dichten Gewebe den Boden und schlingt sich an den morschen Steinen empor. Früher, so berichteten mir 1842 Bewohner der Gegend, hätten die Kolonisten in Kaldenstein noch zinnerne Schlüssel u. dgl. in den Kellergewölben der Ruinen gefunden, aber jetzt nicht mehr; früher wären auch Leute aus der Ferne dagewesen und hätten mit Wünschelruten und Laufkugeln[1]) untersucht, ob Schätze vorhanden seien, hatten aber gefunden, daß nichts mehr von solchen da sei.

Vor Jahren, erzählte mir 1842 ein Mann aus Rothwasser, war in der Kolonie Kaldenstein eine Dirne; sie begab sich mit ihrem Kinde am Karfreitage zu dem Turme der Ruine Kaldenstein; während die Zeremonien in der Kirche verrichtet wurden, öffnete sich dort eine Tür, und aus dem Innern rief es dreimal: „Raff!" Sie stieg mit dem Kinde hinein, sah im Innern Gold und nahm sich davon. In der Freude über den Gewinn vergaß sie aber beim Herausgehen des Kindes. Als sie es nachholen wollte, war es zu spät; der Ruf: „Raff!" war schon zum dritten Male wieder gehört worden, und alsbald schloß sich die Tür. Ein Jahr darauf ging die Dirne um dieselbe Zeit wieder hin; die Tür öffnete sich, und die Mutter fand zu ihrer größten Freude ihr verlorenes Kind wieder; es saß im Innern wohlbehalten, mit roten Backen sogar, und spielte mit einem Apfel.

A. Kastner, Neisser Gymnasialprogramm. 1845. S. 17f.

1) Eine Laufkugel ist nach der Sage eine Kugel, die, wenn sie aus der Hand des Besitzers gelassen wird, dahin rollt, wo ein Schatz vergraben ist, und daselbst ruhend bleibt.

2006. Der feurige Pudel als Schatzhüter am Hausberge bei Hennersdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Jägerndorf.

Auf dem Hausberge bei Hennersdorf hat, wie das Volk meint, einst ein festes Schloß gestanden, das mit allen seinen Bewohnern wegen ihres verbrecherischen Lebens versunken sei. An der Stelle des versunkenen Schlosses öffnet sich alljährlich am Palmsonntage während der Wandlung die Tiefe, und ein feuriger Pudel läuft dreimal um den Berg herum und läßt ebenso oft ein lautes „Rafft!" ertönen. Dann ist es Zeit von den Schätzen zu nehmen, die sonst jedem Angriff verschlossen sind.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 83.

2007. Die Schätze im Wagnerstein.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt, Landecker Gegend.

Zwischen Schönau und Voigtsdorf hat vor vielen Jahrhunderten eine Burg auf dem Wagnerstein gestanden. Ihre Bewohner haben in den Kriegsnöten die Keller mit Schätzen angefüllt, und diese sind noch heute in dem Berge. In der Christnacht (oder Karfreitags nachmittag gegen 3 Uhr) öffnen sich die verfallenen Zugänge, und unbescholtene, arme Leute können nach Herzenslust das Goldgerät und die Edelsteine herausschaffen. Schlechte Menschen finden aber nicht die Zugänge, sondern ein sofort losbrechendes Hexenwetter verjagt sie, wenn sie sich dem Berge nahen.

Ein Kutscher, der seinen Herrn bestohlen hatte, und ein Stellmacher, der seinen Holzbedarf aus dem herrschaftlichen Busche zu stehlen pflegte, dachten einst, die Schätze zu heben. Kaum waren sie jedoch dem Burgreviere nahe gekommen, da platzte ein Unwetter los, so daß sie keuchend zurückkehren mußten. In der ganzen Umgegend hatten die Bewohner zu dieser Zeit ungetrübtes Wetter.

Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 35f.

Ähnliches berichtet Hohaus in Gl. V. III. 1883/84. S. 269. Schles. Sagen I. S. 231.

2008. Mutter und Kind im Karpenstein.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt, Landecker Gegend.

In den verschütteten Burgkellern des Karpensteins lagern heut noch die von den Raubrittern zusammengeschleppten Schätze. Viele hundert Tonnen Gold und große Haufen Edelsteine hat einst ein Weib darin erblickt. Alljährlich öffnet sich der Felsenkeller zu der Zeit, wo der Priester in der Kirche zu Landeck die Christnachtsfeier hält.[1])

Eine arme Witwe benutzte einst diese Stunde und begab sich mit ihrem einjährigen Knaben auf die Burg. Schon von weitem leuchtete ihr ein heller Lichtschein auf dem Berge entgegen, sie trat näher und war von dem vielen Golde fast geblendet. Als sie sich von ihrem Staunen erholt hatte, dachte sie daran, daß die Zeit zur Hebung der Schätze nur kurz sei, setzte rasch ihren Knaben auf den Fußboden und raffte von dem Golde eine Bürde zusammen. Noch kniete sie bei dem Schatze, da erscholl ein unheimliches Dröhnen und Knarren im Berge.[2]) Sie sprang erschrocken auf und lief hinaus. Dann erst gedachte sie ihres Knäbleins und wollte zurückeilen. Mit Donnergepolter schloß sich jedoch vor ihren Augen der Eingang, und der Knabe war rettungslos verloren. Die arme Witwe bereute nun, daß sie über dem Golde das Kind vergessen hatte, und war untröstlich. Sie hatte an nichts mehr Freude, schenkte das Gold den armen Leuten und dachte nur daran, am nächsten Weihnachten die Gebeine ihres Knaben aus dem Burgkeller zu holen. Endlich war die Christnacht wieder herangekommen, und die Witwe stand pünktlich in der Mitternacht vor dem Burgberge. Wieder öffnete sich krachend der Keller, sie trat hinein und schaute sich nach den Überresten ihres Knaben um. Dieser aber saß frisch und munter an derselben Stelle, wo sie ihn gelassen hatte, und spielte mit einem goldenen Apfel, der mit

1) Nach K. A. Müller öffnet sich die Tür in der Christnacht von 12 bis 1 Uhr.

2) Nach K. A. Müller hört sie die erste Stunde schlagen.

einem Zweige von Smaragd[1]) geziert war. Die Mutter ergriff glückstrahlend das Kind und eilte fort, ohne die funkelnden Schätze zu berühren. Den Goldapfel verkaufte sie später und erhielt dafür so viel Geld, daß sie sich damit ein Anwesen kaufen konnte und aller Nahrungssorgen enthoben war.

Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 41 f. Die gleiche Sage berichtet schon K. A. Müller, Vaterländ. Bilder. 1837. S. 117 f. wie sie in der Umgegend des Karpensteins erzählt wird. Auch A. Kastner hat sie so in der dortigen Gegend erzählen hören (Sagenbuch im Archiv der Schles. Ges. f. Volksk.).

2009. Die Keilburg und ihre Schätze.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.

Auf einem Hügel zwischen dem Grafenorter Schlosse und der Pfarrkirche hat einst eine feste Burg, die Keilburg oder die Burg Keilberg, gestanden. Der Hügel hat von der Burg heute noch den Namen Keilberg. Die Burg soll eine böhmische Feste gegen die Schlesier gewesen sein und von diesen in dem Kampfe gegen den König Podiebrad (1470) erobert und zerstört worden sein.

Eine Sage erzählt, daß in dem Keilberge noch verschiedene Schätze verborgen sind, die einst ein Holzhacker finden wird.

(Die Überreste der Burg sind leider im 18. Jahrhundert vernichtet worden.) Klose, Sagen der Grafschaft Gl. 1888. S. 27.

2010. Burg Schnallenstein und seine unterirdische Schatzkammer.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.

Nachdem im Jahre 1428 die Hussiten die Burg Schnallenstein geplündert hatten, hauste ein schlimmer Ritter darin. Er wurde der wilde Jann genannt und war weitum als Räuber und Landesbeschädiger gefürchtet. Namentlich das Böhmerland hatte unter seinen Raubzügen zu leiden. Deshalb zogen die Böhmen einst unvermutet herbei, erstürmten die Burg und zerstörten sie, so daß der heimkehrende Räuber nur noch Trümmer von ihr fand. Bei der Zerstörung war aber auch des Ritters einziges Töchterlein

1) Den Zweig von Smaragd kennt K. A. Müller nicht.

auf unerklärliche Weise abhanden gekommen und soll noch heute in der unterirdischen Schatzkammer sitzen und seiner Erlösung harren. Seitdem heißt die vernichtete Burg „Das wüste Schloß". (1769 wurde aus den Steinen der Burg das Rosenthaler Brauhaus erbaut.) Klose, Sagen der Grafschaft Gl. 1888. S. 58.

2011. Der Schatz im Schnallenstein.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.

In einem der vielen und weiten Burggewölbe, die unter der Ruine Schnallenstein sich ausdehnen, liegt noch ein großer Schatz, bestehend aus einer mit Silber gefüllten Tonne, einer zweiten mit Gold und einer dritten mit Edelsteinen. Die Tür des Kellers, der diesen Schatz birgt, ist offen; aber auf der Tonne, die sich dem Eingange zunächst befindet, wacht ein furchtbar großer, schwarzer Hund mit glühenden Augen und wehrt den Eintritt. Alljährlich spaltet sich am Karfreitage der Berg für die wenigen Minuten, während deren die Verehrung des heiligen Kreuzes in der Pfarrkirche zu Rosenthal stattfindet. Wer die unterirdischen Reichtümer erwerben will, muß diese Zeit gut benützen. Ohne Zagen mag er eindringen; nur vergesse er nicht, ein Holzkreuz mitzunehmen, dessen Figur genau dieselbe Länge und Breite hat, wie er selbst, wenn er mit ausgespannten Armen sich hinstellt. Mit diesem Kreuze wird es ihm möglich sein, den Hund von seiner Lagerstatt herabzustoßen, der sich dann knurrend verkriecht. Nun muß der Mensch rasch von den Schätzen zusammenraffen, soviel er fortzubringen imstande ist, und das Tageslicht zu gewinnen suchen, damit der Berg sich nicht über ihm schließe. — Vor vielen Jahren hat ein Müllerbursche aus der Seitendorfer Feldmühle an einem Karfreitage den Gang gewagt, ist aber blaß und ganz verstört zurückgekommen. Auf die an ihn gerichteten Fragen hat er jede Auskunft verweigert, und nach drei Tagen ist er gestorben.

Hohaus in Gl. V. IV. 1884/85. S. 169.
Auch Grabinski. 1886. S. 12.
Sehr gekürzt bei Klose, Sagen der Grafschaft Gl. 1888. S. 57f.

2012. Die Mutter mit ihrem Kinde im Hummelberge.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

1. Die arme Hanne ist in bitterer Not. Ihr Mann ist gestorben und ihr Knabe leidet Hunger. Er ist so schwach und abgezehrt, daß er zu sterben scheint. Da entschließt sich die fromme Mutter zu einer Verzweiflungstat. Einst noch bei Lebzeiten ihres Mannes hatte sie einem Fremden in ihrer Hütte Quartier gegeben, und der hatte ihr erzählt, daß man in der Christnacht große Schätze im Hummelberge finden und heben könne. Wer wirklich arm und frommen Gemütes sei, dem öffnet sich der Berg und schließt sich nicht eher, als bis die dritte Stunde abgelaufen ist. So hatte der Fremde gesagt. Jetzt will sie den Gang wagen und schleicht sich aus der Hütte von dem schlafenden Knaben fort, denn eben ist wieder Christnacht. Aber der Knabe erwacht und jammert. Sein Geschrei zwingt sie zur Rückkehr, sie faßt ihn und macht sich mit ihm auf den Weg. Sie erreicht den Fuß des Berges, da dröhnt es dumpf, Blitz und Donner bricht hervor und der Grund des Berges bricht auseinander. Wohl bebt sie, aber der Gedanke, daß ihr Kind Hungers sterben müsse, gibt ihr Mut und sie schreitet mit dem Knaben in den Schlund hinein. Reiche Schätze strahlen vor ihr, und eine weiße Frau kommt ihr entgegen, rabenschwarz wallt ihr Haar hernieder und in ihren Händen hält sie einen Dolch und einen Schlüsselbund. Sie setzt sich auf die Trümmer, ihr Gewand ist von Blut besudelt, wie jüngst erst vergossen. Wieder schrickt Hanne zurück, aber sie spricht sich von neuem Mut zu. Sie setzt den Kleinen nieder und achtet nicht der Hummelfrau — sie ist ja eine Büßerin. Und nun trägt sie von den Schätzen aus dem Schlunde hinaus, soviel sie erraffen kann. Da hört sie ein Rauschen, erst leise, dann gewaltig anschwellend wie Donner, und plötzlich ist der Schlund geschlossen. Der Knabe ist drin geblieben. Entsetzen ergreift sie, sie schlägt sich die Brust und rauft ihr Haar, sie nennt sich des Kindes Mörderin. Aber der Knabe bleibt ihr verloren. Nun eilt sie wie wahnsinnig von dannen und erreicht am frühen Morgen ihre Hütte. Da ist ihre Schwester angekommen, sie hat ihr Brot

gebracht und will sie trösten. Was aber vermöchte die Mutter zu trösten, nachdem sie ihr Liebstes verloren hat! Aber die Schwester weiß Rat. Warten soll Hanne, bis die nächste Christnacht erscheint, da werde sich der Berg wieder öffnen und sie werde ihr Kind frisch und munter wiederfinden. Das gibt der Unglücklichen neue Hoffnung und Kraft zu leben. Zu langsam für ihre Sehnsucht vergeht das Jahr, langsam schleichend hat die Zeit endlich die zweite Christnacht herbeigeführt. Wieder steigt sie hinauf zum Berge. Wie pocht ihr Herz! Und richtig. Es rauscht, es blitzt und donnert wie das erstemal. Der Berg öffnet sich, die Schätze blinken. Aber sie sieht sie nicht, sie sieht nur ihren Knaben froh und munter im Schlunde sitzen und in der Hand hält er eine Frucht aus fremdem Lande, die brachten ihm Engel und schützten ihn. Selbst die Hummelfrau, die ewig trauernde, hat der Anblick des Kindes erquickt. Die Mutter aber stürzt nach dem Kinde, reißt es an sich und flieht mit ihm hinaus in die Winternacht. Mag es hinter ihr hallen und krachen, heimwärts eilt sie beglückt wie vom reichsten Schatze.

Mancher hat seitdem versucht, die Schätze zu gewinnen, keiner erreichte sie, denn entweder war er nicht arm oder nicht rein von Sünden.

In Prosa umgesetzt nach A. Kastners Gedicht „Der Gang nach dem Hummelberge" in Kypselos' Glätzischen Sagen. 1838. S. 15 bis 30. Andere Umsetzung bei Grässe, Sagenbuch 1871. S. 206. Gleichen Inhalts ist die Erzählung von Hohaus in Gl. V. V. 1885/86. S. 90 f.

2. Etwas abweichend lautet folgende Fassung:

Tief unten in den Kellern des Hummels liegen die Schätze, welche die Raubritter dort aufgestapelt haben. Sie sind von bösen Geistern bewacht, und kein Mensch darf es wagen, sich ihnen zu nahen. Nur in der Christnacht ist es einer reinen Jungfrau und einem schuldlosen Junggesellen gestattet, sie zu heben. Aber auch ehrbare Witwen sind dazu berechtigt, und es ist noch keine hundert Jahre her, da hat eine junge Witwe den Versuch gemacht, die Hummelschätze zu heben. Sie war arm und darbte mit ihrem

kleinen Knäblein. Da kam ihr die Idee, in der Christnacht zur Burg hinaufzusteigen, sie setzte ihr Knäblein bei den Schätzen im Burgkeller nieder, raffte von dem blinkenden Golde große Bürden auf und schleppte sie hinaus. Dabei hatte sie aber vergessen, daß die Pforten sich mit dem Schlage der ersten Morgenstunde schließen, und gewahrte mit Entsetzen, daß hinter ihrem Rücken die Kellertür zufiel. Ihr Knäblein saß im Schatzkeller, und sie stand bei den errafften Schätzen am Hummelberge. Weinend schleppte sie ihre Reichtümer heim. Sie hätte sie gern für die Rettung ihres Kindes hingegeben, aber niemand wußte Rat, nur ein berühmter Geisterbanner erklärte, daß der Knabe an der nächsten Weihnacht gesund und munter im Berge sitzen werde. Und so war es auch; die Witwe fand nach Jahresfrist ihren Knaben, den die Hummelgeister gut gepflegt hatten, wieder, und ihr Glück war vollständig. Hätte sie aber den Knaben nicht wieder gefunden, so wären die gewonnenen Schätze ihr gleichgültig und wertlos gewesen.

Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 91 f.

2013. Die Schätze in den Kellern der Kningenburg.

Grafschaft Glatz. Kreis Neurode.

In der Nähe des Dorfes Volpersdorf, auf dem Kningenberge, soll ehemals eine feste Burg gestanden haben, in der wilde Raubritter hausten. Sie haben viele Schätze zusammengeschleppt und in den Kellern der Burg vergraben. Eine reine Jungfrau, die in der Christnacht nach den Schätzen späht und eine angezündete geweihte Kerze in der Hand trägt, kann die Pforte zu dem verfallenen Burgkeller öffnen und nach Herzenslust Gold und Edelsteine zusammenraffen. Klose, Sagen der Grafschaft Gl. 1888. S. 118.

2014. Mutter mit Kind als Schatzsucherin im Burghügel bei Schwarzenthal und an anderen Orten derselben Gegend.

Nordöstl. Böhmen. Riesengebirgsrand.

1. Zwischen dem Silberbach und dem Pfaffenzelltal bei Schwarzenthal liegt der Burghügel, den einst ein Schloß krönte.

Noch heute liegen Steintrümmer daselbst und verkünden dessen einstigen Bestand. Auch Spuren einer Tür sollen noch zu erkennen sein. An diesen Ort knüpft sich die folgende Sage:

In dem Bergstädtchen Schwarzenthal wohnte einst ein armes Weib, das ein einziges Kind hatte. Ihr Verdienst war klein, und oft wußte sie nicht, woher sie Nahrung für zwei Mägen nehmen sollte. Bittere Tage verlebte sie auch zur schönen Fronleichnamszeit, und als die Feierglocke zur Prozession rief, mußte sie mit einem Auftrage über den Burghübel wandern. Unwillkürlich fiel ihr dabei die Sage ein, daß um diese Zeit das Tor der Burg offen stehe und man von den Schätzen des Innern nehmen könne, soviel das Herz begehre. Sie warf einen Blick auf das graue Gemäuer und suchte den Eingang. Richtig! es war, wie man erzählte, die Tür des Schlosses stand offen. Sollte das Weib es wagen und eintreten? Was konnte ihr geschehen? Der Entschluß war rasch gefaßt. Sie durchschritt den Eingang und gelangte bald in ein geräumiges Zimmer. Dieses war sorgsam und geschmackvoll eingerichtet, und alles schien in so guter Ordnung, als hätte heute erst eine Frauenhand hier gewaltet. Auf einem Tische brannte eine Wachskerze und beleuchtete in dem dämmerungsvollen Raume Schätze ungeahnten Wertes. Sollte es ein Vergehen sein, davon zu nehmen? fragte sich das Weib. Unmöglich, ihre Armut entschuldigte gewiß einen Griff in diese herrenlosen Güter, wie ja auch die allgemeine Rede jedem von solchem Gute zu nehmen gestattete. Um die Schätze zu raffen, setzte das Weib das Kind weg auf einen Tisch und füllte nun behende die Schürze mit dem edlen Golde, das auf der Erde blitzte und funkelte. Die Kostbarkeiten und der Ausblick auf den nahen Besitz regten die Ärmste nicht wenig auf, und als sie das Gold in die Schürze gerafft hatte, eilte sie durch das nahe Tor ins Freie. Die frische Luft ernüchterte sie, und nun besann sie sich auf ihr Kind, das sie in dem Berge vergessen hatte. Sie eilte zurück, doch die Tür war verschlossen, umsonst suchte sie nach einem Eingange. Das Weib war unglücklich. Schätze hatte sie wohl, aber ihr Kind war verloren. Sie ging zum

Pfarrer und klagte ihm die Not. Dieser beruhigte die trauernde Mutter mit der Mahnung, im nächsten Jahre zur selben Zeit zu dem Berge zu gehen und durch die geöffnete Pforte das Kind zu holen. Die Mutter wartete das Jahr ab und begab sich nach seinem Ablauf zur Burgruine. Der Eingang war wieder offen, und als sie in das Gemach trat, saß ihr Kind auf derselben Stelle, wo sie es hingesetzt hatte, und hielt einen goldenen Apfel in der Hand. Das Kind erzählte der erfreuten Mutter, eine weiße Frau habe es gepflegt. Mündlich aus Schwarzenthal.

Fiedler im Riesengebirge in Wort u. Bild. 1891. Heft 39/40. S. 4.

2. Dieselbe Sage wird mit geringen Veränderungen von einer Burgruine auf dem Heidelberge bei Hohenelbe erzählt. Als die Mutter wiederkommt, steht eine weiße Frau bei dem Kinde, und dieses hält einen goldenen Apfel in der Hand. Die weiße Frau will das Kind nicht geben, die Mutter nimmt es ihr mit Gewalt. Mündlich.

3. Im Silberstein bei Johannisbad wohnt die weiße Frau ebenfalls, und dasselbe Geschehnis wie in der Burgruine zu Schwarzenthal und auf dem Heidelberge knüpft sich an sie. Das Kind hält hier an Stelle des Apfels eine Rose in der Hand.

4. Auf dem hohen Stein bei Starkstadt, heißt es, sei die weiße Frau verwünscht, weil sie ihr Kind umgebracht habe. Sonst ist die Sage dieselbe. Fiedler a. a. O.

Schätze in Berg, Fels und Hügel.

2015. Schatzheben im Dittersberge auf dem Eigen.

Sächsische Lausitz. Bernstadter Gegend.

Im Dittersbacher Berge, wo die Zwerge hausen, liegt auch ein Schatz vergraben. Vor nicht langer Zeit wollten einige beherzte Leute den Schatz heben. Als sie eine Weile gegraben hatten, sahen sie ihn. Da rief einer, wider die altbekannte Regel, in der

Hast: „Hebt", und sofort war der Schatz verschwunden. Den Unvorsichtigen aber haben seine Kameraden gehörig durchgewalkt.

Spätere Schatzgräber mußten ihr Vorhaben wieder aufgeben, weil sich plötzlich ein ungeheurer Sturm erhob, und ein anderer — es ist ungefähr 30 Jahre her —, der sich durch den Sturm nicht abhalten ließ, wurde durch einen Geist so erschreckt, daß er wochenlang krank daniederlag.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 235.
Nach Preusker, Blicke in die vaterländ. Vorzeit I. S. 53.

2016. Der Schatz im Venusberge bei Ostritz.

Sächs. Lausitz. Kh. Bautzen.

Im Venusberge bei Ostritz liegt ein Schatz. Er wird von Greisen mit langen weißen Bärten bewacht. Wenn während der Christnacht in der Kirche zu Ostritz die Wandlung vor sich geht, so öffnet sich der Berg, und wer in diesem Augenblicke da ist, der kann hineingehen und sieht die alten Männer um den Tisch herum sitzen, die ihm zurufen: Greif ein'n Griff und streich ein'n Strich und packe dich.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 229.
Nach Neues Laus. Mag. 1836. S. 5. 1838. S. 262.

2017. Die verirrte Kuh und der Goldkeller am Frageberge.

Sächs. Lausitz. Kh. Bautzen.

Der nordwestliche Teil des Tschernebog bildet eigentlich einen zweiten, aus großen Felsblöcken bestehenden Berg, der nach sicheren Kennzeichen wie jener eine heidnische Opferstätte war, wie denn auch der Name Frageberg, der hauptsächlich von diesem Teile des Berges gebraucht wird, auf die Weissagungen heidnischer Priester zurückdeutet. Unter dem Opferfelsen ist eine tiefe Schlucht. In dieser soll ein unermeßlicher Schatz liegen.

Ein armer Kuhhirt aus einem nahen Dorfe hatte von dem Schatze gehört. Sein einsames Leben gab ihm Gelegenheit genug zu Träumereien von Glück und Reichtum. Einst war er am brennenden Mittage am Fuße des Berges in Schlaf gesunken. Wie er

erwachte, vermißte er eine der Kühe, hörte aber ihr Glöcklein oben auf dem Berge. Er springt auf und eilt den Berg hinan, um sie zur Herde zurückzutreiben. Aber nirgends kann er die verirrte Kuh entdecken. Auch das Glöcklein hört er nicht mehr. Alles um ihn herum ist still und unheimlich. Als er aber wie zufällig in die Felsenschlucht hinabsieht, da glänzt es ihm daraus hervor wie schimmerndes Gold. Mit klopfendem Herzen geht er näher, steigt hinab und kommt in eine weite Höhle. Sie wird immer heller, ohne daß er sieht, wo das Licht herkommt, und plötzlich gewahrt er vor sich einen großen Kessel, gefüllt mit lauter Goldstücken.

Er wirft Stock und Hut, die er in der Hand gehalten hat, weg, füllt mit gierigen Händen seine Taschen und eilt klopfenden Herzens den Weg, den er gekommen, zurück. Am Fuße des Berges angekommen, fällt ihm ein, daß er ja seinen Hut in der Höhle hat liegen lassen. Er war ein Geschenk seiner Braut, und rasch entschließt er sich, zurückzugehen, findet ihn auf der Stelle, wo er ihn hingelegt hat, rafft ihn auf und stürzt dem Ausgange zu. Aber welche Angst ergreift ihn, er findet die Öffnung nirgends, soviel er tastend umherirrt, das Felsentor bleibt geschlossen.

Vorübergehende hörten ihn winseln und noch jetzt vernimmt man in nächtlicher Stunde oder am brütenden Mittage des Eingeschlossenen Klagetöne.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 228f.
Nach Segnitz, Sagen. 1839. I. S. 115.

2018. Das Teufelsfenster am Tschernebog und die Mutter mit ihrem Kinde als Schatzsucherin.

Sächs. Lausitz. Kh. Bautzen.

An einer freien Stelle des westlichen Abhanges des Berges erblickt man zur Rechten am Saume der Nadelwaldung den Anfang einer Felspartie, die wegen einer runden Öffnung an dem oberen Teile des Felsens als das Teufelsfenster bezeichnet wird. Aus dieser Öffnung sollen noch heute kleine Koboldchen schlüpfen und einen Keller mit unendlichen Schätzen bewachen, weshalb

man die Stelle auch zuweilen die Koboldkammer genannt hat. Eine Frau, die mit ihrem Kinde auf den Berg gegangen war, um Waldbeeren zu suchen, hatte Gelegenheit, in den Keller zu gelangen. Sie setzte ihr Kind auf den Boden der Höhle und raffte die Schätze begierig zusammen. Schreckliches Donnern erschütterte die Erde und trieb die Frau angsterfüllt ins Freie. Aber als sie sich umsah, war die Höhle geschlossen und kein Eingang zu finden. Die arme Mutter lag bei ihren Schätzen, unbekümmert um deren Wert, denn sie hatte ihr Kind verloren. Doch nach einem Jahre an demselben Tage stand sie wieder am Teufelsfenster. Der Keller tat sich auf, am Boden saß ihr Kind und spielte. Die Schätze mochten funkeln und glänzen, die Mutter sah sie nicht, sie erblickte nur ihr Kind und entriß es mit Blitzesschnelle den unterirdischen Mächten.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 227f.
Nach Segnitz, Sagen I. S. 115.

2019. Der Geldkeller auf dem Löbauer Berge.

Sächs. Lausitz. Kh. Bautzen.

1. Von der höchsten Spitze des Löbauer Berges führt nach Norden der sogenannte Prinzensteig an einem Felsen vorüber, der im Volke allgemein der Geldkeller genannt wird, denn es liegt ein Schatz darin, groß genug, die ganze Lausitz zu kaufen. Viele sagen, die Hüter des Schatzes wären die verstorbenen Bürgermeister von Löbau, und sie würden die Stadt unterstützen, wenn sie in Not käme. Das Tor desselben ist geschlossen, und nur an hohen Festtagen zu bestimmten Stunden ist es einzelnen vergönnt, ins Innere der Höhle zu treten und sich dort Schätze zu holen. Aber es muß ein ganz uneigennütziger Mensch sein, den der Zufall hierher führt.

Einmal war ein Löbauer Bürger ausgezogen, den Schatz zu heben. Aber vor übergroßer Begier sich von den Schätzen, die er fand, soviel als möglich anzueignen, hatte er ganz vergessen, daß der Berg nur eine Stunde lang offen sei. So mußte er sieben Jahre im Berge bleiben. Als sich nach sieben Jahren der Berg

wieder öffnete, da ließ er gern alle Schätze im Stiche und war zufrieden, nur seine Freiheit wieder erlangt zu haben.

2. Zwei Knaben spielten einst auf dem Löbauer Berge und zwar in der Gegend des sogenannten Geldkellers. Dem einen von ihnen entführte der Wind sein leichtes Strohhütchen und wehte es in die Tiefe einer Felsenkluft. Der Knabe weinte und schrie, doch dadurch gelangte er immer noch nicht wieder zu seinem Eigentume. Aus Furcht vor Strafe, wenn er ohne sein Hütchen nach Hause zurückkehrte, gab er sich nun alle mögliche Mühe, es wieder aufzufinden, kletterte und kroch von einem Stein auf den andern und gelangte endlich in die Tiefe der Kluft, aber ohne sein liebes Hütchen ausfindig zu machen.

Jetzt entdeckte er eine in den Fels hineingehende Höhle. Hier glaubte er nun das Gesuchte finden zu müssen und geriet so, ohne daß er es dachte, von Tiefe zu Tiefe, bis sich endlich ein ungeheurer und weiter Felsenkeller seinen erstaunten Blicken auftat.

Hier sah er nun zwar noch immer nichts von seinem Hütchen, wohl aber erblickte er eine ganze Gesellschaft Herren, die um einen großen runden Tisch herumsaßen und zu spielen schienen, kein lautes Wort aber von sich hören ließen. Im Hintergrunde des Kellers aber standen ganze unermeßliche Braupfannen voll von blanken Talern und Goldstücken.

Die stummen Herren winkten dem Knaben freundlich, sich von den aufgehäuften Schätzen zu nehmen und einzustecken, doch ein gräßlicher feuerschnaubender Hund vertrat ihm furchtbar den Weg, daß er fast allen Mut verlor. Von neuem aber winkten die Herren, und der furchtbare Hund zog sich etwas zurück.

Auf dringendes und wiederholtes freundliches Zuwinken wagte es endlich der Knabe, sich heranzuschleichen, ging nun hart an dem Hunde vorbei, so daß er fast über ihn hinwegsteigen mußte, und steckte sich von den blanken Talern und Goldstücken so viel ein, als nur in seinen kleinen Taschen Platz hatte. Nun schon dreister gemacht, da alles ohne Gefahr für ihn abgelaufen war, machte er sich auf den Rückweg, der ihm auch weder von dem feuerschnau-

benden Hunde noch von den stummen Herren an dem großen runden Tische streitig gemacht wurde. Froh über sein unverhofftes Glück, das ihn statt seines strohernen Hütchens einen so großen Schatz finden ließ, stieg er nun wieder in der Felsenkluft empor, war ohne viele Mühe und ehe er es dachte, wieder oben auf dem Berge und eilte mit der Barschaft vergnügt nach Hause.

Der andere Knabe, der mit diesem auf dem Berge war, hatte mit Ungeduld auf die Rückkunft seines Gefährten aus der Felsenkluft geharrt und beinahe schon gefürchtet, daß er wohl verunglückt sein könnte.

Doch als er ihn nun nicht nur gesund und wohlbehalten, sondern sogar mit reichen Schätzen beladen wiederkehren sah und noch obendrein hörte, wie leicht und gefahrlos er dazu gelangt sei, so stieg auch in ihm der Gedanke auf, sein Glück bei jenen unterirdischen Schatzmeistern zu versuchen.

Er warf daher sein Hütchen absichtlich in die Felsenkluft und kletterte ihm nach. Nach langem Klettern kam auch er in den Felsenkeller. Aber die stummen Herren an dem großen runden Tische sahen ihn mit böser und zürnender Miene an und bedrohten ihn aufs strengste, wenn er es wagen würde, hereinzukommen; auch der feuerschnaubende Hund sah so grimmig aus, als wenn er ihn auf der Stelle zerreißen wolle. Da machte sich der Knabe, so schnell er nur konnte, auf die Beine und war nur froh, mit heiler Haut und lebendig davongekommen zu sein. Nur mit großer Mühe konnte er die steile Höhe wieder erklimmen, schund sich noch dabei die Knie wund und mußte mit zerrissenen Hosen und ohne Hut nach Hause gehen. Welche Belohnung ihn dort empfing, kann man sich denken.

3. Es begab sich einst, daß eine arme Frau auf dem Löbauer Berge die Tür des Geldkellers gewahrte, die offen stand. Die Zeit aber, wo solches geschah, war an einem Karfreitage morgens früh, als man eben vom Chore die Passion absang. Neugierig und in der Hoffnung, einen Schatz und somit ihr Glück darin zu finden, so wie schon so mancher andere vor ihr, ging sie hinein, obschon sie einen größeren Schatz, nämlich ihr einziges Kindlein,

auf den Armen trug. Überall glänzten ihr gleich hellen Karfunkeln die Gold-, Silber- und Schaustücke entgegen, die in großmächtigen Braupfannen links und rechts aufgehäuft dastanden. Aber nirgendwo war ein Wächter dieser Schätze zu sehen. Ein runder Tisch nur stand unfern vom Eingange und einige Äpfel, so frisch sie nur zur Herbstzeit auf den fruchttragenden Bäumen prangen mögen, lagen darauf.

Auf diesen Tisch nun setzte sie das Kind nieder, damit es spielen möge mit den herrlichen Früchten; sie aber scharrte und sammelte so viel des blanken Goldes in ihre Schürze, als sie nur ertragen konnte, und trug es fürbaß aus dem Keller hinaus.

Alsbald nun kehrte sie wieder um, daß sie auch ihr Kindlein sich nachholen möge, was sie versäumt hatte über dem unterirdischen Mammon. Aber, o Jammer! nimmer und nimmer konnte sie jetzt die Tür des Kellers wieder gewahren, zu der sie doch nur eben erst hinausgetreten war, und weder Weinen noch Greinen, noch Klagen und Zagen mochte ihr helfen, denn schier nicht eine einzige Spur davon konnte sie noch gewahr werden. Gar gern hätte sie nun all ihre blanken Schätze, die sie gewonnen, dahingegeben für den einzigen Schatz, den sie verloren. Und ob sie auch ihr gehabtes Unglück denen anzeigte, die zu Rate sitzen, so konnten sie ihr doch nicht raten und helfen; ja alles Nachforschen und Suchen und Graben war sonder Nutzen, soviel dessen auch auf gemeiner Stadt Kosten veranstaltet und vorgenommen werden mochte.

Und als nun wiederum die Zeit der Ostern herbeigekommen war und die Stunde, wo man vom Chore herab die Passion absang, ging das Weib abermals hinaus, die Stelle zu suchen, wo sie vorm Jahre so glücklich und doch so unglücklich gewesen. Und siehe! da öffnete sich mit einem Male wieder jene unterirdische Pforte mit ihren Schätzen gleich blitzenden Karfunkeln. Sie aber, tränend und sehnend, sah nichts denn ihr Kindlein, das immer noch auf jenem runden Tische sitzend, wohin sie es einst gesetzet, munter spielte mit den frischen Äpfeln und freundlich die Arme ihr entgegenstreckte. Gar gern wählte sie diesmal für all die toten Schätze

den lebendigen. Doch als sie mit ihm das Sonnenlicht erreichte, erblich das Kindlein ihr in den Armen.

Eine andere Sage erzählt, das Kind habe nur eine dreitägige Ohnmacht befallen, die von einem wundertätigen Manne mit Hilfe der im dicht daneben liegenden Kräutergärtlein wachsenden Heilkräuter gehoben worden sei. Das Kind war selbst als Mann nie wieder auf den Berg zu bringen gewesen und in die weite Welt gegangen.

Anmerkung. Ganz ähnliche Sagen knüpfen sich an die Landskrone bei Görlitz und den Falkenberg bei Stolpen, an den Meisengrund beim Tollenstein in Böhmen usw.

4. Nach einer anderen Sage öffnete sich der Geldkeller allemal am Johannistage mittags zwölf Uhr, um sich des Nachts wieder um dieselbe Stunde zu verschließen. Am Johannistage 1516 hatte ein Bauer das Glück, den Eingang geöffnet zu finden, er ging hinein und erblickte mit offenen, nüchternen Augen den unermeßlichen Schatz. Zuerst unschlüssig, was er tun oder lassen sollte, entschloß er sich endlich, seine Taschen und seine Mütze zu füllen und belastet mit der köstlichen Beute den Rückweg anzutreten. Allein in der Trunkenheit seines Glückes verirrte er sich in den Kreuzgängen, und die verhängnisvolle Stunde, mit welcher sich der Eingang schloß, ertönte. Furchtbare Finsternis umgab ihn. Niemand hörte sein Klagen. Verzweiflungsvoll warf er sich zu Boden. Da versank er in einen tiefen Schlaf, aus welchem er erst das kommende Jahr am Johannistage wieder erwachte. Taschen und Mütze fand er zwar leer, aber die Freiheit war ihm lieber als alle Schätze der Erde.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 213—216.

Nach Büsching, Wöchentl. Nachr. II. 105. IV. 337. Frenzel, Hist. nat. msc. II. 771. Großer, Lauf. Merkwürd. 1714. V. 14. Ober- u. Nieder-Lauf. Chron. S. 79. Taschenbuch, Gedenke mein, Wien u. Leipzig. 1840. S. 103. Breslauer Handschr. Nr. 28. Gräsſe, Sagenschatz des Königr. Sachsen. S. 493ff. Borott. S. 39. Leipziger Generalanzeiger. 1845. Nr. 1. Preusker, Blicke in die vaterländ. Vorzeit I. S. 78. Gräve, Volkssagen. S. 118. Winter, In der Konstit.-Zeit. 1854. Nr. 24.

2020. Der Schatz auf dem Stromberge.

Sächs. Lausitz. Grenze des Kreises Görlitz.

1. Schatzheben auf dem Stromberge.

Ein armer Knabe hütete einst auf dem Stromberge Kühe; als er nun aber müßig da und dort herumschlenderte, siehe! da lag plötzlich zu seinen Füßen das schönste Goldstück. Er bückte sich, um es aufzuheben, aber indem er dies tat, blitzte ihm schon wieder ein anderes in die Augen, schnell langte er auch nach diesem, doch schon glänzte wieder ein neues dort aus dem Grase hervor und noch eins, und dort noch eins! So ging es fort, und schon hatte der Knabe zehn der schönsten Goldstücke in seine Mütze zusammengelesen, als ihm auch noch ein elftes vor den Augen spiegelte. Auch dieses wollte er sich zueignen, doch dies war schon zu viel verlangt; eben als er sich danach bückte, erhielt er von unsichtbarer Hand einen derben Backenstreich. Aber mit diesem waren auch die übrigen zehn bereits gesammelten Goldstücke im Nu wieder verschwunden, und er blieb alles Suchens ungeachtet so arm, als er immer gewesen war.

Eine Frau, die in einem der wenigen Häuser wohnte, welche am Fuße des Stromberges stehen, gewahrte eines Sonntags früh während des Gottesdienstes, wie an einer Stelle des Berges Funken aus der Erde hervorsprühten und blaue Flämmchen emporloderten. Augenblicklich nahm sie ihr Taschenmesser und warf es auf die Flämmchen, denn sie wußte gar wohl, daß man durch Draufwerfen von Metall den Schatz, der unter dergleichen Flämmchen zu liegen pflegt, vor dem Weiterrücken bewahrt. Dann lief sie in ihre Wohnung zurück, holte Hacke und Schaufel, fing rüstig an zu graben und siehe da! sie hatte sich nicht getäuscht, denn sie fand eine große Menge uralter Silbermünzen.

Eine andere Frau hatte von dem glücklichen Funde gehört und paßte nun alle Sonntage auf, ob sie nicht auch solche Flämmchen entdecken würde. Und richtig, einmal während des Mittagsgottesdienstes gewahrte sie die Funken und Flammen, warf ein Messer darauf und grub dann eine große, große Menge harter Silbertaler

aus der Erde, so viel, daß sie dieselben kaum in der Schürze bis in ihre Wohnung schleppen konnte. Sie konnte es nicht erwarten, die Summe zu erfahren, die sie gewonnen hätte, und zählte die harten Taler auf Tischen und Bänken auf, daß alles mit Silber bedeckt war. Aber wie sie im besten Zählen ist, däucht es ihr plötzlich, als hörte sie Feuerlärm. Das ganze Dörfchen scheint in Flammen zu stehen, und die Lohe schlägt schon glühendrot ans Fenster. Sie läßt alles stehn und liegen und eilt bestürzt hinaus, die Gefahr zu untersuchen. Draußen aber ist alles still und in der größten Ruhe, kein Gedanke an eine Feuersbrunst. Da wird ihr unheimlich zumute. Sie eilt ins Zimmer zurück, aber ihr ganzer Schatz war verschwunden.

Ein reisender Kavalier aus Flandern kam auf seiner Reise nach Polen in die Gegend des Stromberges. Es war ein mutiger Herr und hatte immer Lust zu Abenteuern. Als er hörte, daß auf dem Stromberge unheimliche Geister ihr Wesen trieben, so war's ihm gerade recht, und als es finster geworden war und Mitternacht herankam, nahm er sein Schwert und bestieg den Berg. Der Vollmond mit seinen milchweißen Strahlen übergoß zauberisch die alten Schloßruinen, und der Kavalier trat zu den Mauern der Burg. Alles war still, und offen stand ein kleines Pförtchen. Der Held schritt hinein und kam in eine weite Halle, in deren Mitte eine mit Gold und Edelsteinen gefüllte Braupfanne und ein langer eiserner Kasten stand. Ein Augenblick genügte und die Halle hatte sich mit einer Schar grauer Männchen gefüllt. Der Kavalier stand staunend an einem Pfeiler und wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Da trat eins der grauen Männchen zu dem Kasten, stieß mit dem Fuße daran, auf sprang der Kasten, und was lag darin? Ein langes, weißes, beinernes Menschengerippe. Es richtete sich langsam auf und wandte die hohlen Augen nach allen Seiten umher. Die grauen Männchen winkten freundlich dem Kavalier, näher zu der Braupfanne und dem Golde zu treten. Er tat es, doch im Nu sank die Braupfanne unter fürchterlichem Getöse in ein unterirdisches Gewölbe hinab, und der Boden verschloß sich

wieder. Ein gellendes Gelächter erscholl aus dem Munde der Berggeister, das bleiche Gerippe aber verfolgte den aus der Halle fliehenden Kavalier mit einem blinkenden Messer in der knöchernen Faust. Sobald der Flüchtige außer dem Bereiche des Schlosses war, sah er sich wieder allein. Kein Lüftchen regte sich, und schweigend blickte der volle Mond auf den bleichen Ritter und auf die hohen Schloßruinen herab; doch nicht mehr gelüstete es ihn, nochmals in das Gemäuer zurückzukehren.

2. Der Schatz verläßt den Stromberg.

Der Schatz auf dem Stromberge blieb aber nicht immer daselbst. Die ihn bewachenden Geister hielten es einst, vielleicht weil man demselben allmählich zu sehr auf die Spur gekommen war, für nötig, ihn auf den felsigen Rotstein bei Sohland zu bringen. Man erzählt sich davon folgende Geschichte: Ein Paar Bauern aus dortiger Gegend ackerten einst am Fuße des Stromberges. Plötzlich kam ein kleines graues Männchen — sie wußten selbst nicht recht, woher — auf sie zu und verlangte, daß sie ihm sogleich ein Gespann von sechs roten Ochsen verschaffen sollten, weil die Braupfanne mit dem großen Schatze des Stromberges von diesen auf den benachbarten Rotstein gebracht werden sollte. In nicht geringer Angst vor dem Berggeiste gab ihm unverzüglich jeder die an seinen Pflug gespannten Ochsen, und zum Glück waren es lauter rote. Dann holten sie schleunig aus dem Dorfe noch ein anderes Paar rote Ochsen. Das Bergmännchen fragte sie darauf, ob sie die Wegführung des großen Schatzes sehen oder hören wollten; eins von beiden dürften sie wählen. Die beiden Bauern hatten Angst und sagten, sie wollten sich gern mit dem bloßen Hören begnügen. Aber Zittern und Beben ergriff sie, als sie nun die Erde unter sich dröhnen und den großmächtigen Schatz wie einen gewaltigen Donner dahinbrausen hörten.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 217—219.
Nach Büsching, Wöchentl. Nachrichten II. 202. Preusker, Blicke in die vaterländ. Vorzeit I. 85.

2021. Schatzheber auf dem Schafberge bei Baruth.

Sächs. Lausitz. Grenze des Kreises Rothenburg.

Auf dem Schafberge bei Baruth sieht man oft um Mitternacht einen feurigen Mann, der weit umher seine Flammen verbreitet. Hier ist in einer großen eisernen Truhe ein unermeßlicher Schatz verborgen. Ein Graf von Gersdorf, Besitzer von Baruth, ließ einst Nachgrabungen anstellen und nicht ohne Erfolg. Nach vielen Mühen und Hindernissen gelangte man an die Truhe, auf welcher noch ein hölzernes Kästchen stand, und meldete dem Grafen den Fund. Dieser begab sich sogleich an Ort und Stelle und sah mit seinen eigenen Augen die Truhe und das Kästchen. Aber auf demselben lag ein zusammengerolltes Pergamentblatt, darauf stand mit großer Schrift geschrieben: „Wer dieses Kästchen öffnet, dem kostet es seinen erstgeborenen, und wer sich der Lade bemächtigt, seinen zweiten Sohn.“ Der Graf, welcher nur zwei Söhne besaß, die er beide gleich lieb hatte, erschrak heftig, ließ die Grube wiederum verschütten, und der Schatz blieb ungehoben.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 235.
Nach Gräve, Volkssagen. S. 193.

2022. Schatzheben auf dem Kommenauer Berge bei Königswartha.

Sächs. Lausitz. Grenze des Kreises Hoyerswerda.

Am Kommenauer Berge bei Königswartha befindet sich ein großes Loch, welches noch heutzutage zu sehen ist. Die Sage berichtet folgendes darüber:

Es liegt ein großer Schatz in dem Berge in einer großen Braubütte, und mehrere beherzte Burschen von Königswartha wußten darum und wollten ihn heben. Vermöge ihrer richtig angebrachten Opfer und Beschwörungsformeln fanden sie auch die richtige Stelle und gelangten grabend bis zur Braubütte. Aber einer war darunter, der konnte das Maul nicht halten, und rief freudig erschrocken mit lautem Munde: „Ach seht, da ist furchtbar viel Geld.“ Kaum war das Wort gesprochen, so entstand ein entsetzlicher

Sturm, und als sie sich umsahen, kam ein roter feuriger Ochse auf sie zu, brüllte entsetzlich und warf mit seinen Füßen den herausgegrabenen Boden wieder in die Grube hinein. Die Schatzgräber aber ergriffen das Hasenpanier, und der Schatz soll heute noch gehoben werden.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 234.
Nach der handschriftl. Samml. von Schön. Nr. 84.

2023. Schätze bei Muskau.

Schles. Lausitz. Kreis Rothenburg.

Am Ende des schönen und berühmten Parkes von Muskau, dort wo jetzt die sogenannten „neuen Anlagen" den Park erweitern sollen, liegt ein mit hohen Bäumen bewachsener Berg, und in diesem befindet sich ein Schatz, der von einem Geiste bewacht wird. Der alte Bergmann Nugla in Muskau, der die Kunst verstand, vermöge der Wünschelrute vergrabenes Geld zu entdecken, wurde oft, wenn er in der Dämmerung dort vorüberging, von einem unsichtbaren Geiste flehentlich um Erlösung gebeten und ihm dafür der unterirdische Schatz versprochen. Der alte fromme Mann ging zum Pastor, der ihn wenigstens darüber beruhigte, daß es kein Teufel oder böser Geist sei, der ihn verführen wolle, aber er hat sich doch nicht getraut, den Schatz zu heben.

Auch auf Köbele zu liegt ein Schatz. Dort ist eine Stelle, die heißt der Judentempel. Alte Mauern sind die Überreste desselben, und in der Nähe stehen vielhundertjährige Bäume. Man hat dort oft eine weinende Frauenstimme gehört, auch viel nachgegraben, aber die rechte Stelle hat noch keiner getroffen. Der Glaube an den Schatz war aber so fest und allgemein, daß der vorige Besitzer lange Jahre zögerte, den Platz zu verkaufen. (Nach mündlicher Erzählung.)

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 236.

2024. Der Schatz auf dem Birkberge bei Langenau.

Schles. Lausitz. Kreis Görlitz.

Wenn man von Görlitz über Nieder-Langenau nach Kohlfurt reiset, so liegt auf der Mitternachtseite am Dorfe rechts der Straße

ein Hügel mit Birken bewachsen, welcher unter dem Namen „Scheibes Birkberg" bekannt ist. Hier soll Geld vergraben liegen und sich durch eine blaue Flamme in gewissen Nächten, als zu Johannis, Weihnachten usw. zeigen, daher man sich mancherlei Spukgeschichten von diesem Berge erzählt. Das Geld wird von einem großen schwarzen zottigen Hunde bewacht, welcher schon manchen in der Mitternachtsstunde vorübergehenden Wanderer angefallen hat oder ihm aufgehockt ist.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 232.
Nach Görlitzer Wegweiser. 1833. S. 670.

2025. Die Braupfanne voll Gold am Steinberge bei Lauban.

Schles. Lausitz. Kreis Lauban.

Am Abhange des Steinberges bei Lauban ist eine hohlklingende Stelle. Dort liegt eine große Braupfanne mit Gold vergraben.

Haupt, Sagenbuch. I. 1862. S. 237.
Nach der handschriftl. Samml. von Schön. Nr. 39.

2026. Schätze der Abendburg.

Isergebirge. Kreis Löwenberg.

1. Mutter und Kind in der Abendburg.

Hauptlehrer Winkler in Schreiberhau schreibt: Die in der hiesigen Bevölkerung lebendigste Sage, welche mir während meiner Wirksamkeit am hiesigen Orte vielfach und zwar mit ganz geringen Variationen erzählt wurde, ist folgende:

Die Abendburg ist ein verwünschtes Schloß mit ungeheuren Goldschätzen, dessen Tore sich „je nach langem Raume" zu bestimmten Zeiten — meist in der Johannisnacht — öffnen und schließen. Nur dem vom Geschick Auserseheenen, dem Glücklichen, ist es vergönnt, diese Herrlichkeit zu schauen und von den Reichtümern so viel hinwegzunehmen, als er zu tragen vermag. Einst — es war gerade am Johannistag — kommt eine arme Frau mit ihrem Töchterlein vor das im Goldglanze strahlende Schloß. Sie erblickt durch die geöffnete Tür rechts und links große Mulden, die bis oben an mit Gold gefüllt sind. Sie rafft zusammen und

trägt hinweg, was sie vermag. Über der Hast vergißt sie ihr Töchterchen, das sie mit hineingenommen hat, und gerade, als sie es holen will, schlägt vor ihr die Türe zu. Nach einem Jahre der Trauer und Klage um die Verlorene öffnet sich — und zwar wieder am Johannistage — die Pforte des Schlosses, und siehe! frisch und gesund sitzt das Kind an einem goldenen Tische und spielt mit einem goldenen Apfel. Statt der kalten Schätze ergreift diesmal die Mutter ihr geliebtes Kind und eilt mit ihm davon.[1])

2. Eine Hirtin hütet ihre Kuh am Johannistage in der Nähe der Abendburg. Da öffnet sich die Tür, und die Frau erblickt die glänzenden Schätze. Der ganze innere Raum ist von Gold angefüllt, das wie die Zapfen der Fichten und Tannen herabhängt. An einem Tische sitzt ein Kind mit einem goldenen Apfel in der Hand und winkt ihr hereinzukommen. Sie aber wird mit Angst und Furcht erfüllt und eilt hinweg.

Vor Jahren erzählte dem Berichterstatter (Winkler) eine 75jährige Greisin, daß sie in ihrer Jugend eine Hirtin, namens Enge, gekannt habe, die in ganz derselben Weise die Schätze der Abendburg mit dem Kinde gesehen habe.

3. Der Schlüssel zu den Schätzen der Abendburg liegt bei dem bis jetzt noch nicht aufgefundenen Siebeneckenstein in der Nähe des roten Flosses. Nur wer vom Geschick für würdig befunden wird, findet den Schlüssel und wird durch ihn der Abendburgschätze teilhaftig. Er muß ihn aber in derselben Mitternachtsstunde wieder an seine Stelle zurückbringen, sonst verschwindet das eingeheimste Gold. W. Winkler, Schreiberhau, seine Geschichte, Natur und Beschreibung 1903 S. 172 f.

2027. Der Turmstein mit seinen Spukgestalten und Schätzen.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Vor etwa 80 Jahren lebte in Agnetendorf ein Mann mit Namen Krause, der rodete Stöcke am sogenannten Matzenberge

1) Denselben Sagenstoff behandelt die Erzählung von L. Schweizer „Der Schatz im Isergebirge“ im Wanderer im RG. Bd. II 1884/86. Nr. 31.

oder Matzaberge. Als er eines Tages gegen Abend nach Hause ging, hörte er einen großen Knall, da dachte er: „Es muß in der Nähe ein Jäger oder ein Wildschütz sein, der einen Hirsch oder Rehbock schießt", und ging seines Weges beim Turmstein vorbei. Voll Erstaunen sah er den Turmstein offen stehen, er fürchtete sich jedoch hineinzugehen, denn vor dem Eingange erblickte er einen großen Hund und einen alten Greis, und in dem Turmsteine sah er ein wunderschönes Kind am Tische sitzen und mit Goldzapfen spielen. Die inneren Wände blitzten und glitzerten, da lauter Goldzapfen daran hingen. Er eilte in großer Furcht nach Hause und legte sich zu Bett. Da kam zu seinem Bette der alte Greis und bat ihn mitzugehen, aber trotz aller Bitten ging er nicht mit. Am zweiten Abende kam der Alte wieder und drängte den Krause wieder mitzugehen, aber er ging nicht mit. Am dritten Abende kam der Alte wieder und bat ihn inständig, er solle doch mitgehen, es würde ihn nicht gereuen, er könne sich großen Reichtum holen und das Kind erlösen. Trotz aller Bitten ging er doch wiederum nicht mit, und weinend verließ der Greis das Haus, wobei er wehklagend ausrief: „Hundert Jahre muß das Kind nun wieder warten, bis sein Erlöser kommt!"

Joseph Honsalek im Wanderer im Riesengebirge. 1894. S. 129.
Übernommen von Cogho, Volkssagen. 1903. S. 64.

Der Turmstein, ein nur mittelst Leitern ersteigbarer Felsen, ist angeblich hohl, die auf seinem Gipfel befindliche Öffnung wird von einem „Wiegestein" verschlossen. Zu einer bestimmten Stunde im Jahre öffnet sich aber am Fuße des Felsen ein Eingang, man erblickt die Wände der Höhle mit lauter goldenen Zapfen, gleich den Tannenzapfen, behängt. So hat es einst des Nachts der den Agnetendorfern wohlbekannte „Lange Hirt" angetroffen, er getraute sich aber nicht, die Höhle zu betreten.

Die Wände des Turmsteins von außen zu durchbrechen, ist aussichtslos, und jeder Versuch, dies zu tun, hat aufgegeben werden müssen; denn das Gestein ist von solcher Härte, daß selbst der härteste Stahl daran abgleitet. Cogho, Volkssagen. 1903. S. 61.

2028. Der kalte Buchenstein oder Geldstein.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Der kalte Buchenstein heißt im Volksmunde auch der Geldstein. Offenbar geht von ihm dieselbe Sage, wie von dem Geldstein, der am Wege von Hermsdorf nach der Bismarckhöhe an der Stelle liegt, wo dieser Weg sich mit dem von Agnetendorf nach dem Quirltal führenden Wege kreuzt. Es liegt unter beiden ein Schatz verborgen, den bis jetzt noch niemand zu heben vermocht hat.

Cogho, Volkssagen. 1903 S. 46 f.

2029. Spuk und blitzendes Edelgestein in der Agnetendorfer Schneegrube.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

In der Agnetendorfer Schneegrube scheint es zuzeiten höchst unheimlich zu sein. Der „alte Pflugner" aus Agnetendorf hatte einst einen fremden Herrn hineingeführt, der dort eifrig etwas zu suchen schien. Als sie ein Stück oberhalb des Wandersteins herumkletterten, rief der Fremde plötzlich dem Pflugner zu: „Bringen Sie mich hier fort, bringen Sie mich hier fort!" und zeigte sich derartig geängstigt, daß Pflugner ihn huckepack in dem schroffen Schrunde hinauftrug, der aus der Grube auf den Mädelkamm führt. Etwa in halber Höhe bemerkte Pflugner zur Linken eine „Brunne" (überhängende Felswand), und daraus strahlte ihm das herrlichste Edelgestein in allen Regenbogenfarben entgegen. „Schauen Sie doch dort einmal hinüber", rief er dem Fremden zu, dieser aber wandte sein Gesicht schaudernd davon ab und rief nur noch ängstlicher: „Bringen Sie mich hier fort!" Pflugner wollte ihn nicht im Stiche lassen und begab sich erst am folgenden Tage frühzeitig wieder an jene Stelle; es war aber von all dem blitzenden Edelgestein nichts mehr zu sehen.

Nach einer Mitteilung von Joseph Honsalek.
Cogho, Volkssagen. 1903. S. 48. Auch im Wanderer im RG. 1896. S. 31.

2030. Die Karre voller Goldstücke auf dem Matzlerberge bei Agnetendorf.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Zwei Agnetendorfer Frauen, Frau Fritsch und Frau Schön (sie sind erst vor kurzem gestorben), bestiegen zusammen den Matzlerberg, um Beeren oder Pilze zu sammeln. Auf einmal hören sie etwas gerollt und gerumpelt kommen. Zuerst gewahrt Frau Fritsch, daß es eine Karre voll von Goldstücken ist, die von unsichtbarer Hand vorüber geschoben wird. Aber die alte Geschichte! Sie kann den Mund nicht halten, sondern sagt zur Frau Schön: „Du, guck amoal, 's hoat su viel Gold hie, nihm dir au a poar Stiekla!" Kaum aber hatte sie den Mund aufgetan, als die Karre samt Inhalt im Erdboden verschwand, und nur einen einzigen Dukaten — welcher noch heut als Erbstück in der Familie verwahrt wird — hat Frau Fritsch, rasch zugreifend, noch erwischt.

Nach ziemlich übereinstimmendem Berichte von Jos. Honsalek und Frau Prox.

Cogho im Wanderer im RG. 1893. S. 158 und Volkssagen. 1903. S. 46.

2031. Agnetendorfer Schatzgräber beim Geldstein am Hummelberge.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

In Agnetendorf lebten — es ist nur etwa ein halbes Jahrhundert her — zwei Brüder, namens Geier, von welchen dem einen die „Vördermühle", dem andern die „Hintermühle" gehörte. Diese Gebrüder Geier hatten durch einen anderen Agnetendorfer, „der alte Fritsch" genannt, den Tag und die Stunde in Erfahrung gebracht, wo der Schatz sich heben läßt, der — nach dem Glauben mancher Leute noch heutigen Tages — unter dem sogenannten „Geldstein" am Hummelberg vergraben liegt. Der Geldstein liegt an der Stelle, wo der Weg von der Bismarckhöhe

nach Hermsdorf mit dem Wege von Agnetendorf über „den Quirl“ nach Petersdorf sich kreuzt.

Als unsere drei Schatzgräber der Stelle sich näherten (es war um die Geisterstunde), sahen sie „den Schatz brennen“, das ist in der Erde glühen und leuchten. Rasch und schweigsam räumten sie Boden und Gestein beiseite und schickten sich an, den Schatz zu heben. Da hörten sie plötzlich ein Geräusch, und als sie aufblickten, standen neben ihnen zwei „flämische Männer“, und einer von ihnen sagte zum andern: „Welchen greifen wir zuerst?“ In seinem Schrecken hierüber vergaß einer der Gebrüder Geier, daß bei Schatzgräbereien kein Wort gesprochen werden darf, und rief aus: „Um Gotteswillen, mich nicht!“ Bei diesem Ausruf aber verschwanden nicht nur die „flämischen“ Männer, sondern auch der Schatz.

Nach ziemlich übereinstimmendem Bericht von Jos. Honsalek und Frau Prox.

Cogho im Wanderer im Riesengebirge. 1893. S. 158 und Volkssagen. 1903. S. 45.

2032. Die weiße Frau am Breiten Stein.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Der Weg nach der Waldmühle in Hintersaalberg führt von den letzten Häusern in Vordersaalberg über eine Felsplatte, welche „der breite Stein“ genannt wird. Dort sah man noch zu Anfang dieses Jahrhunderts um Mitternacht zuweilen ein kleines Feuerchen mit bläulicher Flamme brennen — ein Zeichen, daß dort ein Schatz verborgen liegt. Wer aber, wie eine Frau Frömberg aus Saalberg, den Versuch wagte, den Schatz zu heben, den trieb alsbald die Furcht vor der weißen Frau wieder zurück, die dort ruhelos zwischen dem Schönschen und Frömbergschen Hause und dem Feuerchen umging und ihre Schritte zählte. Die weiße Frau ist der Sage nach dorthin verbannt, weil sie aus Reue über einen Meineid sich das Leben genommen hatte.

Diese Sage von der weißen Frau ist sicherlich nicht die einzige in unseren Bergen; mir ist jedoch nur noch eine Örtlichkeit

bekannt, wo sie erscheint, nämlich der „Lichtenhübel", der in der Gegend der Gerbert-Baude bei Schreiberhau liegt.

Cogho, Volkssagen. 1903. S. 29.
Vorher schon im „Wanderer im Riesengebirge". 1894. S. 6.

2033. Der Schatz auf dem Hellberge (Helaberge) bei Lomnitz.

Kreis Hirschberg.

1. In Mittel-Lomnitz, zwischen Lomnitz und Fischbach, liegt der sogenannte Hellberg. Auf diesem soll in einer Höhle ein Schatz sich befinden, der nur zur Adventszeit zu heben ist. Mancherlei Zeichen künden in dieser Zeit sein Vorhandensein an. Ein Bauer, namens Fischer, pflügte einst mittags um 12 Uhr sein am Hellberge gelegenes Feld. Plötzlich ertönte unter dem Pfluge ein eigentümliches knirschendes Geräusch. Hinunterblickend gewahrte er, daß er eine ganze Furche Silber aufgepflügt hatte. Freudig erschrocken hielt er mit dem üblichen Rufe: „O ha! Prr!" seine Pferde an und bückte sich nach dem Schatze. Da aber war mit einem Schlage alles Silber verschwunden.

Neben dem Hellberge besaß ein Maurer, namens Sauer, ein Stück Acker. Als er einst auf diesem arbeitete, kam plötzlich ein Reh auf ihn zu und forderte ihn auf mitzugehen. Die Furcht hielt ihn jedoch davon ab, und das Reh verschwand wieder im Walde.

Ferner sah man nachts in der Adventszeit öfters ein großes Licht auf dem Berge. Doch niemand wagte es alsdann, den Berg zu besteigen. Endlich unternahm dies ein überall als furchtlos bekannter Steinmetz, namens Holstein. Als das Licht wieder auf dem Berge brannte, ging er um Mitternacht, mit einer Haue versehen, auf dieses zu. Zuvor jedoch hatte er an das Fenster seiner dem Berge gegenüberliegenden Wohnung ein brennendes Licht gestellt, um sich, falls ihm etwas zustoßen sollte, zurechtfinden zu können. Kaum war er oben angelangt, so rief ihm eine Stimme entgegen: „Was willst du hier?" Holstein entgegnete darauf: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" Die Stimme forderte ihn nun auf, wieder zu gehen; aber er drang weiter vor.

Da erhielt er eine solche Ohrfeige, daß er den ganzen Berg hinunterschoß. Unten angekommen, konnte er sich nicht zurecht finden, er war „verwirrt" geworden. Endlich erblickte er das Licht in seiner Wohnung und ging heim. Von dieser Zeit an sah man auf seiner Wange die Finger der Geisterhand, und in jeder Adventszeit sollen, wie Augenzeugen, darunter der Gewährsmann selber, versichern, diese Male von neuem aufgebrochen sein.

Der Erzähler dieser Sage, Gastwirt Schmidt auf dem Scholzenberge bei Herischdorf, hat in früherer Zeit, allerdings am Tage, selbst einmal versucht, den Schatz in der Höhle herauszugraben. Nach längerem Arbeiten stieß er auf viereckig zugeschnittene Brettstücke und größere Knochen. Er mußte jedoch seine Arbeit einstellen, da das mitgenommene Licht heruntergebrannt war.

Cogho, Volkssagen. 1903. S. 53f. Vorher im Wanderer im Riesengebirge. 1898. S. 5.

2. Bei Lomnitz erhebt sich der Helaberg, der durch Spuren uralten heidnischen Götzendienstes bekannt ist. Auf dem Berge soll es nachts nicht ganz geheuer sein. Der Graumann, der auf ihm herrscht, ist aber auch schon zu Tale gekommen. Einst trat er bei einer armen kranken Witwe in der Mitternachtsstunde in die Wohnung und winkte ihr, ihm zu folgen. Das Weib aber fühlte Furcht und verkroch sich hinter eine Truhe. Man riet ihr aber mit dem Geiste zu gehen, wenn er wiederkäme. Dies geschah, und die Witwe folgte ihm, kehrte aber, von abermaliger Furcht übermannt, am Fuße des Helaberges wieder um. Ihr geiziger Nachbar, ein wohlhabender, unverheirateter Schneider, vernahm die Geschichte und dachte sich Reichtümer zu holen. Er begab sich in der Mitternachtsstunde, mit einem Sacke, Rodehaue und Spaten beladen, auf den Berg. Von weitem sah er an den Opfersteinen ein helles Licht. Furchtlos und habgierig schritt er darauf los und sank vor einem blinkenden Schatze nieder. Ehe er ihn aber berühren konnte, sagte der Graumann, der dabei stand: „Wenn du arm bist, so kannst du dir den Sack füllen, darbst du

aber nicht und willst du dir nur Wohlleben schaffen, so fülle dir nur einen halben Sack.“ Habgierig beteuerte der Schneider, daß er blutarm sei und ein krankes Weib, zwei Paar Eltern und sieben Kinder zu ernähren habe. Mit beiden Händen wühlte er in dem Golde und wußte nicht, welche Klumpen er zuerst ergreifen sollte. Endlich füllte er den Sack und hob ihn auf den Rücken. Der Graumann aber rief grimmig aus: „Du belogst mich und sollst mir dafür büßen.“ Der Schneider bekam nun von dem Geiste eine Ohrfeige und flog den Berg hinab, an dessen Fuße er ohnmächtig liegen blieb, bis der Morgen graute. Die Finger des Geistes sind auf seiner Wange eingedrückt geblieben, den Sack aber mit den goldenen Schätzen, der ihm bei dem erhaltenen Backenstreiche entfiel, hat er trotz eifrigen Suchens nimmer finden können.

Klose, Sagen des Riesengebirges. 1887. S. 57f.

2034. Mutter und Kind im Rabensteine.

Kreis Landeshut.

Die Felsen des Rabensteins bei Liebau i. Schl. sind die Überreste eines verwunschenen Schlosses, von dem Teile der Türme noch jetzt emporragen. Jährlich einmal, und zwar am Palmsonntage zu einer gewissen Stunde, öffnet sich das verborgene Tor des Schlosses, und dann kann man in das Innere, in dem viel Gold umherliegt, eintreten.

Eine Frau hatte hiervon Kenntnis erlangt und ging an einem Palmsonntage zur bestimmten Stunde mit ihrem kleinen Kinde zum Rabensteine. Dieser öffnete sich, und die Frau trat mit dem Kinde ein. Hier erblickte sie hellglänzendes Gold, welches zerstreut in großer Menge umherlag. Auch bemerkte sie hier einen Raben, wie deren viele auf den Felsen des Schlosses nisteten, und hörte, wie ihr der Vogel zurief: „Raff, raff, aber das Beste vergiß nicht.“ Da erfaßte sie eine leidenschaftliche Gier nach dem blinkenden Schatze, rasch setzte sie ihr Kind auf die Erde und raffte von dem Golde in ihre Schürze. Währenddem rief der Rabe zum

zweiten Male mit heiserer Stimme: „Raff, raff, aber vergiß nicht das Beste.“ Sie raffte, was sie konnte. Da hörte sie den Raben zum dritten Male die gleichen Worte krächzen, und das war das Zeichen, daß sie den Raum verlassen sollte; denn bald darauf mußte sich der Berg schließen. In ihrer entfesselten Gier raffte sie geschwind noch so viel und so lange als irgend möglich von dem Golde und stürzte dann hinaus, während sich gleich hinter ihr das Tor schon schloß. Jetzt erst dachte sie an ihr Kind, das im Berge eingeschlossen war. So hatte sie das Beste doch vergessen! Nun hatte die Frau an dem Golde freilich keine Freude mehr; sie bereute ihre Geldgier und verteilte das Gold unter die Armen! Nach einem kummervoll verlebten Jahre harrte sie am nächsten Palmsonntage wieder am Rabensteine, bis dieser sich öffnete. Dann stürzte sie hinein, hörte den Raben wieder rufen: „Raff, raff, aber das Beste vergiß nicht“ und riß geschwind das Kind an sich. Dann eilte sie, ohne das Gold zu beachten, mit Freudentränen in den Augen hinaus und kehrte zurück in ihr ärmliches Kämmerlein. Der Besitz des Kindes machte sie glücklicher als all das Gold.

Patschovsky, Sagen des Kreises L. 1893. S. 18f.

2035. Der Schatz auf dem Lindenberge bei Liebau.

Kreis Landeshut.

In Liebau i. Schles. lebte einst ein Mann, der von einer unersättlichen Gier nach Reichtum erfüllt war. An einem Karfreitage wäre sein Verlangen nach Geld beinahe gestillt worden. Ein graues Männchen kam des Nachts 11 Uhr zu ihm, klopfte an das Fenster, zeigte auf ein Kruzifix und sprach: „Komm heraus, geh mit mir, aber vergiß den Besten nicht.“ Der Mann ging hinaus, und das Graumännchen führte ihn auf den Lindenberg, wo schon seit den frühesten Zeiten ein Kreuz stand. An dieser Stelle befanden sich auch verbannte Geister und ein großer Schatz. Als sie zu dem Kreuze kamen, war dieses verschwunden, und sie erblickten einen mit Gold gefüllten Kasten. Hinter diesem aber stand

ein Postament, das in der Mitte eine Erhöhung hatte, zu deren beiden Seiten zwei Kerzen brannten. Das Graumännchen sprach zu dem Manne: „Wenn du jetzt zwischen die beiden Kerzen den Besten, das Bild des Heilandes, stellst, so gehört das ganze Gold dir, und die hier verbannten Seelen werden erlöst.“ Das Graumännchen verschwand, und der Mann erkannte jetzt, daß er das Kruzifix zu Hause vergessen hatte, auf welches das Graumännchen durch das Fenster gezeigt hatte. Er war höchst erzürnt, daß er sich des Geldes nicht bemächtigen konnte; denn nur noch zehn Minuten dauerte es, und die Stunde der Erscheinung war zu Ende. Jetzt erfüllte die Luft ein schreckliches Geheul, ein Gewimmer und Geschrei. Wütend über seine Unachtsamkeit und ganz betäubt von dem hier herrschenden Lärm, eilte der Mann in seine Wohnung zurück.

Patschovsky, Sagen des Kreises Landeshut. 1893. S. 11f.

2036. Eine feurige Goldtonne rollt von den Reich-Hennersdorfer Bergen.

Kreis Landeshut.

In früheren Zeiten sah man des Nachts bisweilen eine feurige Tonne über den Westabhang der Reich-Hennersdorfer Berge nach dem Bober zu gerollt kommen. Diese Tonne war mit Gold gefüllt und verschwand, sobald sie das Wasser des Bobers berührte. Als die Tonne auch wieder einmal angerollt kam, ging gerade ein Mann vorüber, und dieser hörte, ohne irgend jemanden zu sehen, folgende Worte: „Hole dir die Tonne, das Geld gehört dann dir.“ Der Mann aber zögerte, die Tonne aufzuhalten, denn ihn beschlich eine große Furcht. Unterdessen war die Tonne im Wasser des Bobers verschwunden. Als er weiter ging, rief ihm die Stimme nach: „Warum hast du jetzt gezögert? Willst du das Geld haben, so mußt du in tausend Jahren, an demselben Tage und zu derselben Stunde, wieder an denselben Ort kommen.“

Patschovsky, Sagen des Kreises Landeshut. 1893. S. 40.

2037. Der Mann mit der Radwer.

Kreis Landeshut.

Vor altersgrauer Zeit sah man öfter auf dem Wege, der am Fuße des Scholzenberges bei Blasdorf vorbeiführt, einen Mann mit einer Radwer fahren. Auf dieser hatte er immer viel Geld aufgeladen, das aus blanken Gold- und Silbermünzen bestand. Begegnete jemand diesem Manne, so fuhr dieser meist in einiger Entfernung hinter der betreffenden Person her, begleitete sie eine kurze Strecke und verschwand dann wieder.

Patschovsky, Sagen des Kreises L. 1893. S. 39.

2038. Die Geldlade am Scholzenberge bei Ober-Blasdorf.

Kreis Landeshut.

Vor langer, langer Zeit lebte in Ober-Blasdorf ein Handelsmann, der öfter in Geschäften nach Alt-Weißbach gehen mußte. Er liebte gar sehr die Bequemlichkeit und dachte stets bei sich: Wenn ich nicht muß, rühr ich weder Hand noch Fuß. An einem schönen Sommerabende kehrte er von einem Geschäftsgange von Alt-Weißbach nach Ober-Blasdorf zurück, und als er in die Nähe des Scholzenberges kam, stand auf einmal eine Lade mit einem Lichte vor ihm, und bei der Lade befand sich ein kleines, graues Männchen. Dieses bat den großen, starken Mann recht freundlich, er möge ihm helfen, die Lade, welche viel Geld enthalte, etwas auf die Seite zu rücken, und es versprach ihm dafür eine sehr reichliche Belohnung. Der Handelsmann aber mochte sich allein nicht so anstrengen; denn er war zu bequem dazu. Deshalb ging er nach Blasdorf, um sich dort noch andere Leute zu Hilfe zu holen. Als er aber mit diesen wieder zu der Stelle kam, auf der die Lade vorher gestanden hatte, war diese samt dem Männchen verschwunden, und niemand hat sie bis jetzt wieder gesehen. So kam der Handelsmann um die Belohnung, die, wenn er sich nur ein wenig angestrengt hätte, gewiß recht reichlich ausgefallen wäre. Außerdem mußte er den Blasdorfer Leuten den Weg be-

zahlen, und er selbst hatte die letzten Wege, nach Blasdorf und zurück, unnütz zurückgelegt.

Patschovsky, Sagen des Kreises L. 1893. S. 38.

2039. Die Schatztruhe auf dem Kirchberge bei Landeshut.

Kreis Landeshut.

Eines Tages gingen zwei Knaben in Landeshut kurz vor 12 Uhr mittags auf den Kirchberg, an dessen Fuße die evangelische Kirche steht. Da sahen sie über einer etwa $1^1/_2$ m langen viereckigen Grube eine Truhe frei schweben. Der Deckel der Lade stand offen, so daß man den Inhalt von lauter Gold und Silber sehen konnte. Auch der Schlüssel steckte im Schlüsselloch. Einer der Knaben zog ihn ab, und nun liefen beide in die Stadt hinunter, um jemanden zu holen, der ihnen die Lade herausziehen helfe. Sie brachten einen Mann herbei, der nun ebenfalls die Truhe samt ihrem Inhalte mit Augen sah. Da schlug es auf dem nahen Kirchturm 12 Uhr, und die Lade sank vor ihren Blicken hinab in die Erde, die Grube schloß sich von selbst. Sofortiges Nachgraben nützte nichts mehr. An derselben Stelle ist noch jetzt eine Vertiefung sichtbar, von dem Umfange einer großen Tischplatte, die sich immer wieder von selbst bildet, so oft man sie auch zuschüttete.

Handschriftl. von Lehrer Gustav Krause in Schwerta, Kreis Lauban. 1897.

2040. Die Rabendocke und ihre Schätze.

Kreis Goldberg-Haynau.

Die Rabendocke ist eine Felswand von mannigfach wunderlichen Gestaltungen, am Fuße des Geiersberges im Tale von Seiffenau und eine Viertelstunde von Goldberg entfernt. Ihre Spitzen und Zacken sehen einer Burg mit Turm und Mauern nicht unähnlich, und mit einem Menschenantlitz sonderbar gestaltet schaut der vordere Felsen grausenerregend ins Tal hinab. Die also gebildete Felswand aber soll eine wirkliche Burg gewesen sein, und der Volksmund erzählt ihre Verwandlung auf folgende Weise:

Hoch auf den Kuppen des Geiersberges hatte vor grauen Zeiten ein mächtiger Zauberer sein Schloß gebaut und schaute daraus hinab auf die Täler und Auen. Der half mit Rat und Tat den Bedürftigen, schützte die Unschlud und belohnte die Tugend. Es hatte aber am Fuße des Berges ein Ritter seine Burg mit mächtigen Zinnen und Türmen, die Rabendocke genannt, weit und stattlich zu schauen, aber von jedermann gemieden und geflohen. Denn der Ritter war ein böser und arger Mann, der, wenn die Sonne aufging, schon von der Höhe seiner Warte auf Raub lauerte und tückisch die friedlichen Wanderer überfiel, die zu seinem Nachbar als Bittende zogen, oder weit umher durch Mord und Brand das schöne Tal verwüstete mit seinen wilden Horden. Und wo er konnte, da neckte und höhnte er seinen Nachbar, hinderte dessen segensreiches Walten oder verfolgte seine Schützlinge. In den tiefen Kellern und Gewölben der Rabendocke aber hatte er mächtige Haufen des ungerechten Mammons verborgen, und seine Verließe lagen voll von den Opfern seiner Raubzüge.

Darob hatte sein mächtiger Nachbar ihn vielfach gewarnt, von dem bösen Tun und Treiben zu lassen, aber der Ritter verhöhnte ihn und trieb es ärger denn zuvor. Da ergrimmte der Zauberer endlich, und als er beim nächsten Morgenrot auf seinem Wolkenwagen daherrauschte über Berg und Tal, erschaute er den Raubritter, wie er von der Höhe seiner Warte grinsend ins Tal lugte nach einem Zuge friedlicher Wanderer und schon seiner Rotte das Zeichen zum Überfalle geben wollte. Da fuhr wie ein Blitz der Zauberer hernieder und berührte mit seinem Stabe den Frevler und seine Burg, daß beide zu starren und grausen Felsen wurden und also verwandelt noch heutigen Tages hinabschauen ins Tal als warnendes Bild.

In der Tiefe der Felsen liegen auch noch die mächtigen Schätze begraben, die der böse Ritter dort aufgehäuft. Alljährlich aber in der Christnacht, wenn die Glocke zwölf schlägt, ist es diesem vergönnt, aus seiner steinernen Gestalt sich zu erheben und eine

Pforte seines Felsenschlosses zu öffnen, die zu den goldgefüllten Kellern führt, auf daß ein Menschenkind kommen möge, die Schätze und ihn zu erlösen. Mit dem Schlage eins aber schließt sich mit entsetzlichem Krachen die Pforte wieder, und der steinerne Wächter steigt wieder hinauf auf seine Warte und nimmt seinen alten Platz ein. Wer da nicht entflohen war vor dem ersten Schlage, der wird versperrt in dem Felsenschloß und muß da bleiben ein ganzes Jahr lang.

Viel Geisterbeschwörer und Schatzgräber benützen die Zeit und füllen sich in der Runde redlich die Taschen; aber noch merkt man wenig Abnahme an den Schätzen. So hat einst ein armer Landmann, der in der Christnacht sein verlorenes Stück Vieh gesucht, die Pforte offen gesehen und drinnen ein hell erleuchtetes Gewölbe mit mächtigen Haufen von Gold und Silber. Anfangs hat er nicht gewagt näher zu gehen, als ihm aber der Ritter, so darinnen gesessen, zugenickt, hat er Mut gefaßt, ist näher getreten und hat sich die Taschen zu füllen begonnen. Plötzlich hat ihn aber eine gewaltige Angst überkommen und er ist eilig aus dem Gewölbe entflohen. In demselben Augenblicke hat auch die Glocke im Tale eins geschlagen und die Pforte ist mit Krachen hinter ihm zugefahren, daß sie ihn noch schwer an der Ferse verletzt hat.

H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 185 f.

Zuerst wird die Sage erwähnt bei Berndt, Wegweiser. 1828 s. v. Rabendocke. Dann K. A. Müller, Vaterländ. Bilder. 1837. S. 538. Anm. 29. Von H. Goedsche hat sie sein Sohn O. Goedsche in seine Sagen des RG., 1884, S. 34 f. aufgenommen. Th. Oelsner behandelt das Naturgebilde und die Sage in Prov.-Bl. N. F. 1867. S. 385 ff. In romantischer Weise zu einer Novelle ausgesponnen ist die Sage von C. W. Peschel, Volkssagen und Märchen. 1830. S. 30—63. Von ihm hat Grässe diese nicht mehr als Volkssage anzusprechende Form in sein Sagenbuch 1871, S. 296 ff. aufgenommen.

Ob der schon von Berndt erwähnte „Zauberer" der ursprünglichen Volkssage angehört, muß dahingestellt bleiben. Karl Bartsch wenigstens kennt in der von Weinhold abgeschriebenen Sage (Prov.-Bl. N. F. 1865. S. 92 Nr. 7) diese Persönlichkeit nicht.

2041. Eine Mutter mit ihrem Kinde bei den Schätzen der Rabendocken.

Kreis Goldberg-Haynau.

1. Vor Goldberg im Katzbachtale, nach Löwenberg zu, stehen seltsame Felsen, die Rabendocken genannt. Da war einst eine Raubburg; aber sie versank, und nur ein ganz reiner Ritter könnte sie und ihre Bewohner erlösen. Die geraubten Schätze ruhen noch in der Tiefe. Jährlich in der Weihnacht, wenn es in Goldberg 12 Uhr schlägt, öffnet sich ein Türlein im Felsen, wenn man ruft: „Türlein, öffne dich!“ Man kommt in einen tiefen Gang, und liegen Gold und Edelsteine in Menge da. Nach einer Viertelstunde schließt es sich wieder, und wer die Zeit versäumt, muß drinnen bleiben, die Zeit vergeht da drinnen rascher als draußen bei uns.

Einst lebte in Goldberg eine arme Tuchmacherfrau mit fünf Kindern. Da dachte sie am Weihnachtsabend: „Dort im Felsen liegt so viel Gold, das niemand etwas nütze ist; ich will dahin gehen.“ Aber allein war es ihr zu bange, darum nahm sie ihr jüngstes Kind mit. Sie fand auch wirklich das Türlein und trat hinein. Sie setzt das Kind auf einen Tisch und rafft soviel sie kann zusammen. Da schlägt es ein Viertel auf eins. Ihr wird furchtbar angst, sie läuft fort, und dicht hinter ihr schlägt die Tür zu; aber ihr Kind hat sie vergessen. Umsonst ruft sie: „Türlein, öffne dich!“ Es bleibt verschlossen. Sie war nun reicher als alle Leute der Stadt, aber nicht glücklich. Ein Jahr verfloß in Tränen und Angst. In der nächsten Weihnacht um 12 Uhr ging sie wieder an den Berg, wieder öffnet sich das Türlein, und sie findet ihr Kind auf dem Tische sitzend und mit Äpfeln spielend, frisch und gesund. Da sah sie nicht auf die Schätze rings umher, sondern lief mit dem Kinde auf den Armen hinaus; aber als sie an die Luft kam, da war es gestorben.

Aus K. Weinholds 1850 verbrannter Sagensammlung, mitgeteilt von K. Bartsch in Prov.-Bl. 1865. S. 92 f.

2. Dicht hinter Bahnhof Hermsdorf liegen die Rabendocken, mächtige Sandsteingebilde von verschiedener Gestalt. Von ihnen

geht die Sage, daß sie in ihrem Innern einen großen Schatz bergen, dessen Hebung mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Nur jedes Jahr in der geweihten Nacht mit dem Glockenschlage zwölf öffnet sich auf eine Viertelstunde die Tür. Wer zu dieser Zeit hineindringt, kann die Schätze des Berges heben.

Einst kam ein Ritter nach Goldberg, dem die Sage von den Rabendocken mitgeteilt wurde. Er beschloß, zur bestimmten Stunde in den Felsen zu dringen. Eben wollte er eintreten, da schlug es ein Viertel. Ein Weib stürzte atemlos aus der Tür, die sich hinter ihr mit einem fürchterlichen Getöse schloß. Ein gräßliches Hohngelächter erscholl aus dem Innern des Felsens. Da raufte sich das Weib verzweiflungsvoll ihr Haar und schrie: „Mein Kind, mein armes Kind!“ Sie hatte es in der Eile im Felsen zurückgelassen und war nur mit den Schätzen davongeeilt. Der Ritter tröstete die arme Frau und beschloß, im nächsten Jahre das Kind zu retten und die Schätze zu heben, was ihm auch gelang.

Vor einigen Jahren besuchte ein nach Schätzen Gieriger, angeregt durch obige Sage, in der geweihten Nacht die Rabendocken und suchte mit seiner Laterne eifrig nach dem Eingange in die Felsen. Aber die Felsentür öffnete sich zu seinem Ärger nicht, und er mußte wieder abziehen, arm wie er gekommen war.

L. Sturm im Wanderer im Riesengebirge. 1897. S. 168.

2042. Bauwerk und Schatz auf den Striegen-Bergen.

Kreis Striegau.

Die Stadt Striegau hat wahrscheinlich von den drei Bergen, dem Breiten, Georgen- und dem Spitz- oder Kreuzberge, an welchen sie liegt, ihren Namen (Trzy góry, Dreiberge) erhalten.[1]) Dunkle Sagen geben Nachricht von einem Gebäude irgendeiner religiösen Genossenschaft auf dem Breiten Berge, von wo aus ein

1) Nach Damroth S. 115 ist die Ableitung von Trzy góry (Dreiberge) etymologisch ganz unhaltbar. Der Name ist vielmehr von demselben Wortstamme wie Stroża (strzedz bewachen) und ein Synonym desselben, bedeutet demnach so viel als „Wartburg“.

unterirdischer Gang in die Stadt geführt haben soll. Im Spitzberge liegt dem Volksglauben gemäß ein Schatz, zu dessen Behältnis nur an gewissen Tagen die Pforte offen und oft genug schon gesucht worden ist.

Kastner, Schlesische Chronik, Organ für das Gesamtinteresse der Provinz. 1841. Nr. 27. S. 145f.

2043. Die Schätze im Breiten Berge bei Striegau.

Kreis Striegau.

Im Breiten Berge bei Striegau wohnte einst der Schatzhäuser, der große Schätze im Berge besaß. Einmal im Jahre, am Silvesterabende Schlag 12 Uhr, stand der Felsen offen, und jeder, der es wagen wollte, durfte eintreten und so viel nehmen, als er mit beiden Händen fassen konnte. Doch wer den zwölften Glockenschlag verpaßte, mit dem die Tür des Felsens zuschlug, der blieb für ewige Zeiten eingeschlossen. Doch ist es schon lange her, seit der Berg das letztemal offen gestanden hat.

Nach dem Gedicht „Die Striegauer Berge" von Virtellius in Joh. Kern, Schlesiens Sagen. 1867. S. 173.

2044. Der Schatz im Breiten Berge bei Striegau.

Stadt Striegau.

1. Ein Hirt weidete einst seine Schafe auf dem Breiten Berge. Es verlor sich eins von der Herde. Er ging, es zu suchen und kam an einen Felsengang; er ging hinein, in der Hoffnung, das verlorene Tier darin zu finden. Nach langem Herumlaufen gelangte er in ein Gewölbe, in dem ein alter Mann an einem steinernen Tische saß. Dieser sprach zu dem Knaben: „Nimm dir hier so viel Geld, als du willst, und komme alle Tage wieder, aber sag' es niemand." Der Knabe nahm sich wenig, weil er sich fürchtete. Er versteckte das Geld zu Hause auf dem Boden am Schornsteine. Seine Mutter merkte aber, daß er Geld hatte, weil er sich einige Sachen kaufte. Sie fragte ihn deshalb, aber er gestand es nicht. Sie dachte daher, er möchte gestohlen haben, und züchtigte ihn

darum derb. Da gestand er es endlich, starb aber bald darauf. Zum Andenken an diesen Vorfall baute man eine Kirche und stellte die steinerne Bildsäule eines Knaben auf sie.

Nach mündlicher Erzählung.
Kastners handschriftl. Sagenbuch im Archiv der Schles. Ges. f. Volksk.

2. Das Bild am Schornsteine.

Ich weiß nicht in welchem Jahrhundert, betrieb auf der Jauergasse in Striegau ein Hausbesitzer das Schuhmacherhandwerk. Von seinen Söhnen zeichnete sich der eine in der Schule durch Fleiß und Aufmerksamkeit aus, er hatte aber auch die Neigung, allein im Freien umherzuschweifen. Von einem gewissen Zeitpunkte ab fehlte der Knabe öfter in der Schule. Als der Lehrer deswegen den Vater zur Rede stellte, war derselbe höchst überrascht; denn der Junge ging regelmäßig wie sonst mit den Büchern von Hause weg und kehrte zur richtigen Zeit mit diesen zurück. Ins Verhör genommen, versuchte der Knabe zuerst allerhand Ausflüchte. Dem anhaltenden Drängen des Vaters gab er aber schließlich nach. Er gestand seinen Fehler ein, nur bat er auf das flehentlichste, man möge ihm doch erlassen anzugeben, wo er gewesen sei, da diese Angabe seinen Tod bedeute. Nach dem Versprechen, nun wieder regelmäßig die Schule zu besuchen, nahm der Vater davon Abstand. Bald aber wiederholte sich die Anzeige, daß der Knabe wieder öfter die Schule versäume. Er gab nun ohne weiteres zu, daß er hinter die Schule gegangen sei. Wieder verweigerte er die Angabe, wo er in der Schulzeit gewesen sei, ja jetzt erklärte er sogar, er müsse die Schule ab und zu versäumen, sonst verliere er das Leben. Diesmal aber ließ sich der Vater nicht mehr zur Nachsicht bewegen; er schalt und züchtigte seinen Sohn so lange, bis dieser sein Geheimnis verriet. Er sagte: „Ich war einmal auf dem Breiten Berge, da sah ich ein Graumännchen. Das winkte mir so lange, bis ich ihm folgte. Durch eine ganz kleine und verborgene Tür führte es mich in das Innere des Berges in ein Gewölbe, wo große Schätze lagen. Es sagte, ich sei bestimmt,

diese zu heben. Es gab mir von den Schätzen und hieß mich, zu einer gewissen Zeit wiederkommen, sonst müsse ich sterben. Nur zu der Zeit, die mir befohlen war, traf ich das Männchen wieder, und dann gab es mir jedesmal von den Schätzen mit. Damit man mich nicht entdeckte, habe ich die Gegenstände auf dem Boden hinter der Feuereſſe verborgen." Der Vater suchte nach und fand eine Menge Gold und Edelsteine. Der Knabe besuchte von nun an wieder die Schule eine Zeitlang regelmäßig, aber er war von jener Stunde an, wo er sein Geheimnis verraten hatte, blaß und welkte zusehends dahin. Endlich hatte er keine Ruhe mehr. Wieder blieb er der Schule fern und ging Tag für Tag auf den Berg, um das Graumännchen zu suchen. Da die Eltern und Lehrer für sein Leben fürchteten, gestatteten sie ihm nun seine Gänge, aber er fand das Männlein und auch die Tür nicht mehr, und binnen Jahresfrist war er eine Leiche.

Zum Andenken an diese Begebenheit stellte man an der Stelle, wo der Knabe die Schätze verborgen hatte, ein Bild auf einer Holztafel auf, welches darstellte, wie das Graumännchen auf dem Breiten Berge dem Knaben winkte. Dieses Bild soll bis vor ca. 80 Jahren noch vorhanden gewesen sein.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner. 1895.

2045. Mutter und Kind im Breiten Berge bei Striegau.

Kreis Striegau.

1. Am Breiten Berge bei Striegau sieht man an der Südostseite einen Felsen, den man mit einer schließbaren Pforte vergleicht. Jedes Jahr in der Mitternachtsstunde des Weihnachtsabends (nach anderen Berichten am Karfreitage, während in den Kirchen die Passion gebetet wird) tut sich die Pforte auf und bleibt geöffnet bis 12¼ Uhr. Wer in dieser Zeit gegenwärtig ist und sich durch den Anblick des Berggeistes mit langem, silberweißem Barte, der hinter einem Tische sitzt, nicht abhalten läßt, der darf, wenn ihn wirkliche unverschuldete Not drängt, von den dort aufgehäuften Schätzen nehmen, soviel er tragen kann. Wehe

dem aber, der den Schlag der Viertelstunde verpaßt! er würde nie oder im glücklichsten Falle erst im nächsten Jahre wieder herauskommen.

Vor vielen hundert Jahren lebte eine arme Witwe in Striegau, Mutter eines Säuglings, die sich am Weihnachtsabende in der größten Not befand. Der Winter war hart, und in wenigen Tagen sollte sie den Mietzins zahlen, den sie nicht aufbringen konnte. Da faßte sie den verzweifelten Entschluß, sich an den Berggeist zu wenden. Als sie vor der Höhle ankam, zögerte sie eine Weile, doch das geängstigte Mutterherz trieb sie hinein. Der Berggeist nickte ihr freundlich zu und sagte: „Nimm, aber eile und vergiß nichts!" Sie setzte das Kind auf den Boden (nach anderen auf den Tisch) und sammelte zu dreien Malen von den Schätzen in ihre Schürze und trug die Last vor die Höhle, um zuletzt ihr Kind nachzuholen. Als sie aber zum vierten Male sich dem Eingange zuwandte, da o Schrecken! schlug die Uhr in Striegau ¼ auf eins, und der Eingang war verschlossen. Wer beschreibt das Entsetzen und den Schmerz der armen Mutter, als sie nun ohne ihr Kind den Rückweg antreten sollte! Unter Verwünschungen wirft sie die Schätze, die ihr wertlos scheinen, vor die Pforte; da vernimmt sie eine Stimme, die ihr zuruft: „Komm übers Jahr wieder." Diese Worte gewähren ihr eine leise Hoffnung, sie nimmt von den hingeworfenen Schätzen so viel, als sie ertragen kann, kehrt nach Hause zurück und meldet es der Obrigkeit. Sie bezahlte ihre Schulden und richtete ihren Hausstand besser ein, aber das Jahr wurde ihr entsetzlich lang, wie noch keins im Leben. Endlich war es um, und sie begab sich zur bestimmten Stunde wieder zu der Höhle, die wirklich offen stand. Sie fand alles wie im Jahre zuvor und zu ihrer großen Freude auch ihr Kind (einen Knaben) in blühender Gesundheit auf dem Schoße des Berggeistes (nach andern auf dem Tische, mit einem goldenen Apfel in der Hand), mit Perlen, Edelsteinen und Goldstücken spielend. Der erste Ruf der Mutter war: „Gib mir mein Kind wieder!" „Laß mir den Knaben und nimm dir die Schätze, mit denen er spielt!" erwiderte

der Geist. „Nicht um deinen ganzen Berg! Gib mir mein Kind wieder!“ sprach die geängstigte Mutter. „Nun, da hast du ihn,“ versetzte der Geist halb finster, halb lächelnd. „So ist es recht! Die Schätze aber wirst du dennoch vor der Höhle finden, wende sie gut an!“ und er war verschwunden.

Sie eilte mit ihrem Kinde hinaus, und hinter ihr schloß sich die Felsentür. Nicht weit davon fand sie die Schätze eingepackt, die sie nur mit vieler Mühe fortbringen konnte. Sie baute ein für die damalige Zeit schönes Haus (das letzte Haus an der Thomas- und Webergasse am Gräbentore) und widmete sich ganz der Erziehung ihres Sohnes, der ein Liebling der Berggeister zu sein schien; denn die Mutter fand, als sie mit ihm aus der Höhle nach Hause gekommen war, an seinem Goldfinger einen kostbaren Ring, in dessen Stein ein Ring mit einem Hirtenstabe eingegraben war, woraus man schließen wollte, daß er einst ein großes Licht der Kirche werden würde. Sie ließ ihn studieren, baute ein schönes Kloster, das sie reich ausstattete, und der erste Abt darin war ihr Sohn.

C. F. W. Richter, Beschreibung des Striegauer Kreises, 1829, S. 25 ff.

Wiederholt von —r in Gr.-Glogau. Prov.-Bl. 1873. S. 446 f. Dichterisch behandelt ist derselbe Stoff schon von Hugo Roesner in J. Günthers Sagenbuche. 1844. I. S. 221 f.

Die willkürliche Erweiterung der ursprünglichen Sage durch die geistliche Laufbahn des Knaben findet sich in den folgenden beiden Fassungen nicht:

2. An einem Karfreitage besuchte eine Mutter, ihr noch nicht ein Jahr altes Kind auf dem Arme tragend, den Breiten Berg bei Striegau, um Veilchen zu suchen. Da sieht sie ein Graumännchen ihr winken. Sie folgt ihm und wird durch eine schwere eiserne Tür in ein unterirdisches Gewölbe geführt. Auf dessen Fußboden liegt eine unermeßliche Menge geprägten Goldes. Das Männchen sagt ihr: sie könne davon nehmen, soviel sie wolle; es werde während des Zulangens dreimal „Raff!“ rufen; beim dritten Male müsse sie schon den Berg wieder verlassen haben, denn beim dritten „Raff!“ schlage die Tür des Berges zu und bleibe für

lange Zeit verschlossen. Um möglichst viel Gold zu bekommen und möglichst schnell zuzulangen, setzt die Frau ihr Kind auf die Erde. Grinsend ruft das Männchen: „Raff'! Raff'! Raff'!" Beim dritten Rufe hat die Frau auch glücklich mit dem Gelde schon die Tür durchschritten, nur ein Rockzipfel wird ihr von der donnernd zuschlagenden Tür eingeklemmt. Nun gedenkt sie erst ihres Kindes, in der Eile hat sie es am Boden sitzen lassen. Sie weint und fleht, sie will alles Geld wieder zurückerstatten, aber keine Klagen, keine Bitten, keine Versprechen geben ihr ihr Kind wieder. Der Berg bleibt verschlossen, die Tür ist sogar verschwunden und das Graumännchen erscheint nicht mehr wieder. Alle Tage geht sie wieder zu derselben Stunde auf den Berg, sie findet weder die Tür noch das Männchen noch ihr Kind. Endlich am nächsten Karfreitage erblickt sie das Graumännchen in der offen stehenden Tür. Heftig dringt sie in das Gewölbe ein, und o welche Freude! da sitzt ihr Kind frisch und munter auf dem Boden und spielt lächelnd mit den blanken Goldstücken. Sie achtet jetzt nicht der aufgetürmten Schätze, sie hört nicht die Worte des Männchens, vor Freude zitternd ergreift sie ihr Kind, und noch bevor die Tür zuschlägt, erreicht sie das Freie. Doch wer beschreibt ihre Enttäuschung! Kaum hat ihr geliebtes Kind das Blau des Himmels wiedergesehen, da zerfällt es in ein Häufchen Asche. Handschriftlich von Dr. Eichner. 1895.

3. Von der ersten Fassung weniger verschieden lautet H. Goedsches Erzählung: Im Striegenberge bei Striegau soll ein großer verwünschter Schatz verborgen liegen. In der Johannisnacht um die zwölfte Stunde soll sich der Berg alljährlich auftun, und wer es wagt hineinzugehen, kann von den Schätzen nehmen. Es wohnte aber einst zu Striegau ein armer Weber, der hatte viele Kinder und große Not, so daß er oft keinen Bissen Brot im Hause hatte. Da entschloß sich sein Weib, heimlich in der Johannisnacht nach dem Striegenberge zu gehen, von dem sie gehört, und dort Hilfe zu suchen, weil ihr Mutterherz es nicht mehr ertragen konnte, daß die Kleinen um Brot schrien. Sie machte sich auf und nahm

ihr jüngstes Kind auf dem Arme mit, und als sie zu dem Striegenberge um Mitternacht kam, fand sie richtig eine offene Pforte darin und gelangte durch einen hell erleuchteten Gang in ein weites Gemach, in dem ein uralter Greis mit langem weißen Barte an einem Steintische saß und in einem großen Buche las. Die Frau aber faßte sich ein Herz, fiel vor ihm nieder und klagte ihm ihre Not. Darauf zeigte ihr der Greis ein Gewölbe und hieß sie dort von den angehäuften Schätzen so viel nehmen, als sie bedürfe; doch müsse sie bis zum Glockenschlage eins aus dem Berge sein, dürfe auch nicht wiederkommen. Die Frau setzte ihr Kind zur Erde und stand lange im Anschauen der unerschöpflichen Reichtümer verloren und zaghaft, was sie zuerst nehmen solle. Da hörte sie es plötzlich in dem nahen Striegau eins schlagen, und bestürzt und in Hast raffte sie eilig ein Gefäß mit Goldstücken auf und stürzte aus dem Berge, der sich hinter ihr allsogleich schloß. Als sie aber unter freiem Himmel stand, da gewahrte sie erst, daß sie ihr Kind im Berge vergessen, und raufte sich die Haare und weinte und klagte sehr. Aber der Berg blieb verschlossen, und sie mußte traurig nach Hause kehren, ohne daß sich ihr Herz an dem erlangten Reichtume erfreuen konnte. — Als aber das Jahr um war, da trieb die Mutterliebe sie in der Johannisnacht trotz dem Verbote wiederum hinaus nach dem Striegenberge, und wie das erstemal fand sie ihn offen und erblickte ihr Töchterlein frisch und munter zu den Füßen des Greises spielend. Hastig erfaßte sie das Kind und entfloh mit diesem, so eilig sie konnte, aus dem Berge. Das Kind aber war das Jahr über um nichts gewachsen und schien es ihm wie eine kleine Weile gedünkt zu haben, seit es die Mutter verlassen hatte.

H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 219 f.

Dieselbe Sage wie die unter 1 vom Breiten Berge bei Striegau mitgeteilte wird auch von der „Schwedenschanze" bei Köben, Kreis Steinau, einer am Ufer der Oder gelegenen Anhöhe, wo im 30jährigen Kriege die Schweden längere Zeit ein verschanztes Lager gehabt haben sollen, erzählt. Die Schanze ist prähistorischen Ursprungs, wie die Funde von Urnenscherben beweisen. G. B. in Prov.-Bl. 1873. S. 608.

2046. Der Vogelnestsucher in der Schatzhöhle auf dem Zobten.

Zobten. Kreis Schweidnitz.

Es fällt zwar etwas lang anzuführen, mit was für windigen Erzählungen von Gespenstern manch alter Bauer seinen Zuhörern die Ohren füllt und ihnen die langen Winterabende in der Rockenstube zu verkürzen sucht: Höret nur, lieben Kinder, spricht er. Es war einmal ein Mann (meine Mutter und Großmutter hat ihn gut gekannt, und ich selber habe ihn, wie ich noch ein Junge war, gesehen, da war er aber schon steinalt), der ist einmal im Berge rumgekrochen und hat Vogelnester gesucht. Wie er nun in eine wilde, wüste Steinrücke kommt, so sieht er eine Höhle mit offenstehender Türe, ach! eine große, zwar ganz finstere, doch weit hineingehende furchtsame Höhle. Da fing er an sich zu fürchten und blieb stehen, sah sich ganz erschrocken um und bedachte sich, was er tun sollte. Weil er aber merkte, daß er ohne Schwierigkeit hineinkommen konnte und auch niemanden dabei gewahr ward, der ihm den Weg verrennet hätte, so ging er getrost hinein und durchstänkerte alle Winkel. Er stutzte aber gewaltig, als er einen erschrecklich großen Haufen ganz frei daliegendes und von keiner Seele bewachtes Gold und Geld antraf. Da hättet ihr sehen sollen, wie er zugegriffen hat, er steckte und stopfte sich alle Schubsäcke voll und ging mit der guten gemachten Beute wieder glücklich heraus. Er war so voller Freuden, daß er sich nicht einmal die in der Gegend befindlichen Sträucher oder Bäume zeichnete, sondern sich auf andere bekannte Wahrzeichen verließ, weswegen er auch, als er nachgehends diese Höhle etliche Male wieder gesucht hat, sie nicht mehr hat finden können, sondern allemal unverrichteter Sache wieder hat fortgehen müssen.

Übersetzung aus Franciscus Faber, Sabothus. 1715. Vers 302 ff., bei Gottfr. Heinr. Burghart, Iter Sabothicum. 1736. S. 99 f. Original und Übersetzung in abweichender Lesart im „Zobtenberg". 1788. S. 26 ff. Burgharts Übersetzung fast wörtlich bei Büsching, Volkssagen. 1816. S. 30 f. und im Schlesierbuche 1825, S. 402 und nach diesem gekürzt K. A. Müller, Vaterl. Bilder, 1837, S. 65 und, wie es scheint, nach diesem wieder Julius Krebs, Der Zobtenberg, 1840, S. 16, der gemünztes Gold finden läßt.

2047. Der Besuch im Zobtenberge oder Die Zweige mit dem goldenen Obste.

Zobten. Kreis Schweidnitz.

Es sahen einmal ein blödsichtiger Mann, ingleichen ein unmündiges Mägdlein eine sonderbare Türe in dem Berge, welche offen stand. Sie gingen in selbige hinein, wurden von einem alten bärtigen Manne umhergeführt und zuletzt mit einem Aste voll Kirschen oder Pflaumen beschenkt. Diese waren von gediegenem Golde, da diese einfältigen Leute aus dem Berge wiederum fortgegangen und ihre Geschenke betrachtet. Darauf suchten einige goldbegierige Bürger[1]) diese Tür, richteten aber nichts mit ihrem vergeblichen Graben aus.

Schlesisches histor. Labyrinth. 1737. S. 731. Übernommen von Büsching, Volkssagen. 1816. S. 31. Nacherzählt im Schlesierbuche. 1825. S. 402, bei K. A. Müller, Vaterländ. Bilder. 1837. S. 65, Julius Krebs im „Zobtenberge". 1840. S. 16 und in Gedichtform „Die goldenen Kirschlein" von Johannes Kern in Kerns Schles. Sagenchronik. 1840. S. 89, wieder abgedruckt in seinen Liedern u. Sagen. 1847. S. 137 u. in Schlesiens Sagen. 1867. S. 187.

2048. Die Geisterseherin und der Schatz auf dem Zobten.

Zobten. Kreis Schweidnitz.

Daß es noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts Leute gab, die auf den Zobtenberg gingen, um mit Hilfe der Geister des Schatzes habhaft zu werden, beweist ein kleines Abenteuer, das um 1780 einer Gesellschaft begegnete, die schon vor Tagesanbruch den Gipfel erstiegen hatte. Ein Musikus, der sich bei ihr befand, wollte in die Halle neben der Kirche gehen, kam aber bald äußerst erschrocken zurückgelaufen und beteuerte: ein Gespenst sitze oben im hintersten Winkel der Halle. Eine nähere Untersuchung ergab, daß ein altes Mütterchen, das ganz im Winkel zusammengeduckt saß, bei der Dämmerung für ein Gespenst angesehen worden war. Was macht ihr denn hier? fragte der eine aus der Gesellschaft. „Ich bete, lie-

1) Von Zobten, sagen die Nacherzähler.

ber Herr, ich bete". Wo seid ihr her? „Unten aus dem Dorfe (und sie nennt eins). Ach, liebe Herren, ich will's Ihnen wohl sagen, wo Sie ihn suchen müssen — nicht weit vom Brunnen, linker Hand, wo der große Stein liegt". Was meint ihr denn? „Nu, Sie werden ihn doch gern haben wollen, den Schatz. Ich werde Ihnen schon treulich helfen. Neulich waren auch Leute oben, die wollten ihn durchaus haben. Sie zerarbeiteten sich die ganze Nacht, aber ich sagt's ihnen gleich, daß es nicht werden würde. Hätten sie mir nur gefolgt und mit mir fleißig zur heiligen Corona und dem heiligen Cristoph gebetet". Woher wißt ihr denn aber, daß da ein Schatz liegt? „Die Geister haben mir's oft gesagt". Die Geister? „Freilich. Sehn Sie denn nicht? Dort sitzen sie ja auf den Sträuchern. Hier über die Mauer kommen sie immer herein und da rede ich mit ihnen". — Diese Antworten setzten nun den mitleidswerten Zustand des armen Weibes hinlänglich ins Klare, Belehrung und Zurechtweisung wären vergebens gewesen. Die Gesellschaft legte einige Gaben für die Unglückliche zusammen, sie nahm sie auch an und verlor sich vom Berge, wie es Tag wurde. Der Wegweiser (Führer) kannte dieses Weib und versicherte, daß sie manchmal ganze Tage und Nächte auf dem Berge zubringe und nur, wenn der Hunger sie nötige, ins Dorf hinabgehe, um sich etwas Brot zu betteln.

Nach dem Berichte des glaubwürdigen Verfassers „des Zobtenberges" (Breslau 1788), S. 47—50, kurz nacherzählt von A. Kastner, Sagenbuch im Archiv der Schles. Ges. f. Volksk.

Von Schatzsuchern berichtet auch Fr. W. Martiny, Handbuch für Reisende, 1827, S. 95, indem er erzählt, daß im Sommer 1797 ungefähr zehn Personen einige Wochen lang auf dem Zobtenberge sich aufgehalten, um Schätze zu graben, und daß einige von dieser Gesellschaft abgeschickt wurden, um für die andern Lebensmittel zu erbetteln.

Nach einem „Bruchstück einer Reise in die Grafschaft Glatz und in das Riesengebirge" (Schles. Prov.-Bl., 1792, Bd. 16, S. 45 f.) lebte im Städtchen Zobten ein Mann namens Sievert, den man für einen Bettler hielt und der auch einer von der stolzesten Art war, der sich für einen Adepten ausgab, der den Stein der Weisen zu finden glaubte, der ohne Zurückhaltung viel von den verborgenen Schätzen des Zobtenberges erzählte, nicht

gemeine chemische Kenntnisse zeigte und wahrscheinlich durch die Goldmacherkunst an den Bettelstab gekommen war.

2049. Der Semmeljunge und die Männer im Zobten.

Zobten. Kreis Schweidnitz.

Einst strebt' ein Rudel Launen fest
Sich an mein Herz zu kitten;
Halt! dacht ich, willst das ganze Nest
Hier auf den Zobten schütten.
Ich ging. — Ein Knabe fand sich da
Zu mir nach einer Stunde.
Nun hört, was dem hier einst geschah;
Ich hab's aus seinem Munde.

Mit Semmeln ging er durchs Gebüsch.
Da winkt ihm eine Türe;
Er klopft, tritt ein und sieht am Tisch
Drei Männer oder viere.
Die sahen wild, o Jemine!
Noch wilder als Banditen;
Die Bärte reichten schier zur Zeh'
Und täten Furcht gebieten.

„Was will der kleine Bösewicht?"
So zürnten sie vom Schemmel.
„Gestrenge Herrn, erbost euch nicht;
Ich bringe frische Semmel.
Ha! solche Semmeln — nein, fürwahr!
Die loben sich von selber.
Da dächt' ich denn, ihr nähmt'n Paar;
Ihr seht sie nirgends gelber".

„So? Nu schütt aus! Magst dort dafür
Voll Mist die Körbe packen.
Doch trägst du ihn nicht heim, ist dir
Dein letztes Brot gebacken."

„Da wird der Meister jämmerlich
Die Hosen mir vergerben!“
So denkt er, füllt und trollet sich
Mit seinen vollen Körben.

Ihm ward die Last nun allgemach
So schwer, kaum zu ertragen.
Er schimpft und flucht und keuchet: „Ach!
Was wird der Meister sagen?“
Und als sie dieser sah — potz Blitz!
Kaum traut er seinen Blicken;
Auf sprang er stracks von seinem Sitz,
Dem Wahn sich zu entstricken.

Ins Auge blitzt ihm eitel Gold.
O welche Augenweide!
Wie ward er da dem Knaben hold!
Wie glücklich wurden beide! —
Ach! Möchten doch die bärt'gen Herrn
Auch mich so brav beschenken,
Dafür gäb' ich die Launen gern,
Die immer mich noch kränken.

„Ein Märchen, aus den Annalen des Zobtenberges gezogen“ von Geckert, Gereimte Prosa. Neisse und Leipzig. 1804. 2. Bdchen. S. 94—97. Ein scherzhaftes Gedicht, dessen Inhalt aber nicht weniger Glauben verdient als die Beersche Geschichte (Urteil A. Kastners).

2050. Mutter und Kind im Zobtenberge.

Zobten. Kreis Schweidnitz.

1. Eine Frau litt mit ihrem einzigen Kinde große Not. Da träumte ihr, sie solle am Karfreitage während der Passion auf den Zobten gehen, dort werde ihrem Kummer abgeholfen werden. Sie ging zur bestimmten Zeit hinauf auf den Berg, in ihrer Verzweiflung sich an ein Traumgesicht klammernd. Als sie auf dem Gipfel angekommen war, fand sie wahrhaftig einen Eingang, den

sie früher nie bemerkt hatte, und trat mit ihrem Kinde auf dem Arme ein. In der Wölbung fortschreitend gelangte sie an ein mit Kupfer beschlagenes Tor. Auf ihr Klopfen tat es sich auf; an der Schwelle im Innern aber lag ein pechschwarzer Hund mit feurigen Augen und glühendem Rachen. Im Saale, den sie furchtlos betrat, saßen stumm an einem Tische von Eichenholz mehrere Greise in altertümlicher Tracht, mit Schreiben beschäftigt. Seitwärts standen Truhen voll blinkender Gold- und Silbermünzen aller Art. Da rief der Hund dreimal: „Raff, raff, raff!“ und sie nahm dreimal mit der Hand von den Schätzen und eilte zur Tür hinaus; diese fiel sofort hinter ihr mit großem Getöse ins Schloß. Nun wurde sie aber erst inne, daß sie ihr Kind drinnen gelassen habe, das sie, um das Geld zu raffen, auf den Eichentisch niedergesetzt hatte. Wehklagend wandte sie sich zur Rückkehr, doch der Eingang war verschwunden, und sie mußte jammernd heimkehren. So verlebte sie ein volles Jahr in tiefer Trauer und Bangigkeit um ihr geliebtes Kind. Am nächsten Karfreitage aber „unter der Passion“ eilte die betrübte Mutter zu derselben Stelle, abermals von einer Traumerscheinung aufgefordert. Jetzt fand sie den Eingang ohne Schwierigkeit wieder, abermals tönte nach ihrem Eintritte des Hundes dreimaliges „Raff, raff, raff“. Aber in überströmender Freude sah sie nur ihr Kind, das gesund und lächelnd noch auf dem Tische saß, mit roten Äpfeln spielend, und seine Händchen ihr entgegenstreckte. Des Goldes nicht achtend eilte sie mit dem Kleinen beglückt hinaus. Wieder flog hinter ihr die Tür heftig krachend zu, aber sie hörte noch, wie der Hund kläglich heulte, weil sie es versäumt hatte, von den schimmernden Schätzen zu nehmen und so die Geister drinnen zu erlösen. Wie erschrak sie jedoch, als ihr Kind plötzlich tot in ihren Armen lag; es vermochte nicht weiter in dieser dichten irdischen Luft zu leben, nachdem es ein ganzes Jahr in der Gesellschaft der Geister zugebracht hatte.

Was aber das Gold betrifft, so müssen davon möglichst viele fromme Spenden gemacht werden, damit eine möglichst große

Zahl von „Bezahl's Gott" dafür gewünscht werde. Je zahlreicher diese Dankesworte gehört werden, desto mehr verwunschene Geister werden von dem bösen Zauber befreit, denn es gibt auf dem Zobten deren mehr als „Steine auf dem Berge sind".

Aus dem Munde von Anwohnern des Zobtenberges.
R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Z. in Prov.-Bl. 1873. S. 25f.

2. Auf dem Zobten befindet sich unmittelbar an der Kirche (rechts an der Treppe) eine Art Vertiefung im Gemäuer, die man die „Eselsküche" nennt. Hier soll der Eingang zu den unter der Kirche lagernden Schätzen sein. Alle Jahre am Gründonnerstage Abend steht die Eselsküche offen. Und da ist auch einmal eine Frau mit ihrem Kinde gekommen, hat den Eingang offen gefunden und sehr viel Gold im Innern gesehen. Da hat sie das Kind hingesetzt, ihre ganze Schürze voll Schätze gerafft und ist hinausgelaufen, ohne an ihr Kind zu denken. Plötzlich ist der Eingang zugewesen. Übers Jahr aber ist sie wieder hingegangen, hat die Eselsküche geöffnet gesehen und ihr Kind frisch und munter gefunden, mit einem roten Apfel in der Hand. Im Augenblicke hat sie es emporgerafft und ist hinausgestürzt, ohne sich um etwas anderes zu kümmern.

Frau Böttchermeister Wagner, die diese Geschichte erzählte, ist früher wochenlang auf dem Zobten gewesen, um bei dem Gastwirt daselbst zu nähen. Da hat man ihr mancherlei Spuk erzählt, der auf dem Zobtengipfel vorgeht, und auch die mitgeteilte Sage. Es bestand damals noch die alte kleine Baude, und wenn es finster wurde, verschloß man die Fenster immer dicht mit Pappe, damit niemand hinaussehen konnte.

K. Von der in den sechziger Jahren stehenden Frau Böttchermeister Wagner, jetzt in Breslau. 1912.

2051. Frau und Kind in der Höhle des Grochberges.

Kreis Frankenstein.

Auf einer Seite des Grochberges, ungefähr ¾ Meilen westlich von Frankenstein, befindet sich inmitten wilden Gesträuches

eine eiserne Tür, ganz umwuchert von wilden Rosen und Brombeergeranke, die einen nach dem Frankensteiner Schlosse führenden unterirdischen Gang verschließen soll. Nur einmal des Jahres, und zwar am Tage Johannis des Täufers, ist selbe geöffnet. Sie beherbergt unermeßliche Schätze, aber von riesigen Schlangen bewacht. Nur wenigen gelingt es, den Eingang zu finden.

Einst befand sich eine arme, aber rechtschaffene Frau mit ihrem einzigen Kinde auf dem Berge, um Beeren zu suchen. Ganz beschäftigt mit dieser Arbeit, läßt sie ihr Kind unbeachtet, und als sie nach ihm sieht, vermißt sie es. In der Meinung, daß es nicht weit abgekommen sei, ruft sie, aber niemand gibt Antwort. Da ihr einfällt, daß heute Johanni ist und es an diesem Tage hier nicht geheuer sein solle, ergreift namenlose Angst ihr Herz. Sie eilt bergauf bergab suchend und rufend, alles vergebens. Der Abend naht, und verzweifelnd ringt sie die Hände. Von neuem beginnt sie zu suchen, wie ermüdet sie auch ist. Durch dichtes Gestrüpp sich bahnbrechend, steht sie auf einmal vor der geöffneten Pforte, die ihr unheimlich düster entgegenstarrt. Von Entsetzen gepackt will sie fliehen, doch die Füße versagen ihr den Dienst, und wie vom Zauber gebannt muß sie nach der Öffnung blicken, aus der die weiße Frau, Gesicht und Hände wie Alabaster, umwallt von langem, weißem Gewande, ihr zuwinkt und lächelt, indem sie in die Öffnung zeigt, und wie Nebel verschwindet. Von Liebe und Ahnung getrieben steigt sie hinab, und wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie ihr Kind inmitten gräßlicher Schlangen, deren phosphorisch leuchtende Haut und feurige Augen den Raum erhellen, ruhig und zufrieden mit Äpfeln spielen sieht! Mit Wehegeheul fliehen die Ungeheuer, als die Mutter das Kreuz schlagend dem Kinde sich naht. Freudig preßt sie es an ihre Brust und stürzt fliehend dem Ausgange zu, der mit Donnerkrachen sich hinter ihr schließt. Noch immer am ganzen Körper bebend eilt sie von dannen und kommt in Schweiß gebadet nach Hause, wo alles erschrickt über ihr verändertes Aussehen. Als sie erzählt hat, was ihr heute widerfahren ist, will es niemand glauben, und doch muß es

wahr sein; denn das Kind hält ja noch die goldenen Äpfel in den Händen, mit denen es gespielt hat. Als man sich andern Tages aufmachte, den rätselhaften Eingang zu suchen, lag die Frau krank danieder und kam zum Sterben. Den Eingang aber fand niemand, solange man auch suchte, und keinem ist es gelungen bis auf den heutigen Tag.

Nach der Erzählung eines alten Schuhmachers aus der Frankensteiner Gegend, mitgeteilt von Alois Fuhrmann in Prov.-Bl. 1873. S. 496.

2052. Schatzhütende weiße Frau im Hügel beim Eichvorwerk.

Kreis Frankenstein.

Bei Camenz, wenn man auf Frankenstein zu geht, da liegt das Eichvorwerk. Dort ist ein Berg, auf dem man Kartoffeln baut, weil's steiniger Acker ist, ein großes Gewende. Hier hat einmal ein Schäferknecht die Schafe gehütet. Und wie er um den Berg herumtreibt, so sieht er plötzlich eine offene Tür, die er nie vorher bemerkt hatte. Und eine Stimme spricht: „Geh hinein und hol dir was!" Da ist er eingetreten und sieht nun in dem Raume lauter gelbe und weiße Zapfen hängen, so wie Eiszapfen sind. Da ruft es ihm wieder zu: „Nimm dir! Dreimal darfst du zugreifen!" Und zugleich sieht er eine weiße Frau, die hat einen Schlüssel in der Hand. Da ist er aber vor Angst zurückgetreten und durch die Tür hinausgeeilt. Die Tür aber hat's zugeworfen und abgeschlossen. Dieses Begegnis hat nun der Knecht zu Hause erzählt. Daraufhin hat man den ganzen Berg durchsucht und abgegraben bis in die Tiefe hinein, aber niemand hat etwas von den Schätzen gesehen oder gehört.

K. Mündlich vom alten Gottwaldt aus Patschkau. 1902.

2053. Die Dirschelmutter als Schatzspenderin.

Kreis Leobschütz.

Unter den mancherlei Sagen, die in dem Landgebiete zwischen Katscher, Neukirch und Zauditz herrschen, ist eine der vorzüg-

lichsten die, nach der die Gipshügel vor dem Dorfe Dirschel von einer Art Kobold in Gestalt einer betagten freundlichen Frau bewohnt seien. Die Sage ist so allgemein verbreitet, daß Mütter sie ihren Töchtern erzählen und nicht dulden, daß man über sie spotte. Zwar jetzt, so berichtet der Volksglaube, hat der Verkehr der Dirschelmutter mit den Bewohnern der Umgegend aufgehört, aber vor nicht allzu langer Zeit mischte sie sich bald wohltätig, bald strafend in die Angelegenheiten der Menschen, und nicht immer gereichten ihre Geschenke zu Heil und Segen. Woher der Name „Dirschel" entstanden, ist gar nicht bekannt. Jedoch das ist gewiß, daß, wenn sie jemanden warnte oder etwas anempfahl, sie ihrer Rede stets die Frage hinzufügte: „Wirst du vergessen, was dir die Dirschel geraten?" Im ganzen galt sie für einen ruhigen, freundlichen Geist, der seit vielen, vielen Menschenaltern den wilden Heinberg (Heidenberg) bewohnte. Sorgfältig hütete sich jeder, über ihr Wesen und Treiben nachteilig zu urteilen.

Es war am Vorabende von Allerheiligen im Jahre 1621, die Sonne senkte sich schon und Nebel verschleierten die Ferne. Da schleppten sich zwei Weber aus Katscher, Libor und Wigand, mit schweren Garnpäcken mühsam auf der Straße von Troppau daher. Ermattet warfen sie sich endlich an einem der Hügel nieder, die hinter Rösnitz sich ostwärts nach Zauditz hinziehen, um neue Kräfte zu sammeln. Ihr Gespräch drehte sich um die Mühsal ihrer Lage, um die schlechten Zeiten und den geringen Verdienst. Dann kamen sie auf die Dirschelmutter zu sprechen. Libor, der ältere, erzählte, wie sie oft schon armen Leuten zu Reichtum verholfen, wie es aber immer ein trauriges Ende mit ihnen genommen. Wigand wollte das nicht glauben und meinte, dann seien sie selber eben unwürdig gewesen. Die Geister vermöchten nichts über die Seele des Menschen, und wenn ihm die Dirschel jetzt einen Geldschatz zeigte, er werde sich nicht bedenken, sofort drauf loszugraben. Libor aber warnte ihn, sich mit Geistern einzulassen. So stritten sie hin und her. Sie wollten sich wieder erheben und weiter wandern, als ein brennender Schmerz ihnen

Hüften und Füße lähmte, sie vermochten nicht aufzustehen. Da klagte Wigand laut, dem die Angst seiner Familie, wenn er nicht heim käme, vor Augen schwebte. Immer schwärzer senkte sich die Nacht und ein Sturm brauste hohl über die Erde. Schwer atmeten die Wanderer. Libor versank in einen Schlaf, dem er nicht zu widerstehen vermochte, aber sein tiefes Aufatmen ließ erkennen, daß es keine Ohnmacht war. Wigand rief ihn an, er hörte nicht. Da flammte plötzlich eine Dornhecke auf, die an der gegenüberliegenden Seite des Weges sich befand, und in dunklen Umrissen bewegte sich um das Feuer eine hohe Gestalt mit seltsamer Gebärde, als wolle sie eine mystische Zeremonie verrichten. Wigands Bangigkeit steigerte sich, und er faltete unwillkürlich die Hände zum Gebet. Plötzlich schien alles in einem milden Lichte zu schimmern, und mitten in diesem magischen Schimmer stand hart vor seinen Augen eine Frau von edlem Wuchse, in weitfaltigem, tief verhüllendem Gewande; von ihrem Antlitze strahlte majestätische Würde. „Wer bist du, heiliges Wesen?" fragte Wigand mit zitternder Stimme. „Wie du, ein Werk der Gotteshand, wenngleich von anderem Stoffe", sagte sie zart und weich. „Folge mir furchtlos!" sprach sie und legte die Hand auf seine Schultern. Er folgte mehr schwebend als gehend der Erscheinung über Felder und Höhen bis zu der Spalte eines Felsen, einem Palasttore ähnlich, das sich der Herrscherin öffnete. Sie traten ein, glänzende Kristallhöhlen, Gänge nach allen Richtungen, Wände, die in gelb und rotbräunlicher Färbung schimmerten. Wunderbarer Gesang ertönte, und endlich kamen sie in eine hochgewölbte Säulenhalle. „Dies ist meine Wohnung", sagte sie. „Hier werden von unsichtbarer Kraft Spat und Kristalle gebildet, in verborgener Werkstätte bereiten sich heilende Wasser und gesundheitbringende Quellen; von hier aus verjüngt sich die Welt dort draußen. Wer ich sei, wolltest du wissen. So höre.

Ein gewaltiger Fürst gebot einst in dieser Gegend und erstritt blutige Siege über die umwohnenden Völker. Er hieß Babor, und ich war seine Gemahlin. Das Geschick versagte uns den Nach-

kommen, der des Vaters Schätze und Ruhm erben konnte. Opfer, die wir den Göttern darbrachten, waren umsonst, ihr Ohr blieb verschlossen. Da beschloß Babor eine Stadt zu bauen, den größten und schönsten der Erde gleich, damit sein Name unsterblich werde. Tausende von Sklaven ebneten den Grund, rodeten Wälder, wälzten und türmten Steinblöcke zu Riesenbauten. Aber nur kärglichen Unterhalt gewährte ihnen Babor, und sie sanken unter dem grausamen Drucke des Tyrannen kraftlos dahin. Ich hatte Mitleid mit den Jammergestalten, als ich sie zu Tausenden vom Hunger aufgerieben dahinsterben sah. Während Babor in befriedigter Selbstsucht sein Baborow, so hieß die neugegründete Stadt, in zahlreichen Tempeln, einer Zwingburg, Palästen und Monumenten aufsteigen sah, eilte ich in ein geringes Gewand gehüllt in die Wohnungen der Leidenden, pflegte, sorgte und übte still die Werke der Wohltätigkeit. Das erfuhr der Fürst, und er verstieß mich. Da ergriff ihn die Pest. Seine Günstlinge verließen ihn, ich aber kehrte zurück und pflegte den Dahinsterbenden und sah seine Gesinnung milder werden. Es war zu spät. Die Pest wütete ringsum. Da verhüllten Gewitterwolken den Himmel, die Erde erbebte und riß entzwei. Baborow sank mit all seinen Palästen in die Tiefe, der Fürst, ich selbst und alle Bewohner wurden mit hinabgerissen. Doch sollte ich nicht verstoßen sein, weil ich den Menschen Liebe erwiesen hatte. Ich muß aber noch wandern auf dieser Erde, bis die meiner Aufsicht anvertrauten Schätze dem Schoße der Erde entnommen, das von Babor verübte Unrecht an den Nachkommen gutgemacht und diese Gegend zu erfreulichem Wohlstand gelangt ist. Doch nicht immer darf ich den Armen die Gaben spenden, nur in den heiligen Nächten öffnet sich den Menschen dieser Eingang.“ Nach diesen Worten stampfte sie leise auf den Boden, dieser erschloß sich zu einem Gemach, in dem mancherlei Sorten geprägten und ungeprägten Metalls lagen. „Nimm“, flüsterte sie, „gib die Hälfte deinem Gefährten, wende es gut an und gedenke daran, was dir die Dirschel geboten hat.“ Hastig ergriff der Weber ein mit Goldstücken

gefülltes Gefäß und wollte freudig von dannen eilen. Da betäubte ein furchtbares Krachen sein Ohr, es wurde stockfinster und er sank bewußtlos zu Boden.

Am Morgen erwachten beide Weber aus tiefem Schlaf und suchten ihre Garnbürden. Aber neben dem Pack, den Wigand getragen hatte, lag ein Stück Gipsalabaster, wie ein Krug geformt. Unwillig, daß er die Goldmünzen nicht entdeckte, legte er es wieder zur Erde und teilte Libor sein Abenteuer mit. Der ermahnte ihn das Stück mitzunehmen, wenn nicht des Wertes, doch der seltenen Gestaltung wegen. Wigand hob nachlässig den fettglänzenden Spat empor, er entfiel seinen Händen und zerschellte am Boden. Und siehe! eine große Menge von Goldmünzen quoll daraus hervor. Es war kein Zweifel, die Dirschel hatte ihnen diese Wohltat erwiesen. Sie teilten und wanderten freudig dem Städtchen Katscher zu, fest entschlossen, den Reichtum nach der Dirschelmutter Gebot nützlich anzuwenden.

Nachher wollten Wagehälse in die Wohnung der Dirschel eindringen, um ebenfalls Reichtümer dort zu holen, sie fanden aber nur Menschengebeine von ungewöhnlicher Größe und einige Kupfermünzen mit einem tierähnlichen Bildnisse. Da unterblieben die Nachforschungen wieder.

Als oberschlesische Volkssage bezeichnet und erzählt von F. Minsberg, Oberschlesische Erzählungen und Sagen. 3. Bändchen. Ratibor 1833. S. 45—59. Nacherzählt von Scharnweber in Zeitschrift „Oberschlesien" I. 1902/03. S. 857—862. Zusammenfassung des wesentlichen Inhalts.

2054. Das vergessene Kind im Walde von Panewnik.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Pleß.

Im Walde von Panewnik gibt es viele größere und kleinere Erdhügel; unter ihnen soll manches Wunderbare verborgen sein. So hat sich vor langen Jahren dieses zugetragen.

Eine arme Witwe aus Idaweiche mußte sich und ihren kleinen Jungen kümmerlich ernähren. Ihr Hauptnahrungsmittel bestand in Beeren und Pilzen, die sie im Panewniker Walde suchte.

Auch Holz sammelte sie dort und war deshalb viel im Walde. Ihren kleinen Sohn nahm sie immer mit auf ihren Gängen. Denn sie hatte niemanden, dem sie ihn zum Hüten lassen konnte. So kam sie auch eines Tages wieder in den Wald. Es war um die österliche Zeit. Um diese Zeit geschieht viel Wunderbares in der Natur. Die alte Frau sah auf einmal, wie einer der kleinen Berge sich öffnete, und im Innern erblickte sie ungeheure Massen von Gold und Silber. Es schwindelte ihr bei dem Anblicke. Denn sie hatte in ihrem Leben kaum ein Goldstück in der Hand gehabt. Wer sich da nehmen könnte, wieviel er braucht, dachte sie. Dann hätte alle Not für immer ein Ende. Die arme Frau hatte schon so viel gehungert und gefroren in ihrem Leben. Das wäre ein Glück ohne gleichen für sie gewesen, wenn sie einen ganz kleinen Teil aller der Kostbarkeiten, die vor ihr lagen, besessen hätte. — Zaghaft trat sie nun näher, denn sie fürchtete immer noch, die Schätze des Berges könnten vor ihren Blicken verschwinden. Aber siehe! Selbst als sie in den geöffneten Berg eintrat, blieb alles vor ihren Blicken wie vorher. Jetzt hielt es sie nicht mehr. Sie mußte durchaus eine kleine Menge Goldes mit sich nehmen. Doch sie hatte ihr Kind auf dem Arm. Mit einer Hand konnte sie nicht viel erraffen. Da sah sie seitwärts eine Stange, wie sie die Bauern zum Aufhängen ihrer Betten benutzen. Schnell setzte sie das Kind dahin, um beide Hände frei zu haben. Nun nahm sie soviel sie erreichen konnte mit vollen Händen. Da! Auf einmal ist es, als ob sich die Wände des Berges wieder schließen wollten. Rasch, voller Angst um ihr Leben, wirft sie alles Geld wieder zur Erde und eilt, so schnell ihre zitternden Beine sie tragen, aus dem unheimlichen Berge hinaus. Erlöst atmet sie auf, als sie wieder im hellen Tageslicht an der freien Luft atmet.

Kaum ist sie heraus, da schließt sich auch mit donnerähnlichem Getöse der Berg. Alles ist, wie es vorher immer gewesen. Das arme Weib könnte denken, es habe geträumt. Aber da erfaßt sie ein heftiger Schrecken! Ihr Kind, ihr lieber Junge war in dem Berge geblieben. Sie rauft sich das Haar, sie rennt um den Berg,

stößt mit dem Kopfe daran und ruft das Kind mit Namen. Aber alles bleibt still und stumm. Nur der Frühlingswind fährt brausend durch die Wipfel der Bäume. O wie bereut sie es, daß sie sich durch das Gold und Silber hat blenden lassen. Verzweifelt rennt sie zum Pfarrer. Der rät ihr, zu fasten und zu beten, aber am selben Tage des nächsten Jahres und um dieselbe Stunde noch einmal an den Berg zu gehen. Vielleicht würde der sich wieder öffnen und sie zu ihrem Kinde einlassen.

Das war ein trauriges Jahr für das arme Weib! Kummer und Schmerz drückten sie so nieder, daß sie ganz grau wurde. Bittere Zweifel plagten sie. Wird der Berg sich auch wieder öffnen? Wird mein Kind auch noch am Leben sein? Hart büßte sie die Schuld, die sie begangen. Aber sie betete und gedachte des Kindes Tag und Nacht. So ging endlich das Jahr vorüber, und es kam der Tag, an dem sie ihr Kind verloren hatte. Pünktlich zur selben Stunde begab sie sich in den Wald. Ihr Vertrauen sollte nicht getäuscht werden. Der Berg tat sich auf, und hastig trat sie ein. Wieder häuften sich vor ihr Gold und Silber in großer, großer Menge. Aber diesmal verlangte sie nicht danach. Ihr Herz zog sie nur zu der Stelle, wo sie ihr Kind gelassen hatte. Und richtig, dort saß es noch munter und vergnügt, dort auf der Stange, als habe sie es eben erst hingesetzt. Sie sah nicht rechts, nicht links, sondern riß es an sich und rannte ohne Aufenthalt nach Hause. Erst als sie in ihrer kleinen Hütte war, glaubte sie es sicher, herzte und küßte es, als müßte sie alles nachholen, was sie im ganzen Jahre versäumt hatte. „Aber", fragte sie es endlich, „sag, was hast du denn gegessen das Jahr hindurch?" „Alles Fleisch und Brot, das die Fleischer und Bäcker beim Wiegen zu wenig gegeben haben". „Und was hast du getrunken?" „Getrunken hab ich Milch, viel Milch. Alles, was die Milchhändler von der guten Milch zurückbehalten und wofür sie Wasser hineingießen". „Und wie kommt es, daß du dich an der Stange gehalten hast das ganze Jahr und nicht heruntergefallen bist?" „Deine Gebete und deine Liebe haben mich gehalten."

Der Junge aber wurde ein großer und kräftiger Mensch. Als er erwachsen war, sorgte er für die Mutter und suchte ihr alles Gute zu vergelten, was sie ihm getan.

Nach der Mitteilung von Fräulein E. Grabowski in Oppeln nacherzählt bei Paul und Hildegard Knötel, Oberschlesische Sagen 2. Bd. 1911. S. 151 f.

2055. Der feurige Stier als Schatzhüter auf dem Milchberge bei Odrau.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Troppau.

Bei der Kapelle auf dem Milchberge nächst Odrau hält in der Mitternachtsstunde vom Ostersamstage auf den Ostersonntag ein feuriger Stier zwei Schlüssel im Rachen, welche die beiden Türen öffnen, die zu dem Schatze führen. Hat man vor Ablauf der Mitternachtsstunde das Gemach, in dem der Schatz liegt, verlassen, so wird man von einem Priester, dem „Mönchpater", bis zur Kapelle zurückgeleitet.

Die Schätze stammen von einem festen Schlosse, das nach dem Volksglauben einst auf dem Milchberge gestanden haben und zur Strafe für die Laster seiner Bewohner mit diesen allen hier in die Tiefe gesunken sein soll.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 83.

2056. Die weiße Frau bei Petersdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Zwischen Gurschdorf und Petersdorf liegt ein Hügel, der sogenannte Peschelberg. Ein Bauer von Petersdorf hat hier öfter eine weißgekleidete Frau sitzen sehen, die Geld zählte. Bei seiner Annäherung soll sie stets sitzen geblieben sein.

A. Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 51.

2057. Die Salzlehne am Spitzberge.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

In Gränzgrund, am Fuße des Spitzberges, lebte vor etwa 100 Jahren ein Mann, welcher auf dem genannten Berge Salz

entdeckt hatte. Er bediente sich dessen lange Zeit, ohne die wichtige Salzlagerstätte jemandem zu zeigen. Wenn jemandem aus der Nachbarschaft das Salz ausging, borgte er ihm von seinem Vorrate, mahnte aber niemanden darum, weil es ihm so geboten war. Einmal nun zankte sein Weib mit einer Nachbarin, weil sie das geborgte Salz nicht wiedergegeben habe. Als bald darauf der Mann wieder Salz holen wollte, fand er den Ort nicht mehr, und eine Stimme rief: „Das Salz wird nicht eher wiedergefunden werden, als bis ein Zwillingsbrüderpaar, ohne einander zu kennen, daselbst sich erschlägt." — Einer anderen Sage zufolge soll einst aus diesem Berge eine ungeheure Wassermasse hervorbrechen und die ganze Gegend überschwemmen.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 129.

2058. Der Harrichstein und seine Schätze.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Der Harrichstein, eine mehr als 100 Fuß hohe Felsengruppe auf dem hohen Urlich, liegt auf einer von Böhmischdorf aus sanft ansteigenden Anhöhe. Die Oberfläche des Felsens ist etwa zweiundeinhalb Klafter lang und eine Klafter breit. Auf ihrer Südseite befindet sich ein förmlicher Steinsessel. Wenn die Sonne darauf fällt, schimmert die ganze Gruppe von dem eingesprengten Quarz, besonders von dem Frauenglas, in prächtigem Glanze.

Dieser sesselförmige Teil des Harrichsteins ist beim Volke sehr verrufen. Man erzählt, daß in alter Zeit dort heidnische Götter verehrt, auf dem „Predigtstuhle" ihnen Menschenopfer dargebracht wurden. Auch geht im Volke vom Harrichstein die Sage, daß es sich dort alljährlich am Karfreitage auftue, gleich einem Tore, das in das Innere führe. Schreite man mutig hinein, so gelange man in eine weite Halle, in der Gold in Mengen aufgespeichert liege. Glücklich der, welcher zur guten Stunde, das ist um Mitternacht, dahin kommt. Er mag von dem Golde nehmen,

soviel er tragen kann. Ist aber die Geisterstunde vorbei, dann schließt sich wiederum das Tor, und wehe dem, der in der Halle die Zeit des Torschlusses überhört hat.

Peter, Burgen und Schlösser. Neue Folge. 1894. S. 242.

2059. Mutter und Kind im Berge bei Altrothwasser.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Einst war ein Weib mit ihrem Kinde bei Altrothwasser[1]) in Österreichisch-Schlesien in den Berg gegangen und sah unter einer Eiswanne Gold. Sie zerschlug die Wanne und entfernte sich mit dem Golde aus dem Berge. Ein Geizhals hörte davon und begab sich auch dorthin. Das von der Frau zurückgelassene Kind fand er fröhlich dasitzen mit Backwerk in der Schürze, das ihm, wie es sagte, eine schöne weiße Frau gebracht habe. Das Kind eilte zur Mutter, der Geizhals aber blieb, um sich gute Tage zu machen. Es kam zu ihm eine schwarze Frau und brachte ihm eine zugedeckte Schüssel. Er öffnete und fand nur Kieselsteine. Das Volk meint, er sei noch im Berge, am Eise festgefroren.

Vernaleken, Mythen und Bräuche. 1859. S. 136.

2060. Altvater und der habsüchtige Schäfer.

Nördl. Mähren.

Ein Schäfer hütete einst noch spät abends seine Herde auf einer schönen Wiese nahe an einem Dorfe in Mähren. Plötzlich rief eine Stimme hinter ihm seinen Namen Konrad. Voll Schrecken blickte er um sich und sah die Erde aufgetan; aus der Öffnung kam eine weiße Gestalt mit einem großen weißen Barte hervor, der ihr bis auf den Leib herabhing. „Gib mir dein bestes Schaf", sprach die Gestalt, „du wirst es nicht bereuen und wirst erfahren, wer ich bin." Konrad weigerte sich zwar anfangs, doch endlich gab er sein bestes Schaf. Da sprach der Greis: „Ich bin der bekannte Altvater der Gegend, der oberste der Berggeister.

1) In der Nähe von Weidenau.

Da du mir dein beſtes Schaf gegeben haſt, ſo komme zu mir in mein Schloß, ich will dich in meine Schatzkammer führen, und du kannſt dir daraus etwas nehmen.“ Aus Furcht wagte der Schäfer anfangs kaum mitzugehen, doch gab ihm ſeine Begierde nach Reichtum bald Mut. Als ſie an die Türe des Zauberſchloſſes gekommen waren, tat ſich dieſelbe durch einen Druck auf, und Konrad ſah goldene und andere koſtbare Sachen. „Dieſes Goldſtück kannſt du dir nehmen, aber nicht mehr, ſonſt iſt es dein Unglück.“ Mit dieſen Worten entfernte ſich der Geiſt. Da ſich nun der Schäfer allein ſah und für unbemerkt hielt, ſo nahm er nicht nur das bezeichnete Goldſtück, ſondern auch noch einen goldenen Leuchter. Als er darauf hinausgehen wollte, fand er keinen Ausweg mehr. Der Geiſt erſchien ihm wieder und ſchwang mit zürnendem Angeſichte ſeinen Zauberſtab. Donner und Blitz folgten; die erſchütterte Erde tat ſich auf und verſchlang den habſüchtigen Schäfer. Seitdem ſteht da, wo die ſchöne Wieſe lag, ein hoher Berg, welcher der Altvater genannt wird.

A. Kaſtner, Neiſſer Gymnaſialprogramm. 1845. S. 11.
Danach Gräſſe, Sagenbuch. 1871. S. 350.

2061. Mutter und Kind in der Felſenhöhle der Heuſcheuer.

Grafſchaft Glatz. Kreis Neurode.

In der Sage ſpielt der Palmſonntag, hauptſächlich jedoch die an dieſem während des Hochamtes in den katholiſchen Kirchen zum Vortrag kommende Paſſion eine hervorragende Rolle. Jeder Bewohner Braunaus kennt die Heuſcheuer. Von dieſem weithin ſichtbaren Berge ging die Sage, daß während des Abſingens der Paſſion ein in dem Felſenlabyrinth befindliches Felſentor für jeden, der es findet, offen ſtehe. Durchſchreite man es, ſo hieß es, gelange man durch einen ſchmalen Gang in eine große Felſenhöhle, deren Wände voll ſchimmernder und blitzender Edelſteine in richtigem Verhältniſſe zu den in dem ſaalähnlichen Raume aufgehäuften Schätzen in Gold und Silber ſtehen. Ferner ſagt

man: eine holde Jungfrau, an einem Nähtocken sitzend, fertige ein Hemd an, an dem sie jedoch alljährlich nur einen einzigen Stich nähe, und wenn der letzte Stich vollendet sein wird, dann kommt der jüngste Tag. Deshalb ist auch die Schatzfülle so reichlich, daß ein jeder, dem es glückt zur richtigen Zeit den Ein- und Ausweg zu den Schätzen zu finden, sich hinlänglich bereichern kann und die Reichtümer noch für ungezählte Generationen auslangen würden.

So trat unter anderem eine arme Witwe mit ihrem kleinen Kinde vor langer, langer Zeit an einem Palmsonntage den damals höchst beschwerlichen Weg zur Heuscheuer an. In der reinen Absicht, ihr höchst mühsames Dasein für sich und ihre zahlreichen Kinder nur in bescheidenem Maße zu verbessern und erträglicher zu gestalten, langte sie, durch ein gütiges Geschick geleitet, im richtigen Augenblicke an der rechten Stelle an. Ihren kleinen Liebling warm an die Brust drückend, setzte sie beherzt den Fuß über den in schauriger Schlucht befindlichen Felseneingang. Dumpf hallten ihre Schritte in dem dunklen Gange, und nur ein matter Lichtschimmer verriet den Ort, in dem die Jungfrau als Hüterin der Schätze und Vollzieherin des Endes aller Tage thronte. Je näher die Witwe kam, desto heller wurde der Schein, bis sie endlich in dem von den buntesten Strahlen magisch erleuchteten Schatzraume stand. Geblendet von der Schönheit der freundlich lächelnden Jungfrau, die am goldenen, mit Edelsteinen besetzten Nähtocken saß, und übermannt von dem Glanze und Schimmer des vielen Goldes und Silbers, wie auch der in heller Pracht glitzernden Wände, blieb die Arme in maßloser Verwunderung stehen. Aber sie hütete sich, einen Laut von sich zu geben, sie wußte, daß unbedingtes Stillschweigen die Hauptbedingung erfolgreichen Schatzsuchens ist. Nur ein einziges unvorsichtiges Wort hüllt den Sprecher in undurchdringliche Finsternis, in der sämtliche Schätze verschwinden und der Unglückliche nicht einmal mehr den rechten Ausgang findet.

Ruhig und behutsam setzte nun die arme Mutter ihr Kind zur Seite nieder, nahte sich schüchtern einer Geldtruhe, füllte mit den zitternden Händen ein mitgebrachtes Körbchen, winkte tränenden Auges der holden Jungfrau einen stillen, herzlichen Dankesgruß und eilte überglücklich dem Ausgange zu, um den gewonnenen Schatz zu sichern. Sie hatte das Felsentor schon hinter sich und wollte das Körbchen im nahen Gestrüpp sorgfältig verbergen, da fiel dröhnend und krachend die schwere, steinerne Tür zu, und verschwunden war mit einem Male der Eingang; denn soeben waren am Klosterchore die letzten Worte der Passion verklungen. Händeringend und ratlos stand nun die geängstigte Mutter da, schlug sich, bittend und hilfesuchend, die Hände an dem starren Felsgestein wund, allein alles blieb still. Nun machte es ihr die Reue zur Gewißheit, welch ungleich größeren Schatz sie in dem dunklen Felsverließe zurückgelassen hatte.

Wertlos schien ihr das gleißende Gold, das zu ihren Füßen lag, und nur die Mutterpflicht gegen ihre anderen unmündigen und daheim harrenden Kinder bestimmte sie, zagend das Körbchen mit dem Golde an sich zu nehmen. Reuevoll und bitter war der Heimweg, und schon jetzt begann sie die Augenblicke zu zählen, welche sie der Passionsstunde des nächsten Jahres näher brachten. Wenn sich nun auch die höchst unglückliche Mutter mit ihren übrigen lieben Kindern jeder Not entledigt wußte, so kam ihr doch die Zeit bis dahin wie eine Ewigkeit vor. Endlich kam aber auch der langersehnte Tag, und lange noch vor dem Morgengrauen trat die Mutter bangend und hoffend zugleich den Weg nach dem Felsentore an.

Die Hoffnung hatte ihre Schritte beflügelt, und so war sie nun schon lange vor Beginn der Passion an dem Felsentore angelangt. Da auf einmal kreischten die steinernen Angeln. Andere hätte das Geräusch schaudern gemacht, doch der hoffenden Mutter erklangen diese Töne als Wohllaute. Mehr eilend als bedächtig lenkte sie ihre Schritte dem Gange zu und gelangte endlich glücklich

in den oben beschriebenen Raum. Alle glitzernden Schätze ließen die geängstigte Mutter kalt, nur ein flehender Blick fragte die noch auf derselben Stelle sitzende Jungfrau nach ihrem Kinde. Da deutete diese lächelnd in eine Ecke der Grotte, und hier saß, mit einem Apfel spielend, das Kind, das die Mutter stürmisch aufhob und herzend an ihre Brust drückte, von der es keine Macht mehr trennen sollte. Ein freudetrunkener Blick aus dem beglückten Mutterauge sagte der Jungfrau mehr, als es Worte vermocht hätten, und alle anderen Schätze unbeachtet lassend, trat sie mit dem Kinde im Arme den Rückweg an. Glücklich erreichten beide den Ausgang und ihr trautes Heim.

Wohl hat noch mancher am Palmsonntage in früher Morgenstunde den Weg nach dem Heuscheuerfelsen angetreten, und noch vor 25 bis 30 Jahren (d. i. in den Jahren 1870—1880) gab es Leute, die am erwähnten Tage ihr Glück dort versuchen wollten. Was sie aber erbeutet oder vielmehr welchen Schatz sie heimgebracht haben, davon wurde niemand etwas gewahr.

Braunauer Sage.

Eduard Langer, Das östliche Deutschböhmen. 1. Bd. 1901. S. 49—51.

2062. Die Zwerge und ihre Schätze im Hohen Stein bei Starkstadt.

Nordöstl. Böhmen. Braunauer Ländchen.

Nordöstlich vom Städtchen Starkstadt erhebt sich der „hohe Stein", seines felsigen, steil abfallenden Vorsprunges wegen so genannt und viel besucht, weil man von ihm aus eine weite und schöne Aussicht genießt. Dabei ist eine Schlucht, der „tiefe Graben", 200 Schritte lang, 4 bis 12 Schritte breit und viele Klaftern tief. Hier sollen die Zwerge gehaust haben. Einzelne der herumlagernden Felsblöcke heißen noch heute beim Volke die „Kanzel", der „Stuhl", der „Tisch" der Zwerge. Hier sollen sie auch ihre Schätze in der Erde geborgen haben, als sie zur Auswanderung gezwungen wurden.

Der Zugang zu den Schätzen steht am Palmsonntage offen, während der Priester in der Kirche die Passion liest. Doch ruft die Hüterin der Schätze dem Eintretenden dreimal „Raff" zu. Wer es nicht beachtet, ist verloren. Die Hüterin ist eine weiße Frau, die deshalb dazu verwünscht ist, weil sie ihr Kind umgebracht hat.

Schade, Sagen des Br. L. 1903. S. 14.
Nach J. Gebhardt, Österr. Sagenbuch u. a.

2063. Der Ballenstein und seine Schätze.

Nordöstl. Böhmen. Riesengebirgsrand.

Wenn am Palmsonntage in der Kirche das Evangelium gelesen wird, steht im Ballensteine eine kleine Pforte offen. In einem höhlenartigen Raume des Felsens steht eine mit Gold und Edelsteinen gefüllte Wanne, die von einem weißen und einem schwarzen Hunde bewacht wird. Wer diesen Schatz hebt, hat auch die verwunschenen Bewohner des ehemaligen Schlosses erlöst. Doch ist dies mit verschiedenen Bedingungen verbunden. Derjenige, welcher dieses Werk ausführen will, muß sündenlos sein; er muß geweihte Sachen, einen Rosenkranz und ein Evangelienbuch bei sich haben; wenn er gefragt wird, muß er in Bibelsprüchen antworten usw.

Einst ging ein junger, geldbedürftiger Bursche von Niederhof am oben bezeichneten Tage hinaus zum Ballensteine. Was er dort gesehen oder gehört hat, ist unbekannt. Als er gegen Mittag zurückkam, fragte man ihn, ob er den Schatz gehoben habe. Er gab keine Antwort. Nie hat er mehr ein Wort gesprochen, er war stumm und krank. Niemand sah ihn mehr außer dem Hause. Als er das nächste Jahr am Palmsonntage auf der Bank lag, hob es ihn plötzlich in die Höhe und schleuderte ihn bis in die Mitte der Stube. Er wurde tot aufgehoben. Dies geschah zu derselben Zeit, als in der Kirche das Evangelium gelesen wurde.

J. Rhom im Riesengebirge in Wort u. Bild. 1889. Heft 32. S. 60.

2064. Mutter und Kind im Harfenstein.

Nordöstl. Böhmen. Riesengebirgsrand.

Im Harfenstein haust „die Harfenjungfrau", die nach manchen Erzählungen eine gutmütige, hilfreiche Fee, nach anderen ein unglücklicher, in den Stein gebannter („verwunschener") Geist ist.

Ein armes Weib aus Marschendorf war einst in der Nähe des Felsens mit dem Einsammeln von Erdbeeren beschäftigt. Ihr kleines Kind auf dem einen Arme, pflückte sie mit der freien Hand mühsam die roten duftenden Früchte. So kam sie bis an die Felswand. Aber welch freudiger Schrecken durchrieselte ihre Glieder, als sie die Wand offen fand und in der sich zeigenden Höhle einen unermeßlichen Schatz von Gold und Edelsteinen funkeln sah. Mit einem Male konnte sie jetzt ihrem Elende ein Ende machen und reich werden. Ohne sich lange zu besinnen, stürzte sie in die Höhle, raffte zusammen, was sie nur ertragen konnte, und eilte mit dem Erbeuteten ins Freie; hinter ihr schloß der Fels sich wieder. Aber o weh! sie hatte ihr Kind vergessen! Weinend und jammernd rief sie es bei dem süßen Namen, bat und flehte die Harfenjungfrau, es ihr wieder zu geben, schlug und kratzte sich die Hände und Finger an dem Felsen wund, doch niemand schien sie zu hören. Da schleuderte sie auch ihren Schatz an die Felswand, daß die blanken Goldstücke klirrend niederrollten, und kehrte jammernd nach Hause zurück — ärmer als sie ausgegangen.

Ein Jahr schon härmte sie sich um den verlorenen Liebling ab. Die Erdbeeren waren wieder reif, und das Weib war zum Harfenstein hinausgegangen, um sie zu sammeln. Mit neuem Schmerze betrat sie die Unglücksstätte, doch — stand nicht der Fels wieder offen? Und da saß ihr Kind, gesund und blühend und mit einem Apfel spielend, den es in den Händchen hielt. Im Nu hatte es die aufjauchzende Mutter herausgetragen, und indem sie es an die Brust drückte, eilte sie heim. Hier erst wurde sie gewahr, daß der Apfel, den das Kind noch immer festhielt, von lauterem Golde sei. Das Kind erzählte von einer schönen, gütigen Jung-

frau, bei der es gewohnt und die ihm auch den Apfel gegeben, der alsbald alle Not aus der Hütte verbannte.

E. R. P. unter Lokalsagen im Riesengebirge in Wort u. Bild. 1881. Heft 2. S. 64.

2065. Der Felsblock im Polzentale mit seinen Schätzen.

Nördl. Böhmen. Am Jeschken.

Im Polzentale erhebt sich ein mächtiger Felsblock, aus dem eine Quelle entspringt, die sich seit Jahrhunderten ihr schmales Bett im harten Felsen ausgewaschen hat. Dort lebt nun ein verwunschener König, der mit seinen Schätzen in einen weiten Saal eingemauert ist und hier bis an das Ende der Welt schmachten muß. Da geschah es einst, daß ein Mann, der weit und breit in der Umgegend als Dieb und Schatzgräber bekannt war, den Vorsatz faßte, den Schatz des Königs zu rauben. Mit Fäustel und Meißel arbeitete er bis tief in die Nacht hinein an dem Steine, um ihn zu sprengen und zu den Schätzen des verwunschenen Königs zu gelangen. Als nun die Turmuhr im nahen Dorfe die Mitternacht verkündete, wälzte sich plötzlich eine furchtbare Gestalt mit feurigen Augen und riesigem Rachen gegen den habgierigen Mann heran. Aber der unerschrockene Schatzgräber arbeitete weiter, Stück um Stück des Felsens sprang ab, und als die erste Stunde des jungen Tages nahte, da erblickte er plötzlich in der Höhlung des Felsens einen Ritter, der in einen Panzer aus Gold und Edelstein gehüllt war. Der Ritter führte den Mann zu einem mächtigen Blocke, welcher wie heller Kristall aussah, und dort fuhr er ihn an: „Hier arbeite, und wenn du den Felsen durchbohrt haben wirst, dann sage es mir!“

Seitdem sitzt der Mann im Felsblocke und bohrt und meißelt fleißig, und das Wasser, das unter dem Meißel abfließt, bildet eben jene Quelle, die aus dem Felsen zutage rieselt. Mit seiner Arbeit ist er aber bisher noch nicht fertig geworden. Doch wollen alte Leute sogar noch den Schlag seines Hammers aus dem Felsen vernommen haben.

Paudler, Sagen aus Deutschböhmen. 1893. S. 35 f.

Schätze im Erdboden an verschiedenen Stellen in und außer dem Hause.[1])

2066. Die Weihnachtsbescherung im Krischaer Wäldchen.

Schles. Lausitz. Kreis Görlitz.

Bei Krischa, zwischen Bautzen und Görlitz, ist ein kleines Wäldchen nahe am Wege. Dort stand noch Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Betsäule mit verwitterter Schrift, an die sich folgende Sage knüpfte:

Zu Ende des 15. Jahrhunderts lebte zu Budissin ein armer Strumpfwirker. Der hatte einst um die Weihnachtszeit Arbeit nach Görlitz getragen, aber kein Geld dafür bekommen und wanderte nun am heiligen Weihnachtstage nach seiner Heimat zurück, schweren Herzens, denn er hatte seinem Weibe und seinen Kindern einen Görlitzer Striezel und andere Weihnachtsgeschenke versprochen und hatte nun nichts, was er ihnen bescheren konnte. Der Abend war schon hereingebrochen, und am Himmel glänzten die Sterne und in den Häusern, wo er vorüberkam, die lieben Weihnachtsbäume. Aber als er in die Nähe des Krischaer Wäldchens kam, da glänzten auch zwischen den Bäumen viele hundert Lichter, und er wußte nicht, was das bedeuten solle. Ängstlich und neugierig blieb er stehen, betete ein Vaterunser und getraute sich endlich auf das Gebüsch zuzugehen. Und da trat ihm auch schon ein kleines vier Spannen langes Männchen entgegen, das war ganz weiß angezogen, und das Größte an ihm war der Bart, den hatte das putzige Männlein zwischen den Beinen durchgezogen und auch noch hinten durch seinen großen runden Hut hindurchgesteckt. Und der Strumpfwirker wußte nicht, ob er über den Kleinen lachen oder sich vor ihm fürchten sollte. Aber das weiße Männlein redete ihn gleich an und sprach mit einer feinen Stimme, daß es wie eine Flöte klang: „Fürchte dich nur nicht,

1) Besonders im Keller, in der Scheune; hinter der Scheune, im Garten, im Felde, im Walde; im Wasser. Bisweilen treten die Schätze zutage oder zeigen sich durch Brennen an.

sondern folge mir nach; es soll dein Glück sein." Und da führte es ihn in die niedrigen Fichten hinein, und die waren erleuchtet mit vielen hundert Lampen und hingen ganz voll Äpfel, Birnen, Nüsse und Pfefferkuchen, daß es eine Herrlichkeit war. „Pflücke dir ab, soviel du willst, es ist alles für deine lieben Kinder", sprach das Männlein. Und mein Strumpfwirker läßt sich das nicht zweimal sagen und füllt den Sack zur Hälfte mit den Süßigkeiten. Aber ganz voll füllte er ihn nicht, denn er war gar eine bescheidene Seele und sprach immer zu: „Ach, es ist zu viel, es ist ja zu viel." Das Männlein lächelte zufrieden, und der Glückliche ging seines Weges voller Freude und Dankbarkeit. Aber als er in die Nähe der Stadt kam, da dünkte ihm der Sack zu schwer, daß er gar nicht mehr wußte, wie er ihn erschleppen sollte und — so leid's ihm war, er mußte ein Paar große Pfefferkuchenmänner herausnehmen und auf den Weg legen. Es ging nicht mehr, und der Sack ward immer schwerer, und er war froh, als er endlich zu den Seinigen in die Stube trat. „Jetzt kommt's Christkindel", rief er den jubelnden Kindern entgegen und warf ihnen den Sack entgegen. Aber da klirrte es ja und klimperte, und heraus fielen lauter funkelnde Gold- und Silberstücke. Da fielen sie alle auf die Knie und dankten Gott, dann aber war großer Jubel, und sie kauften sich Striezel und Pfefferkuchen und Spielzeug, soviel sie wollten, und wurden reiche Leute. Und der Vater legte eine große Strumpfwirkerei an und ward ein angesehener Bürger. Am Krischaer Wäldchen aber ließ er zur ewigen Erinnerung jene Betsäule errichten.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 230f.
Nach Gräve, Volkssagen. S. 184.

2067. Der im Traum gezeigte Schatz.

Schles. Lausitz. Kreis Görlitz.

In einem Dorfe bei Görlitz ist ein großer Pfarrhof mit einem kleinen Gedingehäuschen. Dort hatte der Pastor, der ein echter Menschenfreund war, einer armen Witwe Herberge und Unter-

kommen gegeben. Die Frau war herrnhutisch erzogen und hatte manches Seltsame, aber ihre halberwachsene Tochter Amalie war ein ganz eigentümliches Geschöpf. Sie träumte immer, was zu gleicher Zeit oder bald nachher begegnete, hörte sich manchmal beim Namen rufen, während alle Anwesenden nichts vernahmen, wurde zuzeiten mitten auf freiem Felde wie von unsichtbaren Händen festgehalten, so daß sie nicht von der Stelle konnte, schlich für gewöhnlich krank und blaß umher und hatte überhaupt ein so unheimliches Wesen, daß sich die Kinder im Dorfe vor ihr fürchteten. Als sie 15 Jahre alt war, wurde sie förmlich hellsehend und nachtwandelnd. Da träumte ihr einmal, sie würde von einem grauen Männchen an der Hand genommen und in das Kirchgäßchen geführt. Dort zeigte ihr der Geist einen unter der Erde eingemauerten Schatz, der aus einer goldenen Kette und alten Münzen bestand. Sie erzählte den Traum ihrer Freundin, der in gleichem Alter stehenden jüngsten Tochter des Pastors. Beide verabredeten das tiefste Stillschweigen, und als der Abend kam, machten sich die Mädchen, mit einer Hacke bewaffnet, auf den Weg, den Schatz zu heben. Amalie bezeichnete die Stelle an der Mauer mit großer Sicherheit; man fand eine Schicht Knochen, dann wieder Erde und endlich eine steinerne Platte, wie es das Mädchen voraus gesagt hatte. Aber den schweren Stein konnten sie nicht heben. Sie eilten ins Pfarrhaus, aber anstatt ihre Eltern ins Geheimnis zu ziehen, vertrauten sie sich einer zufällig im Hause beschäftigten starkarmigen Bauerndirne an und führten sie an Ort und Stelle. Aber auch das Bauernmädchen versicherte, der Stein sei ihr zu schwer, sie wolle morgen abend wieder hingehen und eine tüchtige Schaufel mitnehmen. — So geschah's, die Erde wurde wieder zugeschüttet, und der nächste Abend fand die Schatzgräberinnen wieder an Ort und Stelle. Da ging der Stein merkwürdig leicht vom Boden zu heben, und da fand man denn ein von Ziegelsteinen viereckig gemauertes Behältnis, wie es Amalie vorausgesagt hatte, aber keine goldene Kette und keine goldenen Münzen. Der Schatz war bereits gehoben. Die Magd heiratete

bald darauf ihren Geliebten, und die bis dahin blutarmen Menschen sind reiche und angesehene Bauersleute geworden.

(Von Haupt als selbsterlebte moderne Schatzgeschichte bezeichnet.)
Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 237. Anm. zu Nr. 290.
Grässe, Sagenbuch. 1871. S. 398.

Diese Schatzgeschichte erinnert mich an eine in unserer Familie seit Großmutters Zeiten erzählte Schatzgeschichte, die zwar nicht in Schlesien spielt, aber einer Schlesierin widerfuhr (meine Großmutter, eine geborene Gentner, stammte aus Liegnitz).

Meine Großmutter hatte als jungverheiratete Frau einen merkwürdigen Traum, den sie am andern Morgen ihrem Gatten erzählte. Eine alte Frau, sagte sie, sei ihr erschienen, sie habe einen Stab in der Hand gehabt und habe ihr gewinkt zu folgen. Der sei sie nachgegangen über die Straße hinweg und dann durch einen Torweg in ein Haus hinein. In dem Durchgange habe sie zur einen Seite eine Kellertür, zur andern eine Tür mit Glasscheiben und Gardinchen davor bemerkt. Als sie in den Hofraum gekommen, hätten frisch gegerbte Felle auf einer Stange gehangen, geradeaus sei der Gartenzaun gewesen. Die Alte sei vor ihr durch das Gartentürchen gegangen bis zu einem Obstbaum, unter dem eine Sonnenrose gestanden habe. Dort sei sie stehen geblieben, habe mit dem Stabe auf die Sonnenrose gezeigt und gesagt: „Hier grabe". Dann sei sie verschwunden. Der Großvater, der als Arzt viel in der Stadt (Sangerhausen in der goldenen Aue) herumkam, hatte sich sinnend die Geschichte angehört und dann gefragt, ob sie etwa einmal drüben beim Kaufmann M. gewesen sei. Das mußte sie verneinen, denn sie war erst seit ein paar Tagen in der Stadt. Einige Zeit später hatte der Großvater beim Kaufmann M. zu tun, dem er den Traum erzählte und äußerte, wie wunderbar die beschriebene Örtlichkeit mit seinem Haus und Garten übereinstimme. Der Kaufmann wünschte, daß die Großmutter sich sein Anwesen einmal ansehe. Das tat sie denn und äußerte später, es habe sie wie ein Schauer durchrieselt, als sie die Kellertür, die Tür mit den Gardinchen, die Felle, den Garten und den Baum mit der Sonnenrose leibhaftig vor sich gesehen, wie sie es im Traume geschaut. Der Kaufmann wollte es ihr sagen lassen, wenn einmal bei der Sonnenrose gegraben werden sollte. Aber er hat die Großmutter nie dazu aufgefordert. Später zog ein Knecht, der bei dem Kaufmanne gedient hatte, zum Großvater als Kutscher. Die Großmutter hatte die Sache nicht vergessen und redete einst den Mann an: „Lepold," sagte sie, „habt ihr nicht einmal im Garten drüben gegraben?" „O ja", meinte Lepold, „bei dem Baume haben wir gegraben, es stand eine Sonnenrose da. Ich grub und der Kaufmann

stand dabei. Nach einigen Stichen kam ich auf etwas Hartes, da sagte er: Laßt es sein, werft das Loch wieder zu, hier ist ein altes Gemäuer, da ist nichts zu machen." Lepold hatte die Erde wieder darauf geworfen, und damit war die Sache abgetan. Der Kaufmann war Stadtkämmerer, aber man sagte in der Stadt, seine Verhältnisse seien nicht in der besten Ordnung und man könne gewärtigen, daß er einmal städtische Gelder angreife. Plötzlich aber erfreute sich der Mann einer Wohlhabenheit, deren Grund niemandem klar war, und es blieb nur die Vermutung übrig, daß er eine Entdeckung in seinem Garten gemacht habe, die ihm auf die Beine geholfen habe.

K. Mündlich von meiner Tante R., einer Tochter der verstorbenen Großmutter. 1893. Die Geschichte fällt ins Jahr 1825.

2068. Der Schatz auf dem Junkersberge bei Lauban.

Schlesische Lausitz. Kreis Lauban.

Nordöstlich von Lauban auf Wünschendorf zu liegt ein Klostergut, welches den Namen Junkersberg führt. Sein Erbauer hieß nämlich Junker. Dieser hatte auf unrechtmäßige Weise viel Geld zusammengescharrt und, ehe er starb, im freien Felde vergraben. Aber seine Seele hatte keine Ruhe und muß den Schatz in Gestalt einer Korngarbe bewachen, bis er einmal wird gehoben und das Geld unter die Armen verteilt sein. — Viele haben diese Garbe gesehen, und noch im Jahre 1822 wurde ein Versuch gemacht, den Schatz zu heben, wobei ein fremder Betrüger die Leute um ihr Geld brachte. Aber was man nicht hob, war der Schatz, wohl aber zog man sich eine polizeiliche Untersuchung zu.

Haupt, Sagenbuch I. S. 232.
Nach handschriftl. Samml. von Schön. Nr. 40.

2069. Schatzanbietende Geister zu Hernsdorf.

Kreis Löwenberg.

Zwei Mädchen in Hernsdorf waren im Jahre 1880 am Michaelistag zur Mittagszeit draußen im Busch. Da sahen sie eine weiße Frau stehen, die winkte der jüngeren. Diese fürchtete sich aber und lief zu der älteren und sagte es der. Wie sie nun mit ihr zur Stelle geht, ist die weiße Frau noch da, und neben ihr steht eine Pfanne voll Geld. Gerade aber schlägt es ein Uhr. Da sagt die

weiße Frau, diesmal wäre es nun verpaßt, die Kleine hätte sie erlösen können. Nun dauere es aber wieder 100 Jahre, bis es wieder möglich sei, und — fügte der Erzähler treuherzig hinzu — dann fragt es sich noch immer, ob wieder gerade einer dazu geboren sei und hinkomme an diese Stelle.

Das größere von den Mädchen, erzählte er weiter, wird übrigens seit der Zeit von einem anderen Geiste heimgesucht. Des Nachts kommt immer zu ihr ein großer schwarzer Mann mit einer Rodehacke, dem soll sie helfen „einen Schatz heben". Er erscheint ihr fast alle Nächte, aber der Hund mit feurigen Augen, den er bei sich hat, ängstigt sie so, daß sie sagt, sie wolle nichts davon wissen.

Von einem weltabgeschiedenen Ehepaare zu Flinsberg.

W. Schwartz, Kulturhistorische Studien, im Wanderer im Riesengebirge I. 1881. Nr. 3. S. 2.

2070. Die weiße Frau und die Gespensterflamme bei Petersdorf.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

An dem Wege, der von dem oberen Ende von Petersdorf über das Puschwitzsche Grundstück nach Kiesewald hinaufführt, steht eine prachtvolle, alte Buche. Vom Gasthofe „zum goldenen Stern" aus, von wo man sie hoch oben an der Berglehne ragen sieht, erreicht man sie in etwa zwölf Minuten. An dieser Buche zeigt sich bisweilen bei nachtschlafender Zeit eine mächtige Flamme, wie wenn eine ganze Schütte Stroh brennt, und verlischt nach einigen Minuten wieder, ohne irgendwelche Brandspur zu hinterlassen; ebenso verlischt sie auch sofort, wenn Leute sich ihr nähern, die den Mund nicht halten können. Es leben noch jetzt in Petersdorf Leute — z. B. ein Schuhmacher Strauß, eine Frau Krebs u. a. m. —, die noch vor wenigen Jahren, und zwar stets um die Zeit der Hartenberger Kirmes, jene mächtige Flamme gesehen haben, die sich durch eine etwas ins Blau-Violette schillernde Färbung von gewöhnlichem Feuerscheine unterschied. Da der Lichtschein unbeweglich an der Buche haftet, nicht aber, wie

der sogenannte „Große Leuchter", sich fortbewegt, liegt die Vermutung nahe, daß bei jener Buche ein Schatz vergraben liegt, der, wie die über ihm wehende Gespensterflamme bezeugt, nach oben drängt. Für das Vorhandensein eines solchen Schatzes spricht auch die Erscheinung der weißen Frau bei jener Buche, worüber in Petersdorf das Nachstehende erzählt wird.

Vor etwa zwölf Jahren kehrte in einer mondhellen Herbstnacht, nicht lange nach Mitternacht, in einem Gasthofe in Petersdorf ein gewisser H. aus Rochlitz ein, der als Pascher berüchtigt war. Er war, von Kiesewald herabsteigend, in der Geisterstunde an jener Buche vorübergekommen und hatte bei dieser eine weiße Gestalt stehen sehen, die er mit verwunderten Blicken musterte. Es war eine noch jugendliche Frau, deren blasses Antlitz von einer weißen, gestickten Haube bedeckt war, und deren mittelgroße Gestalt durch ein weißes Gewand und durch ein ebenfalls weißes, gesticktes Tuch verhüllt war. Statt Hallmanns ebenso neugierige, wie teilnehmende Frage, wo sie denn hinwolle, zu beantworten, stierte die weiße Frau mit glanzlosen Augen ins Weite. Die Erscheinung erfüllte Hallmann mit solchem Grausen, daß er blaß wie eine Kalkwand, von Fieberfrost geschüttelt, in dem Petersdorfer Gasthofe eintraf und sich von der ausgestandenen Angst nur schwer zu erholen vermochte.

Cogho, Volkssagen. 1903. S. 33.

2071. Der Schatz in Giersdorf.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Dicht hinter Seligers Fabrik befand sich in alten Zeiten eine Weberei, einem gewissen Scholz gehörend. In diese Weberei gingen zwei Zwillingsschwestern spulen, die an einem und demselben Tage und aus demselben Taufbecken getauft waren. Den Mädchen erschien ab und zu ein ganz weiß aussehender Geist und teilte ihnen mit, daß unter dem Treppenaufgange in der Weberei ein Schatz, so groß wie ein Zuckerhut, verborgen sei, den er für sie heben wolle. Der Geist bestimmte, als die Mädchen einwillig-

ten, Tag und Stunde der Hebung und stellte die Bedingung, daß die Mädchen sich dabei nicht bewegen und nicht sprechen sollten. Nun hatte sich aber zur festgesetzten Zeit auch der Weber Scholz zu den Mädchen gesellt und, weil er dem Geiste wohl nicht recht trauen mochte, auch den Ortsgeistlichen dazu eingeladen. Pünktlich erschien der Geist mit dem Schatze und wollte diesen auf einen Tisch legen. Da sprang Scholz von seinem Stuhle auf und rief: „Da kommt er ja!" Bei diesem Ausruf aber ist der Geist mitsamt dem Schatze wieder spurlos verschwunden. Später ist dieser Geist den Mädchen noch einmal erschienen und hat ihnen mitgeteilt, daß der Schatz nunmehr noch 50 Klaftern tiefer gesunken sei, als er früher gelegen habe. Man darf eben beim Schatzheben nicht sprechen.

Von Maiwald in Giersdorf.
Cogho, Volkssagen. 1903. S. 47.

2072. Vereitelte Schatzgräberei in Brückenberg.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

In Brückenberg, auf dem Grundstücke des jetzigen Hotels „Bad Brückenberg", hat früher ein Steinhaufen gestanden, unter dem nach alter Überlieferung ein Schatz vergraben sein soll. Des Abends konnte man häufig ein Licht auf dem Steinhaufen erblicken. Eines Tages aber zeigte sich dieses Licht um die Mittagsstunde. Der Besitzer des Grundstücks, der die Erzählung von dem vergrabenen Schatze sehr wohl kannte, machte sich sogleich daran, den Schatz zu heben. Als er aber mitten bei der Arbeit war, hörte er plötzlich eine Stimme, die rief: „Ach, komm doch zurück! Der Junge stirbt!" Da der Mann die Stimme seiner Frau zu erkennen glaubte, so lief er in ängstlicher Hast nach Hause. Aber hier fand er alles unverändert, und die Frau versicherte ihrem Manne, daß sie ihn nicht gerufen habe. Als der Mann darauf zu dem Steinhaufen zurückkehrte, war der Schatz tief in die Erde gesunken. Hätte der Mann, als er fortging, nur einen Schlüssel oder sonst einen Gegenstand, den er bei sich trug, auf den Schatz gelegt, so hätte er ihn auch nach seiner Rückkehr noch heben können.

Man erzählt, daß der Schatz in einer großen Lade untergebracht ist.

Von dem geborenen Brückenberger J. Br., der die Sage von seinen Eltern gehört hat.

A. Haas in Mitt. Hft 12. 1904. S. 93.

2073. Der Wagen mit der Kriegskasse zu Landeshut.

Kreis Landeshut.

Auf dem Platze, wo jetzt der neue Kirchhof in Landeshut angelegt worden ist, stand zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges eines Tages ein blau angestrichener Wagen, in dem sich ein Teil einer Kriegskasse befand. Der Kühjunge des Gutes, zu dem der genannte Platz, ein Ackerstück, gehörte, schlich sich an den Wagen, der ohne jegliche Bewachung dastand, heran, öffnete den Deckel des Wagens, und sah in diesem viel Geld. Der Junge klappte schnell den Deckel wieder zu, verschloß den Wagen, zog den Schlüssel aus dem Schlosse heraus und nahm diesen mit auf das Gut. Hier berichtete er das Geschehene. Aus Neugier gingen die übrigen Bewohner des Gutes sofort auf den bezeichneten Acker, um sich das Geld ebenfalls anzusehen. Aber als sie dorthin kamen, war der Wagen auf wunderbare Weise verschwunden. Der Besitzer des Gutes ließ wohl an der Stelle, wo der Wagen gestanden hatte, nachgraben, allein all sein Bemühen war vergeblich. Die infolge der Nachgrabung entstandene Vertiefung diente in der späteren Zeit als Brunnen.

Patschovsky, Sagen des Kreises Landeshut. 1893. S. 8.

2074. Der Schatz bei Hermsdorf-städtisch und der Ritt auf dem Ziegenbocke.

Kreis Landeshut.

Ein sehr reicher, aber auch ebenso geiziger Bauer aus Hermsdorf-städtisch ging zur mitternächtlichen Stunde mit einer großen Schwinge voll Geld auf sein am Waldsaume gelegenes Feld. Dort grub er in die Erde eine Vertiefung, legte die Schwinge mit dem Gelde hinein, scharrte die Grube zu und ebnete den Erdboden. Als

er damit fertig war, sprach er halblaut vor sich hin: „Wer auf einem ganz schwarzen Ziegenbocke dreimal über das vergrabene Geld reitet, dem soll es gehören.“ Alsdann ging der Bauer nach Hause. Diesen Vorgang hatte ein armer Jäger, der verborgen unter den Bäumen des Waldsaumes stand und der Dunkelheit wegen nicht bemerkt werden konnte, mit angesehen, auch hatte er die Worte, die der Bauer sprach, genau gehört. Nachdem der Bauer nach Hause gegangen war, schlich der Jäger unter dem Schutze des Waldesdunkels ungesehen davon.

Es waren einige Jahre vergangen, und der Jäger dachte nicht mehr an das, was er in jener Nacht gesehen und gehört. Als er aber mit seiner zahlreichen Familie wieder einmal recht sehr mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte, erinnerte er sich an den vergrabenen Schatz und beschloß, sich diesen zu holen. Vorerst mußte aber ein schwarzer Ziegenbock gesucht werden, und es dauerte lange, ehe er einen solchen fand. Nachdem der Jäger den Ziegenbock gekauft hatte, führte er ihn auf das Feld, auf dem der Schatz verborgen lag, und setzte sich auf das Tier, um dreimal über die bewußte Stelle zu reiten. Zweimal ging dieser sonderbare Ritt ganz gut vonstatten, obgleich der Bock mit seiner ungewohnten Last die ergötzlichsten Sprünge machte. Aber beim dritten Male gab es einen gewaltigen Knall, wobei es den Ziegenbock in drei Stücke zerriß und den Reitersmann ein weites Stück fortschleuderte. Als der erschrockene Jäger wieder zur Besinnung kam, stand er auf, grub das Geld heraus und ging vergnügt nach Hause. Jetzt war ihm und den Seinen geholfen. Er und sein Weib brauchten nicht mehr zu darben, und seine Kinder brauchten von jetzt an nicht mehr zu hungern.

Patschovsky, Sagen des Kreises Landeshut. 1893. S. 35.

2075. Die zwölf silbernen Apostelstatuen des Klosters Grüssau.

Kreis Landeshut.

Im Kloster Grüssau sollen in früheren Zeiten die Statuen der zwölf Apostel vorhanden gewesen sein, die ganz aus gediegenem

Silber gefertigt waren. Beim Ausbruch der schlesischen Kriege aber ließ der damalige Prälat, um den wertvollen Schatz vor den Plünderungen der Feinde zu sichern, diese silbernen Figuren vergraben. Alle diejenigen, welche es wußten, wo der Schatz verborgen lag, bewahrten dieses Geheimnis sehr gewissenhaft. Diese mögen aber auch gestorben sein, ohne den richtigen Versteck den andern verraten zu haben, denn die Figuren sind nie mehr aufgefunden worden.

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts stellte ein in Landeshut ansässiger Beamter mit behördlicher Genehmigung auf seine Kosten Nachforschungen nach diesen silbernen Statuen an, aber alle seine Bemühungen blieben erfolglos.

Bemerkt sei noch, daß sich dieselbe Sage auch an die Klöster von Heinrichau, Camenz u. a. knüpft.

Patschovsky, Sagen des Kreises L. 1903. S. 15f.

Von den zwölf Aposteln handelt auch eine Spremberger Sage.

Der unterirdische Gang in Spremberg mit den zwölf Aposteln.

Märkische Lausitz.

Nahe bei Spremberg, jenseits der Spree, befindet sich ein Hügel, auf dem ehemals eine sehr reich dotierte Kapelle stand, die dem heiligen Georg gewidmet war. Zu derselben Kapelle, sagt die Sage, führt von Spremberg aus ein unterirdischer Gang. Die Spremberger wollten einmal den Gang untersuchen und schenkten einem zum Tode verurteilten Verbrecher das Leben, daß er den Gang untersuche und zur Georgenkapelle wieder herauskäme. Der arme Sünder war damit sehr zufrieden und machte sich auf den Weg, kam aber niemals wieder zum Vorschein. Jedermann glaubte, er sei in dem Gange verunglückt oder von bösen Geistern zerrissen worden, daher auch keine Untersuchung weiter angestellt wurde.

Einige Jahre später kamen einmal ein Paar Spremberger nach Zittau. Wem begegnen sie dort? Dem zum Tode verurteilten armen Sünder. Sie erkennen ihn auf der Stelle, obgleich er ein wohlhabender und angesehener Bürgersmann geworden war. Unter der Hand hat er nun den Sprembergern vertraut, wie es ihm ergangen. Wie er eine Weile in dem Gange fortgeschritten, hat er Hundegebell über sich gehört, woraus er geschlossen, daß er sich unter der Scharfrichterei befinde. Gleich darauf erschien ihm ein

Geist mit einem brennenden Lichte und fragte ihn, wohin er wolle. Der arme Sünder antwortet: „Ich bin zum Tode verurteilt, wenn ich nicht auf diesem Wege zur Georgenkapelle komme.“ „Geh nur fort“, antwortet jener, „dein Glück ist gemacht.“ Hierauf kam er bald in ein Gewölbe, in welchem zwölf Apostel aus purem Golde standen, jeder einen Arm lang. Hier verweilte er, bis nach seiner Berechnung der Abend angebrochen war, kehrte dann um und nahm einen der Apostel mit. Ins Freie gelangt, ging er der Grenze Böhmens zu. Dort zerschlug er seinen goldenen Schatz, verwandelte ihn stückweise in klingende Münze und ließ sich schließlich als ehrsamer Bürger in Zittau nieder.

Die Öffnung ist wegen eines daraus hervordringenden mörderlichen Gestankes seit vielen Jahren vermauert. Die andern elf Apostel warten noch immer auf ihre Erlösung.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 238. Nach der handschriftl. Samml. von Schön. Nr. 59.
Grässe, Sagenbuch. 1871. S. 393.

2076. Der Schatz in einem Keller zu Grüssau.

Kreis Landeshut.

In einer Nacht kam ein kleiner Zwerg zu einer Frau in Grüssau und sagte kurz: „Komm mit!“ Als sie nicht folgte, verschwand er. Aber in der nächsten Nacht kam er wieder und sprach ebenso. Da wurde die Frau bedenklich und ging zum Pfarrer, dem sie den Vorfall erzählte. Der meinte, das könne eine arme Seele sein und sie solle ihm folgen. In der dritten Nacht erschien der Zwerg wieder, sagte wie früher „Komm mit!“ und nun folgte sie ihm. Da sie das Ereignis auch ihrem Manne mitgeteilt hatte, ging dieser der Frau und dem Zwerge leise nach. Der Zwerg führte sie in einen Keller und dort an einen Ort, wo viel Geld lag. Er hatte sie aber dringend davor gewarnt, sich umzusehen. Sie aber vergaß die Warnung, als sie das Geld sah, und drehte sich plötzlich um, ob ihr der Mann auch folge. Da vernahm sie ein Geräusch, und Zwerg und Geld waren verschwunden.

Nach der Erzählung des Sextaners Max Bergmann, handschr. mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln. 1896.

2077. Anweisung zum Schatzheben.

Kreis Striegau.

Die blauen Flammen sind Zeichen, daß an dem Orte, wo sie erscheinen, Schätze verborgen liegen. Wer diese heben will, muß diese Arbeit mit einem verrosteten Spaten, ohne Unterbrechung, ohne Gehilfen und ohne ein Wort zu sprechen, verrichten. Kommt zufällig jemand dazu, so muß er seine Arbeit, ohne aufzusehen und ohne zu sprechen, fortsetzen. Läßt er sich auf irgendeine Weise stören, so bleibt der Schatz in der Tiefe.

Handschriftlich von Dr. A. Eichner.

2078. Das Schatzgraben zu Groß-Rosen unter Donner und Blitz.

Kreis Striegau.

Ein Knecht in Groß-Rosen (bei Striegau) hatte von seiner Herrin den Auftrag erhalten, ihr ein Gartenbeet unter einem alten Birnbaum umzugraben. Da ihm in der Woche keine Zeit blieb, verschob er die Arbeit auf den Vormittag des nächsten Sonntags für die Zeit nach der Kirche. Pflichtgetreu kam er auch dem Wunsche der Gutsbesitzerin nach. Als es 12 Uhr schlug, war er mit seinem Gefälligkeitsdienste beinahe fertig, und so wollte er sich beeilen, noch vor dem Mittagbrot die Arbeit zu vollenden. Wie er wieder einen Spatenstich tut, hebt er mit der Erde ein altertümliches Geldstück aus, und gleichzeitig fällt ein heftiger Donnerschlag, wiewohl am ganzen Himmel auch nicht ein einziges Wölkchen zu sehen ist. Mit noch größerer Eile setzt er die Arbeit fort. Bei jedem Spatenstiche findet er ein Geldstück, und immer, wenn er ein Geldstück aufhebt, erdröhnt ein gewaltiger Donner. Da wird es dem Knechte klar, daß er dazu berufen ist, einen Schatz zu heben. Man ruft ihn zum Essen, er leistet keine Folge. Man ruft ihn wieder und frägt, ob er denn nicht bald kommen wolle. Er stellt sich, als höre er nichts. Trotz der krachenden Blitze und der dampfenden Klöße gräbt er unerschütterlich weiter. Nun kommt der Großknecht. Auch ihn würdigt der Schatzgräber weder eines Wortes noch eines Blickes. Schon sieht der Knecht den

größten Teil der Kiste bloßgelegt — da erhält der Unbotmäßige von seinem unmittelbaren Vorgesetzten eine mächtige Ohrfeige, das Grabscheit wird ihm im Ringkampfe entwunden, und der Schatz versinkt wieder in der Tiefe.

Handschriftliche Mitteilung von Dr. A. Eichner.

2079. Vom Steigen und Sinken der Schätze.

Kreis Schweidnitz?

Aus einem anonymen Büchlein vom Jahre 1715 teilt A. Bartsch folgende Stelle mit, aus dem 92. Stück (S. 110f.), das von dem Steigen und Sinken der Bergschätze handelt.

„Wer einen Schatz graben will, der solle notwendig wissen, wann der Schatz am höchsten stehet: Dann er steiget mit der Sonne auff und auch widerum ab, wenn die Sonne zuruck gehet. Ligt nun der Schatz im freyen Felde, so ist der Sache bald geholffen, durch creutzweise Untergrabung, daß man unter den Schatz komme, da man aber mit dem Stollwerck, um den Schatz zeitlich zu unterstützen, nicht saumselig seyn muß. Sonsten kan der Gräber unter dem Schatz unterdruckt werden. Wann hingegen man es so weit bringen kan, daß die Sonne creutzweise unter den Schatz scheinen kan, so ist er gewonnen, dieweil die Erd-Geister ihn nicht mehr verrucken können."

A. Bartsch nennt vermutungsweise als Quelle des Verfassers zu dieser Stelle den Pastor Caspar Thym (Thyme) in Hohen-Giersdorf bei Schweidnitz, einen berühmten Chymicus und der Medizin Praktikus, desgleichen Inspektor der Bergwerke in Ober- und Niederschlesien (Zedler, Universal-Lexikon 43, 2028).

A. Bartsch in Zeitschrift „Oberschlesien" I. 1902/03. S. 845f.

2080. Spuk und Schatzhebung an einer Kapelle bei Frankenstein.

Kreis Frankenstein.

Ein Vetter der Erzählerin ging eines Nachmittags aus Frankenstein nach Hause. Als er zu der Kapelle kam, die am Wege nach Heinersdorf jetzt an der Kirchhofsmauer steht, hatte er auf ein-

mal den Eindruck, als befinde er sich zwischen zwei Mauern in einer engen Gasse, die er nicht verlassen könne. Er geht geschwind vorwärts, sein Geschwindschritt geht in Lauf über; er merkt, daß es bergauf geht, sieht aber fortwährend die Mauern neben sich, ohne zu wissen, wo er sich befinde. Atemlos und erschöpft vom Laufe bleibt er endlich einen Augenblick stehen. Da hört er neben sich unter lautem Lachen jemanden stark in die Hände klatschen, wie etwa ein Schadenfroher es tun würde. Die Wand ist jetzt verschwunden, aber niemand zu sehen. Ein Licht schimmert von weitem. Der Vetter kommt endlich zu einem Hause, klopft, fragt wo er sei; die Antwort lautet: „Am Protzaner Dörrhause". „Vetter Guhlich, macht auf, ich bin's, euer Vetter X." „Um Gotteswillen, wo kommt ihr hierher, was sucht ihr denn hier?" Der Vetter erzählte sein Erlebnis von der Kapelle an und konnte versichern, daß es nicht der Geist der Flasche gewesen sei, der ihn so in der Irre herumgeführt hatte. Er äußerte später wiederholt: „Bei der Kapelle ist es nicht geheuer."

Bei dieser Kapelle lag ein Schatz vergraben, dicht vor ihrer Schwelle. Der ist einmal in der Nacht gehoben worden, und die Erzählerin hat noch die Vertiefung gesehen, wo er ausgegraben wurde. Das ist so zugegangen. Zu den Häusern, die links vom Wege nach Heinersdorf stehen, wenn man vom Kloster der Barmherzigen Brüder die Kirchhofsmauer entlang und bei oben erwähnter Kapelle vorübergeht, kam in einer stürmischen Nacht eine männliche Gestalt, klopfte an das Fenster eines der dortigen Ansiedler und bat mit fremdartig klingendem und gebrochenem Deutsch den Hauswirt, mit einem Grabscheit und einer Hacke herauszukommen, es werde sein Schade nicht sein. Den Angeredeten ließ aber sein Weib nicht gehen, und der Klopfer ging zum Nachbarhause, wo der aufgeweckte Hauswirt zu folgen bereit war und sein ängstliches Weib mit den Worten beruhigte: „Was kann da sein! Greift er mich an, so schlag ich ihm mit der Hacke den Schädel ein." Der Klopfer, ein großer Mann in einen Mantel gehüllt, führte seinen argwöhnischen Gehilfen sofort zu jener

Kapelle und hieß ihn graben. Nicht lange währte es, so stieß das Grabscheit auf eine eiserne Kiste, die herausgehoben und mit vieler Anstrengung durch die beiden Schatzgräber auf einen Wagen gehoben wurde, der in geringer Entfernung von dem Fundorte bereit stand. Der Helfershelfer erhielt von seinem nächtlichen Arbeitgeber einige Geldstücke, und dieser fuhr mit seinem Schatze davon. Er soll ein Franzose gewesen sein, der aus dem Tagebuche seines Vaters, eines französischen Offiziers, erfahren hatte, wo dieser seinerzeit eine französische Kriegskasse verborgen hatte.

Aus dem Munde einer 72jährigen Frankensteinerin. P. R. in Prov.-Bl. 1872. S. 308f.

2081. Schätze in und um Kirche und Kloster Heinrichau.

Kreis Münsterberg.

In der Heinrichauer Kirche, im Kloster und rings herum liegen noch viele Schätze. Einmal wurde ein Mann von den Mönchen mit verbundenen Augen abwärts geführt. Am Ende eines langen unterirdischen Ganges zeigten sie ihm einen großen Schatz, den sollte er vermauern. Dann banden sie ihm wieder die Augen zu und führten ihn zurück. Erst in der Kirche wurde ihm die Binde abgenommen, damit er nicht wissen sollte, wo sich die Kostbarkeiten befänden. Er schloß aber aus der Richtung und der Zeit, daß die Stelle sich unter der „heiligen Dreifaltigkeit" befinden müsse. Das ist ein Standbild im Klosterhofe, das auf mehreren Stufen eine Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit trägt. Schwarze Hunde, hieß es, bewachten die Schätze, und da sind die Mönche in Prozession ausgezogen, um die Hunde zu vertreiben.

Einmal waren zwei Arbeiter beauftragt worden, im Kloster eine Wand einzureißen, und dabei fanden sie einen großen Schatz. Sie verheimlichten aber den Fund und schwuren den Mönchen, die ihnen den Auftrag erteilt hatten, daß sie nichts gefunden hätten. Die Arbeiter hießen Lachmann und Seifert. Sie sind aber der Strafe Gottes nicht entgangen.

In der Richtung auf Alt-Heinrichau zu befinden sich Höhlen in der Erde. Es ist eine Art Erdwall, der eine Wiese umschließt. In diesem Erdwalle befinden sich die Höhlen oder Löcher. Dort kann man Schätze finden. Wer aus Zufall oder Unvorsichtigkeit hineinfällt, der kann wohl einmal mit einer reichen Gabe emporsteigen. Wer aber aus Vorwitz hinabsteigt, der kommt nicht mehr herauf. Auf der Wiese wurden früher die königlichen Fohlen gehalten. Die beiden Fohlenwächter kannten das Geheimnis dieser Höhlen nicht, bis der eine aus Versehen in eine Höhle hinabstürzte, als er ein Fohlen einfangen wollte. Als er wieder heraufkam, brachte er eine Handvoll Geld mit. Da wurde die Begehrlichkeit des andern erregt, und er stieg vorwitzig hinab, um sich ebenfalls zu bereichern. Er ist aber nicht mehr zum Vorschein gekommen.

K. Mündlich von einer geborenen Heinrichauerin. 1902.

2082. Die sieben Marktkasten voll Geld im Eichauer Grunde.

Kreis Münsterberg.

Bei Münsterberg liegt zwischen Berghof und Eichau ein Grund. Dort sollen sieben Marktkasten voll Geld vergraben sein. Die kann man heben, wenn man in der Nacht dort nachgräbt, ohne zu sprechen. Mancher hat es schon versucht, aber immer ist etwas dazwischen gekommen, was die Schatzgräber zum Sprechen gebracht hat.

K. Mündlich von einer geborenen Münsterbergerin. 1901.

2083. Der Geldfund im Felde bei Bernsdorf.

Kreis Münsterberg.

Der alte Herr B. in Bernsdorf war ein vertrocknetes Männel, aber sehr geschäftig. Einmal haben sie bei ihm auf dem Felde einen Kessel mit Geld gefunden, und den hat er mit sechs schwarzen Pferden hereinfahren lassen. Die Pferde hat man dann aber zu nichts mehr brauchen können. Seitdem war der B. ein reicher Mann. So hat der alte Nixdorf, der Wächter, erzählt.

K. Mündlich aus Bernsdorf, Kreis Münsterberg. 1902.

2084. Schätze beim Baumkreuz zwischen Patschkau und Alt-Patschkau.

Kreis Neisse.

An dem Wege von Patschkau nach Alt-Patschkau steht ein Kreuz zwischen alten Linden, das heißt allgemein „das Baumkreuz". Dort hat man öfter in der Nacht ein Licht gesehen. Man hat's wohl für ein Irrlicht gehalten.[1]) Mutter Heimann aber meint, es komme von einem Schatze, der in der Erde brihe (brenne). Schätze habe man dort in Kriegszeiten vergraben. Denn Patschkau sei einmal mit Alt-Patschkau verbunden gewesen, der ganze jetzt von Feldern eingenommene Zwischenraum sei bebaut gewesen. Aber in den Kriegen von 1813 und da herum sei alles von den Feinden „niedergemacht" worden. Damals mögen die Leute viel Geld vergraben haben. Geld sei ja auch schon gefunden worden. Ein „Hütejunge" hat eine Zinnkanne entdeckt, die eins seiner Schweine ausgewühlt hat, als er sie hier hütete. Von dem Gelde, das diese Kanne enthielt, ist die Kirche gebaut worden von der „Staffel" (Presbyterium) an. Und der Schuhmacher Schubert hat sich zwei Häuser gekauft. Woher hätte er denn das Geld, wenn er es nicht hier gefunden hätte?

K. Mündlich von Mutter Heimann aus Patschkau. 1902.

2085. Der vermauerte Schatz und Schlüssel in der Pfarrkirche zu Neisse.

Stadt Neisse.

In der Pfarrkirche zum heil. Jakobus zu Neisse ist ein großer Schatz vermauert. Als nämlich der Bischof Jaroslaus vor 500 Jahren in Neisse eine große Kirche erbauen wollte, ließ er in ganz Schlesien zu diesem Baue Geld sammeln und erhielt bald so ungeheuere Summen,

1) Andere behaupten, dort den Feuermann gesehen zu haben. Die Auffindung einer zinnernen Kanne voll Geld durch einen Hirten im Jahre 1491 ist eine Tatsache, auch daß von dem Gelde ein Teil der jetzigen Pfarrkirche gebaut worden ist. Schneider, Geschichte der Stadt Patschkau. 1843. S. 560. Die Jahreszahl 1491 statt 1421, wie Schneider angibt, beruht auf Ferdinand Brosigs Feststellung.

daß, als die Kirche fertig dastand, gerade noch so viel Geld übrig geblieben war, als der ganze Bau ohne Turm bis dahin gekostet hatte. Da beschloß denn der Bischof, das Geld in der Kirche vermauern zu lassen, und zwar zu dem Zwecke, daß, wenn in Jahrhunderten die Kirche einmal baufällig werden und einstürzen sollte, die dann lebende Gemeinde mit diesem vermauerten Schatze die Kirche ebenso groß und schön wieder aufbauen könne, als sie zuvor gewesen sei.

Zu jenem Bischof Jaroslaus kam damals ein Zauberer und bot ihm einen Kasten an, um das Geld hineinzulegen; den Schlüssel dazu aber zeigte der Wundermann niemandem, weil er selbst ihn — einmauern wollte. Der Schlüssel soll nämlich durch die Kunst des Zauberers so eingerichtet sein, daß er an der Stelle in der Kirche, wo der Schatz verborgen liegt, wieder aus der Mauer herauswächst und gerade zu der Zeit herausfallen soll, wenn die Kirche bis zum Einfallen baufällig sein wird. Da nun niemand weiß, wie lang der Schlüssel ist, wie tief er in der Mauer steckt und wieviel er wohl seit seiner Einmauerung gewachsen sein mag, so kann auch niemand wissen, wie lange das noch dauern wird, bis der Schatz gehoben werden kann. Damit dies aber nicht vor der Zeit geschehe, so wird jeder, der es wagt, den Schlüssel vorzeitig und gewaltsam herauszunehmen, sofort eines elenden Todes sterben. So hat der Zauberer es verkündet.

Wenn man durch das Hauptportal in die Pfarrkirche eintritt, sich dann rechts hält und am Seiteneingange vorbeigeht, so kommt man zu einer Kapelle, in der rechts in der Ecke an der Hinterwand ein großes Denkmal sich befindet, auf dem ein Bischof liegend, den Kopf auf die Hand gestützt, dargestellt ist. Links über dem Grabmal ist ein Fenster, da guckt auf dem Fenstersims der Griff eines großen eisernen Schlüssels[1]) hervor. Das ist er.

Fritz Herring in Prov.-Bl. 1866. S. 242 f.

Einschluß in der Geschichte „Das Haus zu den sieben Galgen", welche die bekannte Neisser Erzählung von der Räuberbande im Gasthause zum goldenen Schlüssel darstellt.

1) Ein deutlich sichtbarer Haken, der wahrscheinlich zum Halten eines Fenstervorhanges gedient hat. Die Sage von dem vergrabenen Schatz, der

2086. Der Glaube an verborgene Schätze in Schlesien, besonders in Kreuzendorf.

Kreis Leobschütz.

Was man gern besitzt und besitzen möchte, das glaubt man auch gern. So ist es mit dem Glauben an verborgene Schätze. So mancher Schlesier — und war er auch schon auf dem besten Wege der Grube zu — gab die Hoffnung, den süßen Glauben nicht auf, daß es ihm hier doch noch vielleicht einmal besser gehen könne, daß er doch noch einmal zum glücklichen Schatzgräber werden könne. Dieser Wahn ließ ihm sein herbes Los wieder rosiger erscheinen, er vergaß darüber Sorge und Kummer und Arbeit und Mühe. Heute ist dieser Glaube schwächer geworden, aber durchaus nicht erstorben.

Die Schätze waren nach dem Volksglauben durch irgendeine geistige Macht da- und dorthin verbannt. Daß sie von Vorfahren zu Kriegszeiten vergraben worden sein könnten, diese Annahme war ausgeschlossen.[1]) Am öftersten dachte man sich darunter gemünztes Geld der Gegenwart — dann wohl auch lautere Klumpen roten Goldes. Ein verborgener Schatz verriet sich dadurch, daß nachts in der Geisterstunde blaue Flämmchen über die Stelle hin und her huschten, oder plötzlich eine große Feuerflamme aufsprang. Schweigsam vor allem mußte man sofort nachgraben und durfte sich durch kein Schreckbild von Erscheinungen, die der Böse vorüberziehen ließ, abwehren lassen. Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich, daß der Vorbesitzer meines jetzt in Trümmern liegenden Vaterhauses erklärte: Im Keller des dazugehörigen „Lehmses" (Gewölbe, Schüttboden) liege ein großer Schatz begraben, wie ihm sein Vater oft versichert habe. Leider ist dieser Keller vor einigen Monden bei Umänderung des „Lehmses" in eine Wohnung zugeschüttet worden, ohne daß jemand dem Schatze nachgegraben hätte. Nach einer alten Tradition soll mein Vater-

in einer der Kapellen der Pfarrkirche liege, ist noch heute sehr verbreitet unter dem Neisser Volke.

1) Anderwärts wird das angenommen, ja sogar vergrabene Kriegskassen ruhen in der Erde.

haus (es war uralt) im Dreißigjährigen Kriege längere Zeit Wachtlokal der Schweden gewesen sein. Möglich also, daß der Schatz aus jener Zeit herrührte. Wir wissen ja, daß die schwedischen Kriegsknechte viele Schätze (Monstranzen, Kelche, goldene Kreuze) vergruben, manche dann bis auf unsere Zeiten liegen blieben, da der betreffende Soldat in der Schlacht fiel oder durch andere Schickungen abgehalten wurde, seine Beute dem Versteck zu entreißen.

Das Haus, in dem ich geboren bin und das ursprünglich meinem Vater gehörte, liegt ganz unten im Dorfe; erst, als ich schon 6 Jahre zählte, kaufte mein Vater die jetzige Besitzung im Oberdorfe. Dort, in der Nähe jenes ersten Vaterhauses waren verborgene Schätze in der Erde; denn mein Vater erzählte so: Das Nachbarhaus von uns (jetzt Restauration) gehörte meiner Mutter Vater. Eines Nachts, als der Großvater gerade noch etwas im Hofe zu tun hatte, springt auf einmal hinten am Hause ein Feuerlein auf, brennt eine Weile und ist verschwunden. Wochen vergingen — da, eines Abends ist es wieder da, diesmal aber viel größer, so daß der Großvater glaubt, sein Haus brenne. Nun verging ein halbes Jahr, ohne daß etwas von ihm zu sehen war. Doch es kam wieder, und diesmal sprang es mitten im Hofe unter dem großen Kaulbirnbaume auf. Unterdes war dem Großvater gesagt worden, er solle, wenn das Feuer wieder aufspringe, schnell etwas hineinwerfen, einen Löffel, ein Messer u. ä., dann werde etwas oben bleiben, wenn das Feuer wieder verloschen sei. Als der Großvater das Feuer unter dem Birnbaume sah, warf er seinen Feuerstahl hinein — am andern Morgen lag eine fremdländische Goldmünze dort, die niemand kannte. Den folgenden Abend fing der Großvater mit einem gewissen Schäfer Heinrich an zu graben. Es dauerte nicht lange, da spricht auf einmal jemand: „Du, du, was machst du denn da?“ Die beiden sahen sich jedoch nicht um. Da kommt ein ganz altes Weib und schreit in einem fort: „Du, du, dei Weib! dei Weib!“ — Diese Worte waren in solch durchdringendem, kreischendem Tone gesprochen, daß sich der Großvater vor Entsetzen umsah. Das Weib war ver-

schwunden, und nichts fand man als ein weißes Porzellankrügel, das mit Schmutz ausgefüllt war; aus dem Krügel habe ich selbst noch getrunken. Später sprang das Feuer noch oftmals bei unserem eigenen Hause hinten an der Scheuer auf; es wollte aber niemand mehr nachgraben, denn alle hatten Furcht und Entsetzen.

Aus Kreuzendorf.

Philo, Schlesien. 1884. S. 47—49.

2087. Der Teufel hindert als Briefträger die Hebung des Schatzes.

Kreis Leobschütz.

Ein Bauer ging an seiner Wiese entlang, da sah er über der Wiese drüben in einer Weide Geld „brennen". Nun hatte er aber nichts bei sich, um es in das Feuerchen zu werfen, er läuft also nach Hause, um ein Messer zu holen (denn wenn man etwas Eisernes hineinwirft in die Flamme, so ist der Schatz gebannt und kann nicht mehr versinken). Gerade als er in den Hof tritt, kommt ihm ein Briefträger entgegen und gibt ihm einen Brief. Er nimmt den Brief, reißt ihn auf, es ist nichts darin, der Briefträger aber ist verschwunden. Da war es der Teufel gewesen, der ihn unter der Maske des Briefträgers so lange aufgehalten hatte, daß er nun mit dem Messer nicht mehr zurecht kommen konnte. Zwar eilte er, soviel er konnte, aber das Feuer war erloschen.

K. Mündlich von Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher. 1905. Auch Mitt. Heft 16. 1906. S. 94.

2088. Brennendes Geld auf der Wiese bei Katscher.

Kreis Leobschütz.

Eine Magd, mit der die Erzählerin zusammen diente, sollte einmal grasen gehen[1]) an der Wiesenmühle bei Katscher. Nun geht sie über die Wiese den „Mittelweg" und kommt an ein Wickenfeld, das lag in Schwaden. Und wie sie so über die Wickenschwaden dahinsieht, brennt halt in ihnen eine helle Flamme —

1) Die Erzählerin sagt, sie sollte „ins Kraut" und sie sollte „ins Kräutig" gehen.

das war brennendes Geld. Nun hatte sie gerade nichts bei sich, was sie hineinwerfen konnte, damit die Flamme nicht verschwinde. Sie kniet also rasch entschlossen vor dem Feuer nieder und streift mit der hohlen Hand durchs Feuer in die Schürze. Aber sie hatte zu große Angst, um noch einmal zu „raffen". Denn wenn das Feuer dabei verlosch, so war sie verloren, sie wäre dann „verwünscht" gewesen. Sie rennt also mit dem, was sie in die Schürze gestreift hat, nach Hause und zeigt es dem „Herrn" (dem Bauer). Der hat es gezählt — da waren es doch 10 Taler gewesen, und es hat ihr leid getan, daß sie's nicht doch gewagt und noch „einen Strich getan" hat. Aber es war „ungerades Geld" (die Zahl der Geldstücke war eine ungerade), und so fürchtete sie, es möchte „wieder fortgehen" (verschwinden). Daher wollte sie es nur schnell unter die Leute bringen. Sie ging also nach einem „Gewölbe", kaufte sich dort allerlei Sachen, die sie brauchte, und stattete sich so aufs neue aus. Nun aber war sie doch neugierig, ob sie wohl das Feuer noch einmal sehen würde. Als sie aber am andern Tage wieder über die Wiese ging, konnte sie nichts mehr von dem Feuer sehen.

K. Mündlich von Frau Schuhmacher Cl. aus Langenau bei Katscher. 1905.

2089. Der Schatz im See.

Ehemal. Fürstentum Crossen.[1]) Rbz. Frankfurt a. O.

In der Nähe von Crossen ist ein See. Davon geht die Sage, daß darein ein Geist gebannt sei. Wenn aber der See ganz ausgetrocknet sein wird, dann soll das erste Mädchen, das Gras darin schneidet, den Geist erlösen und einen großen Schatz finden. Die Zeit aber ist nahe; denn der See ist bald ganz ausgetrocknet.

H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 144.

2090. Der Geist zu Märzwiese.

Ehemal. Fürstentum Crossen.[1]) Rbz. Frankfurt a. O.

Nach Märzwiese bei Crossen ist vor 200 Jahren in der Nacht ein feuriger Geist zu einem Manne, namens Hartmann, ge-

1) Einst zu Schlesien gehörig.

kommen und hat ihn folgen heißen, er wolle ihm einen großen Schatz zeigen. Der hat sich aber gefürchtet und nicht gewollt. Da hat der Geist sich kläglich gebärdet und gesagt, daß er früher alle 100 Jahre habe seine Erlösung suchen dürfen, später aber nur alle 200 Jahre. Nun dürfe er erst wiederkommen, wenn eine Brücke über den Bober gehe und die Sümpfe umher ausgetrocknet seien. Dies ist nun geschehen, und muß der Geist nunmehr erscheinen, da seine Zeit bald wieder um ist.

H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 144.

2091. Schatzgräberei zu Kaltwasser.

Kreis Lüben.

In Kaltwasser im Lübener Kreise stand früher an Stelle des jetzigen Emmighauses ein altes Häusel. Der Mann, der dort wohnte, vermutete, daß in seinem Garten ein Schatz vergraben liege, und verabredete sich einmal mit einem andern, sie wollten gemeinschaftlich dort auf Geld graben. Mit aller Vorsicht führten sie ihren Vorsatz aus, und richtig! sie fanden Metallstücke, was wohl altes Geld sein mochte, aber sie kannten es nicht. Als sie mit ihrem Funde fortgehen wollten, sahen sie ein Graumänndel, und der eine erschrickt und läßt das Geld fallen. Der andere aber hat's noch geschwinde aufgehoben und mit in die Stube genommen, aber da war es zu Blei geworden und nur noch gut, Segergewichte daraus zu gießen.

K. Mündlich von Frau Schneider aus Kaltwasser. 1896.

2092. Brennender Schatz zu Schebitz.

Kreis Trebnitz (nahe der Breslauer Kreisgrenze).

Im Garten des alten B. in Schebitz hat es öfters blau gebrannt. Dort sollte Geld vergraben sein. Aber niemand wollte nachsehen.

Stäsche in Mitt. Heft 13. 1905. S. 101.

2093. Mittel, versunkene Schätze zu heben.

Polnisch-Oberschlesien.

Versunkene Schätze kann man heben, während die Passion am Palmsonntage oder Karfreitage in der Kirche gesungen wird, oder auch während des Evangeliums am ersten Osterfeiertage. Ist jemand so glücklich und sieht einen Schatz brennen, was auch zuweilen am lichten Tage geschieht, so muß er, ohne was zu sprechen oder zu fluchen, etwas dahin werfen, z. B. ein Taschenmesser, um sich so die Stelle zu bezeichnen. Dann kann er ein Grabscheit holen, darf aber mit niemandem reden, und so findet er den Schatz.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 24.

In der Erde leben in Gestalt von Zwergen, Bären und schwarzen Hunden Geister als Hüter verborgener Schätze.

Lompa in Prov.-Bl. 1862. S. 395.

2094. Das brennende Geld hinter der Scheune zu Zlönitz.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

Im Jahre 1797 brannte in Slinic (Zlönitz, Kreis Oppeln) jede Nacht hinter einer Scheune Geld. Die Leute erzählten, dort sei vor der Kriegszeit Geld versteckt worden. Einmal ging der Besitzer der Scheune an die Stelle, wo das Geld brannte, und wollte sich ein paar Goldstücke nehmen. Eben wollte er in das Geld hineinlangen, da erschien ihm eine Gestalt. Er erschrak und wandte sich eilends zur Flucht, aber bevor er das Haus erreichen konnte, hatte die Gestalt ihn eingeholt und tot geschlagen. Am andern Morgen fanden ihn die Bauern und ihre Weiber tot vor seinem Hause liegen und konnten sich gar nicht erklären, was mit ihm geschehen sei, nur einer, der von seinem Fenster aus den Vorgang gesehen hatte, erzählte den Staunenden, wie es zugegangen war.

Nach der Erzählung des Sextaners Vincent Lyssy, handschr. mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln.

2095. Die Schatzgewinnung zu Derschau.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

Eines Tages ging ein armer Mann etwas betrunken von Chronstau nach Derschau. Unterwegs erblickte er ein Irrlicht, das ihn bis nach Hause begleitete. Als er sich zu Hause zu Bett legen wollte, sah er das Irrlicht am Fenster. Er nahm einen Strick und ging hinaus. Draußen erblickte er eine weiße Gestalt. Diese sagte zu ihm: „Du kannst reich werden.“ Der Mann aber fing sofort an auf die Gestalt zu schimpfen. Da aber erhielt er plötzlich so feste Ohrfeigen, daß er schnell in sein Haus lief und es verriegelte.

Am nächsten Tage ging er zum Pfarrer und erzählte ihm sein Erlebnis. Der Pfarrer riet ihm, in der Nacht nicht zu schlafen und zu warten, was geschehen würde. In der Nacht sah jener nun dieselbe Gestalt. Er ging wieder hinaus und fragte die Gestalt, was sie wolle. Da antwortete sie: „Erlöse mich! Ich kann nicht ruhen, da ich gestohlene Schätze in der Erde verborgen habe.“ Nach diesen Worten verschwand die Gestalt. Da sah der Mann am Rande des Waldes ein Feuer. Er dachte sich gleich, daß dies die verborgenen Schätze seien. Er ging hin, konnte aber dort nichts machen.

Am nächsten Tage ging er an die Stelle, wo das Feuer gewesen war, nahm aber geweihte Kreide und Weihwasser mit. Als er dort angekommen war, bohrte er ein Loch in ein Stück Kreide, goß Weihwasser hinein und band die Kreide mit einem Bindfaden an den Baum, unter dem er das Feuer gesehen hatte. Als es nun Abend geworden war, ging er mit seinem Jagdgewehre wieder hinaus und sah das Geld schon brennen. Da schoß er mit dem Gewehre den Bindfaden durch, so daß die geweihte Kreide in das Feuer fiel. Das Feuer erlosch sogleich, und der Mann konnte einen großen Haufen Gold, das unter dem Feuer gelegen hatte, nach Hause schaffen. Am nächsten Abende erschien ihm wieder die Gestalt und sagte zu ihm: „Behalte das Geld als Lohn dafür, daß du mich erlöst hast.“

Von Dr. Wilpert, nach einer Mitteil. des Quartaners Ernst Born in Oppeln. 1896.

2096. Ein Schatz wird bei Derschau dem Teufel abgerungen.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Oppeln.

Eines Tages ging ein Förster mit einem Manne von Oppeln nach Derschau. Da sahen sie ungefähr eine halbe Meile von Derschau ein Feuer auf dem Felde, und den Teufel sahen sie, wie er eben einem Manne über dem Feuer den Kopf abschlug. Nachdem der Mann vom Teufel geköpft war, kam ein schwarzer Hund auf die beiden Beobachter zugelaufen. Diese dachten, der Hund wäre der Teufel und gaben Fersengeld. Als sie eine Viertelstunde gerannt waren, blieben sie stehen und sahen sich um. Da erschien ihnen das Feuer an dem Orte, an dem sie zuvor gestanden hatten. Neugierig gingen sie einige Schritte näher, da bemerkten sie, daß ein schwarzer Ofen auf dem Feuer stand, und auf dem Ofen lag der schwarze Hund. Nun wußten sie, daß dort Geld brennen müsse. Gern hätten sie es gehabt, aber wie sollten sie es anfangen? Unschlüssig gingen sie nach Hause.

Am nächsten Abend gingen sie wieder an dieselbe Stelle, nahmen aber den Hund des Försters mit, sowie Weihwasser, geweihte Kreide und geweihte Palmen. Plötzlich sahen sie den schwarzen Hund auf dem Ofen. Der Förster zog schnell einen Kreis mit der geweihten Kreide, und beide Männer stellten sich hinein. Da der Hund ihnen so nichts anhaben konnte, fing er an zu bellen, der Försterhund aber sprang wütend auf ihn zu, um ihn zu fassen. Da war es um ihn geschehen, denn der schwarze Hund biß ihm den Kopf ab. Dann verschwand dieser, aber sogleich sprang aus dem Ofen ein Stier heraus, der trug auf dem einen Horne den Kopf des Mannes, den der Teufel geköpft hatte, auf dem andern den Kopf des Försterhundes. Der Stier wollte auf die beiden Männer springen, konnte aber nicht über den Kreidekreis. Deshalb sprang er wieder in den Ofen hinein. Darauf sprang der Hund des Försters aus dem Ofen, aber ohne Kopf, statt des Kopfes hatte er eine Schüssel. Der Förster nahm nun das Gefäß mit dem Weihwasser und wollte es ins Feuer werfen, aber das Gefäß fiel in die Schüssel, die der Hund anstatt des

Kopfes trug. Wie toll sprang nun der Hund umher und lief endlich in das Feuer. Dabei fielen einige Tropfen des Weihwassers in das Feuer, und auf einmal verschwand der Ofen. Auch das Feuer erlosch, und an seiner Stelle sahen die beiden Männer einen großen Haufen Geld. Auf dem Geldhaufen aber saß der Hund des Försters unversehrt. Erfreut schafften sie das Geld nach Hause und waren seitdem sehr reich.

Nach der Erzählung des Quartaners Emil Born, handschriftl. mitgeteilt von Dr. Wilpert in Oppeln. 1896.

2097. Mutter und Kind beim Schatzsuchen auf dem Felde.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Beuthen.

In Oberschlesien besteht der Glaube, daß nach dem Tode des Besitzers unrechtmäßig zurückgehaltenes Geld in der Passionszeit, aber nur während der Andacht, an der Stelle, wo es vergraben worden ist, hell aufbrennt. Dann muß man ohne Zagen in das Feuer hineingreifen, und man gewinnt den Schatz, ohne sich zu verbrennen.

Einst ging in der Passionszeit eine arme Frau mit ihrem zweijährigen Töchterchen auf ein verrufenes Feld, wo das seltsame Feuer beobachtet worden war, um sich Geld zu holen. Sieh, in der Tat sah sie an mehr als einer Stelle lohende Haufen Geldes. Neben das größte Feuer setzte sie ihr Kind, gleichsam als Wache, während sie zu den nächsten Haufen eilte. Aber o wehe, als sie zurückkehrte, war Feuer, Geld und Kind verschwunden; denn die Andacht war vorbei. Die Subella hatte das Kind geraubt. Jammernd wartete die Frau die Passionszeit des nächsten Jahres ab, und welch Wunder! das Kind saß wieder neben dem großen Feuer, um das es wie ein Sturmwind heulte. Aber für immer war das Kind gekennzeichnet, sein Leben lang trug es im ganzen Gesicht ein blaues Mal.

Nach der Erzählung des Schülers P. Derlich, handschriftl. mitgeteilt von A. Bartsch in Beuthen O/S. 1901.

2098. Die Maus als Schatzspenderin.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel.

Ein armer Krämer ging durch den Czienskowitzer Wald. Müde von der Reise, setzte er sich nieder und verzehrte sein Stück Brot. Einer Maus, die in seiner Nähe sich zeigte, gab er ebenfalls davon, gemeinsam verzehrten sie das Brot. Dann ging er zu einer nahen Quelle, um seinen Durst zu stillen. Als er auf seinen Platz zurückkehrte, sah er ein Goldstück vor sich blinken, das die Maus herbeigeschleppt hatte. Der Krämer erweiterte das Mäuseloch und fand in der Kammer der Maus einen großen Haufen Goldstücke. Den nahm er, und als er nach Hause kam, verteilte er die Hälfte an die Armen, von der andern ließ er eine Kirche bauen und behielt immer noch genug zu seinem Leben übrig.

Mündlich aus Dollendzin, Kreis Cosel.
A. Bartsch in Mitt. Heft 8. 1901. S. 51 f.

2099. Der brennende Geldschatz bei Czissowa.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Cosel.

Zamczysko, d. h. verfallenes Schloß, heißt ein Feld beim Dorfe Czissowa. Der Name deutet darauf hin, daß dort einst ein Schloß gestanden hat, man findet noch bemalte Scherben an diesem Orte. Hier soll ein Geldschatz brennen, den man heben kann, wenn man in das Flämmchen, das sich zu bestimmter Zeit zeigt, ein Paar alte Stiefeln hineinwirft. Ein Mann hatte das getan, ist dann aber mit Kasten und Spaten zu spät gekommen.

Schriftl. Mitt. von Seminarist Joh. Stogniew aus Czissowa 1910 (durch H. von Woikowsky-Biedau).

Von einem brennenden Geldschatz, der sich durch ein Flämmchen anzeigt, wird auch aus Kandrzin berichtet. Nur muß man hier statt der alten Stiefeln einen Rosenkranz hineinwerfen, um den Schatz zu heben.

Seminarist Joseph Kubina aus Kandrzin.

2100. Eine Schatzerwerbung, verbunden mit der Erlösung einer Seele im Dobrauer Forste.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Neustadt.

Eine grauenvolle, aber wahre Geschichte erzählt die hiesige Witwe Leonore Spallek:

„Mein Großvater, Franz Majer aus Schiegau bei Klein-Strehlitz, war einst zur Holzauktion in Krappitz. Da er sich etwas angeheitert hatte und es bereits spät war, sein Heimweg ihn aber durch den Wald führte, verirrte er sich im „Dobrauer Forste", und zwar in dem einen Teile, den man mit „Hamburský" bezeichnet. Wie er so umherirrt in dem von den noch immer gießenden Regenströmen aufgeweichten Waldboden, vernimmt er plötzlich ein Geräusch neben sich. Er wendet sich um, sieht aber nichts als einen Schatten vorbeihuschen. Erschrocken spricht er dreimal: „Alle guten Geister loben den Herrn!" Nachdem er dies das drittemal gesprochen hatte, erscholl ein Gebrüll, daß er hinfiel. Da sprach die Seele (denn eine solche war der Schatten) freundlich zu meinem Großvater: „Guter Mensch, 300 Jahre büß' ich hier schon und warte auf einen Menschen, der zu mir sprechen würde. Du bist der erste, du bist mutig, willst du mir das erfüllen, um was ich dich bitten werde?"

Mein Großvater gab zu. Und der Geist sprach weiter: „So komm mit mir! Ich will dir einen großen brennenden Haufen Geld zeigen. Das Geld mußt du alsbald zudecken, sonst sind wir beide verloren." — Mein Großvater hatte Angst; doch die Seele beruhigte ihn und sprach immer wieder, wenn er zögerte zu folgen: „Komm mit, komm mit!" Sie kamen bald zu dem Feuer. Noch einmal unterrichtete ihn die Seele, daß er sich nicht nach der linken Seite umsehen solle, da dort alle höllischen Geister wären. So kam er ans Feuer. Voll Ermattung und Schrecken fiel er auf die Knie und rief: „Mieni się mieniza, na koszcioł połowiza!" (d. h. Andert sich die Anderung, dann die Hälfte auf die Kirche!) Doch aus der Tiefe hinter dem Feuer rief der böse Geist: „Auf die Polnisch-Rasselwitzer!" Und wiederum brüllte der böse Geist: „Und sie beten dort nicht für die armen Seelen im Fegfeuer!"

Da kniete die Seele, die bereits sah, daß er der Angst zu unterliegen drohte, neben ihn und flüsterte ihm zu: „Keine Angst! Keine Angst! Immer bete, bete! denn es fällt dir darob kein Haar vom Kopfe.“ Und noch einmal sagte sie zu ihm: „Deck das Feuer zu, sonst sind wir beide unglücklich!“ Da warf mein Großvater einen Handschuh in das Feuer. Im selben Augenblicke entstand ein Sturm, wie er nur einem großen Gewitter voranzugehen pflegt. Das Feuer erlosch, und als sich mein Großvater umwandte, sah er eine Menge Teufel, die in die Hände klatschten und laut auflachten. Und abermal sprach ihm die Seele Mut zu. Es war $12^1/_2$ Uhr nachts. Da legte sich plötzlich der Sturm; alles verschwand und der Großvater war mit der Seele allein im Walde. Sie führte ihn auf den richtigen Weg hinaus und bat ihn, daselbst bis früh zu verharren. „Das Geld gehört alles dir, und nicht drei Geschlechter werden es verbrauchen.“ Dann dankte sie ihm herzlich für die Erlösung und verschwand. Doch mein Großvater wartete nicht die Frühstunde ab, sondern ging anstatt nach Hause, nach Klein-Strehlitz in das erste Gasthaus des früheren Besitzers Harenda. Es war 2 Uhr, als er hier ankam. Neben einigen Stammgästen befand sich hier noch ein berüchtigter Klein-Strehlitzer Holzhändler, namens Gonsior. In der Aufregung erzählte mein Großvater das eben Erlebte. Gonsior, der ihm das Glück mißgönnte, verschwand plötzlich, rüstete seinen schon bereit stehenden Wagen aus und fuhr an die vom Großvater bezeichnete Stelle und brachte den ungeheuren Schatz heim. Mein Großvater, der nächsten Tag dorthin fuhr, fand nichts als einen leeren, verbrannten Mörser und ein großes Loch daneben.“

Von Seminarist Paul Spallek aus Klein-Strehlitz, Kreis Neustadt. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

2101. Die drei schatzhütenden Zwerge zu Klein-Strehlitz.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Neustadt.

Dem Untengenannten erzählte seine Mutter folgende Geschichte, die aber schon vor vielen Jahren in dem Hause am Mühlgraben zu Klein-Strehlitz geschehen ist:

„Drei mir nicht bekannte Männer wollten durch Beten Geld gewinnen. Beharrlich beteten sie also schon eine geraume Zeit. Ihr Gebet wurde auch erhört. Eines Nachts kamen drei Zwerge mit einer Truhe voll Gold in den Keller herein, in welchem die drei beteten. Sie stellten die Truhe hin, zogen ihre Messer hervor und schärften sie vor den Augen der drei zitternden Beter. Da wies plötzlich der erste der Zwerge mit dem Messer auf den Vorbeter, der ein rotes Wams anhatte, hin und sprach also: „Zuerst nehmen wir den mit der roten Jacke und dann die anderen!“ Als die drei Beter dies hörten, stockten sie einen Augenblick im Beten. Und alsogleich waren Zwerge samt Gold und Truhe verschwunden und kehrten nicht mehr wieder.

Von Seminarist Paul Spallek aus Klein-Strehlitz, Kreis Neustadt. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau).

2102. Das Geldwittern und das Bannen der Schätze.

Österreichisch-Schlesien.

Man glaubt in Österreichisch-Schlesien allgemein, daß das Geld, welches man eingräbt, nicht an derselben Stelle bleibt, sondern nach einigen Jahren an einer anderen Stelle sich befindet. In mancher Nacht bemerkt man das Geld in Feuer auflodern und herumziehen, was man das Geldwittern nennt. Merkt man sich diese Stelle, so kann man den vergrabenen Schatz gewinnen, wenn man am Palmsonntage, während in der Kirche die Leidensgeschichte gelesen wird, nachsucht, da zu dieser Zeit alle vergrabenen Schätze offen sind. Wenn man einen solchen Schatz sieht, so wirft man einen Rosenkranz oder ein Gebetbuch darauf, nicht aber einen Stein oder ein Messer, weil sonst das Geld verschwindet.

Vernaleken, Mythen und Bräuche. 1859. S. 137.

2103. Die Herzen von neun Brüdern und der gehobene Schatz.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Troppau.

Ein reicher Bauer, der ein großer Geizhals war, wollte sein Vermögen seinem Sohne nicht erblich hinterlassen. Er beschloß

daher, es zu vergraben und dem Teufel zur Überwachung anzuvertrauen. Zu diesem Bauer kam nun öfter ein Bettler über Nacht, und der Bauer gestattete ihm in der Scheuer zu schlafen. In einer Nacht, die der Bettler in der Scheuer zubrachte, kam der Bauer mit einer Futterschwinge voll Geld, machte ein Loch und legte das Geld hinein. Darauf ging er fort, ohne das Loch wieder zuzuschütten. Der Bettler stand auf, nahm sich Geld, soviel er haben wollte, und legte sich wieder nieder. Bald darauf kam der Bauer wieder und brachte noch eine Schwinge voll Geld. Als er auch diese versenkt hatte, machte er das Loch zu und sagte: „Nun, Kuba“ — so nannte er nämlich den Teufel — „bewache mir das Geld gut, und gib es nicht eher heraus, als bis du von neun Brüdern das Herz gesehen hast. Wohl verstanden!“ Darauf entfernte er sich.

Als er gestorben war, hinterließ er seinem Sohne nichts. Dadurch geriet dieser in große Not. Da geschah es, daß der ehemalige Bettler, der nun ein wohlhabender Mann geworden war, ihn besuchte. Der Sohn klagte ihm seine Not, und der Bettler versprach Abhilfe. Er ging auf ein benachbartes Dorf, woselbst ein Bauer von einer Sau neun „Bürglein“ bekommen hatte. Diese kaufte er dem Bauer ab, schnitt ihnen die Herzen heraus und brachte sie dem Sohne des verstorbenen Geizhalses. „Dein Vater“, sagte er, „hat in einer Nacht, in welcher ich in der Scheuer übernachtete, sein Geld vergraben und es dem Teufel zur Bewachung übergeben, mit dem Bedeuten, es nicht früher herauszugeben, als bis er das Herz von neun Brüdern gesehen hätte.“ Nun habe er die Herzen von neun jungen „Bürglein“ zusammengebracht, die man ja als die Herzen von neun Brüdern betrachten könne. Sie gingen miteinander in die Scheuer und riefen: „Kuba! Hier hast du die Herzen von neun Brüdern, gib uns das Geld heraus.“ Sogleich öffnete sich der Platz, wo das Geld lag. Der Sohn nahm es, und beide verließen die Scheuer. Kaum waren sie draußen, so entstand ein solches Ungewitter, daß die Scheuer beinahe zusammenstürzte. Von dieser Stunde an lebte

der Bettler beim Sohne jenes Geizhalses, und beide waren reich und glücklich.

Aus Wigstadtl.
Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 78f.

2104. Der gehobene Geldkasten bei Johannesthal.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Jägerndorf.

Ungefähr eine Stunde von Langenbrück entfernt auf dem Wege nach Johannesthal über der österreichischen Grenze kann man noch heute ein Loch in der Erde wahrnehmen, von dem folgende Begebenheit erzählt wird:

Ein Junge hütete dort auf der Wiese die Kühe. Da kam wiederholt ein Männchen zu ihm und winkte ihm immer, er solle doch mit ihm gehen. Der Knabe fürchtete sich aber vor dem Männlein und weigerte sich, bis er sich eines Tages doch bereden ließ. Er ging also mit ihm, und sie kamen bis an ein Feuer. Dort sagte das Männlein zu dem Knaben: „Nimm dein Messer und wirf es in die Flamme!" Das tat der Knabe, und im selben Augenblicke öffnete sich die Erde und das Feuer verschwand. Der Junge wußte nicht, was er weiter machen sollte, er ging also nach Hause und erzählte den Vorfall seinem Herrn. Am nächsten Morgen in aller Frühe nahm der Herr seine Leute und ging mit ihnen hinaus an den bezeichneten Ort. Sie gruben das Erdloch noch tiefer und stießen auf einen großen Kasten voll Geld. Der ganze Inhalt fiel der Gemeinde Johannesthal zu. Der arme Kuhhirtenjunge aber, für den gewiß das Geld bestimmt gewesen war, bekam nur so viel, als sein Messer wert war, das er ins Feuer geworfen hatte.

Von Seminarist Joseph Sperlich aus Langenbrück, Kreis Neustadt. 1910. (Durch Herrn von Woikowsky-Biedau.)

2105. Der Seehirt als Fischer.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

In Schönberg im Mähren lebte vor mehreren Jahrhunderten ein Landwirt, der außerordentlich habgierig war. Er suchte diese Habgier durch Goldmacherei und Schatzgräberei zu befriedigen und vernachlässigte darüber seine Wirtschaft. Unter andern hatte

er von den großen Reichtümern im Moosebruchteiche gehört und machte sich eines Tages auf den Weg, um diese Schätze zu heben. Als er dort nachsinnend am Ufer des Moores saß, näherte sich ihm ein Fischer und fragte ihn, was ihn in diese Waldgegend führe. Vertrauensvoll teilte er dem Fischer sein Vorhaben mit. Dieser, der niemand anderes war als der Seehirt, reichte ihm ein Netz mit der Aufforderung, es auszuwerfen, den erlangten Fang aber unverzüglich nach Hause zu tragen. Hierauf verschwand der Fischer. Unser Schönberger aber tat, wie ihm geheißen, und zog alsbald einen schweren Sack heraus, mit dem er freudig der Heimat zueilte. Bei den Seinigen angekommen, untersuchte er den Sack und fand in diesem einen stattlichen Eselskopf, der einen Zettel zwischen den Zähnen hatte. Auf dem Zettel nun standen die Worte geschrieben: „Weib und Kind sind die einzig wahren Schätze. Damit du aber deine vernachlässigte Wirtschaft wieder gehörig betreiben kannst, findest du unter jedem Zahne deines Ebenbildes hier einen Goldgulden. Sei fleißig und arbeitsam, oder der Seehirt kömmt und dreht dir den Hals um."

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 96.

2106. Der versiegelte Schatz in der Scheuer.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Ein Bauer vergrub einst in der Scheuer seinen zusammengesparten Geldschatz. Er scharrte mit eigenen Händen ein tiefes Loch, versenkte das Kistchen mit dem Gelde und machte sodann das Loch wieder sorgfältig zu. Als die Stelle zugescharrt, festgetreten und geebnet war, setzte sich der Bauer einige Augenblicke darauf und sprach ziemlich vernehmlich: „Mit demselben Petschafte, womit ich den Schatz jetzt zusiegle, muß er wieder aufgesiegelt werden." Zufällig hatte sich, während dies vorging, der Knecht des Bauers über der Tenne der Scheuer befunden, sich mäuschenstill verhalten und den ganzen Vorfall gesehen und gehört. Er blieb im Dienste des Bauers, bis dieser starb. Nach dessen Tode nahm er zur Nachtzeit die Leiche, trug sie in die Scheuer

und setzte sie auf die Stelle, wo der Schatz verborgen war. So hob er diesen ohne große Mühe; denn die Erde öffnete sich sofort von selbst, und das Geld lag vor ihm.

Aus Zuckmantel.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 79f.

2107. Schatzgräber und Galgenerbauer zu Gurschdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Unter einem alten Lindenbaume, der an der Ecke der Scheuer steht, die gegenwärtig dem Ignaz Böhm in Gurschdorf gehört, soll ein Schatz vergraben liegen. Einmal begaben sich einige Leute nachts um 12 Uhr mit einer Wünschelrute an diesen Ort, um den Schatz zu heben. Sie kannten auch die unerläßliche Bedingung, dabei kein Wörtchen zu reden. Während ihrer Anstalten und Bemühungen zeigten sich vor ihren Augen allerlei sonderbare Erscheinungen und Spukgestalten, aber kein Wörtchen kam über ihre Lippen. Da näherten sich ihnen zuletzt auch einige Männer, deren jeder ein Stück Holz trug. Diese machten in der unmittelbaren Nähe der Schatzgräber Halt und schickten sich an, ihre Holzstücke zu einem Ganzen zusammenzufügen. Endlich wurde daraus ein Galgen. „Welchen sollen wir nun zuerst aufhängen?" sprachen die Fremden zueinander. „Nehmen wir den mit dem roten Käppchen!" Da rief einer von den Schatzgräbern, der eben ein rotes Käppchen trug, ängstlich: „Jesus Maria!" und verschwunden war der Schatz, den sie schon zu Gesichte bekommen hatten.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 80f.

2108. Die Schatzgräber und des Teufels dreifaches Blendwerk zu Gurschdorf.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

In der Scheuer des Hauses Nr. 84 in Gurschdorf liegt ein Schatz begraben. Das wußte schon vor länger als 70 Jahren der bekannte Gärtner Franz aus Woitzdorf. Er setzte sich mit dem damaligen Besitzer der Scheuer ins Einvernehmen und unterzog

sich mit dessen Einverständnis und unter dessen persönlicher Mitwirkung der Mühe, den Schatz zu heben. Gärtner Franz besaß nämlich außer dem Höllenzwang auch eine Wünschelrute nebst Gebrauchsanweisung, wie man verborgene Schätze heben könne. Er stellte nun seine Gehilfen, mit Grabscheit, Hebel und anderen Werkzeugen versehen, zur Schatzgräberei an, versprach ihnen einen reichen Lohn, wenn keiner von ihnen den gewünschten Erfolg vereitle, und verbot ihnen auf Leben und Seligkeit, ein Wörtchen zu sprechen, möge vorgehen, was da wolle. Er stand dabei und leitete das Unternehmen mittelst verabredeter Zeichen. Schon hatten sie einige Schuh tief gegraben und sie merkten am hohlen Tone, den die Pickhauen verursachten, daß sie dem Schatze sehr nahe waren, als auf einmal ein dreibeiniger Hase knapp an der Scheuer vorbeigehüpft kam, der sie neugierig ansah. Jeder geriet schon in Versuchung zu rufen: „Seht, seht!" Aber sie erinnerten sich noch früh genug an das Verbot. Sie gruben fort und erreichten endlich den Schatz, es war ein Kessel voll Gold. In dem Augenblicke aber, als sie die Hebel anlegen wollten, sprengte ein Reiter so schnell vorbei, daß die Luft sauste. Auch dadurch ließen sie sich nicht irre machen, sondern schwiegen beharrlich. Nach einer kleinen Weile kam ein Knabe auf einer Mulde gerutscht, so langsam, daß er kaum vom Flecke kam. Der Knabe fragte sie, ob er wohl bald den Reiter einholen werde, der eben vorbeigeritten sei. Die Drolligkeit der ganzen Erscheinung, sowie die Frage machte einen der Arbeiter auf einmal so selbstvergessen, daß er die Worte sprach: „Du Narr, du willst mit deiner Mulde den Reiter einholen?" Im Nu versank der Schatz in die Tiefe, und der kleine Rutscher war samt seiner Mulde verschwunden.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 81 f.

2109. Die Schatzgräber und der Hase auf dem Butterstriezel.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Einige Männer wußten eine gewisse Stelle, wo unter einem großen Steinhaufen ein Schatz verborgen war. Sie verabredeten

miteinander Tag und Stunde, wo sie den Schatz heben wollten, und gaben sich das unverbrüchliche Versprechen, während der Arbeit kein Wörtchen zu sprechen, damit ihnen der Schatz nicht verloren gehe. Zur festgesetzten Stunde kamen sie an dem Orte zusammen und machten sich stillschweigend an die Arbeit. Als der Steinhaufen bereits weggeschafft und der Kessel mit dem Schatze schon sichtbar geworden war, fingen sie an, ohne die Lippen zu öffnen, wie auf ein gegebenes Kommando den Kessel in die Höhe zu heben. In demselben Augenblicke kam ein Hase auf einem „Butterstriezel" dahergeritten und fragte: „Habe ich noch weit in die Stadt?" Da sagte einer von den Männern: „Such du uns zu Potschke![1])" Im Nu sank der Geldkessel in die Tiefe hinab und war nicht mehr zu sehen.

Aus Weidenau.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 77f.

2110. Brennende Schätze.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Öfter soll man zur Nachtzeit, insbesondere während der Christnacht und während der Passion am Palmsonntage einzelne bläuliche Flammen oder kleine, meist bläuliche Feuer auf der Erde sehen. Ist man klug, so wirft man irgend etwas hinein, am besten ein Stück Eisen oder einen geweihten Gegenstand. Das Feuer erlischt dann sofort, und ein reicher Schatz liegt da. Nur darf man, während man an der Stelle, an welcher der Schatz sich befindet, beschäftigt ist, durch nichts sich beikommen lassen, auch nur ein Wort zu reden. Das können aber die wenigsten über sich gewinnen; denn es erscheinen denen, die den Schatz heben wollen, die abenteuerlichsten Gestalten, die ihnen irgendeinen Ausruf des Schreckens oder des Unwillens entlocken.

Aus Jauernig und Zuckmantel.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 77.

1) „Such' mich zu Potschke (Patschkau)", ein in Schlesien allgemein bekannter Ausdruck, der den Sinn hat: Laß mich in Ruhe!

2111. Der wunderbare Geldvorrat unter dem Pflastersteine.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

Ein „Kratzelmacher[1])" wohnte armutshalber lange Zeit in einer Waldhöhle. Beim Ausgehen kam er einmal auf einen mit Steinen gepflasterten Weg. Da trat er auf einen Stein, der wackelte. Er dachte: Die andern Steine liegen doch alle fest auf dem Boden, nur der eine wackelt, warte, ich will schauen, was darunter ist. Er hob den Stein und fand darunter ein Kästchen voll Geld. Schon wollte er nach dem Gelde greifen, da rief eine Stimme aus dem nächsten Gebüsch: „Nimm dir nicht mehr als 25 Gulden." Er folgte und nahm wirklich nicht mehr. Nachdem er das Geld auf notwendige Bedürfnisse in bester Weise verbraucht hatte, ging er wieder an den Ort, und dieselbe Stimme rief abermals: „Nimm nicht mehr als 25 Gulden." Er begnügte sich wieder damit, ging fort und benutzte das Geld wie früher. So hatte er denn nicht mehr nötig, die armselige Beschäftigung zu treiben, mit der er sich vordem genährt hatte. Er kam im Gegenteile nach und nach zu Vermögen. Aber das Glück machte ihn übermütig. Einmal nun wollte er sich wieder Geld holen. Er hörte dieselbe Stimme wie sonst jedesmal, gab aber die trotzige Antwort: „Such du mich im Krautgarten!" Da verschwand auf einmal das Kästchen samt dem Gelde, und er konnte keins mehr holen. Nach und nach mußte er sich wieder seinem ehemaligen dürftigen Gewerbe widmen und froh sein, damit sein Leben fristen zu können.

Aus Jauernig und Weidenau.
Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 90f.

2112. Der vergrabene Schatz an der Kaiserlehne.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz und Habelschwerdt.

Westlich von Hain liegt die Kaiserlehne. Wenn den Bewohnern von Kohlau ein Regenbogen sichtbar wird, so stößt dieser

1) „Kratzlamacher" heißt ein Mann, der sich mit der Verfertigung von sogenannten Spinnkratzenbrettchen beschäftigt. Das sind flache Brettchen, in die spitze Drahtzinken eingetrieben werden, um das Werg damit zu kämmen.

meist an der Kaiserlehne auf den Erdboden. Und das hat seinen Grund. Dort nämlich liegt ein vergrabener Schatz, und man behauptet, daß diesen nur ein ganz nackter Mann heben kann. Ob dies schon jemand versucht hat, ist nicht bekannt geworden.

Dasselbe Märchen erzählt man von vielen Orten in der Grafschaft.

Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 85f.

Aus dem Wölfelsgrunde berichtet 1901 handschriftlich Fräulein L. Kampe in Wölfelsdorf aus dem Volksmunde: Die Sage geht, wo der Regenbogen auf der Erde steht, da sollen Schätze vergraben sein. Wir Kinder (so erzählt ein eingeborener Wölfelsgrunder) sind oft mit der Rodehacke dem Regenbogen nachgegangen und wollten uns die Schätze ausgraben, und wenn wir zu der Stelle kamen, wo wir dachten, er stände auf, da war er wieder ein groß Stück von uns weg.

2113. Das Geld reinigt sich.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

1. Eines Abends haben wir gesehen, daß auf Hurdaleks Felde (Gemeinde Brzesowie) ein Licht brannte. Es brannte immerfort und ging nicht aus. Da sagte die Großmutter: „Dort müssen sie Geld vergraben haben, das Geld tut sich reinigen". Und da hat der Hurdalek, als wieder einmal das Licht zu sehen war, Obacht gegeben, auf welchem Flecke es ungefähr erschien. Den andern Tag ist er hingegangen, hat aber nichts gesehen."

2. „Im Schwedenpüschel (bei Brzesowie) sah man immer ein Feuerle brennen. Dort sollen einmal im schwedischen (30jährigen) Kriege die Soldaten gelagert haben und sollen dort die Kriegskasse eingegraben haben. Dann ist auf einmal der Feind gekommen, und sie mußten weg und hatten keine Zeit mehr, die Kriegskasse auszugraben. Und da sagen die Leute: „Darum ist das Feuer noch so oft zu sehen, weil sich das Geld reinigen tut."

Nach mundartlichen Erzählungen von Marie Hillmann aus Brzesowie, mitgeteilt von Friedrich Graebisch in Kudowa. 1912.

2114. Der Teufel als schwarze Henne.

Grafschaft Glatz. Kreis Neurode.

In der Nähe der Feldmühle wurde früher oft zur Nachtzeit und sogar bei Tage, wenn die Sonne am höchsten stand, eine schwarze Henne gesehen, welche unruhig umherlief, scharrte und verschwand. Die Leute wußten sehr gut, daß dies ein Teufelsspuk war, und wichen ihm aus.

Ein schlimmer Wilderer machte sich aber dem Teufel dienstbar. Er ging des Nachts von Siebenhuben an den unheimlichen Ort und gelobte daselbst dem Teufel einen Mord und seine Seele. Darauf sah er die schwarze Henne ein Loch scharren, er ging näher und fand darin eine große Summe Geldes.

Auch an anderen Orten hat der Teufel häufig die Gestalt einer schwarzen Henne angenommen und schlechten Menschen Geld gebracht. Klose, Sagen der Grafschaft Gl. 1888. S. 106 f.

2115. Brennende Schätze zu Braunau.

Nordöstl. Böhmen. Braunauer Ländchen.

Von der Braunauer Kaiserstraße führt entlang dem Gartenzaune des Gasthauses „Zur Spitze" ein Fußsteig in „die Voigtsbach". Ein schluchtartiger Graben trennt dabei die ehedem Saxschen Felder (jetzt Langerscher Garten) von der Kaiserstraße. Am Ende der Felder stand am Abhange bis in die achtziger Jahre eine Scheuer, bei der einige kümmerliche Eschen und Dorngestrüpp wuchsen.

Auf obgemeldetem Fußsteige ging einmal ein Weib des Nachmittags um die fünfte Stunde aus der Voigtsbach in die Stadt. Plötzlich gewahrte sie die Eschen bei der Scheuer in hellem Feuer stehen. In der Meinung, die Scheuer brenne, rannte sie zurück, aber die Leute sahen nichts. Sie ging wieder den Steg entlang, und abermals konnte sie ganz deutlich wahrnehmen, daß die Flammen aus der Erde kamen und an den Bäumchen in die Höhe leckten. In der Stadt erzählte sie das Vorgefallene. Man riet ihr einen geweihten Rosenkranz in die Flammen zu werfen, wenn sie das Feuer wieder bemerken sollte. Sie hat aber nichts mehr brennen gesehen.

Bei dem Baue des Gärtnerhauses im Gütelgraben fanden sich beim Grundausheben einige kleine Silbermünzen. In der Nähe der Fundstelle wollen nun Bauarbeiter in der Nacht Feuer brennen gesehen haben.

Dieselbe Erscheinung hatten auch zwei Bewohner dieses Hauses. Sie sahen gegen 10 Uhr abends vom Fenster aus neben der Muttergottesstatue an einem Bäumchen Flammen in die Höhe brennen. Sie hatten aber nicht den Mut, einen geweihten Gegenstand hinzuwerfen. Am andern Morgen war das Bäumchen unversehrt und vom Feuer keine Spur zu sehen.

Schade, Sagen des Braunauer L. 1903. S. 30f.

2116. Der gefundene Schatz.

Nordöstl. Böhmen. Braunauer Ländchen.

Der alte Johann Stumpf fand „hinterm Schlosse" einen Schatz. Er wohnte am Obersande und hatte nicht gar weit heim. Als er nun den Topf mit dem Gelde nach Hause tragen wollte, hörte er hinter sich ein Getrapse. Eine Stimme rief: „Gib's her! Gib's her!" Er kehrte sich nicht daran, drehte sich auch nicht um, sondern ging eilig weiter. Aber hinter ihm kam es nach und immerfort rief es: „Gib's her!" Schon war er bei seiner Gartentür angekommen und stand im Begriffe einzutreten, als er es nicht mehr aushielt und den Topf fallen ließ. Im Augenblicke war alles verschwunden.

Einige wollen dagegen wissen, es sei ihm geglückt, den Schatz in den Garten zu bringen. Auf seinem Grunde habe der Geist keine Macht mehr gehabt. Schade, Sagen des Braunauer L. 1903. S. 29.

2117. Schatzspender an der Hundepforte zu Braunau.

Nordöstl. Böhmen. Stadt Braunau.

An die Passion vom Palmsonntage knüpfen sich folgende zwei, die alte Pforte (sogenannte Hundepforte[1]) unterhalb der Braunauer Niedermühle berührende, sagenhafte Erzählungen.

1) Diese Hundepforte stellte in alter Zeit die Verbindung zwischen dem Niedersande, der früheren Hauptansiedelung der Braunauer Tuchmacher, und der Kirche zu Unserer lieben Frau her.

1. So gingen einmal vor langer Zeit zwei Tuchmacher während der Passion am Palmsonntage vom Niedersande über den die Steine überbrückenden hölzernen Steg gegen die alte Pforte in der Absicht, ihre am Friedhofe schlummernden Angehörigen zu besuchen. Vor den damals in den Felsen gehauenen Stufen standen zwei Männer, je einer mit einem Sack voll gedörrter Pflaumen, diese zum Verkaufe bietend. Da die beiden Tuchmacher Familienväter waren und gelegentlich ihren Kindern etwas zum Naschen mitzubringen pflegten, kaufte ein jeder für einige Heller von dem gedörrten Obst. Beide bekamen davon die Taschen voll, so daß sie mit den vollgepfropften Taschen nicht auf den Friedhof gehen, sondern ihren Kindern je früher je lieber eine Freude bereiten wollten, zumal der Rückweg nach Hause nur wenig Schritte betrug. Sie drehten daher um und gingen vorerst noch einmal heim. Doch welch Erstaunen! Als beide hier ihre Taschen vom Obst entleerten, fanden sie anstatt der Pflaumen lauter blanke Goldstücke darin. Von dem rechtschaffenen Gefühle, das die beiden armen Tuchmacher beseelte, geleitet, traten sie sofort den Rückweg zu den vermeintlichen Obsthändlern an; doch diese waren samt dem Obste verschwunden, denn eben deutete das Glöcklein vom Kirchturme an, daß die Passion abgesungen war. Still und hochbeglückt stiegen die zwei Tuchmacher das steile Felsenpförtchen empor, um auf dem Friedhofe Gott zu danken und der beiden rätselhaft entschwundenen Obsthändler im Gebete zu gedenken.

Langer, Das östliche Deutsch-Böhmen I. Bd. 1901. S. 126.

2. Die plötzliche Wohlhabenheit der beiden früher unbemittelten Tuchmacher konnte unmöglich lange verborgen bleiben, und so war es nun einem habgierigen Schlaukopf, einem alten Junggesellen, endlich gelungen, die Ursache des Wohlstandes auszutüfteln. Habgier und Neid zehrten von Tag zu Tage immer mehr an seinem Lebensmarke, und als der nächste Palmsonntag kam, ging der aus Habsucht zum wandelnden Skelette herabgekommene alte Junggeselle schleichenden Schrittes zur alten Pforte.

Zufälligerweise war er allein. Wild schaute er ringsum umher. Da sah er in einer nahen Felsenspalte etwas blitzen. Rasch sprang er, fürchtend, ein Nachkommender möchte ihm zuvorkommen, auf die Öffnung zu, und gierig bohrten sich seine Augen in einen Haufen Goldstücke. Schnell griff er nach dem mitgebrachten leeren Topfe, füllte diesen, im stillen fluchend, daß er kein größeres Gefäß mitgenommen habe, und eilte, unter der Last keuchend, nach Hause, wo er seiner zurückgebliebenen Mutter vorher bedeutet hatte, das zugesperrte Häuschen, wenn sie ihn an den Fenstern vorüberkommen sehe, sofort zu öffnen und dann wieder zu schließen. Kaum war er in das Zimmer gestürzt, so eilte er mit dem schweren Topfe und mit vor Schwäche schlotternden Beinen hinter den Ofen, in die sogenannte Hölle, und lugte, wild nach den Fenstern starrend, ob er vielleicht von jemandem gesehen worden sein könnte. Und siehe da! Da stand vor einem der Fenster der Leibhaftige in seiner ganzen schrecklichen Gestalt, den Schatzgräber mit leuchtenden Augen suchend. In Verzweiflung und wütender Habgier bog sich der alte Junggeselle mit Kopf und Brust über den Topf mit dem Gelde, während er ihn mit Armen und Händen krampfhaft umschlungen hielt. Als er nach langer Weile hinter dem Ofen nicht hervorkam, ging seine Mutter, nach ihm zu sehen. Doch da war ihr Sohn tot; aus Schrecken vom Schlage gerührt, lag er noch gebeugt über dem Topfe, dessen Inhalt sich in leere Eierschalen verwandelt hatte.

Langer, Das östliche Deutsch-Böhmen. I. Band. 1901. S. 127.

2118. Der in die Tiefe plumpsende Schatz.

Nordöstl. Böhmen. Braunauer Ländchen.

Wo von der „alten Straße" der Weg nach dem Weckersdorfer Kreuzwege abbiegt, führt der Fußsteig durch einen Tümpel, bei dem ehemals einige Bäume standen. Hier spielten einmal Kinder. Zufällig blieb ein Mädchen etwas hinter den anderen zurück. Achtlos griff es in ein Loch neben dem Wege, da erfaßte es einen Topf mit Geld. Vergebens mühte es sich ab, das Gefäß aus dem

Loche zu heben. Endlich rief es den andern Kindern zu, sie möchten ihm helfen. Diese kamen herbeigesprungen und schrien zu Gott. Da ließ das Mädchen den Topf los, und alle hörten ihn in die Tiefe „plumpsen".

Schade, Sagen des Braunauer L. 1903. S. 30.

2119. Häuser zu Braunau mit verborgenen Schätzen.

Nordöstl. Böhmen. Stadt Braunau.

In dem Hepnerschen Hause am Ringplatze in Braunau, heute Nr. 114, hat man oft bei den Kellerstiegen ein Licht gesehen. Hier soll Geld verborgen sein. Die alte Hepnerin war sehr reich und lag zum Sterben danieder. Man fragte sie, wo sie ihr Geld habe. „In meinem rotsamtenen Beutel", antwortete sie noch mühsam. Bald darauf starb sie, ohne den Ort genannt zu haben, an dem sie den Beutel versteckt hatte. Der Beutel wurde bis heute noch nicht gefunden.

Auch im Hause Nr. 167 äfft es öfter die Leute. Ein Windhauch bläst die Wandelnden an.

In der Niedergasse Nr. 204 im Hause des Kunstschlossers Herrn Stumpf will man unter den Kellerstiegen einen Schatz brennen gesehen haben. Man grub nach, hat aber bis heute nichts gefunden.

Desgleichen soll in dem Hause Nr. 175 ein Schatz verborgen sein.

Schade, Sagen des Braunauer L. 1903. S. 29.

2120. Das graue Männlein beim Schatzfeuer.

Nordöstl. Böhmen. Braunauer Ländchen.

In Heinzendorf bei Braunau lebte einst vor alten Zeiten ein Maurer, der nie ohne Rausch sein konnte. Einst hatte er sich wieder einen Gehörigen angetrunken und taumelte seinem Heimatsdorfe zu. Wie er durch den Wald ging, fiel ihm ein, daß in diesem oft wunderbare Feuer brennen, die Gold statt Kohlen haben. „So ein Feuer mit Dukaten statt Kohlen", denkt er bei sich, „könnt ich schon brauchen." Und wie er so denkt, sieht er wirklich über den

Holzwiesen ein helles Feuer und wackelt darauf los. Dabei muß er vor einem großen Birnbaume vorüber. Als er vorbeigeht, hört er jemanden niesen, denkt aber in der Eile nicht daran „Helf Gott!" zu sagen. Schnell will er sein Sacktuch herausziehen, um es auf den brennenden Schatz zu werfen, aber er kann es nicht finden. Da zieht er sein Wams aus und wirft es aufs Feuer, aber es verbrennt mit Knopf und Zwirn, und hinter dem Baume hervor lacht jemand und ruft: „Auch das Brusttuch und das Hemd darauf!" Der Maurer flucht; denn es war eine bitterkalte Winternacht. Allein er wollte reich werden, und so schleudert er denn auch noch Brusttuch und Hemd ins Feuer. Aber alles verbrennt, und das Gelächter hinter dem Baume wird immer ärger. Da wird der Maurer zornig und schreit: „Wart, du verdammter Knirps! Ich schlag dir die Haut voll, daß dir das Lachen vergehen soll!" Kaum aber hat er das gesagt, so huscht ein Männchen hinter dem Baume hervor, packt ihn bei den Haaren, stößt ihn dreimal mit dem Gesichte ins Feuer und spricht: „Hast Weib und Kind zu Haus, sollst nicht in jedem Wirtshause einkehren!" Der Maurer ist ganz wütend: „Was geht dich mein Weib und mein Kind an? Gib mir Geld!" „Da hast du Geld!" rief der Zwerg und schlug ihn mit der flachen Hand so stark auf den Rücken, daß er grün und blau wurde. Als aber der Maurer meinte, er sei weit genug entfernt, drehte er sich um und fing wieder an zu schelten: „Du Knirps, du Zwerg, du Lauskerlchen! Wenn ich dich nur wieder einmal erwische, ich will dir die Ohren reiben!" Kaum aber hatte er das letzte Wort gesprochen, so hockte ihm das Männchen auf dem Rücken und hetzte ihn durch Busch und Dorn, bis er halbtot ohne Wams und Weste bei seiner Hütte ankam.

Schade, Sagen des Braunauer L. 1903. S. 31 f.

2121. Das Geld im Feuer bei Schippenhof.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Deutschbrod.

Hinter Schippenhof sah man öfters auf einem Bergabhange ein Feuer. In der Nähe saß ein schwarzer Hund und schien Wache

dabei zu halten. Wenn jemand auf das Feuer zuging, verschwand Hund und Feuer. Ein Weib besaß an der Bergeslehne ein Stück Feld und bemerkte das Feuer öfters. Sie wußte nicht, was sie davon halten sollte, und erzählte diese Erscheinung den Leuten. Man gab ihr den Rat, einen geweihten Rosenkranz bei sich zu tragen, und wenn sie wieder das Feuer bemerken sollte, den Rosenkranz schnell in das Feuer zu werfen. Dadurch könne es ihr gelingen, das Geld oder den Schatz, der dort verborgen liege, zu heben. Dieser Rat gefiel dem Weibe, und so trug es von dieser Stunde an einen Rosenkranz in der Tasche, den sie sich in Maria Trost hatte weihen lassen. Eines Tages, als das Weib wieder auf dem Felde gearbeitet hatte und schon nach Hause gehen wollte, sah es auf derselben Stelle das Feuer zum Vorschein kommen. Schnell zog sie ihren geweihten Rosenkranz aus der Tasche und warf ihn nach dem Orte, wo das Feuer brannte. Kaum berührte der Rosenkranz das Feuer, so verschwand dieses wie auch der schwarze Hund. Sie näherte sich der Stelle und fand zu ihrem Erstaunen, wo der Rosenkranz lag, ein Häuflein Geld. Sie löste ihre Schürze los, breitete sie aus und faßte das Geld in diese, und so wurde sie eine reiche Frau.

Von Joseph Khun, Schulleiter in Irschings, aus Raunek mitgeteilt. Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen. IV. Bd. 1904. S. 102.

2122. Das Geld im Kessel zu Deutsch-Gießhübel.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Deutschbrod.

In ein Bauernhaus in Deutsch-Gießhübel kam einst gegen Mittagszeit ein Bettelmann. Er öffnete die Stubentür und bat um ein Almosen, aber die Wohnung war leer, denn die Bewohner dieses Hauses standen alle in der Scheune bei der Arbeit. In dem Augenblicke, als er die Stubentür schließen wollte, bemerkte er auf der Ofenbank zwei große Kessel, die mit Geld gefüllt waren. Er ging in die Scheune und sagte zu den Hausbewohnern: „Ihr lieben Leute, wie könnt ihr nur die Stube offen lassen! Auf der Ofenbank stehen zwei große Kessel Geld, und wie leicht könnte euch

jemand davon nehmen." Ganz erschrocken liefen die Bauersleute in die Stube, um zu sehen, ob denn das auch wahr sei. Schnell öffneten sie die Stubentür. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie wahrhaftig vor ihren Augen die zwei Kessel mit dem Gelde auf der Ofenbank noch erblickten. In dem Augenblicke aber, als der Bauer über die Türschwelle in die Stube trat und sich den Kesseln nähern wollte, verschwanden sie in den Erdboden. An der Stelle aber wurden zwei schwarze Hunde sichtbar und redeten also: „Hätte der Bettelmann von jedem Kessel nur eine Münze genommen, ohne zu sprechen, so wäre der Schatz hier geblieben; so aber wird das Geld viele Jahre verschwunden bleiben, bis es endlich wieder zum Vorschein kommen wird." Unter großem Getöse, das man weithin im Dorfe vernahm, verschwanden die schwarzen Hunde.

Mitgeteilt von Joseph Khun, Schulleiter in Irschings, aus Deutsch-Gießhübel. Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen. IV. Bd. 1904. S. 176.

2123. Der schwarze Pudel in Weigelsdorf als Schatzhüter.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Trautenau.

Auch in der Gestalt eines schwarzen Pudels erscheint der Teufel. In Weigelsdorf bei Trautenau soll sich vor etwa 100 Jahren in einem Hause ein schwarzer Pudel eingefunden haben und daselbst geblieben sein.[1]) Einmal in der Nacht, da der Hauseigentümer erwachte, sah er den Pudel unter dem Tische sitzen und neben ihm einen Kasten voll Geld. Er rief seinem Weibe zu: „Weib, bring's Weihwasser her!" Denn er hoffte den Schatz heben zu können, wenn er den Pudel, den er wohl als bösen Geist erkannte, durch Besprengung mit Weihwasser verscheuchte. Doch hatte er gegen die erste Regel beim Schatzheben verstoßen, nämlich kein Wort zu sagen. Es entstand ein furchtbares Krachen, und Schatz und Pudel waren für immer verschwunden.

Ed. Langer, Das östliche Deutschböhmen. IV. Bd. 1904. S. 62 f.

1) Dieser hatte sich, wie geglaubt wird, von der Meute des wilden Jägers verirrt.

2124. Der Schatz im Brunnen.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Trautenau.

Bei einem Bauernhofe in Keile, der noch in diesem Jahrhunderte der Familie Futter gehörte, befindet sich ein mit Steinen ausgemauerter Brunnen, aus dem gegenwärtig durch die Steine eine Linde wächst. Diese hat schon eine ziemliche Stärke und wird einst einem bedeutungsvollen Zwecke dienen. Vor einem halben Jahrhundert stand die Linde noch nicht. Damals trug sich folgendes zu: An einem Palmsonntage ging der Sohn des Hofbesitzers Futter in der zwölften Stunde mittags zum Ziehbrunnen, um Wasser zu schöpfen. Wer beschreibt aber sein Staunen, als er an Stelle des Wassereimers eine Kiste mit Geld am Brunnenrande stehen sah, neben der ein großer, schwarzer Hund saß. Der Knabe wollte sich nach der Kiste bücken, allein in demselben Augenblicke schien es ihm, er werde gerufen. Er blickte sich um, es war aber niemand zu sehen. Mißmutig über die Störung wandte er sich wieder der Kiste zu. Diese war aber samt dem Hunde verschwunden. Aus der Tiefe des Brunnens vernahm er die Klage: „Jetzt muß ich wieder leiden, bis eine Linde aus diesem Brunnen sproßt, heranwächst und erstarkt. Alsdann wird aus dem Baume eine Wiege gemacht werden und dasjenige Kind, welches in dieser Wiege gewiegt wird, erlangt von Gott die Gnade, mich zu erlösen. Ihm fallen diese Schätze zu." Mündlich.

Joh. Fiedler im Riesengebirge in Wort u. Bild. Heft 39/40. 1891. S. 5.

Dieselbe Überlieferung wird mit der fast im Wortlaute übereinstimmenden Prophezeiung in Schwaben, Österreich, Südmähren u. a. O. angetroffen, und die klagende Person ist die weiße Frau.

Bei Birlinger (Volkstüml. aus Schwaben I. S. 7) heißt die weiße Frau Laura, und sie begießt die Linde.

2125. Schatzfeuer unter dem Haselstrauche zu Trautenau.

Nordöstl. Böhmen. Bzh. Trautenau.

Im Hause Nr. 8 (alt) in der Stadt Trautenau zeigte sich vor 40 Jahren an der Stadtmauer unter einem Haselstrauche ein

bläuliches Feuer. Dieses rührte von einem Schatze her. Man suchte ihn zu heben, doch mißlang der Versuch, und eine Stimme klagte, daß erst der elfte Besitzer des Hauses wieder die Gnade erlangen werde, den Schatz zu gewinnen.

Mündlich aus Trautenau.
Fiedler im Riesengeb. in Wort u. Bild. Heft 39/40. 1891. S. 6.

2126. Falmännlein weist einen Schatz zu Oels bei Arnau.

Nordöstl. Böhmen. Bzh. Hohenelbe.

Wie es in Bauernhäusern häufig ist, schlief in einem Hofe der Arnauer Oelse ein Mädchen auf dem Dachboden. Es war jung und frisch und jederzeit lustig und guter Dinge, dabei aber auch brav und tugendhaft. Da kam eines Nachts ein Fâlmännlein zu ihm hinauf und verlangte, daß das Mägdlein mit ihm gehe. Es weigerte sich. Allein jenes bat immer dringender, so daß es aufstand und dem Fâlen folgte. Behende schlüpfte dieser über die Bodenstiege hinab und eilte durch den Hausflur in die Scheuer, wo der Mondschein seine Schatten auf der leicht beschienenen Tenne wob, die mit Ackergerätschaften zum Teile bedeckt war. Nun sprach das Männlein zu dem Mädchen: „Nimm diese Hacke und haue dreimal in den Boden!“ Dieses aber schüttelte den Kopf und sprach: „Ich mög ne, mach ok du's!“ Da nahm der Fâle die Hacke und hieb dreimal in den Boden. Siehe da! wo die Hacke in das Erdreich gedrungen war, erschien ein Töpfchen mit Geld, welches das Mädchen aufheben sollte. Allein dieses weigerte sich und gab die vorige Antwort. Da bückte sich der Geist selbst, nahm den Schatz und reichte ihn der Jungfrau. Sie dankte für die Gabe. Der Dank war dem Männchen gerade recht. Erfreut rief es aus tiefster Brust: „Off dos ho ich schun lange gewort't!“

Die Beschenkte eilte voll Freude ins Haus, wo sie das Erlebnis erzählte. Auch die Angehörigen jubelten bei dem Anblicke des vielen Geldes laut auf. Doch gar bald verbreitete sich ein trüber Schein über die Familie. Das Mädchen erkrankte und am neunten Tage war es eine Leiche.

Es hatte eine arme Seele erlöst, welche einen Schatz bewachen mußte. Wer im Leben einen Schatz vergräbt, muß ihn nach dem Tode hüten.

Mündlich aus Oels bei Arnau.

Fiedler im Riesengebirge in Wort u. Bild. Heft 27. 1888. S. 28f.

2127. Das Falmännlein bei der Kapelle in Oelse bei Arnau.

Nordöstl. Böhmen. Bzh. Hohenelbe.

Ein Einwohner von Oelse gab seinen Sohn nach Arnau zu einem Tischler in die Lehre; wenn der Knabe frei hatte, trieb es ihn, wie begreiflich, hinaus zum heimatlichen Dorfe, ins väterliche Haus. Einstmals wanderte der Knabe fröhlich auf dem Wege nach Oelse dahin, sich freuend in der Ungebundenheit seiner Jahre über den munteren Vogelgesang und ihn nachahmend mit dem treuen Gehör eines Landkindes. So ganz in Hören und Schauen versunken, merkte er nicht, wie die Nacht sich auf die Fluren herabsenkte, ehe er sich am Reiseziele befand. Noch hatte er die Kapelle nicht erreicht, welche zwischen Arnau und Oels im Felde steht, und es dunkelte bereits. Eben stiegen ihre Umrisse aus dem Dämmerlicht. Da gesellte sich plötzlich ein Fâlmännlein zu ihm und bat: „Gih miet, gih miet, ich tu dr nischt, ich tu dr nischt!“ Der Knabe, welcher im Halbdunkel die winzige Figur nicht zu erkennen vermochte, geriet in großen Schrecken und eilte heimwärts. Doch das Männlein folgte. In Aufregung und vom Laufen erschöpft kam er zu Hause an. Er erzählte von der Erscheinung; mit Mühe konnten ihn die Eltern beruhigen und ihm einreden, ein Trugbild habe ihn geschreckt. Der Knabe wollte nun herzhaft scheinen; am andern Tage gegen Abend ging er wieder um dieselbe Zeit allein aus. Schon winkte die Kapelle ganz nahe, von dem gestrigen Spuk war nichts zu sehen. Da vernahm er Schritte hinter sich; erfreut wandte sich der Knabe um und sprach: „O, do kriech ich en Gefährta!“ Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als ihm die Antwort wurde: „Jo, jo, a nechtrihha!“ (den von gestern abend). Und das Männlein flehte wieder, mit ihm zu

gehen, es werde ihm (dem Knaben) nichts geschehen. Der Knabe aber blieb taub gegen jede noch so dringende Bitte. Noch aus der Ferne bat das Männlein, und als es sah, daß alles umsonst sei, da schluchzte und jammerte es herzzerreißend, weil es nun wieder so lange, lange auf Erlösung warten müsse. Den Knaben trieb die Angst der Stadt zu, wo er in eben solchem Zustande wie gestern im Heimatsdorfe anlangte. Er erzählte dem Meister wahrheitsgetreu die Anfechtung, und dieser veranlaßte, daß der Vater mit dem Knaben zum Pfarrer ging. Der Pfarrer ließ sich den Hergang erzählen, sodann stellte er dem Knaben vor, daß er unrecht getan habe, dem Fâlen nicht zu folgen. Sollte dieser ihm wieder erscheinen, so möge er nur mit ihm gehen. Noch oft wandelte der Knabe den Weg, doch sah er nie mehr den Fâlen.

Mündlich aus Oelse bei Arnau.

Joh. Fiedler im Riesengebirge in Wort u. Bild. Heft 27. 1888. S. 29.

2128. Fâlmännlein verleiht einen Schatz zu Borowitz.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Hohenelbe.

Ein sehr wohlbekannter Bauer unseres Dorfes, erzählte ein Weib, saß tief in Schulden, so daß ihn die Sorge vor dem Steuereintreiber kaum schlafen ließ. Lange konnte es mit ihm nicht mehr gehen, seine Wirtschaft mußte auf die Trommel kommen.

Eines Tages brütete der Bauer über seinen Rechnungen in der dumpfen Stube, zählend und wieder zählend, ob sich die ungeheuere Summe nicht verringere. Sie wurde aber nicht kleiner. Das fiel ihm unsäglich schwer auf das Herz; dabei schien die Luft so dicht und beängstigend, daß er vermeinte, ersticken zu müssen. In der Stube war es totenstill, ihn graute so allein. Da ging unerwartet die Tür auf, ein fâles Männchen betrat die Stube. Lautlos schritt es auf den Bauer zu, und vor ihm angelangt gebot es: „Folge mir!“ Der Fâle schritt voraus, bog um die Ecke des Hauses und blieb erst hinter dem Hause stehen, wo zwei Linden wuchsen. Nun befahl er dem Bauer, welcher hinter ihm drein geschritten

war: „Hôl die Hâ!“ (Hacke). Der Bauer aber, noch immer am ganzen Leibe bebend, stotterte: „Ich kôn ne, ich kôn ne, gih ok du!“ Da holte das Fâlmännlein die Hacke, und als es zurückkam, sprach es: „Jetz hack!“ Der Bauer aber, noch immer bebend, stotterte: „Ich kôn ne, ich kon ne, mach ok du's!“ Da nahm der Fâle die Hacke und machte mit dreien Hieben eine Grube zwischen den Linden; ein Kessel Geld kam zum Vorschein. Nun gebot der Fâle wieder: „Nimm den Kessel 'raus und trag ihn ins Haus!“ Auch jetzt versetzte der bebende Bauer: „Ich kôn ne, ich kôn ne, mach ok du's!“ Der Geist ergriff den Kessel, zog ihn mit Leichtigkeit aus der Tiefe und trug ihn ins Haus. Hier schüttete er seinen Inhalt auf den Tisch, und rotes Gold blitzte dem Bauer entgegen, so daß es begehrlich in ihm wallte. Doch er streckte keine Hand aus und jeder Gedanke schien in ihm gelähmt, seine Zunge konnte nichts anderes sprechen als: „Ich kôn ne, ich kon ne, mach ok du's!“ Und das stotterte er wieder, als der Fâle gebot, den Goldhaufen zu teilen. Da schlug dieser mit dem Arme in das blitzende Gold, und sofort waren vier ganz gleiche Haufen gebildet, ohne daß ein Geldstück abgerollt wäre. Dann sprach der Geist: „Von diesen vier Teilen gibst du den ersten der Kirche, den zweiten den Armen, von dem dritten baue deine Wirtschaft, den vierten schenke deinen Freunden.“ Der Fâle hatte geendet, er ging davon. Der Bauer war in Freuden. Durch seine Angst war er zu dem Schatze gekommen, den der Fâle bewachen mußte; denn er hatte erfüllt, was geboten ist: Er hatte nichts *selbst* gemacht und auch nur gesprochen, was ihm abgefragt worden war.

Mündlich aus Borowitz.

Fiedler im Riesengebirge in Wort u. Bild. Heft 27. 1888. S. 28.

2129. Schatzheben mit drei schwarzen Böcken.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Hohenelbe.

Drei Wanderer mußten in einer Scheuer übernachten, weil sie sonst kein Nachtlager fanden. Der Bauer, dem die Scheuer gehörte, erzählte ihnen, daß in dieser ein Schatz vergraben liege

und bezeichnete ihnen genau den Ort; doch könne dieser Schatz nur dann gehoben werden, wenn drei schwarze Böcke, die noch kein Tageslicht gesehen hätten, darüber springen würden. Das merkten sich die drei Burschen wohl. Nach einem Jahre kauften sie drei solche Böcke von einem Schneider und hoben das Geld.

Aus Volkendorf von Herrn Insp. Böhm.

Fiedler im Riesengebirge im Wort u. Bild. Heft 39/40. 1891. S. 5.

2130. Der Knabe mit dem Geldkasten.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Hohenelbe.

Ein Mann in Volkendorf, welcher von einer Birke Ruten abschneiden will, sieht einen Knaben bei dem Baume sitzen; neben ihm steht ein Kasten Geld. Da winkt ihm der Knabe.

Von Insp. Böhm.

Joh. Fiedler im Riesengebirge in Wort u. Bild. Heft 39/40. 1891. S. 5.

2131. Gespenstische Laute hinter einer Schatzheberin.

Nordöstliches Böhmen.

Ein Weib wird auf einen Schatz durch das bläuliche Feuer aufmerksam, das über dem Schatze aus der Erde quillt. Sie hebt den Schatz und trägt ihn nach Hause. Da vernimmt sie hinter sich bald Lachen, bald Jammern, bald das Wiehern eines Pferdes. Doch sie sieht sich nicht um, weil sie sonst den Schatz verlieren würde. Eben betritt sie die Türschwelle, da scheint ihr, ein totes Pferd liege hinter ihr. Sie wendet sich um. Kaum ist es geschehen, da fliegt der Topf über ihre Schulter und verschwindet heulend in der Erde.

Fiedler im Riesengebirge in Wort u. Bild. Heft 39/40. 1891. S. 6. Nach Knothe, Wodan, ebenda Heft 11/12. S. 18.

2132. Schatzhebung zu Groß-Aupa.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirge.

Drei Männer in Groß-Aupa bereden sich, einen ihnen bekannten Schatz zu heben. Schon haben sie den schweren Geld-

kasten herausgenommen, da ertönt Pferdegetrampel. Sie schauen sich um, ein Reiter sprengt heran. In dem Augenblicke verschwindet der Schatz, weil sie gegen die Bedingung gefehlt haben, welche beim Schatzheben verlangt, daß man sich nicht umdrehe.

Nach Aufzeichn. des Herrn Insp. Böhm.
Fiedler im Riesengeb. in Wort u. Bild. Heft 39/40. 1891. S. 5.

2133. Der grüne Reiter auf dem Ziegenbocke.

Nordböhmen. Bzh. Reichenberg.

Ein Holzarbeiter findet unter einem Baumstumpf einen Schatz und hebt ihn. Da kommt ein grüner Reiter auf einem Ziegenbocke mit großen mächtigen Hörnern geritten. Er schwenkt sein Hütlein und grüßt, und der Holzarbeiter spricht: „Guten Morgen!" Der Schatz verschwindet; denn man darf beim Schatzheben nicht sprechen.

Nach Taubmann, Märchen u. Sagen aus Nordböhmen. 1887. S. 66. Gekürzt.

III. Bergmännische und Walensagen.

Bergmännische Sagen.

2134. Das Versiegen des Bergbaus bei Löbau.

Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

In Löbau ist in früherer Zeit so ergiebiger Bergbau getrieben worden, daß die Bergleute übermütig wurden und in mancherlei Weise gefrevelt haben. Da ist plötzlich der Bergsegen wie zur Strafe versiegt.

Als vor einigen Jahren die Eisenbahnbrücke gebaut werden sollte, fand man in einem Steinbruche einen verschütteten Schacht, der teilweise noch gangbar war.

Grässe, Sagenschatz des Königr. Sachsen. 1855. S. 502.
Wrubel, Bergmännische Sagen. 1882. S. 151.

2135. Das goldene Lamm in der St. Annakapelle (Bem guda Borne).

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Unter der Schwelle der Pforte, durch die man in das Innere der St. Annakapelle gelangt, ruht ein Schatz in Gestalt eines goldenen Lammes. Diesen Schatz zu heben ist nicht leicht, weil das goldene Lamm den Kopf dem Altare zuwendet. Nichtsdestoweniger wäre dieses Wagnis in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts drei erfahrenen Schatzgräbern, von denen der eine in Giersdorf, der andere in Crommenau, der dritte in Hartenberg wohnhaft war, beinahe geglückt. Sie hatten in mitternächtiger Stunde umsichtig und schweigsam ihr Vorhaben so weit ausgeführt, daß das goldene Lamm leibhaftig und zum Greifen ihren gierigen Blicken sich zeigte. „Aber", so berichtet einer der Beteiligten, „do prillte (brüllte, bellte) Bornförstersch Hund und — furt woar a."

Von Herrn Maywald in Warmbrunn.

Cogho, Volkssagen. 1903. S. 52. Vorher auch im Wanderer im RG. 1898. S. 4.

2136. Die goldene Wurzel in der Agnetendorfer Schneegrube.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Es muß in alter Zeit im Riesengebirge einen mächtig großen Baum von purem Golde gegeben haben, von dem der Stumpf noch gegenwärtig irgendwo im Felsgeklüft verborgen steht. Von diesem Stumpf gehen goldene Wurzeln aus, die bis in die Greifensteiner Gegend sich unterirdisch ausbreiten. Vor mehr als 80 Jahren entdeckte ein Mann aus Agnetendorf eine dieser Wurzeln in der Agnetendorfer Schneegrube; die goldene Wurzel war so dick wie eine Mühlwelle. Der Mann erstattete der Grundherrschaft hierüber Bericht, in der Hoffnung, daß ihm das Ausroden der goldenen Wurzel würde anvertraut werden. Als er jedoch gewahr wurde, daß die Herrschaft sich anschickte, das Ausroden durch andere ausführen zu lassen, hat er den Ort, wo die Wurzel

von ihm aufgefunden worden war, behext und vertan, so daß seither niemand sie hat wieder auffinden können.

Nach einer Mitteilung von Joseph Honsalek.
Cogho, Volkssagen. 1903. S. 47f. Auch im Wanderer im RG. 1896. S. 31.

2137. Das Hirschbergische Goldbergwerk bei Grunau verschüttet.

Kreis Hirschberg.

Um das Jahr 1569 hat die Stadt Hirschberg bei dem Dorfe Grunau ein Goldbergwerk besessen. Die Bauern sollen aber die Bergknappen, die ihren Grund und Boden durchwühlten, einige Male verjagt und im 30jährigen Kriege die Schächte gänzlich verschüttet und geebnet haben, so daß niemand die Stelle, wo sie einst waren, finden kann.

Klose, Sagen des Riesengebirges. 1887. S. 55.

2138. Der goldene Esel im Kittnerberge.

Kreis Hirschberg.

Im Südosten der Falkenberge erhebt sich der Kittnerberg, darin liegt nach alter Sage ein goldener Esel, der hat so großen Goldwert, daß davon Fischbach zu einer Stadt reichlich umgewandelt werden kann, wenn er einstmals aufgefunden werden sollte. Wer aber den Esel findet, der wird die Stadt gründen und der erste Bürgermeister darin sein.

H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 270.
Danach Gräsße, Sagenbuch. 1871. S. 252. O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges. 1884. S. 81f.
Voher erwähnt die Sage schon Berndt, Wegweiser, 1828, S. 294 und K. A. Müller, Vaterländ. Bilder, 1837, S. 425. Aus dem Volksmunde direkt entnommen von C. Klimke in Prov.-Bl., 1872, S. 519, wo der Berg „Küttner" genannt wird.
Dichterisch bearbeitet in einem Gedichte von Hugo Rösner bei Joh. Kern, Schlesiens Sagen, 1867, S. 65, das den Zusatz vom Bürgermeister nicht enthält, wie auch Berndt denselben Zusatz noch nicht hat.

2139. Die heil. Anna weist die reichste Eisengrube im Habichtsgrunde zu Schmiedeberg.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Das Städtchen Schmiedeberg, das seinen Namen von den vielen Eisenschmieden hat, die seit dem Jahre 1148 in dem sogenannten Habichtsgrunde angelegt worden sind, enthält ein kleines Kirchlein, die sogenannte Annenkirche, die im Jahre 1312 errichtet und geweiht worden ist. Zu jener Zeit war die Stadt noch ein Dorf. Hier lebte ein sehr reicher, aber auch sehr hartherziger Mann, der eine Tochter hatte, Anna, nach ihrer Schutzpatronin genannt. Das schöne Mädchen hatte viel Freier, allein nur einer, ein armer Schmiedeknappe gefiel ihr. Ihr Vater aber war weniger mit ihm zufrieden, weil er ein armer Teufel war, und verbot ihm deshalb das Haus. Die Tochter aber lag Tag und Nacht auf den Knien und betete zu ihrer Schutzheiligen um Hilfe in ihrer Liebesnot. Da träumte sie einmal des Nachts, sie sähe die heilige Anna im milden Strahlenkranz vor sich stehen, und die Heilige sprach zu ihr: „Stehe auf und nimm den Hammer deines Liebsten und gehe damit in die Berge den Grund entlang, und wo der Hammer zur Erde fallen wird, auf selbiger Stelle wird er sich in Gold verwandeln."

Das träumte die Jungfrau auch in der zweiten und dritten Nacht. Und als sie es zum dritten Male geträumt hatte, da faßte sie Glauben daran, stand mit der Sonne auf, und rief heimlich ihren Geliebten, daß er seinen Schmiedehammer nehme und mit ihr in die Berge gehe. Die Jungfrau trug den großen Hammer. Als sie aber eine Strecke zwischen den Bergen fortgegangen waren, wurde die Last der Jungfrau zu schwer, daß sie ihn nicht weiter zu tragen vermochte und er zu Boden fiel. Begierig schauten sie zu; aber der Hammer blieb Eisen wie zuvor, und das Versprechen der Heiligen wollte nicht in Erfüllung gehen. Darob vermaß sich der Knappe ungeduldig und hielt alles für einen bloßen Traum. Die Jungfrau aber meinte, in der Verheißung ihrer Schutzpatronin werde wohl ein heimlicher Sinn liegen. Darauf

bat sie ihren Geliebten, das Gestein an dem Orte näher zu untersuchen, und als er es getan, fand er so gehaltige Eisensteine, daß er nicht mehr zweifeln konnte, daß der Ort eine reiche Ausbeute geben werde. Darauf gingen sie heim, erzählten das Wunder und holten Bergleute, um alsbald da einzuschlagen. Die Bergleute gruben an der bezeichneten Stelle nach und fanden eine gute Ader, so daß bald die Grube die reichhaltigste in der ganzen Gegend ward und das schönste Eisen gab. So verwandelte sich für den armen Knappen, der mittlerweile zum Herrn der Grube ward, das Eisen zu Gold. Er freite nun mit besserem Glücke um seine Anna, und diese erbaute dann nach ihrer Verehelichung ihrer Schutzpatronin das gedachte Kirchlein. Die Grube ist jedoch später wieder versiegt.

Gräsſe, Sagenbuch. 1871. S. 339.
Nach H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 275ff.
O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges. 1884. S. 82ff.

Die heil. Anna galt im Mittelalter als Schutzpatronin des Bergbaues, und die reiche Ausbeute der Bergwerke wurde ihrer Hilfe zugeschrieben.

2140. Laurentius Angel und der Bergbau zu Schmiedeberg und Kupferberg.

Kreis Hirschberg und Schönau.

1. Im Jahre 1148 hat der vornehme Bergmeister Laurentius Angel in dem wilden Gebirge allerhand Ertzt suchen lassen, und als er allhier (in Schmiedeberg) reiche Eisengruben angetroffen, daß die Gegend dadurch hin und wieder erschollen und zu merklichem Ruhm gestiegen, haben sich von selbiger Zeit bis auf das Jahr 1158, zu welcher Zeit Boleslaus Crispus, Hertzog der Fürstentümer (Schweidnitz und Jauer), zu regieren angefangen, mehr als 200 Schmiede dahin gefunden.

Naso, Phoenix redivivus. 1667. S. 229.

Es liegt das Städtlein Kupferberg auf einem hohen Berge, welches im Jahre 1156 seinen Anfang genommen, als der weit

und fern berühmte Bergmeister Laurentius Angel allhier das Kupfer-Ertzt reichlich angetroffen.

Naso, Phoenix redivivus. 1667. S. 233.

Als Begründer des Bergbaues in Schmiedeberg wird Lorenz Angel 1143 genannt von Berndt, Wegweiser. 1828. S. 572.

2. Im Jahre 1148 soll der Bergmeister Lorenz Angel, der auch die Bergwerke zu Kupferberg begründet hat, hier eingeschlagen und reiche Gänge von Eisenerz gefunden haben. Alsbald sammelten sich eine Menge Schmiede umher und bauten im Habichtsgrunde ein großes Dorf, also, daß ihre Zahl bald auf 200 gestiegen ist. Sie verfertigten Eisenwaren und verkauften sie weit und breit. Nach diesen vielen Schmieden ist der Ort Schmiedeberg, d. h. Schmiede am Berg benannt worden.

H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 275.

Nach ihm O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges. 1884. S. 82.

Inhaltlich übereinstimmend Klose, Sagen des Riesengebirges. 1887. S. 59.

Ums Jahr 1156 hat ein Bergmeister, mit Namen Lorenz Angel, in dieser Gegend reiche Minen von Kupfererz entdeckt und eine Menge Bergknappen an sich gezogen, welche in einem Tal, der Schlackengrund genannt, 70 Hütten bauten und so die Stadt begründeten. Später ist der Bergbau mehr in Verfall geraten und hat jetzt fast völlig aufgehört.

H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 271.

Nach ihm O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges. 1884. S. 52.

Inhaltlich übereinstimmend Klose, Sagen des Riesengebirges. 1887. S. 65.

Über Laurentius Angel berichtet F. P. Scholz (Hirschberg) in „Schlesische Bergwerkssagen“: Bergingenieur Büttgenbach („Europas erster Steinkohlenbergbau“; ferner „Geschichtliches über den Steinkohlenbergbau im Wormgebiet. Aachen 1898“) weist nach, daß schon seit 1113 im Wormgebiet bei Aachen die Steinkohlenflötze abgebaut worden sind und daß die Augustinermönche von Klosterrath als die eigentlichen Begründer dieses Bergbaus auf dem europäischen Kontinent anzusehen sind. Eine Lütticher Legende weiß über die näheren Umstände, unter denen diese wichtige Entdeckung sich vollzog, folgendes zu berichten. In den letzten

Jahrzehnten der Regierung des Erzbischofs de Cuijk habe ein Unbekannter, namens Angel, den seine überirdische Erscheinung schon als einen Engel kennzeichnete und der auch nach seiner inhaltsvollen Mitteilung bald verschwand, einen Schmied Hullos in der Gemeinde Plennevaulx auf die Höhen des nahe gelegenen Mönchenberges hingewiesen und ihn aufgefordert, die Adern schwarzer Erde, die er dort finden werde, aufzubrechen; sie werde ihm die immer teurer werdenden Holzkohlen vorteilhaft ersetzen. Hullos sei dem Winke Angels nachgekommen und dadurch ein Wohltäter zunächst seiner engeren Heimat geworden, und mit Recht lebe sein Name weiter fort in dem französischen Houille, der Bezeichnung der Steinkohle.

Diese Deutung verdient keinen Glauben; denn für Houille ist das Stammwort das deutsche „Kohle", und jene Erklärung gehört den zahllosen etymologischen Sagen an, durch welche sich die Völker unverständliche Namen zu deuten suchten. Die Deutung des Fremden als Engel gehört der glaubensbedürftigen und von kirchlichen Interessen durchtränkten Zeit an. Die Kritik dagegen macht ihn zu einem Engländer, weil in Britannien die Kohle tatsächlich schon früher zum Schmieden des Eisens verwendet wurde und zwischen dem Inselreich und dem Lütticher Industriegebiete wegen seiner ausgezeichneten eisernen Geräte und Waffen ein lebhafter Verkehr stattfand.

Kaum wird sich entscheiden lassen, welche von diesen Deutungen die richtige ist. Für unsere Zwecke ist das auch gleichgültig, und hier kommt nur die Tatsache in Betracht, daß in Kupferberg und Schmiedeberg ein Angel dieselbe Rolle spielt wie in Lüttich.

Daß der bekannte oder besser berüchtigte Naso (alias Schröter), der in seinem Phoenix redivivus die Geschichte der Herzogtümer Schweidnitz-Jauer aufgezeichnet hat und dessen Angaben wegen ihrer Unzuverlässigkeit keines guten Rufes sich erfreuen, die von ihm berichteten Tatsachen selbst komponiert, ist für diesen Fall kaum denkbar. Es ergibt sich aus der Vergleichung seines Berichts mit der Lütticher Legende, daß Naso, was den Bergbau und die Entstehung Kupferbergs und Schmiedebergs anbetrifft, eine volkstümliche Quelle vorgefunden haben muß, die noch im 17. Jahrhundert stark und fast unverfälscht floß, und die er seinerseits nur etwas zurechtgestutzt hat. Tatsächlich hatte er, ehe er sich an sein Werk machte, eine Reise durch die beiden Fürstentümer unternommen und sich durch eigene Anschauung der bemerkenswerten Örtlichkeiten und durch Erkundigungen über die verschiedensten Dinge für seine Aufgabe vorbereitet.

Eine kleine, aber die charakteristischen Züge nicht vermischende Weiterbildung hat die Lütticher Legende im Laufe der Jahrhunderte und bei ihrer Wanderung durch Deutschland allerdings erfahren. Aus dem Engel, der auf die im Boden ruhenden Schätze hinweist, ist der vornehme Berg-

meister Laurentius Angel geworden. Dagegen sind Nasos eigene Zutaten wahrscheinlich die genauen Angaben der Jahre 1148 und 1156, und er hat diese Zahlen, die durch keine sichere Angabe ihre Bestätigung finden, aufs Geratewohl genommen, weil sie ziemlich mit der Lostrennung Schlesiens von Polen zusammenfallen.

F. P. Scholz im Kynast, Ostdeutsche Monatsschrift I. 1898/99. S. 354—356.

2141. Die Goldlöcher bei Haselbach.

Kreis Landeshut.

Oberhalb Haselbach links am Wege nach Pfaffendorf sind auf einer Bergwiese mehrere große Löcher, die Goldlöcher genannt. Dort ist früher ein Goldbergwerk gewesen. Auch der alte Eckert (aus Pfaffendorf) weiß, daß man früher in jenen Löchern Gold gefunden hat. In eins der Löcher hat eine Frau Hirse geschüttet. Wenn so viel Jahre vergangen sein werden, als es Hirsekörner gewesen sind, so wird man dort wieder den Goldbergbau beginnen.

Von Drescher in Pfaffendorf.

Handschriftlich von Friedrich Vogt, 90er Jahre des 19. Jahrh

2142. Der goldene Ochse im Rabengebirge.

Kreis Landeshut.

Ein Waldarbeiter schlief zur Mittagsstunde in der Nähe eines unweit von Blasdorf (bei Schömberg) im Walde gelegenen Felsens, aus dem eine Quelle hervorbrach. Infolge eines Geräusches erwachte er und sah, daß ein goldener Ochse aus dem Tale heraufkam. Der Ochse ging zuerst zu der Quelle und löschte dort seinen Durst, stieg dann noch ein Stück den Berg hinauf und verschwand in der Erde. Von dieser Erscheinung erzählte der Arbeiter einer umherziehenden Musikbande. Diese begann nun an der Stelle, wo der Ochse verschwunden war, ein tiefes Loch in die Erde zu graben. Als das der Eigentümer des Waldteiles, welcher der Scholzenwald hieß, erfuhr, ging er hinaus, um die Schatzgräber zu verjagen. Diese waren aber schon wieder weiter gewandert. Das Loch, das sie gegraben haben, heißt jetzt noch das Goldloch.

Patschovsky, Sagen des Kreises L. 1893. S. 24.

2143. Der Goldbergbau in der Goldberger Gegend.

Kreis Goldberg-Haynau und Liegnitz.

1. Goldberg ist eine alte Stadt und hat ihren Namen und Ursprung von dem starken Bergbau, so man allda getrieben und durch den man viel Gold zutage gefördert hat.

Bereits vor dem Jahre 1200 war dies Bergwerk im Schwung unter Herzog Boleslaus des Langen Regierung, und von allen schlesischen, in denen man Gold grub, als zu Nikolstadt, Reichenstein, Striegau, Langenau, Löwenberg und mehreren anderen, das ergiebigste. Nach alten Chroniken sollen daselbst alle sieben Tage 150 Pfund Gold gegraben worden sein, davon der Rat jedesmal ein Pfund bezogen. Daher schreibt sich auch die alte Sage[1]): „Die Goldberger begrüben ihre Toten in lauter Golde", weil zu der Zeit der Kirchhof auf dem Niklasberge der einzige Ort war, der nicht von Gruben durchwühlt werden durfte.

Wie stark das Bergwerk betrieben wurde, zeigt schon der Umstand, daß Herzog Heinrich dem Frommen 600 Goldberger Bergknappen gegen die Tartaren zu Hilfe zogen. Als diese aber bei Wahlstatt meist erschlagen wurden, geriet der Bergbau zu Goldberg auf ganze 100 Jahre lang gar sehr ins Stocken. Ums Jahr 1352 kam der Bergbau zu Goldberg aufs neue in Schwung und wurde bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts eifrig betrieben. Da haben aber der Sage nach die Bergknappen zu Nikolstadt einen Mönch erschlagen, der den Zehnten von ihnen heischte, und vor seinem Ende hat er den schlesischen Goldbau verflucht und die Gruben mit einem heimlichen Bann versetzt, also daß auch die Bergwerke zu Goldberg von der Zeit an versiegten und keinen Ertrag mehr gaben und endlich ganz verfielen. Wie der Bann aber zu lösen sei, hat man bis heutigen Tages noch nicht gefunden.

H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 177f.
Nach ihm O. Goedsche, Sagen des Riesengebirges. 1884. S. 27f.
Inhaltlich übereinstimmend Grässe, Sagenbuch. 1871. S. 296 u. Wrubel, Bergmännische Sagen. 1882. S. 139.

1) Erwähnt u. a. Prov.-Bl. 1840. 112. Bd. S. 103.

2. Der Verfall der Goldberger Bergwerke.

Als am 9. April 1241 in der Mongolenschlacht auf der Wahlstatt 600 Goldberger Bergknappen, die dem Sohne der heiligen Hedwig, dem Herzoge Heinrich dem Frommen, zu Hilfe gezogen waren, dort und auf der Schädelhöhe bei Nimmersatt den Heldentod gestorben waren, geriet der Bergbau zu Goldberg in Stockung. Als er sich endlich um das Jahr 1352 wieder hob, wurden die Bergleute sehr übermütig und sollen 60 Jahre später sogar einem Mönche den Zehnten verweigert und ihn selbst erschlagen haben. Der Gemordete aber hat vor seinem Tode den ganzen schlesischen Goldabbau mit einem Bannfluche belegt, der bis jetzt noch nicht gelöst wurde. Die Goldbergwerke sind sämtlich verfallen.

Nach einer anderen Sage sollen den Mönch, der den Zehnten forderte, nicht Goldberger, sondern Nikolstadter Bergknappen erschlagen haben.

Klose, Sagen des Riesengebirges. 1887. S. 40.

3. Die Gruben zwischen Wahlstatt und Nikolstadt.

Die sogenannten Gruben zwischen Wahlstatt und Nikolstadt werden vom Volke, als unheimlich und nicht geheuer, soviel als möglich gemieden. Nach der Meinung des Volkes soll hier der eigentliche Schauplatz der Tartarenschlacht gewesen sein, wovon die rote, vom Blute der Erschlagenen gefärbte Erde noch heute Zeugnis gebe. Das ganze Gelände soll einst untergehen, was gar nicht so unwahrscheinlich ist, da es unterminiert zu sein scheint. Es wurde hier früher Bergbau auf Gold getrieben. In der Nähe von Nikolstadt soll der Eingang zu einer Goldmine sein, den einst ein frommes Sonntagskind auffinden wird. Erdeinbrüche haben übrigens wiederholt schon stattgefunden.

Dr. Matzner in Prov.-Bl. 1869. S. 466.

2144. Der goldene Ochse bei Goldberg.

Kreis Goldberg-Haynau.

„Vor Zeichnüß der Bergwerg Im Golltbergischen wie Ich Bericht worden bien, Ao. 1625 den 5ten July. — 3. Hieben ueber

der Katzbach kegen Kopisch, wirdt Bericht, daß der guldne Ochse ist gebaudt worden, das Bergkmennisch zu verstehen, daß goltreiche Gebew gewesen sein. Wie es dann im Thal, kegen Vnd vbrig Kopisch, die große Menge der Gruben außweisen und Bezeigen, daß da waß großes muß gewesen sein, Vnd noch sein müsse, sonderlich (weil gesagt wird), daß man Bein erst gemeldten 7 Bitten (ein vorher unter 1 erwähnter Schacht) den gülden Ochsen Beim Kopfe erwüscht, Im ein Horn abgerissen Vnd sey Ihnen wieder entworden, davon Sich die Stadt Goldtberg gebessert: Vndt die Kirche erbauet worden. Dieser Bericht giebet Bergwerg-Verstendigen, trefflich nachdenken, daß in der teyffe die Reichsten Flez, so da Golt führen, sein müssen usw."

Urkunde des Liegnitzer Rathausarchivs vom Jahre 1625, mitgeteilt von Bergemann in Prov.-Bl. 1832. Bd. 96. S. 249f.

In einem Aufsatze des Stadtsyndikus Scholtz in Goldberg „Die Goldbergwerke in und bei Goldberg" sagt der Verfasser: „Tschirschnitz[1]) führt nach einer nicht näher bezeichneten geschriebenen Nachricht des Jahres 1625 an, daß Oswald Klinger bei den Thielebütten dem goldenen Ochsen ein Horn abgerissen habe. Diese Grube (Zum goldenen Ochsen) soll viel zur Besserung der Stadt und Kirche beigetragen — haben."

Scholtz in Prov.-Bl. 1840. 112. Bd. S. 103.

2145. Das Eselsfüllen und seine Mutter auf der Kynsburg.

Kreis Waldenburg.

„Als im Jahre 1476 die Räuber, welche die Kinsburg besetzt hielten, besonders die böhmischen Hussiten, die sie in den

1) Tschirschnitz war Syndikus zu Goldberg und hat zu des Breslauer Rektors Arletius Schrift „Historische Nachricht von den zu Goldberg in Schlesien ehemals beträchtlichen und berühmten Goldbergwerken, 1768" Anmerkungen verfaßt.

Auch Mosch, Zur Geschichte des Bergbaus in Deutschland S. 79 sagt: „Von dieser Gegend (auf der Südseite der Katzbach gegen Kopisch) war eine gemeine Rede, daß man hier den gülden Ochsen beim Kopfe erwüscht usw."

hussitischen Unruhen eingenommen hatten, daraus vertrieben wurden, sollen sie einen großen Schatz in den Gemäuern oder an anderer Stelle verborgen haben, der von den nachfolgenden Bewohnern nicht entdeckt werden konnte. Im Dreißigjährigen Kriege, als die Burg bald der einen, bald der anderen Abteilung der Heere angehörte, besetzten sie auch die Schweden im Jahre 1633, und ein Obrist derselben — Naso (Phoenix redivivus 1667) nennt ihn Devour — soll in einem Pfeiler ein goldenes, andere sagen ein mit Gold gefülltes, Eselsfüllen gefunden haben, mit der Inschrift:

Gold ist mein Futter,
Nicht weit hiervon ist meine Mutter.

Dieser unglückliche Reim hat am meisten zur Zerstörung der Burg beigetragen, da man mit unsäglicher Wut dem noch vorhandenen Schatze nachgespürt hat, den man sich weit reicher und prachtvoller dachte, als der bereits angeblich gefundene gewesen sein sollte. Tiefe Löcher sind deshalb in die Mauer gehackt worden, die jetzt wieder verschlossen werden müssen, heftig wurden die Mauern erschüttert. Noch zeigt man eine Stelle in der Burg, wo das Eselsfüllen gefunden sein soll."

Büsching, Sagen und Geschichten aus dem Schlesiertale. 1824. S. 23f. Nach Martinys Handbuch für Reisende. 1818. S. 384f. Vorher wird die Sage schon erwähnt von Naso im Phoenix redivivus. 1667. S. 259, dann von Lucae, Denkwürdigkeiten Schlesiens. 1687. S. 928. Pastor Klose von Domantze in Prov.-Bl. 1789. Bd. 10. S. 415f. Später von K. A. Müller, Vaterländ. Bilder. 1837. S. 49. H. Goedsche, Sagenschatz. 1840. S. 296, den zahlreichen kleinen Beschreibungen der Kynsburg und an anderen Orten.

In humoristischer Dichtung ist die Sage dargestellt von U. Kern in Joh. Kerns Schles. Sagenchronik, 1840, S. 9, in den Liedern und Sagen, 1847, S. 126 und in Schlesiens Sagen, 1867, S. 146.

Nach Mitteilungen anderer soll der erste Besitzer der Kynsburg als Bergmann in dem unweit der Burg gelegenen „goldenen Wald" nach Gold gesucht, solches auch dort gefunden und den

Bergbau nach diesem edlen Metalle daselbst lange mit gutem Erfolge unterhalten haben. Die also gewonnenen Schätze hat derselbe zur Sicherheit für seine Nachkommen in eine Eselshaut einnähen und mit der oben erwähnten Aufschrift in eine hohle Mauer einmauern lassen! Die Worte „Gold ist mein Futter" sollten seinen Nachkommen den Inhalt des Eselsfüllens anzeigen und die Worte: „Unweit von hier steht meine Mutter" dieselben auf den „goldenen Wald" als Fundort des Goldes hinweisen. Der verborgene Schatz aber ist bei dem öfteren Wechsel der Burgbesitzer, anstatt in die Hände seiner späteren Generationen, in die der Schweden geraten, welche den letzteren Worten bei mangelhafter Ortskenntnis eine falsche Deutung gaben und unter der Mutter des Eselsfüllens einen noch größeren und kostbareren Schatz vermuteten, dem sie in der Burg nachspürten und dadurch zur Zerstörung derselben viel beitrugen.

Reimann, Burgruinen des Kreises Waldenburg. 1883. S. 60.

2146. Der goldene Esel zu Reichenstein.

Kreis Frankenstein.

Als die Stadt Reichenstein noch nicht bestand, waren doch schon an den Bergen einzelne Hütten von Bergleuten erbaut, die gekommen waren, um im Innern der Berge nach Erzen zu graben. Sie hatten Stollen und Schächte angelegt, aber die Ausbeute war gering. Da hieß es eines Tages, man habe einen goldenen Esel in den Stollen vorbeihuschen sehen. Die Aufregung war groß, und man beschloß, Jagd auf ihn zu machen. Die Bergleute gingen von allen Mundlöchern zu gleicher Zeit vor, und man trieb ihn richtig in die Enge. Einer faßte ihn am Ohre, aber er riß sich los, ließ das Ohr in den Händen des Angreifers und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Das Ohr hat jedoch ausgereicht, um die Stadt Reichenstein davon zu erbauen.

K. Mündlich von Herrn Bürgermeister Tschöcke in Reichenstein. Gleichlautend von Frau Kaufmann Langer in Patschkau. 1895. Auch Mitt. Heft 15. 1906. S. 117.

Daß die Sage einem volkstümlichen Erklärungsversuche des Namens „Goldener Esel", eines Schachtes des alten Reichensteiner Goldbergwerkes, seinen Ursprung verdankt, ist zuerst von P. Regell in den Breslauer Germanist. Abhandlungen, XII. Heft, 1896, S. 135 f. behauptet und von mir in Mitt. Heft 15, 1906, S. 117 weiter ausgeführt worden.

Andere, novellistisch ausgesponnene Darstellungen derselben Sage, die nicht als reine Volkssage anzusprechen sind, sind von mir erwähnt in Mitt. a. a. O. S. 116.

2147. Der goldene Esel und die Mutter mit dem Kinde im Pelkenberge bei Patschkau.

Kreis Neisse.

Im Pelkenberge[1]) bei Patschkau ist unter der Stelle, wo früher die Kapelle stand, ein goldener Esel begraben. Alle Jahre am Karfreitage nachts 12 Uhr steht der Berg offen. Da hat einmal eine arme Frau, von bitterer Not getrieben, die Zeit abgepaßt, und ist mit ihrem Kinde auf dem Arme in den offenstehenden Berg eingetreten. Sie hat den goldenen Esel gesehen, hat ihr Kind zur Erde gesetzt und dem Esel das Ohr abgerissen. Dann ist sie hinausgestürzt, mit dem Ohre in der Hand, und der Berg hat sich geschlossen. Nun erst ist sie zur Besinnung gekommen und hat gemerkt, daß sie ihr Kind im Berge vergessen habe. Da ist sie zwar reich gewesen, aber doch eine unglückliche Frau. Ein ganzes Jahr hat sie den Kummer getragen. Und als im nächsten Jahre zur selben Stunde der Berg wieder offen stand, ist sie wieder da gewesen, hat ihr Kind frisch und gesund an der Erde sitzen sehen, hat es an sich gerissen und ist aus dem Berge geflohen. Nun erst ist sie eine wahrhaft glückliche Frau gewesen.

K. Mündlich von Mutter Heimann aus Patschkau. 1895. Auch Mitt. Heft 15. 1906. S. 121.

Anderseits geht vom Pelkenberge die Sage, daß im Dreißigjährigen Kriege eine Kirche auf dem Berge gestanden habe und

1) Auf diesem Berge hat ehemals eine Burg Bolkos I. gestanden, und der Name Burgberg hat sich bis ins 19. Jahrhundert hinein unter dem Volke erhalten.

daß in ihm eine ganze Braupfanne von Geld während der Kriegszeit vergraben worden sei.

K. Mündlich von Barbier Tenzer aus Patschkau. 1895.

2148. Das Goldbergwerk bei Ziegenhals und die Teufelskanzel.

Kreis Neisse.

Ein Arbeiter aus Niklasdorf (Österr.-Schlesien) ging einst durch den hinter Ziegenhals und Langendorf gelegenen Wald. Da sah er eine Flamme aus der Erde emporlodern. Als er nach Hause kam, teilte er das Erlebnis einer „weisen Frau" mit, und diese gab ihm den Rat, dort nachzugraben, er werde dort Gold finden. Er grub nun nach und fand Goldklumpen, erst in Größe von Talern, dann von Äpfeln und zuletzt in Kinderkopfgröße. Daraufhin entstand an dieser Stelle ein ausgiebiges Goldbergwerk.

Doch der Besitzer war ein Geizhals. Da erschien ein Jägersmann und hetzte die Arbeiter auf, doch nicht für so kärglichen Lohn zu arbeiten. Immer wieder stellte er sich auf die erhöhte Bergkuppe und predigte von seiner Kanzel Unzufriedenheit. Da bemerkte ein Arbeiter, daß der Jäger einen Pferdefuß hatte, und schrie: „Jesses, der Teifel!" Seit jener Zeit heißt der Berg die Teufelskanzel.

Schriftl. von Seminarist Paul Rother aus Langendorf bei Neisse. 1910. (Durch Herrn v. Woikowsky-Biedau.)

2149. Aufhören des Silberbergwerks zu Beuthen O/S.

Polnisch-Oberschlesien. Kreis Beuthen.

1. Anno 1364 haben die Bürger zu Beuthen zwei Priester, als den Stadtpfarrer Petrum und den Prediger Nicolaum, jämmerlich umgebracht. Anno 1369 verging das silberreiche Bergwerk zu Beuthen, und hielt man dafür, daß die Ursache wäre, weil die Inwohner daselbsten den vorerwähnten Priestermord verübet hätten.

H. Roch, Neue Laußnitz-Böhm- und Schlesische Chronika. 1687. S. 127.

2. Da die Beuthener von ihren reichen Silbergruben der Geistlichkeit keinen Zehnten geben wollten und den Pfarrer und Kaplan ersäuften, haben sich in den Gruben die Schleusen der unterirdischen Gewässer geöffnet, und fruchtlos blieb alles Streben, sie zu überwältigen. Erst wenn die Geschlechter der Teilnehmer an dem Morde völlig erlöschen, sollen die Silbergruben wieder zum Vorschein kommen.

Lompa, Handschrift. 1846. S. 38.

2150. Goldener aus der Erde wachsender Draht.

Schlesien, an der Mährischen Grenze.

Ein Bauer in Schlesien an der Mährischen Grenze merkte, daß sein Pflug von etwas Hartem unter der Erde angehalten würde. Wie er nun zuguckte, war's ein ziemlich schwerer güldener Draht mit seiner in der Erden angewachsenen Wurzel, den D. Sachs selbst gesehen hat, daß Gremsius nicht uneben von silbernen Haaren oder vielmehr haarähnlichen Faden reden kann.

Sammlung merkwürdiger Geschichte, 1756, S. 184 aus Paulinus, Zeitkürzende erbauliche Lust, 2. Teil, Nr. 160, S. 923, wo von güldenen und silbernen Reisern und Bäumen, so aus der Erde gewachsen, die Rede ist.

Der Glaube, daß das Erz in der Erde wachse, ist in Schlesien allgemein verbreitet. Schächte, die abgebaut sind, müssen so lange ruhen, bis das Metall reif ist, dann liefert es wieder Ausbeute. Über das Wachsen des Goldes berichtet u. a. Scholtz in Prov.-Bl., 1840, 112. Bd., S. 3 in dem Aufsatze „Goldbergwerke in und bei Goldberg": „Mancher goldgierige Blick wird (heute, nachdem seit Jahrhunderten der Goldbergbau aufgehört hat) nach den unterirdischen Nestern geworfen, aus welchen die Alten die goldenen Eier geholt haben sollen; und oft ist selbst in der neuesten Zeit der Wunsch ausgesprochen worden, doch einmal nachzusehen, ob das Gold nicht wieder nachgewachsen sei, was, wie viele wissen wollen, möglich sein soll: eine Möglichkeit, mit der es sich wohl aber ebenso verhalten mag, wie mit einer früher aufgestellten Behauptung, daß ausgewaschener Sand aus goldführenden Flüssen, wenn er in die Sonne gelegt und vom Regen befeuchtet werde, aufs neue Gold erzeuge und nur von Zeit zu Zeit wieder ausgewaschen werden dürfe."

Daß das Erz noch nicht reif sei, erzählte mir ein am Krautenwalder Berge pflügender Bauer, als ich ihn nach den Pingen befragte, die überall auf der Höhe zwischen Landeck und Krautenwalde als Zeichen einstigen Silberbergbaues zu sehen sind. In den „Goldlöchern" an der Kynastlehne bei Nimptsch (Bug, Heidenschanzen. S. 321) soll erst in 50 Jahren das Metall reif sein.

2151. Der goldene Reiter auf dem goldenen Pferde im goldenen Stollen bei Reinerz.

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

Wilhelm von Studnitz teilt in der Einleitung zu seiner erdichteten Erzählung „Das Füllen von Kynau" folgende aus dem Volksmunde geschöpfte Sage mit. Er wollte den goldenen Stollen an der Hohen Mense besuchen und hatte einen Bauer gefunden, der ihn in die Höhle führen sollte. Es kam nicht dazu; denn das Wasser hatte den Eingang voll Geröll geschwemmt. Dafür erzählte ihm der Bauer allerlei von den langen und tiefen Gängen, den Leitern, den Gewölben und dem flimmernden Goldgestein, aus dem Wände und Decke beständen. Dann fuhr er wörtlich fort:

„Und doch, lieber Herr, kann Er es mir glauben, daß das alles nur Kleinigkeit ist gegen den goldenen Reiter auf dem großen goldenen Pferde, der hierher gebannt ist. Sieht Er den Trichter hier im Erdboden?" — er zeigte auf eine Vertiefung nahe dem Eingange, die wohl ein verfallener Schacht (?) sein mochte — „der wird immer größer. In dem steckt er, eitel golden, von der Hutfeder bis zu den Eisenstollen seines Pferdes hinab, und groß — da sind wir nur Däumlinge dagegen. Ja, wer nur mehr gelernt hätte, als seinen Bissen Brot essen! Aber so sinkt der goldige Mann alle Jahre tiefer und tiefer, und das Erlösen wird immer schwerer!" Studnitz fragte weiter und wollte Auskunft haben über den ganz edlen Ritter; doch die konnte der Bauersmann nicht geben. Nicht einmal des Bannes Gesetz und Lösung wußte er zu nennen, und so lohnte Studnitz ihn ab, in allem befriedigt.

W. v. Studnitz im Schlesischen Taschenbuch (Herausgeber Dr. W. L. Schmidt, Hirschberg). 1826. S. 339.

2152. Verzauberung des Bergbaus zu Hammer, Stuhlseifen und Peucker.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.

Bei dem Dorfe Hammer liegt ein alter Bergbau in Fristen, und der tiefe Hammerstollen (der alte Stollen) ist noch wohlerhalten. Man erzählt, daß eine Hexe den Bergbau verzaubert habe.

Dasselbe Märchen wird auch von den Stollen bei den naheliegenden Orten Stuhlseifen und Peucker erzählt.

Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 72.

2153. Das verwunschene Salzbergwerk bei Rosenthal.

Grafschaft Glatz. Kreis Habelschwerdt.

1. Jetzt müssen die Bewohner der Grafschaft Glatz das Salz, dessen sie bedürfen, von auswärts beziehen; ehedem hatten sie dies nicht notwendig. In der Nähe von Rosenthal befand sich ein Salzbergwerk, in welchem muntere Knappen in engen und weiten Schächten, auf Treppen und Leitern auf- und niederstiegen und das so unentbehrliche Gewürz der Speisen zutage förderten.

Einer der tätigsten, aber auch einer der liederlichsten Burschen in der Schar der Bergleute war Niklas, der Sohn einer übelbeleumundeten Witwe, von der es hieß, daß sie es lieber mit dem Teufel als mit Gott halte. Niklas verdiente viel und vergeudete viel, doch unterstützte er auch seine Mutter. Als er einst allein in einem Gange arbeitete und recht tüchtig dreinschlug, um viel zu fördern, da löste sich, weil Niklas alle Vorsicht außer acht gelassen hatte, plötzlich eine große Menge Salz und begrub ihn. Gegen Ende der Schicht hatten die Knappen ihren Genossen wohl gefunden, aber als Leiche. Traurig trugen sie selbige in der Mutter Haus. Diese gebärdete sich bei dem Anblicke des toten Sohnes fast wie eine Wahnsinnige. Bald murmelte sie ein Gebet, bald einen Fluch. Zuletzt schien der Teufel wieder die Oberhand in ihr gewonnen zu haben, denn mit schrecklicher Stimme stieß sie die furchtbare Verwünschung aus: „Das Bergwerk soll

zusammenbrechen und so viele Jahre verschüttet bleiben, als Körnchen in einem Viertel Salz sind." Noch in derselben Nacht stürzten die Stockwerke des Salzbaues ineinander. Nur zwei Stollen, die Eingänge, blieben übrig, welche der Volksmund heute nach alter Überlieferung die Salzlöcher nennt.

Hohaus in Gl. V. IV. 1884/85. S. 169f.

2. Auf einem Seitendorfer Felde, in der Nähe der Ruine Schnallenstein, befinden sich nebeneinander zwei unterirdische (Tropfstein-) Höhlen, welche die Salzlöcher genannt werden. Sie sollen ein verwunschenes Salzbergwerk sein. Weshalb aber das Bergwerk verzaubert ist, wissen die Leute der Umgegend gar wohl.

Da war vor vielen hundert Jahren ein wilder Bursche als Berghauer in dem Salzschachte tätig. Er hieß Nikolaus und war ein gar großer Gottesverächter. Zur Strafe für seine Sünden und unchristlichen Redensarten wurde er von einer herniederfallenden Salzmasse erschlagen. Die übrigen Bergknappen trugen seine Leiche seiner alten Mutter ins Haus, die über deren Anblick in solche Wut geriet, daß sie dem Teufel ihre arme Seele versprach, wenn er das Bergwerk verzaubere und keinem Menschen ein Mäßchen Salz daraus gebe. Das Bergwerk soll sofort mit Donnergepolter zusammengebrochen sein und wird so viele Jahre verzaubert bleiben, wie Körnchen Salz in einem Scheffel Platz haben. — Nach einer anderen Erzählung sollen in alter Zeit wilde (verhexte) Tiere in den Höhlen gehaust und die Löcher an den Wänden ausgeleckt haben.

Klose, Sagen der Grafschaft. 1888. S. 58f.

2154. Das verwunschene Bergwerk bei Deutsch-Gießhübel.

Nordöstliches Böhmen. Bzh. Deutschbrod.

Nicht weit von der Irschingser Grenze gegen Deutsch-Gießhübel zeigt man heute noch eine Stelle, wo einst eine Schmelzhütte mit einem Bergwerke stand. Die vielen Schlacken, die noch hier zu finden sind, deuten auf die Schmelzhütte. Der Besitzer des Bergwerkes war bereits verstorben, und so führte die Witwe mit

ihren zwei Söhnen die Leitung des Bergwerks selbst. Anfangs ging es wohl, aber später wurden die Söhne zänkisch und unverträglich, weil sie nicht einig werden konnten, wem die Schmelzhütte als Eigentum zufallen solle. Daher gab es im Hause öfter Zank und Streit. In ihrem Zorn erschossen sich die Brüder gegenseitig. Der Schmerz der Mutter war groß, als sie ihre Kinder entseelt am Boden liegen sah. In ihrem mütterlichen Schmerze rief sie aus: „Verflucht seist du, Stätte des Unglücks!" Hierauf nahm sie eine volle Brotschüssel Mohn, schüttete diesen auf die Erde und sprach: „So viele Mohnkörner hier liegen, so viele Jahre bleibe das Bergwerk verwunschen." Und in der Tat ging das Bergwerk bald ein. Von der einst blühenden Bergwerksstätte ist jetzt nichts mehr zu sehen, als einige zerstreute Schlacken, die am Wege liegen.[1])

Von Schulleiter Joseph Khun mitgeteilt aus Deutsch-Gießhübel.

Langer, Das östliche Deutschböhmen. V. Jahrg. 1905. S. 164 f.

2155. Die Verwünschung des Bergbaus im Jürgengraben bei Johannisbad.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirgsrand.

Südlich von Johannisbad, schon in der Gemarkung von Mohren, liegt eine malerische Schlucht, Jürgengraben genannt. Dort sieht man mehrere tiefe verfallene Berglöcher, umgeben von hohen Halden als Spuren einstiger, bergmännischer Tätigkeit. Heute wurzeln bejahrte Tannen und Buchen sowohl auf den Halden, wie auch an den Wänden der trichterförmigen Löcher. Dort

1) Der historische Hintergrund der Sage ist wie der anderer ähnlicher Bergwerkssagen darin zu suchen, daß der ehemals um Iglau weitverbreitete Bergbau in neuerer Zeit aufgehört hat. — Bei dem zu Deutsch-Gießhübel (Bezirk Stecken) gehörenden Altenberg, wie überhaupt an beiden Ufern der Iglawa, wurde in grauer Vorzeit der erste Bergbau in diesem Teile Böhmens und Mährens getrieben. Vgl. Sommer, Das Königreich Böhmen. XI. Bd. 1843. S. 146 u. 149.

wurde mir an Ort und Stelle von einem alten Bauer folgende im Dorfe überlieferte Sage erzählt:

Als hier noch der Bergbau blühte und die Bergleute sich ein hübsches Stück Geld verdienten, kam einmal eine ärmlich gekleidete alte Frau an den Ort. Abgesehen von einigem ausgeklingelten Mohn trug sie nichts mit sich. Inständig bat sie die Leute um eine milde Gabe, womöglich um ein Paar alte Schuhe für ihre wegwunden Füße. Doch hart wurde sie abgewiesen: „Wir haben nichts übrig!" Mühsam hinkte die Alte weiter. Voll Zorn und Wehe stieß sie die Verwünschung aus: „Weil ihr so herzlos seid, sollt ihr, sollen auch eure Kinder so viel Jahre, als ich Mohnkörner in der Schürze trage, kein brauchbar Erz mehr finden!" Wirklich förderten die Leute von der Stunde ab nur mehr taubes Gestein zutage und mußten so ihre Arbeit einstellen. Sie zogen darauf mit Waldstein in den Schwedenkrieg und gingen wer weiß wo zugrunde. Wenn man nur wüßte, ob die Jahre bald um sind!

Oberlehrer Bayer (Johannisbad) im Wanderer im Riesengebirge. 1899. S. 144.

Walensagen und ihre Nachklänge.

2156. Das gute Bergmännlein auf dem Hochwalde.

Sächsische Lausitz. Kh. Bautzen.

Auf dem Hochwalde bei Zittau, der nach dem „Walenbüchlein" kostbare Edelsteine bergen soll, geht zuzeiten ein kleines aschgraues Bergmännlein umher. Bart und Haar sind schleierweiß. Seine schwarze, mit Rot verbrämte Kutte umschließt ein goldgelber Gürtel, auf dem Haupte trägt es eine trichterförmige grüne Mütze, und in der Rechten einen bunten Stab. Dieses Männchen zeigt dem, der ihm in den Weg kommt, nicht bloß Gold, Silber und Edelsteine, sondern vorzüglich auch wohltätige Heilkräuter.

Einst lebte zu Olbersdorf ein gewisser Jakob Sahrer, den einige den frommen Jakob, andere den hinkenden Boten nannten, weil

er im Dreißigjährigen Kriege als kaiserlicher Reitersmann einen Schuß ins Knie bekommen hatte, der ihn zum ewigen Hinken verurteilte. Er war ein beliebter und wegen seiner Frömmigkeit auch geachteter Mann; jeder kaufte ihm gern seine Heilkräuter ab, die er in den Bergen sammelte, oder gab ihm durch Botenschicken etwas zu verdienen. Auf solch einem Botenwege begegnete ihm einst das Bergmännlein. Das wußte wohl auch von seiner Frömmigkeit und daß er ein rechtschaffener Mann war, winkte ihm und führte ihn die Kreuz und Quer durch den Wald, bis sie endlich an einem kleinen Hügel ankamen. Dort schwang es seinen Zauberstab nach allen Himmelsgegenden hin und senkte ihn dann auf die Erde. Da tat sich der Hügel auf, und es strömte hervor wie ein Springbrunnen von lauter Gold, Silber und Edelsteinen, eine lange Weile. Das mußte nun der fromme Jakob alles aufraffen und in seinen Mantel packen. Zum Abschiede gab ihm das Bergmännlein noch ein Buch und verschwand vor seinen sichtlichen Augen. In dem Buche aber lag ein Zettel, auf dem stand zu lesen in lateinischer Sprache eine Vermahnung, daß er seines Fundes sich mit Weisheit bedienen und der Armen und Kranken sich annehmen sollte: Utere bene memorque sis aegrotorum pauperumque. Denn das Buch handelte von den geheimen Kräften der Wurzeln und Kräuter. Der brave Invalide hat mit seiner Hilfe noch vielen, vielen Menschen das Leben gerettet, und als er zu Ende des 17. Jahrhunderts selber starb, seine sämtlichen Reichtümer der Kirche und frommen Stiftungen vermacht.

Jenes Bergmännchen aber ist der Geist eines weisen und wohltätigen Mannes, der einst an der böhmischen Grenze lebte und weite Streifereien nach der Lausitz wie auch ins Österreichische unternahm, allenthalben den Boden untersuchte und die ersten Bergwerke in jenen Gegenden anlegte. Durch seine Wissenschaft der Kräuter und Wurzeln heilte er Menschen und Vieh, selbst von der Pestkrankheit und dem schwarzen Tod. Die Leute aber, deren Acker dem Bergbau übergeben worden waren, haßten ihn und

überfielen ihn einst am Fuße des Berges, wo dann die Lausitzer seinen Leichnam gefunden, ihren Wohltäter beweint und in jenem Hügel begraben haben.

Haupt, Sagenbuch I. 1862. S. 191 f.
Nach Gräve, Volkssagen. S. 130. Winter, Constitut. Zeitung. 1854. Nr. 208. Grässe, Sagenschatz des Königr. Sachsen. S. 574.

2157. Der Ziegenbock des Venedigers.

Isergebirge. Kreis Löwenberg.

Der vor Jahren verstorbene sogenannte Iserrichter Männich wußte zu erzählen, daß vor langen Zeiten Venediger auf der Iser gewohnt hätten. Der eine nahm täglich seinen Weg nach dem Lämmergrunde. Als ihm einst ein Iserbewohner, von Neugierde getrieben, in den Wald folgte, kam ihm plötzlich ein großer schwarzer Ziegenbock entgegen, rannte ihm zwischen die Beine und trug ihn so aus dem Walde heraus. Kein Mensch wagte seitdem mehr die Venediger zu belauschen. Diese Erzählung würde allerdings nicht mit der Angabe Frietzsches[1]) übereinstimmen, daß das erste Haus auf der Iser ohngefähr 1630 erbaut worden sei.

W. Klose im Wanderer im Riesengebirge III. 1888. Nr. 69. S. 103.

2158. Die Abendburg im Isergebirge und ihre Schätze.

Isergebirge. Kreis Löwenberg.

1. Die Abendburg im Isergebirge.

Sie wird auch von den Walen „Rote Abendburg", „Abend-Rotte-Burg" genannt. Von ihr heißt es in einem Walenbüchlein: „Diese Mauer[2]) ist gar nahe bei der Abendburg, also genannt, aber wenig Leuten bekannt. Allda ist der Geist, welchen die gemeinen Leute den Rübenzahl nennen. Ist dir das von Gott beschert, daß du das finden sollst, was in der Abendburg an Gold

1) F. v. B. (d. i. Joh. Ehrenfried Frietzsche), Kurze Nachrichten von Flinsberg (und den Iserwiesen).
2) Von der im vorhergehenden die Rede war.

und Silber liegt, so wirst du dein Leben lang davon wissen zu sagen. Denn es ist ein Schloß vorzeiten da gewesen, welches einen unbeschreiblichen Schatz von Gold und Silber barg, daß ich glauben kann, das die Menschen unmöglich wegtragen können, so viel ich gesehen habe." Danach wird die beste Zeit des Besuches angegeben.

Aus dem Trautenauer Walenbüchlein, das auf das Jahr 1466 zurückgeht, im Wanderer im Riesengeb. 1893. S. 126.

Die Abendburg, ein Felsengebilde, liegt auf dem Hohen Iserkamm in 1041 m Höhe und östlich davon der Hochstein.

2. Der Flinsberg oder die Abendburg.

„Der Flinsberg oder die Abendburg, zwischen den Wassern Zacken und Bober gelegen, ist die reichste Gegend im Riesengebirge. Vor etlichen Jahren hat ein Nigromanticus, mit Namen Hieronymus Waldner von Greiffenstein, sich allda viel unterstanden durch seine Teufelskunst zu bekommen, aber es ist ihm aus göttlichem Verhängniß fehlgeschlagen."

J. Praetorius, Gazophylaci Gaudium, d. i. Ausbund von Wündschel-Ruthen. Leipzig 1667. S. 220ff. Enthält eine alte Anweisung für Gold- und Edelsteinsucher im Sudetengebirge und seinen Vorbergen. Sie stammt, wie Praetorius angibt, aus dem Manuskript eines alten Schlesiers, der am Riesengebirge wohnte. Den Schluß bildet die oben angeführte Stelle. Gräsſe, Sagenbuch. 1871. S. 402—408.

3. Die Abendburg am Johannistage sichtbar.

„Am St. Johannistag gehe zum Hirschberg in der Mittagstunde unter das Galgenthor[1]), besehe die Gebirge, da wirst du sehn die Abenrotburg (Abendburg) und gewißlich, wie sie gewesen, mit Fenstern und Türmen."

Von Cogho einem alten „Walenbüchlein" entnommen im Wanderer im Riesengebirge. 1893. S. 82.

1) Damit ist die Gegend des heutigen Kavalierberges in Hirschberg gemeint, von wo man in der Tat um Johanni die Abendröte hinter der Abendburg verglimmen sieht. P. Regell in Breslauer Germanist. Abhandl. XII. S. 143.

4. Wann die Abendburg offen steht.

Die Abenburg (Abendburg) beim Hochstein, heißt es in der Überlieferung der Baudenbewohner oberhalb Flinsbergs, ist ein verwünschtes Schloß. Zu bestimmten Zeiten im Jahre steht es offen, besonders sagt man zu Johanni oder am heiligen Weihnachtsabend. Darinnen sitzen, wie einer sagte, Männer in tiefen Schlaf versunken um einen Tisch.

W. Schwartz, Kulturhist. Studien, im Wanderer im RG. I. 1881. Nr. 2. S. 7f.

5. Die Abendburg und ihre Schätze am Johannisabend.

In der Gegend von Flinsberg ist der Glaube verbreitet, daß man am St. Johannisabend von 11 bis 12 Uhr vom Haumberge (im Volksmunde „Hamrich" genannt) aus die Abendburg in all ihrer früheren Schönheit erblicken könne. Man sieht einen Zwerg herauskommen, der das Burgtor öffnet. Wer nun gerade dort ist, darf hineingehen und von den darin aufgehäuften Schätzen an Gold, Silber und Edelsteinen so viel sich aneignen, als ihm beliebt. Schlag 12 Uhr schließt sich aber das Burgtor wieder, und wer es versäumt, die Burg rechtzeitig zu verlassen, der bleibt ein ganzes Jahr darin eingesperrt. Cogho, Volkssagen. 1903. S. 63f.

6. Wie man die Schätze der Abendburg findet.

Nachdem der Weg, den der Goldsucher nehmen soll, beschrieben ist von Hirschberg aus über Warmbrunn, Hermsdorf, Petersdorf, Schreiberhau zum Schwarzen Berge und weiter aufwärts immer an verschiedenen „Flüßlein" entlang bis zu dem Steine mit den sieben Ecken, heißt es wörtlich weiter:

„Wiltu aber weiter gehen, und besehen die Bürcke, die man nennet die Abendröthes Bürcke, so gehe wieder umb den Stein (den vorher beschriebenen Stein mit den sieben Ecken), und siehe daß du dich gleich gegen Abend kehrest, so kommest du gleich wieder ins Holtz. Mercke es stehen kurze Stämme zweene gegen einander über, haben viel eingehauene Zeichen, unter welchen auch die vorhergehende Zeichen. Da wirstu einen veralteten Weg

ſehen, dem gehe nach, er wird ſich ſeltzam drehen, aber habe acht, du wirſt ſtets die Zeichen, jetzt an Buchen, bald an Tannen, bald an Fichten finden, wenn du nun wohl an Berg kommeſt, ſo habe acht auff eine Buche auf der rechten Hand, und dann eine große Bürcke, auf der linken Hand, mit vielen Zeichen, darunter das vorige auch, ſo ergieb dich Gott gänzlich, denn du viel Anſtöße haben wirſt, kehre dich an nichts, gehe nur getroſt wohl umb ein Gewande, ſo wirſtu eine Klufft gerichts gegen den Abend liegend im Berge gebogen finden, darinnen du ſehen wirſt, eine ſchöne Thür, zugericht von ſchönen Marmelſtein, der ganz braun leuchtet, mit einer rothen blechenen Thür, beyneben ein gevierdt Fenſter, auch mit einem rothen blechenen Laden, gehe darzu, da wirſt du ſehen, ein gölden Crucifix über der Thür, knie nieder, bete 5 Paternoſter, 5 Ave Maria, und ein Credo, zu Dancke dem Leiden unſers Herrn, darnach habe Acht auff die rechte Seiten, unten an der Thür gerichts herab, hebe das Mooß auff, ſo findeſt du ein Loch, darinnen ein Schlüſſel, der ſchließt die Thür auff, mache den Laden auff, ſo wirſtu Wunder Gottes ſehen, es iſt kein reicher Stelle auff Erden, denn dieſe, die wird vergunt wegzutragen, ſo viel du kannſt, mache die Burck mit Fenſter und Thür zu, lege den Schlüſſel wieder an ſeine Stell, gehe davon, und wende das Gut zu Gottes Ehren, ſo wird dirs gerathen.

Diß hab ich obgemelter Hans Man von Regenſpurg[1]) zweymahl gefunden, aber übel angewendet, derhalben mich Gott geſtraffet hat, daß ichs zum drittenmal nicht finden können.

Die Zeit im Jahre, ſo findig erwehneter Ort iſt, iſt die Marterwoche, 14 Tage, in den Oſterlichen Zeiten, wo es nicht ſehr großen Schnee hat; item am Tage des h. Creutzes Erhebung, in der Creutzwoche alle Tage; in der Pfingſtwochen alle Tage; an St. Jo-

1) Die Beſchreibung iſt, wie Hans Man in der Einleitung des Walenbüchleins ſagt, ihm von einem guten alten Italiener anno 1580 den 6. Dezember mitgeteilt worden, der ſich ſeiner erbarmte, als er durch eigene Schuld ſo verarmt war, daß er mit 10 fl. von Weib und Kindern ſcheiden mußte, um irgendwo Unterkommen und Verdienſt zu finden.

hannis des Täuffers, St. Margarethä, S. Bartholomäi und Aegidi, und alle Quatember drey Tage.

Der leidige Satan aber der Rübe-Zahl thut manchen erschröcken, denn er läst sich ernstlich sehen in Gestalt eines großen grauen Münchens, mit einer Lauten, schlagende, daß die Erde erbebet, reichende über alle Bäume, darnach wirft er die Lauten nieder, wie ein großer Donnerschlag, jetzt kommt er in ein großen Bären-Gestalt, dann in eine andere grausame Monstra verwandelet, dergleichen nie gesehen seyn, bald läßt er ein großes Feuer von ihme scheinen, dann ein großes Feuerflott, gegen ihm weltzen, und deß Schröckens ist viel. Letztlich, wenn man zu der Burck gehet, wirfft es Hagel, als messinge Büchsenkugel, es ist nur Blendwerk, kehre dicht nichts daran.

Zu Fettersdorf hat ein Man mit Namen Krebs, gewohnet, ein Schneider seines Handwerks, der sonsten auch alte Schäden zu heilen gepfleget, dieser hat die Leute auffm Berge anzuweisen gewußt, sein Sohn ist noch vorhanden, namens Christoph Krebs, da frage nach. 1615."

Aus einem Walenbüchlein vom Jahre 1615 bei Praetorius, Satyrus etymologicus. 1672. S. 375 ff. Abgedruckt bei Zeller, Hirschbergische Merkwürdigkeiten II. 1726. S. 22 ff. und Grässe, Sagenbuch. 1871. S. 307 ff.

Über den erwähnten Schlüssel zur Abendburg berichtet W. Schwartz in seinen Kulturhistorischen Studien, daß ein alter Mann, der ihm von der Abendburg erzählte, hinzusetzte, der Schlüssel zur Burg läge unter einem Steine, und dabei nannte er ihn das eine Mal Himmelsschlüssel, das andere Mal Schlüssel zum Himmel.

W. Schwartz im Wanderer im Riesengeb. I. 1881. Nr. 3. S. 2.

Genaueres über den Aufbewahrungsort des Schlüssels berichtet W. Klose in seinem Aufsatze „Gold im Riesen- und Isergebirge": „Unter dem Gabelsteine — der auf der Südseite des neuen Weges, von der Josephinenhütte bei der Gerbertbaude vorbei nach der Proxenbaude, da liegt, wo der Weg das Rote Floß überschreitet, wenige Schritte von ihm ab, und das Walen-

zeichen P mit dahinter angebrachtem Kreuze trägt — liegt ein goldener Schlüssel; wer ihn findet, kann in der Johannisnacht das Tor zur Abendburg aufschließen und gelangt in den Besitz großer Schätze.

W. Klose im Wanderer im Riesengebirge III. 1888. Nr. 69. S. 183.

7. Gespenstischer Mann bei der Abendburg.

Eine Frau aus Schreiberhau, welche noch gegen Sonnenuntergang bei der Abendburg mit Holzlesen beschäftigt war, sah plötzlich einen alten Mann vor sich stehen, der sie in barschem Tone fragte, was sie hier zu suchen habe. Der Schreck über die unerwartete und abenteuerliche Erscheinung des Mannes warf die Frau für längere Zeit auf das Krankenbett.

W. Klose im Wanderer im RG. III. 1888. Nr. 69. S. 183.

8. Der gespenstische Bär an der Abendburg.

Auch einem Waldbeläufer, einem Vorfahren des alten Försters Thiel, ist bei der Abendburg etwas Unheimliches widerfahren. Er sieht vor dem Eingange zur Abendburg einen großen Bären liegen und denkt: „Dir werde ich weghelfen" und legt auf ihn seine Büchse an. Als der Schuß kracht, sieht er mit Verwunderung, daß er gar keine Büchse in den Händen hat. Die rechte Hand aber hat es ihm umgedreht, und erst nach vielem Bemühen ist es einem Schäfer gelungen, sie wieder zurecht zu renken. Sein Gewehr hat er überhaupt nicht mehr wiedergefunden, und er hat Gott gedankt, daß auch der Bär beim Krachen des Schusses auf dieselbe seltsame Weise verschwunden ist.

Von Maiwald in Giersdorf.

Cogho, Volkssagen. 1903. S. 63. Auch im Wanderer im Riesengebirge. 1896. S. 32.

9. Der Zauberer in der Abendburg und seine drei Fragen.

In unvordenklicher Zeit soll ein heidnischer Fürst ein festes Schloß dort haben erbauen lassen, wo heute die Abendburgfelsen in melancholischer Wildnis ragen. Eine alte Sage berichtet, daß

König Wenzel von Böhmen vor vielen hundert Jahren dies feste Schloß hat brechen wollen, daß es ihm aber die dorthin abgesandten Mannen, Handwerker und Arbeiter immer wieder „verscheucht" hat. Unermeßliche Schätze, an Wert sieben Königreichen gleich, sind in der Abendburg verborgen. Was nun dem König Wenzel nicht gelang, glückte — wenn auch in anderer Weise — jenem bösen Zauberer, dessen Macht noch bis zum heutigen Tage ungebrochen ist; denn es handelt sich hierbei darum, drei Fragen zu beantworten, was bis jetzt noch niemandem geglückt ist.

Einst versuchten sich an dieser Aufgabe drei Männer: Der Schneider Mattern aus Saalberg, ein gewisser Hallmann aus Giersdorf und einer, der Ruscheweih hieß, aus Hirschberg. Die ersten beiden waren Kalvinisten, der letztere ein Beschwörer. Sie fanden sich, getroffener Verabredung gemäß, einst gegen Mitternacht bei der Abendburg ein. Ruscheweih zieht einen Kreis auf dem Erdboden und beginnt die Beschwörung. Da erhebt sich vor ihnen eine überbaumlange schwarze Gestalt, vor welcher den drei Männern so angst wird, daß sie die einfachsten Fragen nicht imstande sind zu beantworten. Da ruft der Schwarze zornerfüllt: „Nu aber 'raus, Lotze!" Die dreie laufen, was sie nur können, von Mitternacht bis zum frühen Morgen im Walde herum, gejagt von einem wolkenbruchartigen Regen, seltsamerweise aber, ohne daß sie naß werden. Mattern hat sich schließlich zu seiner in Schreiberhau verheirateten Schwester geflüchtet; was aber aus den beiden andern geworden ist, darüber berichtet die Sage nichts.

Cogho, Volkssagen. 1903. S. 31 f.

10. Die verzauberte Tochter des Schloßherrn als Schatzhüterin in der Abendburg.

Vor etwa 30 Jahren ging ein Pascher aus Böhmen nahe an der Abendburg vorüber. Mit Erstaunen erblickt er dort ein herrliches Schloß, von Mauern und Wassergräben rings umgeben. Aus dem Schlosse kommt ein bildschönes, junges Mädchen, ganz in zartes Grün gekleidet; sie hält in ihrer Rechten eine Reitgerte

und winkt dem Pascher, er möge zu ihr herüberkommen. Als er darauf hinweist, daß er über das Wasser nicht könne, schlägt sie mit der Gerte ins Wasser; es bildet sich infolgedessen ein Durchgang, und sie führt ihn nun ins Innere des Schlosses. Über dem Eingangstor prangt in Gold das Leiden Christi. Sie führt ihn durch drei Zimmer: das erste ist mit Silber, das zweite mit Gold, das dritte mit Diamanten angefüllt. Sie fordert ihn in jedem der drei Zimmer auf, so viel mit sich zu nehmen, als er nur fortbringen könne. Auf seine Weigerung: „Nein, das tue ich nicht, ich bin selber reich genug", bringt sie in ihn, er möge doch nur möglichst viel mitnehmen und an die Armen verteilen, falls er die Schätze für sich nicht nötig habe; aber er verharrt, trotz dreimal wiederholtem Bitten, bei seiner Weigerung. Da weist das schöne Mädchen ihm zorn- und schmerzerfüllt die Tür, es entsteht ein furchtbares Krachen, und kaum hat er den Fuß über die Schwelle gesetzt, so ist's kohlschwarz um ihn, und an Stelle des Schlosses ragt vor ihm ödes Felsgestein. Der Pascher kam schwer krank nach Hause und zweifelte nun nicht mehr, daß es mit dem bösen Zauberer, der vergeblich um die schöne Tochter des Schloßherrn auf der Abendburg sich beworben, alsdann Schloß und Tochter in seiner Rachsucht verzaubert hatte, seine Richtigkeit habe.

Cogho, Volkssagen. 1903. S. 62. Auch im Wanderer i. RG. 1896. S. 31.

11. Schatzhütendes Kind oder Mutter mit Kind in der Abendburg.

Allgemeiner verbreitet als andere Abendburgsagen ist die Sage, wie es einer Frau ergangen, die dort einmal eine Kuh gehütet. Es war gerade Johannis und die Tür der Abendburg stand offen, da sah sie, wie das Gold ordentlich in Zapfen wie an den Tannen herabhing, und ein Kind, welches an einem Tische saß und einen Apfel in der Hand hielt, winkte ihr hineinzukommen; aber es war doch zu „gruselig", daß sie machte, daß sie fortkam.

Andere sagen, mit dem Kinde, das wäre anders gewesen. Die Frau wäre, als sie die Tür offen gefunden, hineingegangen; da

hätten Mulden von Gold gestanden. Wie sie davon hinausgeschleppt, vergißt sie ihr Kind, das sie mit hineingenommen, und als sie es holen will, schlägt gerade die Tür zu. Da hat man ihr dann geraten, über ein Jahr wieder zu derselben Zeit hinzugehen. Und als sie hinkommt, steht auch die Tür wieder offen, und ihr Kind sitzt ganz gesund und frisch auf einem Tische und hat einen goldenen Apfel in der Hand.

W. Schwartz, Kulturhistorische Studien, im Wanderer im Riesengebirge I. 1881. Nr. 3. S. 1. Vgl. auch Nr. 2026.

2159. Der Stein mit den sieben Ecken.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Nächst der Abendburg spielt der „Stein mit den sieben Ecken" eine bevorzugte Rolle unter den Orten, wo dem goldsuchenden Walen der Lohn mühe- und gefahrvoller Wanderung winkt. Den ausführlichsten Walenbericht enthält das Walenbüchlein von Hans Man vom Jahre 1615, das nach seiner Angabe auf Mitteilungen eines alten Italieners aus dem Jahre 1580 beruht.

Nachdem der Weg von Hirschberg über Hermsdorf und Schreiberhau nach dem Gebirge beschrieben ist, der zuletzt an verschiedenen „Flüßlein" aufwärts führt und den Sucher schon an verschiedene Goldlagerstätten von minderer Ergiebigkeit weist, wird von Walenzeichen an einem großen Steine gesprochen. „Merck eben auf wohin sie zeigen, vor sich auff die rechte Hand gegen Abend auff einen Weg, dem gehe nach auff 3 Armbrustschüsse, so wirstu auf einen Plan kommen, da schöne hohe Kräuter, unter welchen du sehen wirst einen erhabenen Stein, der hat sieben Ecken, und zwo Stuffen, auf der dritten Stuffen stehet er, gehe umb diesen Stein, gegen Morgen findest du ein Loch daran, suche mit Fleiß eine dicke Haselstaude, darinnen wirst du einen Knittel finden, den stoß in das Loch, und wiege, so wird sich der Stein aufwiegen, lege ihm was unter, nim jetzt das Gott bescheret, denn du genug Gold alda finden wirst, so du aber keinen Knittel findest, hastu gegen dem Loch über Aschen-

Bäume, haue dir einen, wiege den Stein auff, darnach laß ihn wieder nieder."

Walenbuch des Hans Man von Regensburg, 1615, bei Praetorius, Satyrus etymol. 1672. S. 375ff. Abgedruckt bei Zeller, Hirschb. Denkwürdigk. II. 1726. S. 22.

Cogho glaubt den Stein mit den sieben Ecken wiedergefunden zu haben in der sogenannten Zuckerschale, einem zwischen Nieder-Schreiberhau und dem Zacken gelegenen Wiegestein. Wenn man sich auf die oberste Fläche der Zuckerschale begibt, so kann man ganz deutlich sieben Vorsprünge zählen, die über die Randlinie heraustreten.

Cogho im Wanderer im Riesengeb. V. 1893. S. 103f.

2160. Das graue Männdel als Schatzspender.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

In Schreiberhau lebte vor etwa einem halben Jahrhundert eine Frau Schwedler, die eines Abends in der Nähe der Abendburg Leseholz raffte. Ihr erschien ein kleines graues Männdel, das ihr durch Winken zu verstehen gab, sie möge ihm folgen. Anfänglich ging sie ihm aus Neugier auch willig nach, und zwar bis in die sich öffnende Pforte der Abendburg. Dort aber überkam sie heillose Angst, sie zitterte und rief laut um Hilfe und bemerkte nur noch im Entfliehen, daß das graue Männdel in dem düsteren Gange verschwand. So hat es eine Frau Heinze in Schreiberhau dem Sammler (Joseph Honsalek) erzählt. Aber auch auf dem zwischen Warmbrunn und Märzdorf sich erhebenden, fels- und buschreichen Spitzberge ist das graue Männdel gesehen worden, und zwar nicht nur regelmäßig des Nachts in der zwölften Stunde, sondern auch am hellen Tage, so etwa bald nach 11 Uhr. Dort traf es einst eine alte Frau aus Märzdorf, die Feuerholz suchte. Nachdem das graue Männdel sie hierüber zur Rede gestellt hatte, riet es ihr, das Holz wegzulegen, es werde ihr etwas Leichteres in die Schürze tun. Hierauf führt es sie in das dort noch heutigen Tages sehr dichte Birken- und Haselgesträuch, rafft dort so viel dürres Laub zusammen, als ihre Schürze nur zu fassen vermag, und erteilt ihr den Rat, das Laub gut zusammengerafft zu halten

und nach Hause zu gehen. Je weiter sie indes bergabwärts gen Märzdorf geht, desto schwerer deucht ihr der Inhalt ihrer Schürze zu werden, ja sie bricht beinahe unter dieser beständig zunehmenden Last zusammen. „Was wirst du dich damit schleppen!“ ruft sie aus und schüttet ihre Schürze aus. Zu Hause angekommen, macht sie mit dem „Pulvernappla“, dem damaligen Feuerzeuge, Licht und entdeckt bei dessen Scheine, daß ein paar Dukaten an ihrer Schürze haften, als ob es leichte, dürre Blätter wären. Spornstreichs eilt sie nach der Stelle zurück, wo sie die Schürze ausgeschüttet hat, sie findet aber dort nur ein Häuflein dürre, gelbe Blätter.

Was das graue Männdel dort am Spitzberge und außerdem weiterhin im Roten Grunde und Umgegend eigentlich betrieben hat, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr feststellen. Dies darf auch nicht wundernehmen, denn es sind etwa zwei Jahrhunderte darüber vergangen. Damals stand im Roten Grunde nur eine armselige Hütte, darin „die alte Hausern“ hauste. Dort saß sie an ihrem Spinnrocken Tag und Nacht und unterbrach diese Beschäftigung nur, um tagtäglich einen Gang nach dem Seidorfer Kirchhofe zu machen. Aber völlig einsam war ihre Lebensweise doch keineswegs, denn das graue Männdel vom Spitzberge besuchte sie regelmäßig, und sie sollen miteinander allerlei richtige Zauberei getrieben haben.

So ganz aus der Luft gegriffen sind diese Überlieferungen sicherlich nicht; denn noch heutigen Tages heißt ein Hohlweg zwischen Seidorf und dem Roten Grunde „die alte Hausern“.

Von Frau Heinrich in Märzdorf.

Cogho, Volkssagen. 1903. S. 21 f. Vorher im Wanderer im Riesengebirge. 1896. S. 30.

2161. Die nicht wiederzufindende Schatzhöhle hinter dem Kynast.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

In Warmbrunn wohnte ein Handwerker in großer Armut still für sich und beschäftigte sich nur damit, durch chemische Versuche

die Goldtinktur zu finden und durch geheime Kunst große Schätze zu erwerben. Oft ging er einsam in dem wilden Gebirge hinter dem Kynast umher und kam erst mit der Dämmerung zurück. Nur einem einzigen Manne hatte er anvertraut, daß er dort in den Bergen große Schätze verborgen glaube. Einst wandelte er wieder trübselig unter hohen Tannen, da sah er ein helles Leuchten, und als er näher kam, entdeckte er eine Gittertür, die eine erleuchtete Höhle verschloß. Große offene Kisten erblickte er darinnen, die mit Schätzen von Gold, Silber und Edelgesteinen gefüllt waren. Eine große Gestalt stand dicht neben ihm. „Alle diese Schätze sind dein", sagte sie, „nur merke dir die Stelle genau, und wenn du in drei Tagen wiederkommst, wird die Gittertür offen sein." Links vom Kynast weg erkannte man den Turm von Hermsdorf, kaum hinter dem Berge hervorragend, über der Ruine lag der Turm von Warmbrunn und im Hintergrunde Hirschberg. Auf diese Stellung der Türme wies die Gestalt hin. „Präge dir das wohl ein", setzte sie hinzu, „wenn du die Stellung gerade so wieder erkennst, hast du den Ort gefunden, dann sieh dich um und du wirst die Höhle erleuchtet und offen finden." Lange betrachtete der Handwerker die Merkmale, ging weg, kam wieder und glaubte endlich ganz sicher zu sein. Da reichte ihm die Gestalt eine goldene Münze und sagte: „Da nimm, daß du nicht etwa alles für einen Traum hältst", die Münze zeigte eine fremde rätselhafte Inschrift. Da verschwand die Gestalt. Als der Mann sich umsah, war auch die Höhle verschwunden, und er würde alles für ein Gaukelspiel gehalten haben, wenn er nicht die Münze in der Hand gehalten.

Nachdenklich ging er nach Hause, merkte sich jeden Schritt, bezeichnete einige Bäume und wartete drei Tage ab. Dann machte er sich auf, den Ort zu suchen. Er fand die bezeichneten Bäume, erkannte den Fußsteig, sah den Fels in der Ferne und suchte nun die entscheidenden Merkmale. Der Hermsdorfer Turm erschien schon links neben dem Kynaster Schloßberge hervortretend, aber er konnte den Turm in Warmbrunn nicht über der Ruine finden.

Endlich nach langem Suchen sah er ihn, aber der Hermsdorfer hatte sich tückisch hinter den Berg versteckt. Er ward unruhig, stieg hinauf und herunter, stellte sich tiefer hinein und weiter hervor, nun rechts, dann links. Bald schien ein Teil der Gegenstände in der richtigen Stellung, er suchte die übrigen, dann verschoben sich die ersten. Der Angstschweiß floß ihm vom Gesicht, die Augen traten ihm hervor und immer emsiger suchte er die rechte Stellung zu gewinnen. Da — so — ich hab es, und für einen Augenblick erheiterte sich sein Gesicht — aber wie er wieder hinsah, war alles anders. Die immer wieder getäuschte Erwartung brachte ihn zur Verzweiflung und dennoch suchte er weiter, bis die Dämmerung hereinbrach. Auf diese qualvolle Weise suchte er die Stellung jeden dritten Tag immer von neuem und immer vergebens.[1])

Henrich Steffens, Märchen u. Sagen aus dem Riesengeb. Nr. 6. In V. d. Hagen, Hoffmann, Steffens, Geschichten, Märchen u. Sagen. 1823. S. 196—200. Wesentlicher Inhalt.

2162. Der Goldsucher in den Bärlöchern.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Es ist noch gar nicht lange her, da führte ein damals zwölfjähriger Knabe, namens Heinrich Prox, jetzt Glasschleifer in Hermsdorf u. K., einen Fremden, dem er den Tornister trug, zu der kaum daumendick aus dem Felsgetrümmer der Bärlöcher sprudelnden Quelle, die aus dem unterirdischen Abfluß der sogenannten Kochelteiche in den Schneegruben herrührt. Während sie dort rasteten, füllte der Fremde den Tornister mit erbsengroßen gelben und schwarzen Kieseln, die den Boden der Quelle bedeckten. Prox trug dem Herrn den Tornister noch den Tag über, bis sie abends — über den Schneegrubensattel, das Hohe Rad, die Peterbaude — wieder in Agnetendorf anlangten. Als Belohnung gab ihm der Herr zwölf Silbergroschen, wobei er äußerte: „Heute bin ich mit meinem Funde sehr zufrieden.“ Obgleich

1) In den Salzburger Gebirgen hörte ich dasselbe schauderhafte Märchen (Steffens).

nun dieser Fund offenbar höchst wertvoll sein mochte, ist jener Herr doch nicht wiedergekommen.

Mitteilung von Joseph Honsalek.

Cogho, Volkssagen. 1903. S. 48f. Auch im Wanderer im Riesengebirge. 1896. S. 31.

2163. Der vom Messer getroffene Welsche in Agnetendorf.

Riesengebirge. Kreis Hirschberg.

Vor 100 Jahren gehörte das Haus Nr. 107 in Agnetendorf i. R. einem Manne, namens Sommer, bei dem sich alljährlich, stets um dieselbe Zeit, ein schwarz und unheimlich aussehender, fast wie ein Geistlicher gekleideter Fremdling einstellte und Nachtquartier verlangte. Der Fremde gab sich für einen „Welschen aus Italien" aus und suchte den Sommer zu bereden, ihn zu begleiten, er wolle ihm mancherlei Schätze im Riesengebirge weisen. Allein Sommer fürchtete sich vor ihm und ging nicht mit. Das eine Jahr blieb der Welsche aus, anstatt seiner aber erhob sich, wie Sommer beim Futtermachen gewahrte, das von einem Winde emporgewirbelte Heu in Form einer menschlichen Gestalt. Da schleuderte Sommer sein langes scharfes Messer in den Wirbel, worauf die Gestalt, zugleich aber auch das Messer verschwanden.

Drei Tage später tritt der Welsche, der jedoch etwas hinkt, wieder in Sommers Haus und redet ihm gütlich zu: er habe ihn ja nun schon öfters besucht, er möge doch nun auch einmal mit in seine, des Welschen Heimat kommen, um zu sehen, wo und wie er wohne, und wie alles bei ihm eingerichtet sei. Da erwidert Sommer: „Ja, ich will mit dir gehen, aber sehr weit kann ich nicht; ich bin schon zu alt." Hierauf breitet der Welsche seinen Mantel aus, auf dem die beiden Platz nehmen. Der Mantel trägt sie alsbald durch die Lüfte bis zu einer großen, wunderschönen Stadt, zu einem prächtigen, sechsstöckigen Hause, dem Hause des Welschen. In fürstlich eingerichteten Räumen wird hier dem Sommer ein leckeres Mahl vorgesetzt, und er erblickt voller Verwunderung neben seinem Teller das Messer, das er in den Heuwirbel ge-

schleudert hatte. Auf Sommers Ausruf: „Wie kommt mein Messer hierher?“ erwidert der Welsche in freundlich-ernstem Tone: „Ich habe dir Gutes erweisen und dir die Schätze in deinem Gebirge zeigen wollen. Anstatt mir zu folgen, hast du dein Messer nach mir geworfen und mich am Beine verletzt. Das tue künftig nicht wieder.“ Trotz seines gütigen Wesens flößte aber der Welsche dem Sommer Furcht ein, und er verlangte dringend heim nach Agnetendorf. Da breitete der Welsche abermals seinen Mantel aus, sie flogen durch die Lüfte bis zum Sommerschen Häuschen zurück. Dann flog der gefürchtete Fremdling mit den Abschiedsworten: „Wenn du etwas finden willst im Gebirge, so denke an mich und rufe mich“ auf seinem Zaubermantel wieder davon.

Auf die Dauer würde Sommer der verlockenden Versuchung wohl kaum widerstanden haben, hätten die Ermahnungen seiner Frau nicht zuletzt doch die Oberhand behalten, indem sie ihm vorstellte, er möge, statt mit solchen unheimlichen Welschen sich einzulassen, lieber seine bescheidene Wirtschaft ordentlich weiter betreiben, wie bisher.

Joseph Honsalek im Wanderer i. RG. 1893. S. 158. Cogho in Mitt. Heft 5. 1898. S. 2 und Volkssagen, 1903, S. 74f.

2164. Der Böttcherlehrling von Urlebrunn und die sieben Welschländer.

Rabengebirge. Kreis Landeshut.

Ein Böttcherlehrling schnitt in der Nähe des Urlebrunns Reifen. Da hörte er über sich ein starkes Rauschen. Er sah in die Höhe und gewahrte, wie in der Luft sieben, mit langen grauen Mänteln bekleidete Männer daher geflogen kamen, die sich ins Rabental herabsenkten und beim Urlebrunn niederließen. Der Lehrling war über diese Erscheinung nicht wenig erschrocken und versteckte sich aus Furcht im Gebüsch, beobachtete aber von hier aus die Männer genau. Diese suchten alsbald im Rabentale Steinchen zusammen und trugen sie dann zum Urlebrunn, um sie sauber ab-

zuwaschen. Einer der Männer kam beim Suchen in die Nähe des Lehrlings und entdeckte diesen. Der Bursche, welcher vor Furcht am ganzen Leibe zitterte, wurde aus seinem Versteck hervorgeholt, aber die Männer taten ihm nichts zu leide, sondern sie fragten ihn nur, ob er mit ihnen nach Welschland reisen wolle. Als der Lehrling die Frage verneinte, gaben ihm die Männer einige von den grauen Steinchen, worauf sie auf dieselbe Weise verschwanden, wie sie gekommen waren. Kaum hatte sich der geängstigte Bursche von seinem Schreck erholt, da gedachte er die Steine wegzuwerfen, weil sie ihm wertlos erschienen. Er behielt sie aber doch und nahm sie mit nach Hause, woselbst sich herausstellte, daß die Steine nach Entfernung der unansehnlichen, äußeren Schale pures Gold enthielten. Er freute sich über seinen Reichtum und dachte bei sich, man soll doch nicht immer nur nach dem äußeren Schein urteilen; denn unter einer unscheinbaren Schale kann auch ein edler Kern verborgen liegen.

Patschovsky, Sagen des Kreises Landeshut. 1893. S. 23. Übernommen von Cogho in Mitt. Heft 5, 1898, S. 3 und Volkssagen 1903, S. 76 f.

2165. Der Italiener und die Schatzhöhle auf dem Zobten.

Zobten. Kreis Schweidnitz.

Vor einiger Zeit kam ein Italiener aus Venedig nach Zobten zum Gastwirt „Zum blauen Hirsch". Er wurde bald mit ihm bekannt und eröffnete ihm, er sei aus so großer Ferne hierher gekommen, um Gold zu holen; auf dem Berge gebe es einen unterirdischen Gang, den man am Karfreitagabend mit Vorteil betrete. Falls er Lust habe, könne er ihn begleiten, es werde ihn gewiß nicht gereuen. Es dürfe aber bei der ganzen Unternehmung kein einziges Wort gewechselt werden, noch dürfe man sich umschauen, möge im Rücken vorgehen, was da wolle; sonst sei alles vergeblich.

In der angegebenen Zeit machten sich beide auf den Weg und kamen glücklich oben auf dem Berge an. Auf der linken Seite der

zur Kirche hinaufführenden Stufen, da wo mächtige, uralte Ahornbäume emporragen[1]), fanden sie eine finstere Höhlung. Der Italiener zündete eine geweihte Wachskerze an und erleuchtete, soweit er es imstande war, den dunklen Raum. Er brachte da verschiedene, ganz unscheinliche Gegenstände zum Vorschein, als Scherben, Schollen, Ziegelsteine — und überreichte auch dem nüchternen Zobtener Bürger, der staunend zuschaute, einige große Stücke. Er selbst nahm deren, soviel er tragen konnte, dann machten sich beide auf den Rückweg. Wiederum kamen sie trotz mannigfacher Anfechtungen — das eine Mal ließ sich von verschiedenen Seiten ein lautes Hohngelächter hören — glücklich und vorschriftsmäßig am Fuße des Berges an. Dies war übrigens gar nicht so leicht; denn in der Dunkelheit fortwandernd sahen sie häufig ganz bekannte Gestalten, wie in größter Eile, auf sich zukommen und fragen, ob sie nicht N. N. (wieder ganz bekannte Namen, deren Träger soeben vorübergeeilt waren) hätten vorbeigehen sehen.[2])

Endlich brach der Fremde selbst das Schweigen und zeigte triumphierend dem Wirte seinen Reichtum. Die Steine waren sämtlich zu purem Golde geworden! Er fragte den Wirt, wo er seine Schätze habe. Dieser platzte verdrossen und ärgerlich heraus: „Ich dachte oben, was sollen dir die schweren Ziegelstücke! Ich warf sie weg.“ Der Italiener: „Ihr Schlesier bleibt schon die dummen Arbeitsesel[3]), die nicht wissen, wie sie in kürzester Zeit reich werden können, trotzdem daß ihr die unversieglichste Quelle der Schätze in eurer Mitte habt. So kommt es, daß der Berg in der Ferne weit berühmter und geschätzter ist, als in diesem beschränkten Lande. — Doch aus Mitleid will ich Ihnen einige Goldbarren schenken, denn ich habe ohnehin Geld genug. Ich wollte nur sehen, ob der Ruhm des

1) Man hat neuerdings dort eine alte Burgmauer bloßgelegt.

2) In anderen Schatzsagen werden solche Vorspiegelungen dem Teufel zugeschrieben, der damit die Schatzgräber zum Sprechen reizen will.

3) Anspielung auf den Spottnamen der Schlesier „Eselsfresser“.

Zobten und die sprichwörtliche Beschränktheit der Schlesier auf Wahrheit beruhen."

R. Riedel aus Kaltenbrunn a. Zobten in Prov.-Bl. 1873. S. 26.

Den Welschländern (Italienern, Venedigern) wird auch die in Schlesien bekannte Redensart zugeschrieben, daß der Schlesier zuweilen mit einem Steine nach einer Kuh werfe, der mehr wert sei als die ganze Kuh.[1])

2166. Das gegen die Windsbraut geschleuderte Messer.

Österreichisch-Schlesien.

Die Windsbräute galten ehedem für Welschländer, die auf einem Mantel die Luft durchfahren und die Welt durchwandern.

Ein Kuhhirt, der einst von einer Windsbraut ereilt ward, warf mit seinem Messer nach ihr und konnte es trotz alles Suchens nicht mehr finden. Später kam er zum Militär und wurde nach Welschland (Italien) versetzt. Dort traf er in einem Hause einen Mann, der ihn wie einen alten Bekannten aufmerksam zu betrachten schien. Zugleich ward er bei ihm ein Messer gewahr, das seine Aufmerksamkeit erregte. Als er es eine Weile betrachtet hatte, sprach der Welschländer zu ihm: „Nun, kennst du das Messer noch? Mit diesem Messer hast du einst, als ich, wie das unser Los ist, in der Luft auf meinem Mantel als Windsbraut in der weiten Welt herumzog, nach mir geworfen und derartig verwundet, daß ich lange Zeit daran zu heilen hatte."

Aus Jauernig.

Peter, Volkstümliches II. 1867. S. 76.

2167. Der Brautwinkel bei Saubsdorf und die mantelfahrenden Venediger.

Österreichisch-Schlesien. Bzh. Freiwaldau.

„Zwischen Sandhübel und Saubsdorf erhebt sich auf freiem Felde ein mächtiger kirchenartiger Felsen, der Spitzstein genannt, in dessen Innerem sich riesige Höhlen, tiefe Brunnen u. a.

1) Derselbe Ausspruch: Der Bauer wirft oft der Kuh einen Stein nach, der mehr wert ist als die ganze Kuh, wird in Tirol den Venedigermandli zugeschrieben (Ignaz Zingerle, Sagen aus Tirol. 2. Aufl. Nr. 149, 150, 156).

befinden. Erst in neuer Zeit wurde das kaum 40 cm große Eingangsloch auf Geldspekulation hin erweitert.[1]) Zwischen diesem Spitzstein und dem Hemmberge hindurch führt ein Fußweg in die beiden Dörfer, durch den sogenannten Brautwinkel am Goldgraben. Früher mag vielleicht ein kleines Gehölz als Überrest des einstigen Waldes dort gestanden haben, in meiner Jugend gab es da nur noch wenige Sträucher mit einigen Bäumen, die vielleicht jetzt auch schon verschwunden sind.

An dieser Stelle soll es spuken, und ein altes Bild mit nicht mehr zu entziffernder Inschrift erinnert an folgende außerordentliche Begebenheit. Einst ging ein Brautzug von Saubsdorf nach Sandhübel oder auch umgekehrt. Als man an den Goldgraben kam, war plötzlich die Braut aus dem Zuge unter allen Leuten verschwunden und ist nimmermehr zum Vorschein gekommen. Davon rührt der Namen Brautwinkel her.

In den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts gingen eine Anzahl junger Burschen aus Kunzendorf und Saubsdorf, die zum Militär ausgehoben waren, denselben Weg, um nach Olmütz einzurücken. Als sie am Brautwinkel angekommen waren, pfiff auf einmal ein seltsam merkwürdiger Wind vom Spitzstein her den Burschen entgegen. Da klappt einer schnell sein Messer auf und wirft es in diesen Wind; er mochte vielleicht schon manches darüber gehört haben, wie man sich in solchem Falle verhalten soll. Dann zogen die Burschen weiter; es ging langsam zu Fuß, denn damals gab es noch keine Eisenbahnen. Eines Abends kam unser Trupp in einem Gasthause zu Sternberg an und blieb da über Nacht. In der Gaststube befand sich auch eine fremdländische Gesellschaft, von der sich sogleich ein Herr loslöste und zu dem Messerwerfer herantrat: „Hier hast du dein Messer wieder. Aber ich rate dir, solches kein zweites Mal zu tun, sonst geht es dir schlimm. Sieh hier mein Bein an, in das du mich getroffen hast.“ So sprach der Fremde und kehrte zu den Seinen zurück. „Dos

1) Gemeint ist die Saubsdorfer Tropfsteinhöhle.

wor ober a techtige Herre (ein tüchtiger Herr)", sagten noch lange die Begleiter des Burschen, und das Messer war richtig das seinige.

Bei uns ging früher stark die Sage von den Mantelfahrern aus Venedig, und merkwürdig findet sich dieselbe Sage in Bayern, Tirol und der Schweiz. Die Venediger sollen früher in allen goldhaltigen Gebirgen herumgeschnüffelt haben. Um schnell hin und her zu kommen, breiteten sie den Mantel aus, stellten sich darauf, und fort ging es unsichtbar im rasenden Windstoß. So soll auch die Braut entführt worden sein. Obwohl der Spitzstein der reine Kalkfelsen ist, so behaupten doch die alten Leute steif und fest, daß in seinem Innern ganze Goldklumpen enthalten sind. Daher die häufigen Besuche der Mantelfahrer."

Handschriftl. Mitteil. von Franz Streit auf Bauernhof Traunfried (Oberösterreich), einem geborenen Österreichisch-Schlesier. 1911.

2168. Der goldene Stollen bei Reinerz.[1])

Grafschaft Glatz. Kreis Glatz.

1. Der gebannte Zauberer.

Nahe am Wege, der von Grenzendorf nach Grunwald führt, liegen am Abhange der Hohen Mense mehrere Höhlen, die „der goldene Stollen" genannt werden. Tief unten lagern dort in der Erde unermeßliche Schätze, die von einem Zauberer herrühren und nur durch Zauber zu heben sind. Ein schwarzer Hund bewacht den unterirdischen Eingang zu den Schatzgemächern.

Einst versuchte ein Zauberer sich die Schätze zu holen, öffnete sich den Raum und stieß einen Freudenruf aus, als er die un-

1) In der Höhle am Fuße der Mense, die den Namen „der goldene Stollen" führt, ist nie bergmännisch gearbeitet worden. Sie verdankt ihren Namen wahrscheinlich dem goldfarbigen Glimmer (Katzengold), der sich in den Höhlen hin und wieder findet. Die Höhle ist ein Naturgebilde, das wiederholt beschrieben und behandelt worden ist, so schon in Prov.-Bl. 1790. 12. Bd. S. 396—406, von Tiede, Merkwürdigkeiten Schlesiens. 1804. S. 354.

geheuren Reichtümer erblickte. Kaum war jedoch dieser Ruf verklungen, da schloß sich polternd der dreimal versperrte Eingang, und der Zauberer muß jetzt in dem Schatzgemache schlafen, bis er wieder durch einen menschlichen Freudenruf geweckt wird. Wer diesen aber ausstößt, verfällt dort unten in ewigen Schlaf.

Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 83f.

2. Goldsucher im goldenen Stollen und Bannung des Goldes.

Aus dem Aufsatze: „Über die Höhlen in dem goldenen Stollen in der Grafschaft Glatz": Der gemeine Mann glaubte und glaubt noch, daß es im goldenen Stollen Gold und andere Metalle gebe, und erzählt davon gar wundersame Histörchen. Zur Probe nur zwei. Die Welschen sind ehemals gekommen, eingefahren und kein Mensch hat sie auffahren sehen. Vor nicht langer Zeit ist eine Familie dorthin auf gewisse Zeit verbannt worden; wenn diese abgelaufen sein wird, dann wird es dort wieder Gold und edle Metalle wie vormals geben.

Prov.-Bl. 1801. 33. Bd. S. 129f.

In einem Führer durch Reinerz weist der Verfasser auf den noch herrschenden Volksglauben von den Besuchen welscher Zauberer im goldenen Stollen hin und teilt aus einem Manuskripte[1]) über den Stollen folgende Stellen mit:

„Darin (in der letzten großen Höhle) findest du Goldzapfen hängen, dick wie Milchzapfen, auch wirst du darin finden einen Schacht mit Quecksilbererz. Da bin ich, Johann Würmlin, Anno 1692 gewesen und habe 100 000 auf einmal herausgetragen. Darüber schwöre ich einen Eid." Ferner: „Darin findest du das feinste Golderz die Menge. Das ist alles wahr. Da bin ich Johann Werrenlini 14mal in Gestalt eines Kugelkrämers gewesen. Da wirst du in dem Loche rechter Hand finden den Zeug, womit ich gearbeitet habe. Aber du siehst nichts an demselben Orte, es sei denn, du tust es aufschließen, in dem es versagt ist." Das Manu-

1) Es handelt sich anscheinend um ein sogen. Walenbüchlein.

skript enthält dann (in sinnlosen Beschwörungen) eine weitläufige Anweisung, wie ein eingebanntes Bergwerk aufzuschließen sei.

Nach J. J. Dittrich, Reinerz, seine Heilquellen und Umgegend. 1838. S. 186—195.

3. Die Venediger und Jakob Wimmertalek im goldenen Stollen.

Bei Reinerz am Fuße der Hohen Mense zwischen ihr und dem Torfmoore der Seefelder befindet sich der sogenannte goldene Stollen mit seinen schwer zugänglichen Tropfsteinhöhlen und unterirdischen Gängen. Nach dem Volksglauben sind dort verwünschte Goldschätze in Fülle vorhanden, aber nicht jeder versteht sie zu heben oder zu entzaubern. Mehr als einmal sind welsche Zauberer oder Venediger dorthin gekommen und haben sich dort unermeßlichen Reichtum geholt. Von einer solchen Fahrt weiß die Sage näheres. Einmal traf ein Müllergeselle, Jakob Wimmertalek, dessen Heimat Janik[1]) im Hummeldistrikte im Glätzer Lande war, in weiter Fremde mit drei Welschen abends in einer Herberge zusammen. Im Laufe des Gespräches erfuhren sie von ihm seine Heimat und fragten ihn, ob er den goldenen Stollen kenne und ob er ihnen den Weg zu demselben zeigen könne, wenn er in seiner Nähe wäre. Als er beides bejahte, erkundigten sie sich noch, wie weit wohl seine Heimat entfernt wäre und nach welcher Himmelsgegend zu sie läge, und dann legten sie sich alle auf eine Streu zum Schlafen nieder. Als der Bursche am andern Morgen erwachte, befand er sich zu seinem Erstaunen mit den Welschen in einem Walde, aber seine Verwunderung wurde noch größer, als ihm die Fremden sagten, daß sie sich in seiner über hundert Meilen von der Herberge entfernten Heimat befänden, und als ihn nach einigem Umhergehen wohlbekannte Steige und Wege überzeugten, daß er wirklich in der Gegend des goldenen Stollens sei. Zu diesem führte er nun die Welschen auf ihr Verlangen.

1) In Kastners Glätzischen Sagen wird Jauernick, ein Dorf bei Lewin, genannt.

Als sie den Felsen beschaut hatten, an welchem ein mit Moos bewachsener Spalt den Eingang in den Stollen bildete, fragten sie ihn, ob er mit ihnen durch das Loch in die Erde einfahren wolle. Es werde ihm nicht schaden, aber er müsse machen, was sie machen würden, und kein Wort sprechen, möge vorkommen, was da wolle. Als er sich bereit erklärt hatte, sie zu begleiten, hieben sie einen Baum um, steckten ihn durch den Spalt hinab und stiegen auf den Ästen wie auf einer Leiter hinunter. Als sie festen Grund fanden, waren sie in einer ziemlich geräumigen Höhle, von der aber nach keiner Richtung hin eine Fortsetzung wahrzunehmen war. Da zündete einer von den Welschen eine schwarze Kerze an, nahm ein Buch aus seinem Reisesacke und las aus demselben einige dem Burschen nicht verständliche Worte. Alsbald sprang die Felsenwand, an der sie standen, auseinander, und in der Öffnung zeigte sich eine verschlossene eiserne Tür. Der Welsche trat mit Kerze und Buch an sie heran, las wieder einige Worte, und sie tat sich augenblicks auf und ließ die vier Männer in einen langen, aber schmalen Gang treten. Dieser führte zu einer zweiten, ebenfalls geschlossenen eisernen Tür. Auch diese ging nach einigen Zauberworten des Welschen blitzschnell auf. Hinter ihr wand sich der Gang nach der linken Seite hin bis zu einer dritten Tür, vor welcher ein großer schwarzer Hund mit glühenden Augen lag. Der Welsche las wieder etwas, und das grinsende Tier schlich beiseite von der Tür weg. Auch diese sprang auf, nachdem der Welsche noch etwas gelesen hatte. Nun traten sie in ein langes geräumiges Gemach, an dessen gewölbter Decke zahllose goldgelbe Zapfen hingen. Von diesen schlugen sie mit Hacken so viele ab, als sie in ihren Reisesäcken fortbringen konnten. Auch Jakob hatte den seinigen gefüllt. Zu seinem Schrecken aber gewahrte er beim Hinausgehen aus diesem Felsengewölbe in einer Ecke desselben einen Mann von sehr trauriger Gestalt. Er hielt ein Beil in einer Hand, stützte mit der andern, die auf seinem Knie ruhte, seinen Kopf, regte sich nicht und schien zu schlafen. Er war, wie die Welschen dann zu erzählen wußten, vorzeiten auch in den goldenen

Stollen eingedrungen, um sich von den verzauberten Schätzen einen Teil zu holen, hatte aber dabei etwas versehen und mußte deshalb, obgleich unversehrt, ewig dort bleiben und schlafen. Die Rückkehr der Welschen und ihres Führers ging jedoch glücklich vonstatten. Eine Tür nach der andern schloß sich wieder hinter ihnen, zuletzt auch die Wand in der Höhle, in welche der Baum hinabgelassen worden war. Auf diesem waren sie wieder ins Freie emporgestiegen und hatten die zu schweren, gefüllten Säcke an Stricken heraufgezogen. Das Unternehmen war nach Wunsch gelungen. Nun fragten die Welschen den Müllerburschen, ob er wieder mit ihnen an den Ort ziehen wolle, wo sie ihn zuerst getroffen. Er meinte, da er einmal in seiner Heimat sei, wolle er auch da bleiben. Darauf bedeuteten sie ihm, daß er mit den goldenen Zapfen, die er heraufgebracht habe, nichts anfangen könne, es sei verwünschtes Gold, das er nicht in gewöhnliches verwandeln könne. Auch sie vermöchten das nur in ihrer Heimat. Er möge ihnen daher seine Ausbeute überlassen, sie wollten ihm dafür 300 Dukaten geben, mehr hätten sie leider nicht bei sich. Auch würden sie nicht mehr hierher kommen, denn der erworbene Schatz sei für sie, ihre Kinder und Enkel genügend. Freudig nahm er das angebotene Geld an und sagte ihnen dafür seinen Dank. Darauf setzten sich die Welschen vor seinen Augen auf ihre Mäntel und fuhren zu seiner größten Verwunderung durch die Luft davon. Er aber ging frohen Mutes zu den Seinigen.

A. Kastner, Sagenbuch, im Archiv der Schles. Gesellsch. f. Volkskunde.

„Mündliche Volkserzählung, nach welcher ich (Kastner) in meinen Glätzischen Sagen, 1838, S. 86—109 eine ausführlichere Darstellung gegeben habe." Diese ausführlichere Darstellung — nach dem Geschmack der Zeit in novellistischer Breite ausgeführt, in nicht volkstümlicher Art seelische Vorgänge ausspinnend — fügt die Liebesgeschichte Jakobs mit der Müllerstochter Hanne ein. Man kann Kastner dankbar sein, daß er in obiger Darstellung den volkstümlichen Kern seiner Erzählung in den Glätzischen Sagen bloßgelegt hat, um so mehr, als gerade diese letzte Erzählung ihre literarische Laufbahn angetreten hat und eine feste Stellung in der schlesischen

Sagenliteratur gewonnen hat. So wird die Geschichte von Jakob und Hanne nacherzählt von Grässe, Sagenbuch, 1871, S. 208, dann von Hohaus in Gl. V. I., 1881/82 am Schlusse seines Aufsatzes über den goldenen Stollen S. 279—294 u. vorher in dem „Führer durch Reinerz und die schönsten Partien der Umgegend"; zuletzt von Heide Exner, Schles. Sagen. S. 77—86.

Bei Klose hat die Sage einige abweichende Züge bekommen, die wohl auf der Mitarbeit des Volkes bei der mündlichen Fortleitung dieser ursprünglich literarischen Sagengestalt beruhen. Sie möge deshalb hier ihren Platz finden.

Jakob und Hanne.

In Jauernig hatte ein Mühlenhelfer sich in seines Meisters Töchterlein verliebt. Die jungen Leutchen, welche Jakob und Hanne hießen, waren miteinander aufgewachsen; denn Jakob, dessen Eltern früh gestorben waren, war von dem Müller erzogen worden. Jakob trat vor den Pflegevater und gestand ihm das Herzensgeheimnis. Dieser ergrimmte aber darüber, hieß den Jüngling einen Undankbaren und befahl ihm, sich sofort aus der Mühle zu scheren. Hanne aber warf sich zu des Vaters Füßen und bat. Da erklärte dieser, er habe sie bereits dem Sohne seines Nachbars versprochen, und Jakob solle sie sich ein für allemal aus dem Kopfe schlagen. Hanne weinte und schwur, keinen andern als Jakob zu heiraten, den Sohn des Nachbars möge sie überhaupt nicht, eher wolle sie sterben; denn der sei ein Tierquäler und roher Patron. Da besann sich der Müller, der sein Kind über alles liebte, und sagte: „Gut, ihr sollt euch haben! Jedoch nur dann, wenn Jakob hinaus in die Ferne zieht und vor Ablauf von drei Jahren mit so viel Geld heimkehrt, daß er die halbe Mühle mir bar bezahlen kann." Wohl bat Hanne, dem Jakob eine leichtere Aufgabe zu stellen, aber der Vater wies ihre Bitten schroff zurück, und so mußten denn die Liebenden auf die schwere Forderung eingehen. Jakob nahm den Wanderstab und zog in die Fremde.

Er bekam in Steiermark erwünschte Arbeit und verdiente sich ein hübsches Sümmchen Geld, welches fast so viel ausmachte, als der Müller zur Anzahlung auf die Mühle verlangt hatte. Eines

Tages wurde ihm aber von einem schlechten Kameraden sein Reichtum gestohlen. In seiner Verzweiflung kündigte er seinem Herrn und zog davon, um den Dieb zu suchen.

Da kam er eines Abends ermüdet in eine Herberge und traf daselbst drei Italiener, welche von dem goldenen Stollen sprachen, der im Glatzer Lande liegen solle. Jakob sagte, er sei schon oft dort gewesen. Da versprachen ihm die Männer viel Geld, wenn er ihnen den Ort zeigen wolle; die Hohe Mense würden sie zwar finden, aber den Stollen müßte ihnen durchaus ein reiner Junggeselle zeigen, sonst könnten sie die Schätze aus ihm nicht heben. Jakob überlegte und ging auf den Wunsch der Fremden ein. Diese breiteten ihre Zaubermäntel aus und führten den erstaunten Jakob durch die Luft auf die Hohe Mense. Als er dort erwachte, war der junge Tag angebrochen, und die Italiener forderten, den Stollen zu sehen. Jakob war des Weges kundig, und in kurzer Zeit standen die Wanderer vor den Höhlen. Nachdem die Fremden verschiedene Zaubersprüche gesagt und eine schwarze Kerze angezündet hatten, öffneten sich die Wandungen der einen Höhle, und durch drei Türen gelangten sie in den Goldraum, wo der schlafende Greis lag. Als sie sich jeder einen Sack mit Gold gefüllt und auch dem Jakob einen solchen auf die Schulter geladen hatten, ging der schweigsame Marsch zur Erdoberfläche hinauf, und hinter dem letzten Italiener schloß sich donnernd die Wand. Jakob erhielt tausend Dukaten und eilte fröhlich zur Mühle hinab, während die Fremden mit ihren goldenen Schätzen nach Italien flogen.

Aus der Mühle kam die Hanne herausgestürzt und fiel dem Jakob weinend um den Hals. Im Triumph führte sie ihn zum Vater, der dem Paare seinen Segen gab und dem Schwiegersohne erzählte, daß er seit Jahr und Tag stündlich bereut habe, ihn in die weite Welt hinausgetrieben zu haben; denn sein Kind wäre gestorben, wenn er nicht heimgekommen wäre.

Die Dukaten der Italiener sind übrigens merkwürdiges Geld gewesen. Sie kamen immer wieder in die Hände des Meisters

Jakob, und er wurde in kurzer Zeit dadurch ein ungeheuer reicher Mann und der angesehenste Müller des Glatzer Ländchens.

Klose, Sagen der Grafschaft Glatz. 1888. S. 84f.

4. Die drei Welschländer im goldenen Stollen.

Vor ein paar hundert Jahren ist es gewesen, da haben drei Männer drunten im Welschland dem Teufel ihre Seelen versprochen, wenn er sie mit einem Male so reich mache, daß ihnen nichts mehr zu wünschen übrig bliebe. Nun, der Teufel ist in dieser Hinsicht kein Knauser; wenn er ein paar Menschenseelen bekommen kann, ist er die Freigebigkeit selber. Er packte also die drei Männlein, ehe sie sich's versahen, am Kragen und führte sie wie ein Sturmwind durch die Lüfte nach Norden, und da, wo die Hohe Mense ihre lange Nase aus dem Glatzer Waldgebirge hervorsteckt, ließ er sich mit ihnen nieder. Gerade vor den Eingang einer Höhle kamen sie zu sitzen. „Da drinnen", sprach der Teufel, auf das finstere Loch zeigend, „ist mehr an Gold und Edelsteinen, als ihr in tausend Jahren heraustragen könnt. Suchet, so werdet ihr finden! Die schwarze Kunst versteht ihr ja, und mehr braucht's nicht. Auf Wiedersehen in der Hölle!" Und fort war der Teufel. Die drei Männer aber krochen in die Höhle hinein, machten sich ein Feuer an und brieten einen schwarzen Hammel, den ihnen der Fürst der Hölle zur Zehrung zurückgelassen hatte. Dann ging die Beschwörung los. Der erste zog eine kohlschwarze Kerze aus der Tasche und zündete sie an. Der zweite legte ein großes schwarzes Buch mit feuerrotem Schnitt auf einen pultartig vorstoßenden Felsenvorsprung und las daraus beim Scheine der schwarzen Kerze allerhand unheimliches Zeug. Der dritte aber klopfte bei gewissen Stellen der Verlesung oder Beschwörung mit einem schwarzen Stabe, der aussah wie eine gefrorene Schlange, an die Felsen der Höhle: tapp-tapp-tapp! Und als der erste lange genug geleuchtet, der zweite lange genug gelesen und der dritte lange genug geklopft hatte, da gab's auf einmal einen Krach, als wenn der Berg einstürze, und siehe da! an der Stelle, wo der

dritte so beharrlich geklopft hatte, war die Felswand gesprungen von unten bis oben, und hinter dem Risse ward eine starke eiserne Tür sichtbar. Nun waren sie so weit wie vorher. Neues Leuchten, neues Beschwören, neues Klopfen. Da sprang auch die Tür auf und ließ einen langen, langen Gang sehen, der durch eine zweite Eisentür abgeschlossen war. Wieder Leuchten, Lesen, Klopfen. Da aber schraken die drei Beschwörer auf einmal zusammen. Hinter der Tür heulte ein Hund in so gräßlicher Weise, wie man noch nie einen Hund heulen gehört hat. Dann sprang auch diese Tür auf, und man erblickte den Heulenden: es war ein Hund so groß wie ein Ochse. Seine Augen glühten wie Kohlen, und zur Nase heraus blies er ganze Wolken von Schwefeldampf. Der Mann mit der Kerze und der mit dem Buche sanken in die Knie, der dritte aber rührte das Untier mit seinem Stabe an, da erstarrte es und streckte alle viere von sich. Die Augen glühten nicht mehr, es kam kein giftiger Dampf aus der Nase, kurz, das Tier lag wie tot. Kaum aber daß es hingesunken war, ging eine dritte Eisentür ganz von selber auf, und die Welschen standen wie versteinert an ihrer Schwelle. So was von Pracht und Glanz hatten sie trotz ihrer Geldgier nicht einmal ahnen können. Eine weite, hohe Halle, viel größer als die größte Kirche, mit Wänden aus purem Golde und Verzierungen aus den herrlichsten Edelsteinen zusammengesetzt! Und alle diese Steine leuchteten wie die Sonnen, so daß man kein anderes Licht brauchte. An den Wänden aber hingen kostbare Decken aus Seide und Sammet und Teppiche aus Smyrna und Brussa. Der Tür gegenüber war ein prächtiger Thronsessel mit einer hohen Rückenlehne aus rotem Sammet. Darin saß ein ururalter Mann von riesenhafter Gestalt mit schneeweißem, langem Barte und schlief. Auf seinem Haupte funkelte eine goldene Krone, und in der Hand hielt er ein Zepter, das nur so von Diamanten blitzte. Ringsum aber lag auf Teppichen und Polstern der Hofstaat, kleine, feine Fräulein, in kostbare Stoffe gekleidet, und bärtige Gnomen mit alten Gesichtern und hohen Mützen, an denen Edelsteine wie Sterne schimmerten. Alles Gerät, was

sie wahrnehmen konnten, war aus eitel Gold; und selbst der Staub im Kehrichtwinkel war Gold, und irgendwo ausgebrochene Edelsteine schimmerten darin. Das alles aber übersahen die welschen Männer in einem Augenblicke, aber des Schauens wegen waren sie nicht hierher gekommen. Sie rafften vielmehr zusammen, was sie erhaschen konnten, stopften alle Taschen voll goldenen Kehricht und verließen die Höhle eiligst; denn sie fürchteten, der Berggeist könne erwachen und sie in irgend etwas verwandeln.

Das erste Eisentor krachte hinter ihnen zu, daß es nur so schütterte, ebenso das zweite, und sogleich fing der große Hund an wieder so fürchterlich zu heulen, daß den Männern vor Schreck die Beine einknickten. Schnell sahen sie, daß sie auch die dritte Tür hinter sich brachten. Im Gange her aber kam's schon wie Sturmwind und hat auch die zugeschlagen, daß der Berg erzitterte und dem letzten das Ende des Mantels eingeklemmt wurde. „Helft, helft, ihr Brüder!" rief er in Todesangst, „der Berggeist hat mich am Zipfel!" Er ließ den Mantel fallen, und es war höchste Zeit: denn schon fuhr der Felsen wieder zusammen und erfaßte seine schwarzen Locken. Wieder riß er sich los, daß ihm der Kopf blutete und ein ganzer Busch Haare in den Steinen hängen blieb. „Hinaus! hinaus!" war die Losung. Vor dem Stollen brachen alle drei ohnmächtig zusammen. Wie lange sie gelegen, wußte keiner zu sagen; aber als sie erwachten, fühlten sie sich um Jahre gealtert, ganz gebrochen und zerschlagen. Auch ihre Haare waren schneeweiß geworden. Der eine hatte einen Stuhl, der andere einen Fußschemel, der dritte einen Stiefelknecht von reinstem Golde erbeutet, den vielen Goldstaub in den Taschen gar nicht gerechnet. Aber sie freuten sich ihrer Schätze nicht. Was galt ihnen das bißchen Gold, das sie wegschleppten, nachdem sie des Berggeistes unermeßlichen Reichtum gesehen hatten! Aber hinabgestiegen, um noch mehr zu holen, wären sie auch nicht mehr — um nichts in der Welt. Sie hatten genug von den Schrecknissen des Berges, die sie bis an ihr Lebensende in ihren Träumen verfolgten.

Kurz nach ihrer Heimkehr sind sie in Italien gestorben, ohne noch einmal des Lebens froh geworden zu sein. Doch als die lachenden Erben kamen und die goldenen Schätze abholen wollten, zerfielen sie zu Staub und Asche. Die Höhle aber, die man den goldenen Stollen nennt, wird heute noch gezeigt. Sie liegt nicht allzuweit vom Bade Reinerz in der Grafschaft Glatz.

Hyckel, Schlesischer Sagenborn. S. 31ff.

2169. Die Schatzkammer am Pantschefall im Riesengebirge.

Nordöstliches Böhmen. Riesengebirge.

An dem schwindelnden Abgrunde, unter dem der Pantschefall brausend hinabstürzt, gähnt dem etwa 60 Meter tief dort Hinabkletternden der Eingang einer finsteren, wildzerklüfteten Höhle entgegen, der ein fast gleichseitiges Dreieck von zirka einem Meter Weite bildet. Deutet schon der Name dieser Höhle: „Die Schatzkammer" auf Sagenhaftes hin, so mögen die anscheinend weit hinein sich erstreckenden Klüfte, in welche die Höhle sich spaltet, Anlaß gegeben haben zu allerlei mysteriösen Berichten, welche über die schlichten, landläufigen Sagen von unterirdischen Schätzen weit hinausgehen. Weiter als 30 Meter ist man indes bei neueren Versuchen, die Höhle zu durchforschen, nicht vorgedrungen, und es scheint, daß die ansehnlichste dieser Klüfte — die in früheren Zeiten wohl den eigentlichen Zugang ins Innere gebildet haben mochte — inzwischen durch Einstürzen verwitterter Felsmassen unzugänglich geworden ist. Sehr alte Leute, z. B. der Totengräber Seraphin in Spindelmühl, versichern, man hätte in früherer Zeit in dieser Höhle — allerdings aber nur mit Lebensgefahr — bis zu einem darin befindlichen Teiche vordringen können, von dem noch heute der Volksmund berichtet, daß ein schwarzer Hund mit feurigen Augen die schmale Felsenkante bewacht, auf der man um den Teich herum zu klettern vermag. Und es soll den Ausbruch eines schweren Gewitters hervorrufen, wenn man einen Stein in diesen Teich wirft.

In früheren Zeiten soll es trotzdem einigen kühnen Eindringlingen geglückt sein, das jenseits des Teiches gelegene Ende der „Schatzkammer" zu erreichen. Sehr wertvolle Schätze scheinen sie aber nicht gefunden zu haben, denn als solche bezeichnet die Sage nur ein Paar Stiefel mit Rittersporen.[1]) Über den weiteren Verlauf solcher Expeditionen gehen nun die Nachrichten sehr auseinander. Der eine ist durch die Klüfte so weit vorgedrungen, bis er, jenseits des Gebirges, fern im böhmischen Lande, die Stadt „Bischofsgrün[2])" erblickte, der andere ward durch eine dieser Klüfte, die sich als ein künstlich hergestellter, unterirdischer Gang erwies, bis mitten ins Isergebirge geleitet. Wie dem auch sei, die „Schatzkammer" ist unzweifelhaft in alten Zeiten — wahrscheinlich von Räubern oder Schmugglern — bewohnt gewesen; die künstlichen Stufen an dem schroffen Abhange sowie verschiedene in der Höhle gemachte Funde stellen dies außer Zweifel. Noch immer aber ist jene rätselhafte Inschrift nicht aufgefunden[3]), geschweige denn entziffert worden, die an einem schwer zugänglichen Felsen, in unmittelbarer Nähe der Höhle, noch jetzt sichtbar sein soll. Nach allem, was bisher sich hierüber ermitteln ließ, gehört diese Inschrift zu jenen „unlöslichen Zeichen und Charakteren", wie sie nach Prof. Mosch auch in der Nähe der Rotfloßfelsen bei Schreiberhau von älteren Waldarbeitern gesehen worden sind.

Mancherlei Seltsames wird auch aus neuerer Zeit über die Schatzkammer noch berichtet. Vor etwa 30 Jahren wurden darin der Griff und ein Stück von einer Säbelklinge, Fragmente von Schemeln gefunden, auch soll ein Engländer drei bis vier Tage

1) Die Höhle soll während der Religionsverfolgungen in Böhmen zum Verbergen kostbarer Schätze benützt worden sein.

2) Bischofsgrün, von dem in einem Walenbüchel erzählt wird, ist eine Stadt im Fichtelgebirge am oberen Laufe des Main. Ihre Erwähnung in der Sage deutet auf fränkische Einwanderung, und zwar fränkischer Bergleute.

3) Diese Inschrift soll noch 1895 einem Haushälter „Friedrich" von der Elbfallbaude bekannt gewesen sein.

hindurch darin gehaust haben, der dem Gebirgsführer, der ihm den Eingang zeigte, ihn aber ins Innere nicht begleiten durfte, eine Summe Geldes anvertraute, welche letzterer als sein Eigentum behalten sollte, falls er — der Engländer — innerhalb einer bestimmten Frist nicht zurückkehrte.

Die „Schatzkammer" hat den Nimbus des Sagenhaften noch bis in die Gegenwart bewahrt. Denn es ist nur etwa acht Jahre her, daß dort einem Heuer, namens Hollmann aus Spindelmühl, etwas höchst Seltsames zustieß. Hollmann war mit Grasmähen an dem schwindelnden Abgrunde beschäftigt, der den Zugang zur Schatzkammer schwierig macht, als er plötzlich am Eingange der finsteren Höhle ein graues Männdel erblickte, das unter leidenschaftlichen Handbewegungen ihn aufforderte, ihm in die Höhle zu folgen und den dort vertanen Schatz zu heben. Als Hollmann von seiner Weigerung, dem grauen Männdel zu folgen, nicht abzubringen war, wurde das Männdel sehr traurig und eröffnete ihm, daß nur ein solcher, der der Hollmannschen Familie angehöre, die Macht besitze, ihn zu erlösen; denn die Hollmanns seien Sonntagskinder. Er setze nun seine Hoffnung auf Hollmanns Söhnlein, welches damals erst $4^1/_2$ Jahr alt war; versage ihm auch dieses einst seine Hilfe, dann müsse er wieder volle hundert Jahre auf seine Erlösung warten.

Von Joseph Honsalek.

Cogho, Volkssagen. 1903. S. 49f.

Bibliotheka Slavica

Druck von B. G. Teubner in Dresden

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen.

Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.

Die Schlesischen Weihnachtsspiele. Von Prof. Dr. Vogt. Mit Buchschmuck von Prof. M. Wislicenus. Geh. 5,20, geb. ℳ 6,—.

„... Der Band ist ein Meisterstück kritischer und literarhistorischer Forschung. Eine schwer übersehbare Mannigfaltigkeit der Gestaltung ist durch die geschulte Hand eines hervorragenden Germanisten in sorgfältiger Textbearbeitung vorgelegt und zu einem fesselnden Bilde des schlesischen Volksspiels ausgenutzt. Es ist dem Verfasser vorzüglich gelungen, des spröden Stoffes Herr zu werden. Es scheint mir bewundernswert, wie Vogt es verstanden hat, den überreichen Stoff aufzuarbeiten, ohne über verwirrenden Einzelheiten den leitenden Faden aus der Hand zu geben." (Literarisches Zentralblatt.)

Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von Dr. Paul Drechsler.

2 Bände. Mit Buchschmuck von Prof. M. Wislicenus. Geh. je ℳ 5,20, geb. je ℳ 6,—.

„Verf. behandelt darin den Kreislauf des Jahres und die Festzeiten sowie den Lebenslauf des einzelnen von der Geburt bis zum Tode und verspricht als zweiten Teil das häusliche Leben des Schlesiers binnen Jahresfrist nachzuliefern. Er stützt sich dabei auf eine langjährige eigene Sammelarbeit und die Hilfe mancher anderer Sammler und Beobachter. ... Ist das Werk erst vollendet, wird es einen sehr brauchbaren Stein zum Bau der großen deutschen Gesamtvolkskunde liefern." (E. H. Meyer, Freiburg.)

Schlesische Sagen. Von Prof. Dr. R. Kühnau.

Teil I: **Spuk- und Gespenstersagen.** Geh. ℳ 8,—, geb. ℳ 9,—.
Teil II: **Elben-, Dämonen- und Teufelsagen.** Geh. ℳ 10,—, geb. ℳ 11,—.
Teil III: **Zauber-, Wunder- und Schatzsagen.** Geh. M. 12,—, geb. ℳ 13,—.
Registerband. Geh. ℳ 5,—, geb. ℳ 6,—.

Der von Freunden der Volkskunde lange gehegte Wunsch nach einer Sammlung schlesischer Volkssagen geht durch die Herausgabe des vorliegenden Buches in Erfüllung. Auf Grund langjähriger Vorarbeiten bietet hier der Verfasser eine Sammlung des weitzerstreuten Materials, wie es in Zeitschriften und kleinen Sagensammlungen, in älteren Berichten über Sagen (in Landes- und Stadtchroniken, Kuriositätensammlungen und dgl.) und in zahlreichen im Volke umgehenden Volkssagen vorlag. Jede Sage ist in ihrem ursprünglichen Gewand gelassen, nur die mundartliche Fassung wurde der allgemeinen Verständlichkeit wegen ins Hochdeutsche übertragen. Jeder Sage ist der literarische Nachweis beigegeben, so daß sie nachgeschlagen werden kann.

Psychologie der Volksdichtung. Von Dr. Otto Böckel. Geh. ℳ 7,—, geb. ℳ 8,—.

„Wie müßten doch Herder und Goethe, die Brüder Grimm und Uhland voll Freude und voll Dankes sein über dieses Buch, die reife Frucht eines dem Volksliede gewidmeten Lebenswerkes. Die Psyche des Volksliedes hat sich ihm in ihrer vollen Klarheit und Totalität eröffnet, und so kommt sie auch bei größtem Ernst der wissenschaftlichen Darstellung schön und unwiderstehlich in ihrer Macht durch das ganze Buch zum Ausdruck: zur Wirkung auf den Leser. So wird es denn wenig Bücher geben, deren Lektüre in gleich hoher Weise zugleich den anspruchsvollen Gelehrten erfreut und durch Spendung eines ganz auserlesenen Genusses alle Kräfte des Gefühls in seinen Bann zieht." (Frankfurter Zeitung.)

Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt. Von Dr. Otto Böckel. Geh. ℳ 1,—, geb. ℳ 1,25.

„Das Büchlein ist ein erster glücklicher Versuch zur Sichtung und Verarbeitung des reichen Schatzes unserer Volkssage. Von kräftigem nationalen Empfinden getragen, ist es für Freunde unseres Volkstums eine empfehlenswerte Lektüre. Für den, der sich wissenschaftlich mit dem Gegenstand beschäftigen will, wird das Buch, das trotz seines geringen Umfanges alles Wesentliche bietet, ein unentbehrliches Hilfsmittel sein, dessen Wert noch gesteigert wird durch die am Schluß angefügten ausführlichen Quellenangaben."
(Akademische Blätter.)

Naturſagen.

Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden. Mit Beiträgen von D. Armhaus, M. Boehm, J. Bolte, K. Dieterich, H. F. Feilberg, O. Hackman, M. Hiecke, W. Hnatjuk, B. Ilg, K. Krohn, A. von Löwis of Menar, O. Polivka, E. Rona-Sklarek, St. Zdziarski und anderen herausgegeben von Prof. Dr. Oskar Dähnhardt

Band I: **Sagen zum Alten Teſtament.** Geh. ℳ 8,—, geb. ℳ 10,50.
Band II: **Sagen zum Neuen Teſtament.** Geh. ℳ 8,—, geb. ℳ 10,50.
Band III: **Tierſagen.** Teil I. Geh. ℳ 15,—, geb. ℳ 18,—.
Band IV: **Tierſagen.** Teil II. Geh. ℳ 8,—, geb. ℳ 10,50.

„. . . Ein groß angelegter Plan, der uns wertvolle Schätze aus der Geſchichte des Naturgefühls und der Naturerkenntnis in kritiſcher Textform verſpricht . . . Es bedarf keiner genauen Erörterung, um zu beweiſen, welche reichen Werte hier der Geiſtesgeſchichte der Menſchheit erwachſen, dann insbeſondere auch der Geſchichte der Naturbetrachtung und der Naturwiſſenſchaften. Ebenſo ſchöpfen Völkerpſychologie und Religionsgeſchichte aus dieſem Werke. Wir bekommen hier ein buntes und ſeltſames Bild von Worten, Gedanken und Gefühlen über die Natur und ihre Erſcheinungen, vom Urſprung, von der früheſten Lokaliſierung, vom Wandern und von den großen Zugſtraßen dieſer Naturdichtungen, von ihren Entwicklungsgeſetzen und Verwandlungen und der Kraft der Gefühlsumſetzung, die hinter all dem ſteht. Welche faſt unüberſehbare Fülle von Material iſt in dieſer Arbeit zuſammengetragen und kritiſch geſichtet, ein koſtbarer Stoff aus fernen Quellen, der aber ſchon vielfach unter der Laſt des Vergeſſens lag! . . . Es gibt m. E. wenige ſo intereſſante Quellenbücher zur Geſchichte der alten und älteren Naturbetrachtung wie dieſe kritiſche Sammlung."

(Franz Strunz im Allgemeinen Literaturblatt.)

Unſere Pflanzen, ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben.

Von Dr. Franz Söhns. 4. Auflage. Mit Buchſchmuck von J. V. Ciſſarz. Geb. ℳ 3,—

„. . . Für die Trefflichkeit des Buches ſpricht ſchon die dreimalige Auflage innerhalb 7 Jahren. Und in der Tat! der Inhalt iſt geeignet, nicht nur den Botaniker von Fach und den Volksforſcher lebhaft zu intereſſieren, ſondern wir möchten das Buch auch jedem Lehrer der Naturkunde in die Hand geben; denn mit ſeiner Hilfe hört der Botanikunterricht auf, ein nüchterner, lebloſer zu ſein; jede Pflanze gewinnt für den Schüler Bedeutung und Leben, ſobald er erfährt, wie ihr Name entſtanden, was für Sagen, Anekdoten und abergläubiſche Vorſtellungen ſich daran knüpfen."

(Schweiz. Archiv für Volkskunde.)

Arbeit und Rhythmus.

Von Prof. Dr. Karl Bücher. 4. Auflage. Geh. ℳ 7,—, geb. ℳ 8,—

In Büchers Buch, deſſen vierte Auflage wieder viel neues Material und neue Illuſtrationen bietet, werden die Beziehungen zwiſchen „Arbeit" und „Rhythmus" Poeſie und Muſik aufgedeckt, die ebenſo überraſchend wie einleuchtend ſind. Das Buch bietet nicht nur volkswirtſchaftliches, ſozialwiſſenſchaftliches, völkerkundliches und volkskundliches, ſondern ebenſo pſychologiſches und phyſiologiſches, wie literariſches und vor allem muſikaliſches Intereſſe.

„. . . Die übrige Gemeinde allgemein Gebildeter, welche ſich für die Geſamtheit des ſelbſtändigen und weitgreifenden Überblicks über den vielverſchlungenen Zuſammenhang von Arbeit und Rhythmus aufrichtig freuen darf, wird dem bewährten Forſcher auch dafür beſonders dankbar ſein, daß er ihr einen wertvollen Beitrag zu einer Lehre geliefert hat, welche die edelſten Genüſſe in unſerem armen Menſchenleben vermittelt, nämlich zur Lehre von der denkenden Beobachtung nicht nur welterſchütternder Ereigniſſe, ſondern auch alltäglicher, auf Schritt und Tritt uns begegnender Geſchehniſſe."

(G. v. Mayr in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.)

Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000575893
II 144651/3
dublet

VERLAG
LEIPZIG

